This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

R
709
R73
1868
LANE
HIST

LANE

EDICAL LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE AND NATURAL SCIENCES

Mediciniſche Reiſebriefe

aus

England und Holland.

1866 und 1867.

Von

Heinrich Rohlfs.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Fleiſcher.
1868.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behalten der Verleger und der Verfaſſer ſich vor.

6/405

B
818

Seinem Freunde

Herrn Alexander Göschen,

Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Königlich Preußischem Medicinalassessor und praktischem Arzte in Berlin, Redacteur der deutschen Klinik, Mitglied der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, der geburtshülflichen Gesellschaft zu Berlin, der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig, sowie der Norwegischen medicinischen Gesellschaft zu Christiania, des Vereins der Aerzte und Apotheker zu Merseburg, der Kaiserlich Russischen medicinischen Gesellschaft zu St. Petersburg, der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, des ärztlichen Vereins zu München, des Vereins Badischer Aerzte zur Förderung der Staatsarzneikunde und der Kaiserlich Russ. Gesellschaft der Aerzte in Wilna Correspondenten u. s. w.

Dem um die medicinische Journalistik Deutschlands

hochverdienten Gelehrten

in collegialischer Hochschätzung

vom

Verfasser.

Vorwort.

Nachstehende Reisebriefe, an meinen Freund Herrn Dr. Alexander Göschen gerichtet, waren ursprünglich zum Abdruck für die deutsche „Klinik" bestimmt. Ich gab meinen Plan auf, als ich einsah, daß dieselben die Grenzen eines medicinischen Feuilletons überschreiten würden. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, die medicinischen Verhältnisse Englands und Hollands studirt zu haben und darüber ein Referat abzulegen. Die Literatur über diese Disciplin ist überhaupt nur spärlich und seit fünf Lustren ist nichts Neues von Belang erschienen. Die Werke von Joseph Frank, Wagner, Horn, Mühry ꝛc. sind in ihrer Weise alle vortrefflich. Da aber die Medicin wie die Cultur einer beständigen Metamorphose unterworfen ist, da Medicinalreformen in allen Culturstaaten augenblicklich auf der Tagesordnung stehen, da ferner nicht bloß bei den Aerzten, sondern bei den Staatsmännern, Diplomaten, Nationalökonomen und gebildeten Laien immer mehr die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß die sociale Reform unseres staatlichen Lebens nur durch eine vorausgegangene rationelle Reform unseres gesammten Medicinalwesens und speciell unserer hygienischen Verhältnisse gelöst werden kann, so scheint es dringend geboten, die Medicinalverhältnisse aller Hauptvölker im Verhältnisse zu ihrer allgemeinen Cultur einem Studium und einer Kritik zu unterwerfen. Wollen wir in Deutsch-

land eine liberale Medicinalreform, die gleich segensreich für das Publicum, für den Staat, für die Aerzte, für die Wissenschaft und Kunst ist, in's Leben rufen, so müssen wir uns von allen theoretischen Speculationen und bureaukratischen Experimenten fern halten, wir müssen unsere alten abgestandenen, unzeitgemäßen Gesetze abschaffen und alles Gute, das das Ausland uns bietet, willig und gern uns aneignen, wie wir auf politischem und nationalökonomischem Gebiete dies schon längst gethan haben.

Vor allen Dingen müssen auch die Laien für diese Fragen gewonnen werden. Auch die Nicht-Aerzte müssen einsehen, daß die deutsche Medicinalreform nur ein Mittel zum Zwecke ist, und daß es sich bei dieser brennenden Frage nicht bloß um das Interesse der Aerzte und des Publicums, sondern des ganzen Staats und der Wissenschaft überhaupt handelt. Die orthodoxe Medicin hatte nur den Zweck, Krankheiten zu heilen. Die Tendenz der rationellen Medicin ist prophylaktisch, präventiv, universell; sie will nicht bloß Einzelne, sondern ein ganzes Volk körperlich und geistig gesunder, reicher und intelligenter machen.

Dies ist die culturhistorische Mission der neueren Medicin, deren Tragweite von Tage zu Tage an Bedeutung gewinnt.

Wenn diese Briefe dazu beitragen sollten, das Interesse der Aerzte und Laien für die Reformbestrebungen der Medicin anzuregen und anzuspornen, so ist mein Zweck erreicht.

Bremen, 27. Juni 1868.

Heinrich Rohlfs.

Inhaltsverzeichniß.

I. Brief. Seite 1—10.

Auf der Weſer.

Abfahrt von Bremen. — Abſchied von den Patienten. — Charaktere, Conſtitution und Idioſynkraſien derſelben. — Die Weſertour. — Nordenhamm. — Abfahrtsſtation der engliſchen Lloyddampfer. Einſchiffung der Ochſen. — Fahrt nach Bremerhaven. — Die Gouvernanten. — Das Mittagseſſen.

II. Brief. Seite 10—20.

Der Küſte von England gegenüber.

Bremerhaven. — Geeſtemünde. — Fort Wilhelm. — König Georg. — Das Legitimitätsprincip. — Der Dampfer Möve. — Der Verkehr zwiſchen England und Deutſchland. — Die Paſſagiere. — Die beiden Blauſtrümpfe.

III. Brief. Seite 20—24.

Auf der Themſe bei Woolwich.

Der Sturm. — Die crepirten Ochſen und Schafe. — Die Küſte von England. — Der Lootſe. — Cholerahospital. — Auffahrt in der Themſe. — Gravesend, Greenwich, Woolwich. — Die Zollreviſoren. — Landung in Blackwall. — Fenchurchſtreetſtation. — Euſtonſtation.

IV. Brief. Seite 24—32.

Salterswell.

Schnelligkeit der engliſchen Eiſenbahnen. — Die Stationsgebäude. — Engliſche Zeitungen. — Ankunft in Salterswell. — Meine Frau. — Fahren auf den engliſchen Bahnen. — Praktiſches Talent der Engländer. — Beaſtonſtation. — Tarporley. — Leben in Salterswell. — Engliſche Sitten. — Arbeiterfeſt in Tarporley. — Die Ruine Beaſtoncaſtle. — Känguruhs. — Kalkſteingruben. Farrenkraut. — Die engliſchen Aerzte. — Ihre Taxe.

V. Brief. Seite 32—38.

Llandudno.

Abfahrt nach Llandudno. — Die Coupés der Eiſenbahnen. — Die Stadt Cheſter. — Die Wales'ſchen Berge. — Die Kohlengruben. — Ankunft in Llandudno. — Lage deſſelben. — Groß und klein Ormeshead. — Bedeutung des Seebades in England. — Brighton und Margate. — Vorzüge Llandudno's. — Der Buſen von Llandudno. — Der Einſiedler St. Tudno. — Der engliſche Touriſt Aikens. — Das alte Llandudno — das heutige. — Lord Moſtyn. — Die Canaliſation des Orts. — Ruderfahrt in's Meer. — Das Vorgebirge. — Der Felſenpfad. — Strandungen von Schiffen. — Untergang der Sonne.

VI. Brief. Seite 38—41.

Llandudno.

Erſteigung des great Ormeshead. — Die Mahlzeiten der Engländer. — Die Einfachheit der engliſchen Küche. — Das engliſche Brot. — Der Thee. — Die Weine. — Das Reiten der Damen. Fahrt nach dem kleinen Ormeshead. — Das Eſelwettrennen.

VII. Brief. Seite 42—44.

Llandudno.

Picknick auf dem great Ormeshead. — Schlüpfriger Weg. — Die Telegraphenstation. — Prachtige Aussicht. — Das Gibraltar von Wales. — Die Kupferminen. — Juniperusart. — Die alte Kirche. — Segelpartie. — Der Deutsche im Boote.

VIII. Brief. Seite 44—48.

Llandudno.

Abfahrt von Llandudno. — Die englischen Droschken. — Die republikanische Selbstregierung. Bremens Bürgerschaft und Senat. — Rom und Carthago. — Die alte Stadt Conway.

IX. Brief. Seite 48—54.

Llandudno.

Gesundheit und Fruchtbarkeit der alten Bewohner von Wales. — Wales zur Zeit der Römer. — Seine heutige Eintheilung. — Seine Sprachen. — Die alten Fürsten von Wales. — Llewellyn der Große. — Dessen Ermordung. — Eduard I., der Begründer der englischen Einheit. — Owen Glendower. — Der letzte Kampf zwischen Wales und England.

X. Brief. Seite 54—60.

Llandudno.

Die Buchläden von Llandudno. — Llandudno bei Abend. — Interesse der Engländer für Musik. — Die Strandconcerte. — Die deutschen Musikbanden. — Die Zukunftsanatomie und Zukunftsmusik. — Der deutsche Arzt Mayer und der englische Physiker Joule. — Die schönen Augen der Engländer. — Ihr musikalischer Sinn. — Die schönen Künste bei den Deutschen, Italienern und Engländern.

XI. Brief. Seite 60—65.

Llandudno.

Toiletteſtudien. — Die gelben Stiefeln und die rothen Handschuhe der Herren. — Die Herren- und Damenmoden. — Der Schniepel. — Der Chignon. — Die Crinoline. — Die Modefarbe gelb. — Die falschen Haare der Damen. — Das Reiten derselben. — Ihre äußere Erscheinung. — Ihr Glanz.

XII. Brief. Seite 66—68.

Llandudno.

Der Sonntag in England und Deutschland. Die Predigten. — Die Beschäftigungen der Damen am Sonntag. — Besteigung des great Orme's head. — Der alte Kirchhof von Llando church.

XIII. Brief. Seite 68—76.

Bangor.

Abreise nach Bangor. — Das Seebad Penmaenmawr. — Besichtigung der Slate Quarries. — Lord Penrhyn. — Arbeitercolonie Llandegay. — Die beiden Pfeiler in den Slate quarries. — Die Menai Strait. — George's Hotel. — Dessen Lage. — Die englischen Wirthshäuser. — Die Insel Anglesey. — Die Menai-suspension-bridge. — Beschreibung derselben. — Die tubular-bridge. — Stephenson und Telford. — Die Statue des Marquis von Anglesey. — Dessen Verwundung bei Waterloo.

XIV. Brief. Seite 76—85.

Carnarvon.

Aufenthalt in Carnarvon. — Das alte Seguntium. — Das Schloß. — Der Hafen. — Die Besteigung des Snowdon. — Die Jumpers in Wales. — Beschreibung derselben. — Aehnlichkeit mit der Tanzwuth. — Die deutschen Turn- und Schützenfeste. — Der Clerus. — Der obligatorische Turnzwang. — Die Turnomanie.

XV. Brief. Seite 85–88.

Carnarvon.

Aufenthalt in Carnarvon. — Die Sarah Anna. — Fahrt nach der Insel Anglesey. — Die stage coach. — Die outside derselben. — Charakteristisches Benehmen der Engländer auf Reisen. — Die alte Frau von Snowdon. — Der Wales'sche Nationalhut. — Die Wales'sche Sprache. — Ihre Zähigkeit. — Die kleine Statur des Walesen. — Ihre Familiennamen.

XVI. Brief. Seite 89—96.

Llandudno.

Rückfahrt nach Llandudno. — Geschichte von Wales. — Sylvester Giraldus. — Die Stammtafeln der Wales'schen Geschlechter. — Die Sitten und Gebräuche der alten Walesер. — Die Einrichtung des königlichen Schlosses. — Das Dienstpersonal des Königs. — Die Rangordnung. — Stellung der Leibeigenen. — Das Ansehen der Schmiedekunst. — Dieselbe stand über der Arzneikunde. Die Gesetze der alten Walesер. — Die Beschäftigung der Frauen. — Belohnung der verführten Jungfrauen. — Die Strafgesetze. — Der Affah. — Die detaillirten Jagdgesetze der alten Walesen. Ihre 24 Spiele. — Die damalige Erziehung.

XVII. Brief. Seite 96—103.

Llandudno.

Die prophylaktische Bedeutung der Medicin in England. — Das gegenwärtige Militärsystem Deutschlands. — Die allgemeine Wehrpflicht. — Das Landsknechtswesen. — Stehende Heere. — Das Werbesystem das richtigste System. — Die vermeintliche Preßfreiheit Deutschlands. — Die Walesер unter den Engländern. — Die Einigung der Racen. — Die camera obscura auf dem great Orme's head. — Die Contraste in England. — Die drei großen Principien der englischen Politik.

XVIII. Brief. Seite 104—109.

Llandudno.

Die materielle Lage der deutschen Aerzte. — Segelpartie um great Orme's head. — Hugh Hughes unser Bootsmann. — Das Laviren. — Englische Prüderie. — Englische Sitten. — Das Geschmacksorgan der Engländer. — Ansehen des Standes. — Derselbe gilt mehr als Reichthum. — Die Stellung der Gelehrten. — Shopkeeper.

XIX. Brief. Seite 110—113.

Llandudno.

Einfluß der Seeluft auf den Organismus. — Die Apotheker in Llandudno. — Die deutschen Apotheken. — Reform derselben im Zusammenhang mit der Reform der Therapie. — Die Vernachlässigung der allgemeinen Pathologie an den deutschen Hochschulen.

XX. Brief. Seite 113—114.

Llandudno.

Das Harfenständchen unter unserm Fenster. — Conversationshaus fehlt in den englischen Bädern.

XXI. Brief. Seite 114–122.

Llandudno.

Segelpartie. — Noch einmal Hugh Hughes. — Vorstellungen in Deutschland über die englische Medicinalpolizei. — Unterschied der englischen von der deutschen. Die deutsche zu bureaukratisch. — Die englische Gewerbefreiheit — ihre praktische Tendenz. — Charakter der englischen Medicinalpolizei. — Die Medicinalpolizei abhängig von der Cultur des Landes. — Die englischen und deutschen Policisten. — Segelböte und Stagecoaches unter Aufsicht der Polizei. — Ebenso die Wirthshäuser. — Falsches Urtheil in Deutschland verbreitet. — Die Wales'sche Harfe. — Die Wales'sche und Irische Sprache.

XXII. Brief. Seite 122—136.

Llandudno.

Die Sitten und Gebräuche der heutigen Waleſen. — Das Judenthum unter den Medicinern. — Aehnlichkeit der Juden und Waleſen. — Der Aberglaube der letzteren. — Das Leichenlicht. — Die Sitte des Fenſterns. — Die Hochzeitsfeierlichkeiten. — Die Wettrennen des Bräutigams und der Braut. — Die Leichenbegängniſſe. — Die mediciniſche Bedeutung Llandudno's. — Vorzug durch ſeine Lage. — Der Brunnenarzt in den deutſchen Bädern. — Die Aerzte in Llandudno. — Dr. Cooley. — Die Preſſe Llandudno's. — Die sandwichmen. — Die Wales'ſchen Namen. — Die Sage über Vergißmeinnicht.

XXIII. Brief. Seite 136—142.

Salterswell.

Ungerechtes Urtheil der Deutſchen über die Engländer. — Abreiſe von Llandudno. — Das Eiſteddfodfeſt in Cheſter. — Schlechte Ernteausſichten. — Das Alter des Wales'ſchen Nationalfeſtes. — Die Rede von Talhaiarn. — Die nationalen Feſte der Deutſchen.

XXIV. Brief. Seite 142—145.

Salterswell.

Die Bedeutung Tarporley's. — Die dortigen Jagdfeſte. — Die Cathedrale in Bunbury. — Der Einfluß der anglikaniſchen Kirche. — Die engliſche Ariſtokratie. — Die engliſche Kirche herrſcht durch die Frauen. — Die Stellung der unteren Geiſtlichkeit. — Bizarrerie des engliſchen Geſchmacks. Kutſcher William. — Die Witterung dieſes Jahres.

XXV. Brief. Seite 146—152.

Salterswell.

Excurſion nach Cheſter. — Beſchreibung der Stadt. — Die Hallen in den Straßen. — Dr. Waters. — Abſperrung der deutſchen und engliſchen Medicin. — Die engliſchen Blätter lancet und medical times. — Die deutſche mediciniſche Journaliſtik. — Aehnlichkeit mit der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur. — Die Leihbibliotheken. — Die jungen Aerzte und ihre Lecture.

XXVI. Brief. Seite 152—174.

Salterswell.

Die Verſammlung der britiſchen Naturforſcher und Aerzte in Cheſter. — Der vorjährige Präſident Dr. Jeaffreſon. — Die Rede deſſelben. — Der Tod Haſtings. — Dr. Waters, Präſident der diesjährigen Verſammlung. — Deſſen Antrittsrede.

XXVII. Brief. Seite 174—185.

Salterswell.

Unterſchied der british medical association und der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte. — In Deutſchland Gegenſätze zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt. — In Deutſchland nur Staatsuniverſitäten. — Deshalb Emancipation der Medicin. — Reform der deutſchen Naturforſcherverſammlung. — Charakter deſſelben. — Der engliſche Mittelſtand. — Der mediciniſche populus in England. — Die Auffaſſung der Medicin in Deutſchland. — Das Verkaufen und Kaufen der Praxis in England. — Die Armenärzte. — Was der Credit für den Kaufmann, die öffentliche Meinung für den Arzt. — Die mediciniſchen Makler in London.

XXVIII. Brief. Seite 185—210.

Salterswell.

Die Address in Medicine und in surgery auf der Verſammlung der britiſchen Naturforſcher und Aerzte. — Die Rede von John Hughes Bennet aus Edinburg.

XXIX. Brief. Seite 210—255.

Salterswell.

Philoſophiſche Bildung von Bennet. — Aehnlichkeit des Nationalcharakters der Schotten und der Deutſchen. — In England Vorherrſchen der Analyſis, in Schottland der Syntheſis. — Hutcheſon und Adam Smith. — Hume und Black. — Die Repräſentanten dieſer Periode für die Medicin. Cullen und Hunter. — Bennet vertritt den analytiſch-ſynthetiſchen Standpunkt. — Die Rede Bowmans.

XXX. Brief. Seite 256—264.

Salterswell.

Beſuch bei Dr. Waters. — Deſſen Frau. — Die infirmary von Cheſter. — Urtheil von Dr. Waters über Virchow. — Brouſſais und Brown. — Virchow Cellularpathologie. — Die Cathedrale von Cheſter. — Der Kaſtellan. — Die eigenthümlichen Sitze in der Kirche. — Die Hängebrücke. — Die Volland'ſche Conditorei.

XXXI. Brief. Seite 264—265.

Salterswell.

Eaton Hall. — Der Marquis von Weſtminſter. — Der Park des Lord Biring. — Das Patois von Cheſhire. — Die engliſchen Chauſſeen.

XXXII. Brief. Seite 266—274.

Oxford.

Knabenträume. — Abreiſe von Salterswell. — Birmingham und Wolverhampton. — Leamington. — Die engliſchen Soldaten. — Aufenthalt in Bantary. — Ankunft in Oxford. — Die Politik der engliſchen Damen. — Der Reporter des Standard. — Deſſen Urtheil über die Hannoveraner und den König von Hannover. — Die „Times“. — Die Eiſenbahnwaggons erſter Claſſe.

XXXIII. Brief. Seite 274—287.

Oxford.

Aeußerer Eindruck Oxford's. — Die deutſchen Univerſitätsſtädte. — Der Plan Oxford's. — Die Iſis. — Der hiſtoriſche Sinn der Engländer. — Unterſchied der engliſchen und deutſchen Univerſitäten. — Die Colleges und Halls. — Die Mitglieder derſelben. — Die dependent und independent members. — Die engliſchen fellows und Profeſſoren. — Das deutſche Studentenleben. — Die Corps und Burſchenſchaften. — Die Corps die Brutſtätte der Bureaukratie. — Einfluß auf das politiſche Leben Deutſchlands. — Die deutſchen Univerſitäten. — Die Urſache der politiſchen Ohnmacht Deutſchlands. — Das Gothanerthum. — Ausgleich der Gegenſätze in Königgrätz durch Bismarck.

XXXIV. Brief. Seite 287—297.

Oxford.

Wanderungen durch die Stadt. — Das kloſterartige Leben im neuen College. — Die Strafen für Ueberſchreitungen der Ordnung. — Die Frage der Verlegung aller kleinen Univerſitäten nach größeren Städten. — Vorzug der kleinen Univerſitäten. — Nutzen derſelben für das geiſtige Leben. — Die Statuten der Oxforder Univerſität. — Die engliſchen tutors. — Die verſchiedenen Profeſſuren, königliche und Stiftungsprofeſſuren.

XXXV. Brief. Seite 297—302.

Oxford.

Die Eintheilung der Studienzeit auf den engliſchen Univerſitäten. — Die Bedingungen zur Erlangung der verſchiedenen akademiſchen Grade. — Der deutſche Schacherhandel mit dem Titel des Dr. der Philoſophie. — High german doctor. — Die Preiſe in Oxford. — Das Nachtheilige in den Einrichtungen der engliſchen Univerſitäten. — Die Macht der Kirche. — Das Einkommen der Erzbiſchöfe und Biſchöfe. — Profeſſor Jowett.

XXXVI. Brief. Seite 303—310.

Oxford.

Die Radcliffe'sche Bibliothek. — Die Bodleian'sche Bibliothek. — Die arabische Literatur. — Die Curiositäten. — Die Gemäldegallerie. — Die Modelle der verschiedenen Tempel. — Der Tempel der Hindus. — Magdalenen-Halle. — Christ Church college. — Die große Glocke derselben. — Die Gemäldegallerie. — Der Eßsaal. — Der broad walk. — Die übrigen Colleges und Halls.

XXXVII. Brief. Seite 310—317.

Oxford.

Besuch bei Dr. Child. — Dessen Broschure über das Canalisationssystem. — Wanderungen durch die Stadt. — Martyr's memorial. — Das Convocation-house. — Die Clarendon-Druckerei. — Das Ashmolean'sche Museum. — Die Tracht der Professoren und Studenten. — Unterschied der Adeligen von den bürgerlichen durch die Tracht.

XXXVIII. Brief. Seite 317—321.

London.

Ankunft in London. — Wohnung in Conduit street. — Die medicinischen Examina in Oxford. — Der Unterschied von den Colleges und Halls.

XXXIX. Brief. Seite 321—330.

London.

Die fliegenden Buchladen an den Eisenbahnstationen. — Das Anbieten von Zeitungen und Flugschriften. — Die Zunahme der Geisteskrankheiten in England. — Die Volksaufklärung in England nicht so fortgeschritten als in Deutschland. — Die Bell- und Lancaster'sche Methode des Unterrichts. — Die Lancaster'schen Strafmittel. — Die Privatinstitute und Privatanstalten Englands. — Die Reorganisation des englischen Volksschulwesens. — Ueber das Verhältniß der Schule zum Staate und zur Kirche. — Die Aufgabe des Staats. — Die Stellung der deutschen Wissenschaft zum Staate. — Das englische oder das deutsche System? — Die Bestrebungen der Nationalökonomie. — Aufgabe des Staats. — Das englische Beispiel.

XL. Brief. Seite 330—334.

London.

Das Aeußere der Stadt. — Der Kohlenstaub. — Die Canalisirung. — Die Cloakengase. — Eintheilung meiner Zeit. — Stuart Mill. — Orientirung in der Stadt. — Die verschiedenen Theile derselben. — Die unterirdische Eisenbahn.

XLI. Brief. Seite 334—340.

London.

Besuch bei Dr. Paget. — Das Wachsfigurencabinet der Madame Tussaud. — Prince of Bismarck. — Der Verbrechersaal. — Die goldene Kammer.

XLII. Brief. Seite 340—346.

Brighton.

Die Lage dieser Stadt. — Clifton. — Die Trinkanstalt von Mineralwasser. — Der chinesische Palast. — Die Kettenbrücke. — Arnold Ruge.

XLIII. Brief. Seite 346—348.

London.

Die Läden Londons. — Die prächtige side board. — Die Sitte der englischen Damen to go a shopping.

XLIV. Brief. Seite 348—355.

London.

Dr. Savory. — Profeſſor der Phyſiologie am Bartholomäushospital. — Die Stellung der engliſchen Aerzte in der Geſellſchaft. — Einkommen der engliſchen Aerzte. — Einfluß der ſocialen Stellung der Aerzte auf die engliſche Medicin. — Die Bewerbung um die Stellen an den Hospitälern.

XLV. Brief. Seite 355—362.

London.

Die Hospitäler Privatinſtitute. Unterſchied der engliſchen und franzöſiſchen Hospitäler. — Die trustees. — Die governors. — Die Bewerbung der engliſchen Aerzte. — Die conſultirenden Aerzte. — Die Verbindung der größeren Hospitäler mit einer mediciniſchen Schule. — Das Bartholomäushospital. — Das Charing-Croß-Hospital. — Das St. George's Hospital.

XLVI. Brief. Seite 362—368.

London.

Grosvenorplatz-Schule für Medicin. — Guy's Hospital. — King's College. — London Hospital. — Die Londoner Schule für Zahnheilkunde. — St. Mary's-Hospital. — Middleſex-Hospital. — St. Thomas-Hospital. — Univerſity College Hospital. — Weſtminſter-Hospital.

XLVII. Brief. Seite 368—372.

London.

Die Dispenſaries. — Ueber die Urſachen der Krankheiten. — Abſchaffung oder Verminderung der Hospitäler. — Die engliſchen Specialiſten. — Der wiſſenſchaftliche Sinn Londons.

XLVIII. Brief. Seite 372—378.

London.

Die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften und Vereine Londons. — Die mediciniſche Journaliſtik Großbritanniens.

XLIX. Brief. Seite 378—382.

London.

Die Medicinalverhältniſſe Englands. — Die Nothwendigkeit der Reform der engliſchen Medicinalverhältniſſe. — Die dortigen verſchiedenen Claſſen von Aerzten. — Die Verſchiedenheit der engliſchen von den deutſchen Reformbeſtrebungen.

L. Brief. Seite 382—388.

London.

Der Anfang der engliſchen Medicinalreform. — Southwood Smith. — Die Triumphe der Statiſtik. — Die Macht der Preſſe. — Die „nuisances removal Act". — Die public health Act. — Die übrigen Parlamentsgeſetze in Bezug auf die Hygiene. — Die Wirkungen dieſer Geſetze. — Der board of health.

LI. Brief. Seite 389—396.

London.

Die Reform auf dem Gebiete der Medicin. — Das Verhältniß des Arztes zum Publicum. — Die Hauptbeſtimmungen des „medical Act". — Rückſicht dieſes Geſetzes gegen die Ausländer und Coloniſten. — Die Medical Amendment Act von 1859. — Das general council. — Die Zuſammenſetzung derſelben. — Die neue Medical Acts Amendment Bill.

LII. Brief. Seite 396—399.

London.

Professor Savory. — Das Bartholomäus-Hospital. — Lawrence und Fergusson. — Das britische Museum.

LIII. Brief. Seite 399—401.

London.

Das Parlamentsgebäude. — Die Westminster Brücke. — Dr. Sutro. — Der Block. — Die Höflichkeit der Engländer. — Das Haymarkettheater.

LIV. Brief. Seite 401—404.

London.

Besuch des Hydeparks. — Die englischen Parks im Allgemeinen. — Kensington-Gardens. — Die Damen S. — Die Secretairin der Königin Victoria. — Deren Handzeichnungen. — Der Mater Philipp. — Die Stimmung über Bismarck. — Der Ausspruch der englischen Prinzessin. — Bismarcks Politik. — Der zoologische Garten. — Der Orangutang. — Darwin. — Die beiden Chimpansen.

LV. Brief. Seite 404—408.

London.

Aufenthalt in Windsor und Richmond. — Das Schloß daselbst. — Der Windsor-Park. — Prinz Alberts Musterfarm. — Westminsterkirche. — Prinzeßtheater. — Der Apothecary. — Der norwegische Doctor S. — Kunst und Handwerk.

LVI. Brief. Seite 408—413.

London.

Der Krystallpalast zu Sydenham. — Eindruck. — Das Zwergschiff. — Capitain Hudson. — Das deutsche Hospital in Dalston. — Drs. Sutro und Weber. — Dr. Burger. — Dr. Lichtenberg. — Die Geburtsstatistik über England und Schottland. — Das Urtheil von Thomas Buckle über die schottische Religiosität. — Die Cholera in Schottland. — Das Verhalten der Geistlichkeit.

LVII. Brief. Seite 413—422.

London.

Abschied von London. — Bedeutung der Stadt in wissenschaftlicher Beziehung. — Die wissenschaftlichen und materiellen Interessen. — Handelsstädte der Wissenschaft ungünstig. — Bremen und Hamburg. — Die Londoner Universität. — Lord Broughams Verdienste. — Tyndall. — Die englischen Advokaten. — Mr. N. — Der Lehrer William Ellis. — Dessen Verdienste um die Nationalökonomie. — Scott Alison. — Dessen Werke. — Die physikalische Untersuchungsmethode. — Charakteristik der englischen Medicin.

LVIII. Brief. Seite 422—431.

Zwischenahn.

Die Luxemburger Frage. — Von Deutschland nach Holland verschiedene Wege. — Der sächsische und friesische Stamm. — Das Ammerland. — Dessen Eintheilung. — Sein Name. — Politik des Oldenburgischen Hauses. — Der sächsische Charakter des Ammerlandes. — Die Einrichtung der Wohnhäuser. — Der Einfluß derselben auf den Charakter der Menschen. — Das Ammerländische Vieh. — Der Ammerländische Schinken. — Die Gutmüthigkeit der Einwohner. — Das Ferkel und der Säugling.

LIX. Brief. Seite 431—438.

Zwiſchenahn.

Die hieſigen Großhändler. — Die Trichinenungläubigkeit. — Der Hopfenbau. — Die Bienenzucht. — Die Edewechter. — Der Reichthum der Bauern. — Allgemeiner Wohlſtand. — Die Brunnen. — Die Privathygiene. — Die Vernachläſſigung der öffentlichen Hygiene. — Die Schwindſucht.

LX. Brief. Seite 438—451.

Zwiſchenahn.

Das Zwiſchenahner Meer. — Die Lage deſſelben. — Der Garten des Poſtmeiſters Röben. — Die Oldenburgiſche Schweiz. — Die Wittwe Wilken. — Dreibergen. — Die Sage. — Der Geſundbrunnen in Elmendorf. — Das Segelboot. — Der Fiſchreichthum. — Die Leidenſchaft des Fiſchens. — Die Stinte. — Der holländiſche Admiral. — Die hieſige Jagd. — Der Fiſcher Feldbuſen. — Deſſen Verſchlagenheit und Skepticismus. — Die Gerechtſamen der Ammerländer. — Die uralten Böte. — Die Wehen. — Die Methode, Hechte zu fangen.

LXI. Brief. Seite 451—455.

Zwiſchenahn.

Die Sage über die Entſtehung des Zwiſchenahner Sees. — Die Wirthin in Dreibergen. — Die Börſe in Zwiſchenahn. — Die Heiterkeit und der Witz der Ammerländer. — Der Apotheker und ſein Magenbitter. — Die Derbheit der Ammerländer. — Der Beſuch des Großherzogs. — Der Bauer und Herr von Fahrendorf.

LXII. Brief. Seite 455—464.

Zwiſchenahn.

Politik der Grafen von Oldenburg. — Die Urſachen des Ausſterbens des Adels. — Die Herren von Welau. — Der jetzige Großherzog. — Deſſen deutſcher Beruf. — Seine vernünftige Politik. — Hunte-Athen. — Die Kirche in Zwiſchenahn. — Die Geiſtlichkeit des Ammerlandes. — Der Poſtmeiſter Röben. — Der reizende Garten. — Die Badehäuſer. — Die Eiferſucht zwiſchen Weſterſtede und Zwiſchenahn. — Die Ammerländiſche Preſſe. — Die Bremer und Hannoveraner. — Ein Gegenſtand des Ammerländiſchen Spottes. — Die kleine Krümmung der Eiſenbahn. — Dr. Böckel und Gaſtwirth Buſch in Weſterſtede.

LXIII. Brief. Seite 464—466.

Zwiſchenahn.

Apen. — Der Schiffbau. — Die Herren von Apen. — Auguſtfehn. — Die Actiengeſellſchaft. — Die Marienhütte. — Die Gußwaaren. — Die aufblühende Induſtrie.

LXIV. Brief. Seite 466—471.

Emden.

Die Einrichtung der oſtfrieſiſchen Häuſer. — Leer. — Emden. — Der Dollart. — Deſſen ehemalige Blüthe. — Die Eroberung der Stadt durch die Preußen. — Die oſtfrieſiſchen Dörfer. — Das Wahlrecht. — Der oſtfrieſiſche Dialect.

LXV. Brief. Seite 471—478.

Groningen.

Der Engländer im weißen Roß. — Die Schleuſe bei Emden. — Die Entſtehung des Dollarts. — Aehnlichkeit der Holländer, Elſaſſer und Schweizer. — Ueberfahrt nach Delfzyl. — Die holländiſchen Geiſtlichen. — Die holländiſche Feſtung. — Die Gegend zwiſchen Delfzyl und Groningen. — Der holländiſche Kladderadatſch. — Deſſen Witze. — Das Dampfſchiff. — Das Daniederliegen der Induſtrie in Groningen. — Das Aeußere der Stadt.

LXVI. Brief. Seite 478—481.

Groningen.

Der Marktplatz in Groningen. — Die Trottoirs. — Die Hegemonie Hollands zur Zeit seiner Blüthe. — Die Ursachen derselben. — Der Häringsfang. — Der Krieg mit Portugal. — Cromwells Navigationsacte. — Auswanderung der holländischen Capitalien. — Der Zunftsinn der holländischen Compagnie. — Die Ursachen des Verfalls des holländischen Handels.

LXVII. Brief. Seite 481—485.

Groningen.

Das Universitätsgebäude. — Deutsche Einrichtung. — Die dortige Sprache. — Die Börse. — Die Statue des Merkur. — Die holländischen Thürme. — Das Brod. — Die Provinz Groningen und Friedland. — Die Anatomie. — Der Refugié Jäger. — Dessen Welfengesinnungen. — Die Professoren der Facultät.

LXVIII. Brief. Seite 485—490.

Groningen,

Professor Ermerins. — Dessen Bedeutung. — Seine medicinische Richtung. — Kenner des Griechischen. — Sein Wesen. — Unsere Spaziergänge. — Die holländische Medicinalreform. — Die Motive dieser Reform. — Die veränderte Stellung der holländischen Universitäten. — Das Personal der Facultäten. — Ungenügende Zahl.

LXIX. Brief. Seite 490—494.

Groningen.

Das pharmaceutische Studium der Aerzte. — Die Rechnung nach Stüvern. — Die Honorare der Aerzte in Groningen. — Die Harmonie. — Leuwarden. — Franecker. — Der Körperbau der Friesen. — Der Haarputz der Damen. — Die holländischen Schiffer. — Ihr Wohnen auf den Schiffen. — Der Gasthof in Harlingen. — Die Vorzüglichkeit des Thees. — Bereitung desselben.

LXX. Brief. Seite 494—499.

Amsterdam.

Abfahrt von Harlingen. — Der nordholländische Canal. — Der Zuidersee. — Der Eindruck Amsterdams. — Die Unreinlichkeit. — Der zoologische Garten. — Die Museen und Gemäldegallerien. — Die Börse. — Das Krankenhaus. — Die schlechte Einrichtung desselben. — Professor Thilanus. — Dessen Ansichten über Gipsverband. — Seine Behandlung der Syphilis. — Professor Lehmann. — Die Kopfbedeckung der Säuglinge. — Die ehemalige Akademie. — Die Einrichtung der holländischen Kaffeehäuser.

LXXI. Brief. Seite 499—505.

Leyden.

Harlem. — Der holländische Gutenberg. — Der Ausfluß des Rheins. — Das Aeußere Leydens. Die Akademie. — Professor Krieger. — Die vermeintliche holländische Reinlichkeit. — Das Leydener Hospital. — Krieger's chirurgische Ansichten. — Anhänger der Litbotomie. — Zieht die Incision der Injection vor. — Professor Suringar. — Das naturhistorische Museum.

LXXII. Brief. Seite 505—514.

Utrecht.

Die Choleraepidemie in Leyden. — Haag. — Das Hospital in Rotterdam. — Mulder und Donders in Utrecht. — Ueber Land und Leute. — Verhältniß Hollands zu Deutschland. — Die Fehler der Politik. — Die belgische Revolution. — Die holländische Sprache, richtiger Dialect. — Das Thierische derselben. — Der Zukunftskrieg zwischen Frankreich und Deutschland. — Das dereinstige Schicksal Hollands. — Der wissenschaftliche Verfall geht Hand in Hand mit dem politischen. — Ueber die Reorganisation der Universitäten. — Die neue holländische Medicinalverfassung. — Grundbestimmungen derselben. — Dieselbe eine Carricatur. — Die Holländer behängen sich mit deutschen Lumpen. — Heilung dieser Zustände. — Holland muß Deutschland annectirt werden.

I.

Auf der Weſer, 16. Auguſt 1866.

Was denken Sie wohl von mir, verehrteſter Herr College, daß ich Ihren letzten Brief nicht ſchon längſt beantwortet habe? Zunächſt danke ich Ihnen herzlich für die mich betreffenden Nummern der mediciniſchen Centralzeitung, in denen Schultz-Schultzenſtein ſeinem Zorne gegen mich Luft macht. Ohne Ihre freundliche Aufmerkſamkeit würde ich ſchwerlich jemals dieſe Blätter geleſen haben, da die genannte Zeitung in unſerem mediciniſchen Leſecirkel nicht gehalten wird. Für Ihr Anerbieten bin ich Ihnen ſehr dankbar; ſobald ich mich in einer polemiſchen Stimmung befinden werde, ſoll die Aufnahme des mir von Schultz-Schultzenſtein hingeworfenen Fehdehandſchuhs erfolgen. Vorläufig aber ſei, wie in der politiſchen Welt, ein Waffenſtillſtand zwiſchen uns abgeſchloſſen, wenn auch nur als Pſeudokriſe.

Gegen Sie, verehrteſter Freund, hoffe ich aber meine Saumſeligkeit dadurch wieder gut zu machen, daß ich mir erlaube, mein Tagebuch, das ich auf meiner Reiſe nach und durch England zu führen gedenke, an Sie zu richten. Ich bin überzeugt, daß Ihnen, bei Ihrer univerſellen Bildung, es von Intereſſe ſein kann, die Eindrücke, die England auf mein — ich würde ſagen kindliches Gemüth, wenn ich nicht ſo eben die, wie Leſſing ſich ausdrückt, böſen Vierziger angetreten hätte — hervorbringen wird, unverwiſcht und friſch, wie die Sinne ſie mir zutragen, nicht zerſetzt noch entſtellt durch die Reflexion, oder durch kurzſichtige und oft ſchwachſichtige Parteilichkeit,

photographirt zu erhalten. Es giebt ja verſchiedene Arten des Reiſens und ebenſo verſchieden ſind die Zwecke desſelben. Wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich nur reiſe, um mich von den Strapazen der ärztlichen Praxis zu erholen, und daß ich die Zweckreiſen nicht minder verabſcheue als die ſogenannten Zweckeſſen, da im Grunde beide häufig ihren Zweck verfehlen, ſo werden Sie von vornherein es mir nicht übelnehmen, daß ich, da ich eben den Arzt möglichſt von mir abgeworfen habe und nur als Menſch zu reiſen gedenke, Ihnen nicht bloß über mediciniſche Gegenſtände Bericht erſtatte. Dagegen werde ich es denn auch ganz natürlich finden, daß, wenn Ihnen Manches zu langweilig oder mit zu viel epiſcher Breite vorgetragen erſcheinen ſollte, Sie dieſe Stellen gar nicht leſen oder ſie dem unvermeidlichen Papierkorbe überliefern. Als Redacteur der geleſenſten und weitverbreitetſten mediciniſchen Zeitung, ich meine Ihre „deutſche Klinik", — der Sie in richtiger Anticipation, daß Preußen dazu berufen ſei, nicht bloß die wiſſenſchaftliche, ſondern auch die politiſche Hegemonie Deutſchlands ſich zu erobern, vor 19 Jahren, als der Traum einer deutſchen Einheit in eine Seifenblaſe ſich aufgelöſ't hatte, dennoch den vielſagenden Titel, deutſche und nicht preußiſche Klinik gaben — und ferner als Redacteur der „kritiſchen Blätter", dem last not least Kinde der deutſchen mediciniſchen Journaliſtik, iſt der Papierkorb für Sie gewiß ein, wenn auch nicht lieb gewonnenes, doch unentbehrliches Möbel und Requiſit Ihrer Studirſtube. Sollten Sie dagegen einige meiner Mittheilungen für würdig halten, das Feuilleton Ihrer deutſchen Klinik auszufüllen und jene dem Geſchmacke Ihrer Leſer entſprechend finden, ſo gebe ich Ihnen plein pouvoir über mein ganzes Tagebuch. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas; vom Papierkorb bis zum Feuilleton der deutſchen Klinik genügt ein Händewurf. Deshalb verwenden Sie dieſe Blätter wie es Ihnen gutdünkt. Und ſollten Sie es gar für zweckmäßig finden, mich drucken zu laſſen, Sie ſehen, ich bin ſo weit entfernt, den geringſten Druck auf Sie auszuüben, daß ich in dieſem Falle es Ihnen ganz überlaſſe, meinen Mitthei-

lungen einen entsprechenden Titel zu geben. Und auch ohne einen solchen würde ich zufrieden sein, da es Ihnen bekannt ist, daß es mir persönlich, als geborenem Republikaner, nach den Gesetzen unseres kleinen, sowohl preußisch als republikanisch gesinnten Freistaats nicht erlaubt ist, Titel und Orden ohne Weiteres anzunehmen, die Producte meiner Feder daher denselben Gesetzen unterworfen sind.

Bei Ihrer Gewohnheit, selbst jedes Jahr eine Erholungsreise zu machen, — verdankt einer solchen die Literatur doch Ihr reizendes Buch über Vichy — brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, daß gestern, als dem Tage vor meiner Abreise, noch ein heißer Tag für mich war. Ich habe so viele Abschieds- und Höflichkeitsbesuche gemacht, daß ich am Abend ganz heiser war. Wenn man für einige Zeit aus der Praxis sich losreißt, bekommt man recht klar einen Ueberblick über die Art und Weise, wie man in Praxis gekommen ist. Die ganze Vergangenheit wird wie durch eine camera obscura dem Gedächtniß wieder aufgefrischt. Von den Patienten, die Einem bei dem Eintritt in die Praxis das erste Vertrauen schenkten, sind vielleicht nur noch wenige, die man die seinigen nennen kann. Ihre Zahl war ohnehin auch für den vom Glück Begünstigten nicht groß. Die meisten sind bereits wieder heimgekehrt in den mütterlichen Schooß der kühlen Erde. Andere sind uns untreu geworden, haben gar einen andern medicinischen Glauben angenommen und fühlen sich körperlich und geistig wohler bei der allein selig machenden Homöopathie, oder unter der Dictatur des jetzt entschlafenen medicinischen Erschusters oder den Fesseln Priesnitz' oder Schroth's. Die Verschiedenheit der Charaktere der Patienten ist ein anderes Moment, das nicht verfehlen kann, bei einer bevorstehenden Abreise eclatant in die Augen zu springen. Vielen ist es ganz gleichgültig, daß man sie verläßt, wenn sie überhaupt nur einen Arzt haben, von dem sie sich behandeln lassen können. Andere hingegen sind bestürzt, wirklich unglücklich; sie sind so mit ihrem Arzte geistig verwachsen, daß sie sich ungemüthlich, körperlich und geistig

verſtimmt fühlen, ſich einem andern Arzte, der ihre Natur nicht kennt, wie ſie ſich auszudrücken pflegen, anvertrauen zu müſſen. Manchem Arzte erſcheint dieſe oft gehörte Phraſe lächerlich oder als weiter nichts als eine Phraſe. Ich möchte nicht ſo urtheilen. Beim Ausbruch einer acuten Krankheit iſt es für jeden Arzt von der größten Wichtigkeit, ob er die Conſtitution des Patienten bereits kennt, durch frühere, vorausgegangene Krankheiten mit ſeiner Individualität auf's Genaueſte vertraut iſt, oder ob er einen ganz fremden Patienten behandelt, bei dem er erſt durch ein ſcharf und genau angeſtelltes Krankenexamen, woran er aber oft durch die Krankheit verhindert iſt, oder durch eine genaue phyſikaliſche Unterſuchung einen einigermaßen richtigen Blick in die Conſtitution des Patienten ſich verſchaffen kann. Die Idioſynkraſien der Patienten gegen einzelne Mittel und Arzneien ſind ferner ein nicht hoch genug anzuſchlagendes Moment. So zähle ich eine Patientin unter den meinigen, die jeden Sommer, wenn ſie ihre Molkencur durchmacht, hierdurch anhaltende Verſtopfungen bekommt. Genug, man darf obige Redensart nicht als eine bloße Phraſe von der Hand weiſen, vielmehr ließe ſich ein ganzes Buch darüber ſchreiben. Wiederum andere Patienten ſind gradezu erfreut über die Abreiſe ihres Hausarztes, weil ſie nun eine paſſende Gelegenheit haben, denſelben, wie ſie ſelbſt wenigſtens ſich einbilden, mit Anſtand abſchaffen zu können. Zu den ſtellvertretenden Aerzten haben ſie ja kein Vertrauen, folglich kann es ihnen Keiner übelnehmen, wenn ſie ſich nach ihrem Vertrauen einen andern Arzt ausſuchen. Variatio delectat! So denken ſie. Fare thee well and if for ever, if for ever, fare thee well! So denkt der Arzt, der ſie heute zum letzten Male ſieht. Und was kriegt man da nicht Alles zu hören, wenn man eine Erholungsreiſe antritt. Man ſollte ſich oft die Ohren zuhalten oder ſich während dieſer Zeit von einem Ohrenarzte behandeln laſſen, um nicht Alles zu hören. Kurz der Vernünftigen, die da einſehen, wie es recht eigentlich im ſpeciellen Intereſſe des Patienten liegt, wenn ſein Arzt ihn jährlich auf kurze Zeit ſtellvertretenden Händen

anvertraut, um nachher geistig und körperlich erneut und gestärkt, mit frischem Muthe zu seinem abspannenden und aufreibenden Berufe zurückzukehren, — dieser Vernünftigen sind leider verhältnißmäßig nur wenige. Was die Capitalverluste für den Kaufmann sind, das bedeutet eine Erholungsreise in gewisser Hinsicht sehr oft für einen beschäftigten Arzt. Wer darauf nicht gefaßt ist und dies für die Annehmlichkeiten des Reisens getrost mit in den Kauf nimmt, der muß lieber zu Hause bleiben. Die Finanzen des Arztes werden auf keinen Fall durch seine Abwesenheit verbessert. Auf jeden Fall ist eine längere Reise für einen Arzt immer eine Probe des wahren, ungeheuchelten und unbeeinflußten Vertrauens des Patienten.

Doch um auf den gestrigen Tag zurückzukommen, so war das für jede Reise als ein Hauptfactor in Betracht zu ziehende Wetter ganz schauderhaft. Bei in Strömen herabfließendem Regen ohne Ende war es nicht als wenn wir uns Mitte Augusts, sondern bereits Novembers befänden. Noch spät besuchte ich meinen Bruder, um ihm meine Patienten zu übergeben. Gepackt hatte ich schon während meiner Sprechstunde. Ob ich nichts vergessen habe, darüber befinde ich mich noch in glücklicher Unwissenheit. Das wird sich immer noch früh genug auf der weiteren Reise ergeben. Mein Bruder war beim Abschiede sehr besorgt, daß ich mich verschlafen möchte, weil ich mir keinen Nachtwächter zum Wecken bestellt hatte. Er rieth mir sehr dringend, doch noch bei der Nachtwache im Lindenhofe vorzugehen, um mein Versäumniß nachzuholen. Nun ist es mir aber, so alt ich geworden bin, noch nie passirt, daß ich mich verschlafen hätte, und konnte ich daher ganz ruhig sein, daß ich auch dieses Mal zur rechten Zeit aufwachen würde. Und so geschah's. Heute Morgen erwachte ich bereits um 4 Uhr, schrieb noch eilig einen Brunnenbrief für eine Patientin, die heute nach Kreuznach abreisen sollte, und bestieg um 6 Uhr das von Bremen nach Bremerhafen abfahrende Dampfschiff „Bremen", geführt durch Capitain Bering. Jeder Fremde wird eine Tour auf der Unterweser höchst langweilig finden. Schiller hat ja schon durch sein bekanntes

Distichon: „Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff" die ganze Weser in ein höchst übles Renommée gesetzt. Hätte er entweder selbst einmal eine Tour von Hannoversch-Münden — doch da bemerke ich, daß ich mit meiner Terminologie auf den Sand gerathe, da das Königreich Hannover ja jetzt von der Landkarte verschwunden ist; nun ich schreibe ja nicht für Franzosen und deshalb werde ich schon verstanden werden — nach Hameln gemacht, oder die geographischen Verhältnisse dieses Flusses einer oberflächlichen Berücksichtigung gewürdigt, so würde er vielleicht gefunden haben, daß an poetischen Reizen die Weser, mit ihren prächtigen Eichen- und Buchenwäldern und ihren, wenn auch nicht grotesken doch pitoresken Hügeln und Bergen, selbst einen Vergleich mit dem Rhein nicht zu scheuen braucht, von allen großen deutschen Strömen aber der einzige ist, der von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung in's Meer, nur rein deutsches Land durchfließt. Weder vom Rhein, noch von der Elbe, noch auch von der Oder oder Donau kann dasselbe behauptet werden. — Von der preußischen Festung Minden bis zum Leuchtthurm ist aber die Weser die reine Prosa. Nur eine kurze Strecke bei Vegesack und Blumenthal wird die Monotonie der landschaftlichen Scenerie durch liebliche Hügel, Wiesen, Wälder und stattliche Villen unterbrochen. Hier ist es, als ob die Weser, ehe sie sich auf immer in's Meer verliert, den Traum ihrer Kindheit in dem schönen Thüringen noch einmal zu träumen versuchte. Es ist aber nichts weiter als ein Traum, so schnell ist diese wunderbar schöne Oase passirt. Das Bett der Weser wird nun immer breiter, die Deiche immer höher, die hinter denselben liegenden Wiesen immer ausgedehnter, die auf denselben weidenden Kühe und Ochsen immer fetter und mastiger. Denn wir sind jetzt in Nordenhamm, jenem kleinen aber berühmten Hafenorte Butjadingens, des fruchtbarsten Theiles des Großherzogthums Oldenburg, das nicht bloß Bremen und Umgegend, sondern seit einigen Jahren auch England mit Fleisch versorgt. Hier in Nordenhamm verlassen

die nach England beſtimmten Paſſagiere das ſchmucke Dampfſchiff und ſeinen freundlichen, gefälligen Führer, um den an der Brücke bereits zur Abfahrt fertig liegenden Steamer „Möve“ zu beſteigen.

Als ich von Bremen abfuhr, hatten wir ſehr heftige Regenſchauer, ſo daß ich die Reiſe hinſichtlich des Wetters unter üblen Auſpicien antrat. Plötzlich ſprang der Wind von Weſten nach Oſten um, ging dann noch einmal nach Süden, es erfolgten abermals ſtarke Regenſchauer, bis der Wind wieder umſprang. Jetzt in dieſem Augenblick haben wir wunderſchönes Wetter, alle Wolken haben ſich verzogen, und die Sonne ſcheint ſo hell, als wolle ſie es wieder gut machen, daß ſie ſchon ſo viele Tage gleichſam ihre Pflicht vernachläſſigt habe.

Wer Mitglied eines Vereins gegen Thierquälerei iſt, dem rathen wir ſehr ab, die von Nordenhamm einmal wöchentlich nach Hull und einmal nach London fahrenden Dampfſchiffe zu benutzen. Denn es kann in der That keinen widerwärtigeren, grauſameren Anblick geben, als die Einſchiffung der bedauernswerthen Vierfüßler. Das Dampfſchiff liegt an einer langen, weit in die Weſer gebauten Brücke, wie man ſie hier nennt. Dieſelbe iſt in zwei Abtheilungen getheilt, die eine für den Transport des Viehes, die andere für die menſchlichen Paſſagiere. Alle zu verladenden Ochſen, Schafe und Hammel lagern brüllend und blökend, auf einer unmittelbar an den Anlegeplatz ſtoßenden, durch hölzerne Hürden eingefaßten Wieſe. Mittlerweile iſt das Schiff ſo weit hergerichtet, daß die Einladung beginnen kann. Ein Dutzend mit Knüppeln bewaffnete Viehjungen von rohen Geſichtszügen, in ihrem Aeußeren dem Vieh faſt ebenſo ähnlich als den Menſchen, beginnen nun unter fortwährendem Stoßen, Schieben und Schlagen, was ſie mit widerwärtigen rohen Tönen begleiten, die das Vieh aber zu verſtehen ſcheint, dasſelbe nach der Brücke hinzudrängen. An der ganzen Seite der Brücke hin, haben ſich dann rechts und links Gruppen aufgeſtellt, um, falls ein Ochſe oder Schaf verſuchen ſollte, an einer Stelle ſtehen zu bleiben oder vom rechten Pfade abzuweichen, durch

beſtändiges Schlagen und Stoßen ſie dem Dampfſchiffe zuzutreiben. Sind ſie dann endlich an dem anderen Ende der Brücke angelangt, ſo beginnt erſt die ſchlimmſte Paſſage. Die bei weitem größeſte Zahl kommt in das Zwiſchendeck und den unteren Raum des Schiffes. Der Zugang hierzu kann natürlich nur auf einer geneigten, ſchiefen Ebene erfolgen. Wenn nun auf dieſer auch Querbalken eingeſchlagen ſind, ſo genügt eine ſolche Vorrichtung für Menſchen zwar ganz vollſtändig, aber nicht für das arme geplagte Vieh, das den Zweck derſelben, die Füße dagegen zu ſetzen, natürlich nicht kennt und daher bei jedem Schritt entweder vor- oder rückwärts ausgleitet, wenn nicht zufällig die Füße an einem ſolchen Querbalken Stütze finden. Nachdem der untere Raum des Schiffes ganz gefüllt iſt, wird das Verdeck vollgeladen. Nur vorn und hinten iſt ein ganz kleiner Raum für die erſte und zweite Cajüte reſervirt, die ſich daher mit dem Vieh auf einer Ebene befinden. Ueber dieſe beiden Cajüten iſt dann vorn und hinten noch ein kleines Verdeck gebaut und beide ſind durch eine lange, ſchmale Brücke verbunden, ſo daß man, wenn das Schiff gefüllt iſt, den Vorder- und Hintertheil des Schiffes nur durch dieſe ſchmale, an der einen Seite des Schiffes befindliche Brücke, über den Häuptern der Ochſen und Schafe dahinſchreitend, erreichen kann. Leichter als die Einſchiffung der Ochſen iſt die der Schafe und Hammel, die, um deren diverſe Eigenthümer erkennen zu können, mit verſchiedenen Farben auf dem Rücken angeſtrichen ſind, und die bekannte Gewohnheit zeigen, daß wenn nur ein Leithammel vorangeht, die übrigen ohne ſich lange zu bedenken und das ungewohnte Terrain zu recognosciren, oft in ſchnellem Trabe folgen. Dieſe Einſchiffungsſcene dauerte mit kurzen Unterbrechungen drei Stunden. Da die herankommende Fluth aber noch nicht genug Waſſer gebracht hatte, um das ſchwerbeladene Schiff mit Sicherheit abfahren laſſen zu können, ſo mußten wir noch eine weitere halbe Stunde warten. Auf der Tour nach dem, in einer kleinen Stunde zu erreichenden Bremerhafen, wurde das Mittagseſſen eingenommen und man hatte jetzt Gelegenheit

einen Ueberblick über die in erster Cajüte fahrenden Passagiere zu gewinnen. Außer mir waren es noch drei Herren und sechs Damen. Von letzteren schienen zwei verheirathet zu sein oder wenigstens in den Jahren sich zu befinden, wo ein, aus Höflichkeit natürlich nicht näher zu bezeichnendes, gewisses verhängnißvolles Stadium bereits begonnen hat. Die vier jüngeren Damen waren sämmtlich Gouvernanten, von denen drei nach England und eine nach Frankreich wollte. Seit einigen Jahren haben außer den Ochsen und Schafen, die Gouvernanten (versteht sich, sans comparaison) angefangen, einen wichtigen Exportartikel von Deutschland nach England zu bilden und kann man sicher darauf rechnen, unter der Zahl der Passagiere immer einige Gouvernanten zu finden.

Die Quantität des Mittagsessens war wenigstens für die dreifache Zahl der Passagiere berechnet, über die Qualität läßt sich wenig sagen. Es war herzlich gut gemeint, aber man mußte mit dem Willen vorlieb nehmen. Die Suppe war einestheils so fett, daß man löffelweise das Fett hätte abfüllen können, anderntheils so von dem Ochsen- und Schafgeruch, der die ganze Atmosphäre des Schiffes stärker als Moschus und Patschouli es vermögen, durchdrang, geschwängert, daß bei aller Resignation doch eine Diogenesnatur dazu gehört hätte, sie zu essen. Das Roastbeef litt an inveterirter Härte, und das Gemüse war nach englischer Weise bloß in Wasser gekocht, wahrscheinlich in der guten Absicht, um die deutschen Magen allmälig an die englische Küche zu gewöhnen. Letztere Sitte will ich durchaus nicht tadeln, da sie in zarter Rücksicht auf den Magen der Passagiere vorgenommen ist. Der Uebergang würde zu jäh sein, wenn man nach überstandener Seekrankheit auf einmal an die englische Küche sich gewöhnen sollte. Es ist deshalb als eine sehr weise Einrichtung hervorzuheben, daß der Anfang hierzu bereits auf dem Dampfschiffe gemacht wird. Nur der Wein war untadelhaft und preiswürdig. Doch da haben wir Bremerhafen erreicht, nicht ohne vorher einen Lootsen an Bord genommen zu

haben, denn das Anlegen an die Außenſeite des neuen Hafens iſt ſchwierig und erfordert die allergenaueſte Kenntniß des Fahrwaſſers. Für heute leben Sie wohl!

II.

Der Küſte von England gegenüber.

Ob Sie mich wohl tadeln werden, daß ich geſtern Ihrer nicht gedacht habe? Gedacht habe ich ſehr viel und ſehr oft an Sie, nur nicht — ſchreibend. Und noch in dieſem Augenblick wird das Schreiben mir ſehr ſchwer, da die Bewegung des Schiffes noch recht heftig iſt, indem die Wellen ſehr hoch gehen. Doch ich will den unterbrochenen Faden meiner Erzählung von vorgeſtern wieder aufnehmen, und Sie werden mir verzeihen. Um nun nicht zu oft in die Lage zu kommen, Verzeihung erbitten zu müſſen, daß ich Ihnen kein Tagebuch „verbo tenus“ liefere, ſondern möglicherweiſe mitunter, nach guter alter Studentenweiſe, mehrere Tage ſchwänze, ſo bitte ich ein für alle Mal um einen Generalablaß. — Es giebt ja bekanntlich im Menſchenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt und eine Frage frei hat an das Schickſal — ſolch' ein Moment war für mich der ganze geſtrige Tag. Denn wir haben keinen Sturm, ſondern einen kleinen Orkan erlebt. Doch wie geſagt, ich will an meine unterbrochene Erzählung wieder anknüpfen.

Es iſt ein wunderbares Leben, das ſchwimmende Leben auf dem Waſſer. Durch nichts wird man mehr an die Veränderlichkeit der ganzen Natur und unſerer ſelbſt, an das tempora mutantur nos et mutamur in illis erinnert, als durch das Seeleben, das durch die Veränderlichkeit des Wetters einem beſtändigen Wechſel unterworfen iſt. So erging es uns am 16. Kaum hatten wir uns wieder eine halbe Stunde des Anblicks der lieben Sonne erfreut,

als abermals der Wind nach Weſten umſprang, und der Regen in Strömen herabfiel, nachdem die Sonne ſich in ihre innerſten Gemächer verkrochen hatte.

Als wir in Bremerhafen-Geeſtemünde glücklich am Landungsplatze angelangt waren, ſahen wir dort den zweiten Act des in Nordenhamm begonnenen Viehdramas aufführen. Abermals mußten unſere unglücklichen Naſen- und Ohrennerven $1^1/_2$ Stunde lang durch die widerwärtigſten Reizmittel aufgeregt werden. Der einzige Unterſchied war der, daß die auftretenden — Thiere — andere waren, und die Scenerie ſich gleichfalls verändert hatte. Grade wie auf den Auswandererſchiffen eine Muſterkarte von allen deutſchen Volksſtämmen anzutreffen iſt, ſo konnte man hier die verſchiedenartigſten Ochſen und Schafe ſtudiren. Dem Seemann paſſirten ſie alle unter dem Namen „Magdeburger", der Thierarzt aber verrieth mir, daß ſie nicht bloß aus der preußiſchen Provinz Sachſen kämen, ſondern auch die von dort exportirten Thiere die ſchönſte Race ſeien. Abermals alſo ein Stück weiter gekommen in der deutſchen Einheit! Wirklich, wenn Sie mit angeſehen hätten, wie gut dieſe verſchiedenartigſten Ochſen und Schafe aus dem deutſchen Oberlande ſich vertrugen, und wie die auf unſerm Schiffe ſchon befindlichen niederdeutſchen ihnen begrüßend entgegen brüllten und blökten, wie dies vom Lande aus erwiedert wurde und wie, nachdem die Einſchiffung glücklich vollendet war, und der vorher ſchon ſo enge Raum ſo zuſammengeſchrumpft war, daß man nur Schafwolle und Ochſenfelle, aber nicht den geringſten Fleck Boden mehr entdecken und im eigentlichſten Sinne des Worts kein Apfel mehr zur Erde fallen konnte — wenn Sie geſehen hätten, wie aber unter allen Vierfüßlern die innigſte Freundſchaft und Liebe herrſchte, ſo daß wenn ſie menſchlicher Gefühle fähig geweſen, ſie ſich gewiß in die Arme geſtürzt wären und vor Freude und Schmerz geweint hätten, dann, ſage ich, würden Sie nicht den geringſten Zweifel mehr gehegt haben, daß die verſchiedenen deutſchen Volksſtämme durch geeignete Mittel ebenſogut unter einen Hut gebracht werden könnten

und ſich eben ſo friedlich miteinander vertragen würden, wie feindlich ſie ſich auch in dieſem Augenblick noch gegenüber ſtehen mögen. Sollten wir Deutſchen denn unter den Ochſen und Schafen ſtehen? Warum nicht ein Beiſpiel an ihnen nehmen! Sollte nicht ſchon dieſer Gedanke allein, aber noch mehr das Verſpeiſen dieſer verträglichen und friedfertigen Ochſen und Schafe als Beefſteaks und Cotelets, die wir in unſer Blut verwandeln, dazu beitragen, uns einig zu machen? Leider fehlt uns eine Philoſophie des Eſſens, und es thut wirklich Noth, daß dieſem dringenden Bedürfniß durch irgend einen modernen Schopenhauer abgeholfen wird. Eine Reiſe nach England auf einem Lloydſteamer würde ihm das nöthige Gedankenmaterial leicht und ausreichend verſchaffen und an einem Syſtem würde es ihm dann ſchon von ſelbſt nicht fehlen. Iſt es doch ein Vorrecht von uns Deutſchen vor andern Völkern, ſogar Syſteme ohne Inhalt gehabt zu haben! In der That, verehrteſter Freund, ich kann Ihnen verſichern, daß der Gedanke an die deutſche Einheit, die ſich hier vor meinen Augen ſo plaſtiſch vollzog, mich über die vorher geſchilderten Widerwärtigkeiten bei dieſem zweiten Acte viel leichter hinwegführte und auch fähig gemacht hätte, noch einem dritten Acte, wenn es nöthig geweſen wäre, mit beizuwohnen. Diplomaten von Fach hätten wahrlich hier Gelegenheit gefunden, Studien zu machen, und zwar weniger bei den Ochſen als bei den Schafen. Es gewährte einen eigenthümlichen Eindruck, dieſe ganze Heerde, auf der vor dem Außendeiche befindlichen Wieſe, wie ein zuſammenhängendes Ganze ſich herumtreiben zu ſehen, bald nach der einen Seite hin, bald nach der andern, bald den Deich hinauf, bald hinab. Es war, als wenn Ein Gedanke ſie regierte — 100 Seelen und Ein Gedanke, 100 Herzen und Ein Schlag — und doch war es wieder nur ein Leithammel dem alle folgten. Unwillkürlich fiel mir hier die ſchöne Scene aus der Odyſſee ein, in der Polyphem ſeinem Leithammel, der den Odyſſeus unter ſich trug, in ſo rührender Weiſe ſein Leid klagte. Die Leithammel haben alſo ſchon im grauen Alterthum eine bedeutende Rolle geſpielt, und daß

ſie auch heute noch in Function ſind, das ſehen wir täglich in unſern Volksverſammlungen, Ständeverſammlungen und ſelbſt in der Wiſſenſchaft. Die Leithammel der Wiſſenſchaft haben oft kein anderes Verdienſt, als von einem großen Troß von Schülern gefolgt zu werden, die die Apotheoſe ihres Herrn und Meiſters in alle Welt ausposaunen und dadurch ihrem Vorbilde etwas ähnlich zu werden hoffen. — So viel iſt ausgemacht, daß die Diplomatie, wenn ſie Erfolg haben will nach Innen, erſtlich angelegentlichſt danach ſtreben muß, ſich die Leithammel zu gewinnen und zweitens, die Menſchen möglichſt in Schafe zu verwandeln. Dann ſind alle Preßgeſetze, Preßproceſſe und Repreſſionsmaßregeln überflüßig. Dies ungefähr waren die Gedanken, die mich bewegten, als ich vom Schiffe auf das Getriebe am Ufer hinüberſah. — Unter der zahlreichen Menſchenmaſſe, die ein anlegendes Dampfſchiff in einer Hafen- und Auswandererſtadt immer herbeilockt, hatte mein Auge bald ein Individuum entdeckt, bei dem ich die Diagnoſe auf Mitreiſen- oder Mitleidenſchaft ſtellte. Um meine Cajüte daher für mich allein zu reſerviren, gewann ich den Steward und veranlaßte ihn, dieſelbe abzuſchließen. Jede kleine Nebencajüte iſt eigentlich für zwei Perſonen beſtimmt, von denen die eine in der obern, die andere in der untern Coje ſchlafen muß, d. h. wenn ſie kann. Da die Luftmenge aber nach den Principien der Phyſiologie nicht einmal für eine Perſon ausreicht, ſo lag mir ſehr viel daran, mein state-room, wie der Kunſtausdruck lautet, für mich zu behaupten. Dies gelang mir denn auch vollſtändig. Die übrigen Paſſagiere mußten bis auf Einen, den ich ſchlechtweg den Dicken nennen will, ſich zu Zweien in ihren kleinen Raum theilen.

Bremerhafen und Geeſtemünde gewähren mit ihrem Maſtenwalde und in der That großartigen Docks einen impoſanten Anblick. Bremen mit ſeiner Schlachte und Hamburg mit ſeinen duc d'Alben können ſich beide gar nicht damit meſſen. Bremerhafen, eine der jüngſten Städte Deutſchlands, wird nach 100 Jahren wahrſcheinlich eine der erſten ſein. Es ſind jetzt kaum 40 Jahre verfloſſen, ſeit an dieſer,

bis dahin wüſten Stätte der erſte Spatenſtich zum neuen Hafen geſtochen wurde. Trotz allen Beſchränkungen, die der jungen Stadt von Seiten der Hannoverſchen Regierung und auch von ihrer Mutterſtadt bislang auferlegt wurden — ſo mündet z. B. die Bahn, die Bremerhafen mit ganz Deutſchland in Verbindung ſetzt, eine halbe Stunde von der Stadt — iſt dieſelbe mächtig emporgeblüht, zählt jetzt an 10,000 Einwohner und zeigt die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß, wie aus dem jährlichen Einkommenſchoß erſehen werden kann, unter den Einwohnern mehr ſind, die über 500 Thaler als unter 500 Thaler Einkommen haben. Dies iſt ein ſehr günſtiger Maßſtab für die Wohlhabenheit des Orts. Alle Einſichtigen und die Zukunft richtig Beurtheilenden haben daher auch die Anſicht, daß in 50 Jahren Bremen in Bremerhafen liegen, d. h. daß der Markt, den Bremen durch den Patriotismus ſeiner Bürger bis jetzt dort noch behauptet hat, mit der Zeit ſich ganz nach Bremerhafen hinziehen wird. Beſchleunigt wird dieſer Proceß natürlich durch die jetzt ſich vollziehende Einheit. Wenn alle kleinen deutſchen Staaten erſt von der Landkarte verſchwunden ſind, und ſtatt des Königreichs Preußen ein Kaiſerthum Deutſchland verzeichnet ſein wird, dann muß Bremerhafen um ſo raſcher ſeiner großen Zukunft entgegeneilen. Keine Seeſtadt, weder Rotterdam, noch Hamburg oder Amſterdam wird dann mit Bremerhafen rivaliſiren können. Die hygieniſchen Verhältniſſe dieſes Orts ſind aber nicht günſtig. Er liegt auf einer ſehr ſchweren Seemarſche, an der Grenze des berühmten Landes Wurſten, das wie die meiſten Seemarſchen eine Bauernrepublik war und durch großen Reichthum und Freiheitsſinn ſeiner Bewohner noch jetzt ſich auszeichnet. Alle Bohrverſuche haben noch nicht dazu geführt, ein trinkbares Waſſer zu liefern. Von Bremerlehe, das eine halbe Stunde entfernt auf der Geeſt liegt, wird vermittelſt einer Waſſerleitung genießbares Trinkwaſſer Bremerhafen zugeführt. Der Fremde muß ſich daſelbſt erſt vollſtändig acclimatiſiren und hat gewöhnlich in der erſten Zeit viel von dem endemiſch hier herrſchenden kalten Fieber zu leiden. Eben

dieſe Ungeſundheit des Orts hält ſehr Viele ab, ſich in Bremerhafen niederzulaſſen. Wer aber geſund und ſtark iſt und raſch Geld zu verdienen wünſcht, dabei eine tüchtige Arbeitskraft beſitzt, der geht gern dorthin. Leute, die längere Zeit dort gelebt haben, verſichern, es ſei dort ein vollſtändig amerikaniſches Leben, die deutſche Gemüthlichkeit vermiſſe man gänzlich. Alles geht nur auf's Geſchäft aus, und alle Geſchäfte werden, da es bis jetzt dort noch an einer Börſe fehlt, in den Wirthshäuſern abgemacht.

Einen traurigen Anblick gewährte das den Hafen beherrſchende, in Bremerhafen gelegene, ehemalige Hannoverſche Fort Wilhelm, dieſes Trutz Bremen. Nicht bloß waren die Kanonen, die ſonſt ihre langen gähnenden Schlünde den vorüberſegelnden Schiffen entgegenſtreckten, ſondern auch die obligate gelbweiße Fahne verſchwunden, und es hieß, daß ein ſpeculativer Wirth das Fort gemiethet habe, um darin eine großartige Bierhalle anzulegen. Sic transit gloria mundi! Aus einer Feſtung eine Bierhalle — erinnert das nicht auch ſchon an Amerikanerthum? Auf jeden Fall iſt es leichter eine Feſtung in eine Bierhalle zu verwandeln, als eine Bierhalle in eine Feſtung, obgleich auch das, wie alles Andere, ſchon dageweſen ſein mag. Hier wundert man ſich natürlich noch über ſo Etwas. In Amerika würde es aber ebenſowenig auffallen als es dort auffällt, wenn ein Holzhacker oder ein Schneider das Glück, vielleicht richtiger Unglück haben, die Präſidentenwürde zu erreichen. In Deutſchland gehören ſolche Metamorphoſen in das Gebiet des Unmöglichen, weil die erſte Grundbedingung zur Glückſeligkeit, die volle, unbeſchränkte perſönliche Freiheit uns noch mangelt. So lange wir Deutſchen in der großen Mehrzahl noch nicht einmal über die Principien der nationalen Wohlfahrt einig ſind, ſo lange für allgemeine Erwerbfreiheit ſtrebende Leute noch als Revolutionäre und Ketzer betrachtet werden, ſo lange werden wir nie, weder ein freies noch ein einiges Volk werden. Und doch ſtimmte der Anblick des verlaſſenen Forts Wilhelm mich malgré moi zur Wehmuth, in Rückſicht auf das klägliche Ende eines der älteſten

deutſchen Fürſtenhäuſer. Noch die letzte Handlung des Georg Rex, ſeine in der Schlacht bei Langenſalza — nicht in, ſondern während derſelben, hätte ich ſagen ſollen — getragene Uniform mit den ſorgfältig darauf befeſtigten, beim Campiren im Kornfelde auf dieſelbe gerathenen Hälmchen und Stäubchen dem Welfenmuſeum zu ewigem glorreichem Andenken zu überſenden, charakteriſirt die krankhafte Eitelkeit dieſes unglücklichen Fürſten, deſſen trauriges Geſchick am Ende großentheils dadurch herbeigeführt wurde, daß er körperlich ſchon ſeit ſeiner Jugend blind, von ſchlechten Rathgebern umringt war, die Sorge trugen ihn auch geiſtig zu blenden und ihn ſo in's Verderben ſtürzten. Ja, es iſt eine denkwürdige Zeit, in der wir leben! Nicht das Volk verjagt ſeine Fürſten, ſondern von ihren eigenen Collegen werden ſie ihres Thrones beraubt, den ſie bis an's Ende aller Dinge feſtbegründet wähnten. Niemals hat das Legitimitätsprincip einen ärgeren Stoß erlitten. Das Schwert ſiegt vollſtändig über die Ränke der Diplomatie und Legitimiſten, und Preußen erntet jetzt die Früchte, nicht bloß der Schlacht von Sadowa, ſondern auch von Belle alliance, um die es auf dem Wiener Congreſſe auf das Schnödeſte betrogen wurde! — Von dieſer beiläufigen Excurſion auf das Gebiet der Politik auf die „Möve" zurückkehrend, finden wir, nachdem es inzwiſchen 3 Uhr geworden, das Geſchäft der Einſchiffung definitiv beendet und auch die neuen menſchlichen Paſſagiere bereits im Beſitz ihrer state-rooms.

Die Maſchine ſetzt ſich in Bewegung und hinaus geht es in die offene See — ſo glaubt vielleicht der mit der Geographie der hieſigen Gegend nicht ganz Vertraute. Nach einer halben Stunde iſt Bremerhafen unſern Blicken entrückt. Die Ufer treten immer weiter zurück, die Weſer gewinnt hier eine Breite von 3 Stunden, und kaum kann man die beiden Ufer bei dem bezogenen Himmel und dem fortwährenden Regen noch erkennen. Und doch befinden wir uns immer noch auf der Weſer. Dieſelbe hat aber hier ſchon vollſtändig den Charakter des Meeres angenommen. Die impoſanten Wogen und ihre grüne Farbe zeigen uns an, daß wir nur

geographiſch uns noch auf einem Fluſſe, in Wirklichkeit aber ſchon auf dem Meere befinden. — Die „Möve“ iſt einer der beſten Lloyddampfer. Sie eignet ſich beſonders zur Ueberfahrt für Gouvernanten, indem ſie das einzigſte Dampfſchiff iſt, das eine Stewardeß beſitzt. Der Capitain iſt einer der tüchtigſten Seeleute, ruhig, ernſt und beſonnen. Das Schiff hat eine Länge von 208 Fuß, war früher nicht ſo lang, erſt kürzlich war es bei einem längeren Aufenthalt in Hull um 50 Fuß vergrößert. Während ſonſt die erſte Cajüte am hinteren Theil des Schiffes, am ſogenannten Spiegel ſich befindet, iſt ſie auf der „Möve“ unmittelbar am Bugſprit. So weit die erſte Cajüte reicht, iſt das Deck mit einem Geländer eingefaßt, ſo daß in Wirklichkeit die Cajüte ſich nicht im Raume des Schiffes, ſondern über dem Verdecke befindet. Von dieſem oberſten Verdeck gelangt man erſt durch eine Treppe in die Cajüte und von dieſer durch eine Thür auf das eigentliche Hauptverdeck. Dieſes iſt aber nicht von Menſchen zu paſſiren. Letztere ſind zum Spazierengehen allein auf das kleine Cajütenverdeck angewieſen. Das ganze große Hauptverdeck iſt ein ausſchließliches Privilegium der vierfüßigen Auswanderer; ſie ſind alſo hier die eigentlich Privilegirten. Der hintere Theil des Schiffes enthält für die zweite Cajüte dieſelbe Einrichtung, wie der vordere Theil. Durch eine lange, über das Hauptverdeck führende Brücke ſind Vorder- und Hinterdeck miteinander verbunden. Die Paſſagiere der erſten Cajüte haben das Recht, dieſe Brücke über den Köpfen der Vierfüßler hin, zu paſſiren und, wenn es ihnen vorn zu eng wird, nach dem Hinterdeck zu ſpazieren, um ſich die Paſſagiere der zweiten Cajüte einmal anzuſchauen. Die Paſſagiere zweiter Cajüte dürfen aber nicht das vordere Deck beſchreiten. Wenn Sie nun hinzunehmen, daß noch eine dritte Claſſe von Paſſagieren, die des bloßen Hinterdecks, beſteht, die ihrerſeits nicht die zweite Cajüte betreten dürfen und auch die Nacht auf dem Hinterdeck ſich aufhalten müſſen, ſo ſehen Sie, daß die Dampfſchiffe im Grunde für eine vierfache Claſſe von Paſſagieren eingerichtet ſind, oder wenn Sie wollen, für zwei Haupt-

claſſen, für die, welche ihre Ueberfahrt ſelbſt bezahlen und für ſolche, die ſie für ſich bezahlen laſſen. Es könnte Ihnen auf den erſten Augenblick hart erſcheinen, daß es eine beſondere Claſſe von Deckpaſſagieren giebt, und Sie wundern ſich vielleicht, daß das Verdeck von ſolchen benutzt wird. Und doch kann ich Ihnen ſagen, daß grade dieſe Claſſe ſich am allerreichlichſten rentirt und ungefähr mit den Stehwagen vierter Claſſe rangirt, die man in vielen Gegenden für die minder wohlhabenden Theile des Volks hat. Der Verkehr zwiſchen England und Deutſchland iſt viel größer in den unteren Ständen als in den höheren. Z. B. die meiſten Zuckerbäcker in den Zuckerraffinerien ſind Deutſche, eine Menge von deutſchen Matroſen dienen auf der engliſchen Kauffahrtei- und Kriegsmarine, die deutſchen Handwerksgeſellen ſind in ganz England ſehr geſucht, die gewöhnlichen Muſikbanden an allen Badeplätzen beſtehen hauptſächlich aus Deutſchen und Böhmen. Alle dieſe können aber nicht viel Geld für die Ueberfahrt anwenden; je billiger die Fahrpreiſe, deſto eher lockt ſie der höhere Verdienſt nach England, und ſo kommt es, daß die Deckspaſſagiere in der Regel die zahlreichſten ſind. Ueberdies iſt es wenigſtens in der milderen Jahreszeit nicht ſo hart, auch die Nacht auf dem Decke zuzubringen; einestheils werden die Meiſten ſeekrank, und alle die von dieſer Krankheit befallen worden, ſuchen von ſelbſt das Verdeck auf, weil dies die größte Linderung verſchafft und dem Körper beſſer bekommt, als wenn man in geſchloſſener, ſchlecht ventilirter Cajüte die Sache abmacht; anderntheils iſt es auf dem Waſſer nie ſo kühl wie auf dem Lande. Das Seeklima kennt nicht die Extreme des Landklimas; hohe Hitze und hohe Kälte ſind beide unbekannte Factoren. Ueberdies währt ja die Reiſe ſelten länger als 48 Stunden; gewöhnlich gebraucht der Dampfer nur 40—42 Stunden. Hierbei will ich Ihnen noch bemerken, daß ſogleich, wenn man an Bord des Dampfers gekommen iſt, vom Kellner gefragt wird: ob man ſich in Board geben oder Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen jedes beſonders bezahlen wolle? Wer ſich in Board begiebt, bezahlt für Alles drei Thaler

Courant, was auf den ersten Augenblick sehr billig erscheint; dennoch thun die Meisten besser, sich nicht in Board zu geben. Wer von der Seekrankheit ergriffen wird, kann doch nichts essen; versucht er es, so ist es nur, um den Göttern des Meeres, resp. den Fischen den Tribut nicht zu versagen. Nachdem wir das frugale Mittagessen eingenommen hatten, tranken wir Caffee, der nichts zu wünschen übrig ließ.

Um 7 Uhr Abends gelangten wir endlich in die hohe See; die Wellen wurden jetzt noch höher, die Bewegung des Schiffes schaukelnder. Präcise 8 Uhr wurde zum Abendessen aufgefordert. Man sah natürlich dieselben Gesichter wie am Mittag, von den Damen aber nur noch drei, von denen die eine eine Engländerin zu sein schien; die andere stammte ihrem Dialecte nach aus Braunschweig. Wer nur einmal in seinem Leben einen Gang über den Bremer oder irgend einen andern größeren Jahrmarkt gemacht hat, dem wird das: „Heeren Se mäl, mein Herr, nehmen Se Sich een Bischen was mit", unvergeßlich in den Ohren klingen, und er wird von allen Dialecten Deutschlands den braunschweigischen am leichtesten wieder herausfinden. Die beiden Damen waren übrigens sehr gelehrt, so daß ich es nicht wagte, mich in ihre Unterhaltung hineinzumischen, obgleich der Gegenstand ihres Gesprächs sehr verführerisch für mich war. Nachdem sie anfänglich über Trichinen, Trichinenkrankheit, Trichinenmanie und Trichinenfurcht sich unterhalten hatten, kamen sie auf einen chemischen Gegenstand und wurden dabei so heftig, als wenn zwei chemische Reagentien zusammentreffen. Um was sie sich stritten? um etwas sehr Hand- oder vielmehr Mundgreifliches, indem sie eben es verspeisten, nämlich ob das Gelbe oder das Weiße des Eies mehr Eiweißstoff enthalte? — Ob die beiden Damen praktisch wohl eben so gut die Kochkunst auszuüben verstehen, als sie theoretisch über chemische Gegenstände disputirten? Fast möchte ich es bezweifeln; denn immer habe ich gefunden, daß die sogenannten Blaustrümpfe sehr schlecht in den gewöhnlichen culinarischen Angelegenheiten bewandert waren. Mir

iſt ein Fall bekannt, wo ein mit ſeinen ſieben Häuten gebratener Haſe die Veranlaſſung zu einer Eheſcheidung gab. So viel iſt mir klar, daß es gewiß viel mehr glückliche Ehen geben würde, wenn die Hausfrauen beſſer das Kochen und etwas weniger Chemie und Götterlehre verſtänden, die in den „höheren Töchterſchulen“ ja jetzt überall Gegenſtände des Unterrichts geworden ſind. — Daß der norddeutſche Thee beim Abendeſſen nicht fehlte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Seine chineſiſche Abkunft war übrigens ſehr ſchwer zu conſtatiren; vielleicht war er darauf berechnet, daß in London die Cholera herrſchte; denn in der That, es war nichts als eitel Pfeffermünzwaſſer. Da ich übrigens ſehr müde war, ſo kroch ich um 9 Uhr ſchon in meine Coje und hatte das Glück, trotz des immer heftiger werdenden Sturmes, bald in einen ſanften Schlaf zu fallen.

III.

Auf der Themſe bei Woolwich.

Als ich am andern Morgen um 8 Uhr aufwachte, ſtand ich ſofort auf, wurde aber durch die ſtoßende Bewegung des Schiffes von einem ſo ſtarken Schwindel ergriffen, daß es mir ſchwarz vor den Augen wurde. Die Beſinnung verging mir, und ich wäre ſicherlich umgefallen, wenn es in der kleinen Cajüte nicht an Platz dazu gefehlt hätte. So ſank ich denn auf das kleine Sopha nieder und machte, als ich wieder zu mir kam, daß ich ſofort wieder in meine Coje zurückgelangte. Ein furchtbarer Sturm erhob ſich jetzt. So eng die Coje war, konnte man doch nicht auf einer Stelle liegen, man wurde von links nach rechts geſchleudert; ich mußte mich mit den Händen feſthalten, damit ich nicht aus der Coje geworfen

wurde. Der Regen und die Wellen wurden gegen die Wände des Schiffes gepeitscht; dazwischen hörte man das Rollen des Donners, und die Blitze erhellten den dunkeln Raum. Dies dauerte bis Mittag, da machte ich den zweiten Versuch aufzustehen; aber es ging mir ebenso wie am Morgen und als es mir auch am Abend nicht besser ging, ergab ich mich in mein Schicksal. Es wurde mir nicht bloß theoretisch, sondern praktisch klar, daß das Wesen der Seekrankheit in einer Blutleere des Gehirns besteht, die als erstes Symptom den Schwindel bedingt. Als ich am Abend nur einige Secunden länger aufblieb, wurde mir sofort auch übel. Die Uebelkeit legte sich aber sogleich, als ich mich wieder horizontal hinlegte. Ich war sehr hungrig, wagte aber nicht, etwas zu essen; Wasser mochte ich auch nicht trinken, ich zog es vor ein Glas Portwein zu mir zu nehmen. Die jetzt folgende Nacht werde ich nie vergessen. Der Sturm nahm noch an Intensität zu und artete in einen förmlichen Orkan aus. Ich mußte alle meine Kräfte anstrengen, um mich auf meinem Lager zu behaupten. Erst gegen Morgen wurde es ruhiger, und fand ich den bisher vergeblich gesuchten Schlaf. — Als ich am Sonnabend Morgen das Verdeck bestieg, traf ich dort schon zwei der mitreisenden Herren und zwei der Damen. Der Capitain erzählte mir, daß wir den ganzen vorigen Tag nur 5 Stunden weiter gekommen wären; hätte er die Maschine stärker arbeiten lassen, so würden sämmtliche Schafe und Ochsen umgekommen sein. Bei dem umsichtigen und vorsichtigen Fahren crepirten im Ganzen nur 60 Schafe und 4 Ochsen. Sie wurden sofort über Bord geworfen. Nach den englischen Gesetzen dürfen todte Thiere nicht eingeführt werden, wohl dagegen geschlachtetes Vieh. Mehrere im Sterben begriffene Schafe wurden daher rasch geschlachtet, und die Haut ihnen abgezogen. Die Thiere sterben meistens an der Wirkung des Seewassers.

Gegen Mittag bekamen wir die englische Küste in Sicht — sanft aufsteigende Kreidefelsen, unterbrochen von Dünen und Wäldern. Bald waren wir von einer Menge von kleinen Schiffen,

größtentheils Fiſcherböten umkreiſt. Theils lauern ſie auf das Vieh, das mehr oder weniger von jedem Lloyddampfer über Bord geworfen wird, das ſie als gute Priſe auffangen, und um es an die Küſte bringen zu dürfen, noch nachträglich ausſchlachten; theils ſind es Lootſen, die ihre Dienſte anbieten. Jedes Schiff iſt verpflichtet, einen Lootſen anzunehmen, wenn ſich einer anbietet. Paſſirt in dem Falle, daß kein Lootſe am Bord geweſen iſt, ein Unglück, ſo bezahlt die Aſſecuranz nicht. Die Taxe beträgt bis London 10 £. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien denn auch ein junger Lootſe. Er brachte ein großes Placat mit, das er angewieſen war, beim Beſteigen des Schiffs, dem Capitain zu übergeben. Es enthielt eine Aufforderung der engliſchen Regierung an die Schiffsführer, alle Fälle von Choleraerkrankungen ſofort zur Kenntniß der Regierung zu bringen und die Patienten an das, auf der Themſe in einem Schiffe errichtete Cholerahospital abzuliefern, um der weiteren Verbreitung der Krankheit Schranken zu ſetzen. Einer meiner Reiſegefährten, der auf der ganzen Ueberfahrt eine große Furcht vor der Cholera ausgeſprochen hatte, und fortwährend, um der Anſteckung vorzubeugen, alle möglichen, am Bord befindlichen Bittern durchprobirte, vom Bonecamp bis zum Menſchenfreund, wurde leichenblaß und zitterte wie Espenlaub, als er das Placat durchgeleſen. Wahrſcheinlich ſah er ſich in Gedanken auf dem ſchwimmenden Cholerahospitale internirt, fern von allen Herrlichkeiten Londons. Gewöhnlich kommt der am Donnerſtag von der Weſer abfahrende Dampfer am Sonnabend Abend in London an. Als ich den Capitain um die Stunde der Ankunft fragte, theilte er mir mit, daß wir diesmal auf keinen Fall vor Sonntag Morgen, vielleicht erſt gegen Mittag in London ankommen würden. Das war auch für mich keine frohe Botſchaft, weil ich ſchon am Sonnabend Abend in Salterswell erwartet wurde. Eine große Annehmlichkeit dagegen war es, wenigſtens den ganzen Tag oben auf dem Deck ausharren zu können. Der Wellenſchlag war freilich noch hoch genug. Doch verſpürte ich keine Anfälle von Schwindel und blieb

deshalb ruhig oben. Gegen 11 Uhr Nachts langten wir in Thameshaven an, einem Anlegeplatz gleich am Ausfluß der Themse in den Ocean. Hier wurde die Ausschiffung der Ochsen vorgenommen. Dieser Act dauerte die ganze Nacht hindurch, bis 5 Uhr Morgens, so daß an Schlaf nicht zu denken war. Wir mußten dann noch bis 6 Uhr auf das Eintreten der Fluth warten, ehe wir abfahren konnten. Es war ein wundervoller Morgen. Eine Auffahrt der Themse bis London ist allein eine Reise nach England werth. Gravesend, Greenwich, Woolwich halten fortwährend das Auge in Spannung. Ueppige Wiesen, bewaldete Hügel, dazu das Gewühl von großen und kleinen Schiffen vom verschiedenartigsten Bau, und allen Nationen der Welt angehörig, verleihen dieser Gegend einen wunderbaren, nicht zu schildernden Reiz. Wie verschwinden hiergegen die Reize Blankenese's und Vegesack's! Wer einen Begriff von Englands Größe und Macht erlangen will, der braucht bloß die Themse mit der Fluth aufzusegeln. Auf der Fahrt dahin kamen die Zollrevisoren an Bord. Es waren sehr humane Männer; die Untersuchung des Gepäckes wurde sehr oberflächlich vorgenommen. Sie fragten nur nach Cigarren; als ich erwiederte, daß ich keine hätte — ich hatte nämlich wirklich keine bei mir, weil es mein Vorsatz war, in England nicht zu rauchen — standen sie von einer weiteren Untersuchung ab. Nach einem Paß wurde nicht gefragt, sondern nur nach Namen und Stand; beides notirten sie sich. Um $9^1/_4$ Uhr langte das Schiff bei Blackwall an. Eine Menge Gesindel trieb sich hier am Pier umher und bot seine Dienste an, zum Transport des Gepäckes. Der sehr aufmerksame Capitain ließ das meinige an die unmittelbar an den Anlegeplatz stoßende Station tragen. In wenigen Minuten gelangte ich auf der Eisenbahn nach Fenchurchstreetstation. An der Station befinden sich vierräderige und zweiräderige Cabriolets. Letztere sind bei uns in Deutschland nicht gebräuchlich; der Kutscher sitzt oben und hinten und leitet von hier aus sein Pferd. Ich nahm mir solch' ein Handsome, hatte für Gepäck nicht besonders zu bezahlen und fuhr nach der un-

gefähr 3/4 Stunde entfernten Euſtonſtation. Der Kutſcher fuhr brillant; ich kam grade noch früh genug, um mit dem um 10 Uhr auf dem North-Weſtern Railway abgehenden Zuge abfahren zu können.

IV.

Salterswell.

Das war ein Gewühl auf dem Bahnhof in Euſtonſtation! Wäre ich einige Minuten ſpäter gekommen, ſo hätte ich die Nacht in London bleiben müſſen, da am Sonntag nur wenige Züge fahren. Jedem Deutſchen muß die große Schnelligkeit auffallen, mit der auf engliſchen Bahnen gefahren wird; auch der Aufenthalt an den Stationen iſt viel kürzer. Die Stationsgebäude ſind in der Regel ohne allen architektoniſchen Schmuck gebaut; die engliſche Solidität dagegen vermißt man an keinem, an den größern Stationen ſind ſie meiſt von Eiſen aufgeführt. Eine ungeheure Menſchenmenge wogte in Crew, wo 3—4 Eiſenbahnen münden, und in der großen Halle 4 Züge aus verſchiedenen Richtungen zuſammentrafen. Ich hatte zur Begleitung in meinem Coupé nur einen Reiſegefährten, der, als er ſich eine Cigarre anzünden wollte, zuvor um meine Erlaubniß bat. Mit meinem Engliſch wurde ich beſſer fertig, als ich dachte. Seit 20 Jahren hatte ich mich mit engliſcher Lectüre nicht mehr beſchäftigt, geſprochen hatte ich es eigentlich nur wenig auf dem Gymnaſium — daß mir daher manchmal ein Wort fehlte, war nur zu natürlich. Auf irgend einer Station kaufte ich mir eine von den ellenlangen Zeitungen, um mich in der Politik au fait zu halten. Es war wunderſchönes Wetter, ſeit lange endlich wieder ein ruhiger, ſonniger Tag. — Wir durchſchnitten mit raſender Schnelligkeit ſchön bebaute Gegenden und große Städte.

Um 4½ Uhr kam ich wohlbehalten auf dem Bahnhof in Beaſton-ſtation an. Ich ſaß in einem der letzten Waggons und als ich heraus ſah, erblickte ich mein geliebtes Weib auf dem Perron ſtehend. Sie ſah ſehr traurig aus, weil ſie wahrſcheinlich glaubte, ſie habe abermals den Weg vergeblich gemacht. Als ich ſie bei ihrem Namen rief, fuhr ſie freudig zuſammen. Aus dem Waggon ſpringen und uns in den Armen liegen, war ein Augenblick. Die gute Frau weinte Freudenthränen, hatte meinetwegen eine furchtbare Angſt ausgeſtanden, da es auch hier die letzten Tage ſo ſehr geſtürmt hatte. — Mein Gepäck wurde mir ſofort ausgeliefert. Gepäckſcheine ſind in England nicht üblich. Die Conducteure müſſen ein wunderbares Gedächtniß haben; denn von Verwechslungen hört man höchſt ſelten. Ueberdies war mir auf der ganzen Tour von London kein einziges Mal mein Billet zum Vorzeigen abgefordert worden. In Deutſchland iſt dies bekanntlich anders. Da muß man wenigſtens auf jeder Hauptſtation ſein Billet wieder vorzeigen. Solche Umſtändlichkeit kennt man in England nicht. Alles iſt hier darauf berechnet, Zeit zu erſparen und ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten möglichſt wenige Inconvenienzen zu bereiten. Hat man ſein Billet gelöſt, iſt eingeſtiegen, und hat der Conducteur ſich davon überzeugt, daß man nicht blind fährt, ſo bekümmert ſich während der Fahrt Niemand mehr um uns. Erſt wenn man auf der Endſtation ausgeſtiegen iſt, wird das Billet abgefordert. Es liegt auf der Hand, daß hierdurch derſelbe Zweck erreicht wird, ohne wie es in dem bureaukratiſchen Deutſchland und Frankreich der Fall iſt, ſo vielfach das Publicum zu moleſtiren. Wie unangenehm iſt es, auf größeren Strecken, wenn man vielleicht eben eingeſchlafen iſt, von dem Reviſion haltenden Conducteur geweckt zu werden, obwohl erſt vor einer Stunde derſelbe Act mit uns vorgenommen iſt! Wahrlich, wir Deutſchen können noch gar Mancherlei von den Engländern lernen. So wenig beliebt auch die Engländer in dieſem Augenblick in Deutſchland ſind, wegen der fehlerhaften Politik, die die engliſche Regierung in der ganzen ſchleswig-holſteiniſchen Affaire

beobachtet hat und auch zu Anfang des preußisch-österreichischen Krieges zu beobachten schien, so muß man den Engländern doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in den meisten praktischen Dingen unsere Lehrmeister sein können.

Beastonstation in der Grafschaft Cheshire liegt recht anmuthig an einem Hügel. Unten an der Station stand ein Brougham, die mich erwartende Equipage der Mrs. D. In raschem Trabe fuhren wir nun durch die kleine Stadt Tarporley nach Salterswell. Die Herrin des Hauses empfing mich an der Thür. Ich wurde auf's Herzlichste aufgenommen. Nachdem ich mich wegen meines Reiseanzuges entschuldigt und Toilette gemacht hatte, begab ich mich in das Drawing Room, wo ich die übrigen Familienmitglieder kennen lernte, die beiden Schwestern der Dame des Hauses, ihren Bruder nebst Frau und ihren einzigen Sohn. Das dreistöckige, in rothen Ziegelsteinen, wie alle übrigen Häuser in der Grafschaft, aufgeführte Gebäude liegt sehr reizend am Fuße eines Hügels. Vor dem Hause befindet sich ein hübscher Vorgarten. Von dem Drawing Room, das sich durch die ganze untere rechte Hälfte des Hauses erstreckt, gelangt man durch eine Flügelthür in den reizend angelegten und sorgfältig unterhaltenen Blumengarten, der sich in Form einer schiefen Ebene von dem Hügel bis zur Landstraße hinabzieht. An der Grenze von beiden entspringt eine silberklare Quelle, die wahrscheinlich diesem Herrenhause den Namen gegeben hat. Denn Well, als Substantiv, bedeutet im Englischen Brunnen. Der ganze Garten besteht aus drei Abtheilungen, dem Blumengarten, Küchengarten und der großen mit üppigem Grase bedeckten Wiese. Durch eine Weißdornhecke wird der Gemüsegarten von der Wiese getrennt. Dieselbe ist aber nicht so hoch, um das Ueberschauen der ganzen Wiese zu verhindern. Dieselbe ist an den andern Seiten von einer großen Hecke eingezäunt, die auf einem Walle von Steinen steht, grade wie man es in ganz Schleswig-Holstein findet. Eine kleine Mauer trennt den Blumengarten von dem Küchengarten. In letzterem befindet sich an der einen Seite der Mauer ein Wein-, an der andern ein

Gewächshaus, oder wie die Engländer ſagen, ein greenhouse. An dem andern Ende der Mauer bemerkte ich ſehr viele digitalis, Fingerhut, von den Engländern fox gloves, Fuchshandſchuhe genannt. Einen ſehr hübſchen Anblick gewähren im Vorgarten die zu beiden Seiten der Hausthür befindlichen, 4—5 Fuß hohen Fuchſien. — Um 10 Uhr Abends gingen wir zu Bett. Unſer Zimmer iſt uns im erſten Stocke angewieſen und nach engliſcher Sitte ſehr wöhnlich eingerichtet. Man hat von da aus eine prächtige Ausſicht über die, alle von einer Hecke eingeſchloſſenen, bis nach dem 1½ Stunde entfernten Beaſtoncaſtle, einer alten Ritterſchloßruine, ſich hinerſtreckenden Wieſen und auf die Berge von Wales. Am andern Morgen ſchlief ich bis 8 Uhr, da ich von den Strapazen der Reiſe ſehr ermüdet war. Um 8½ Uhr erſchallte die Glocke, uns zum Frühſtück zu rufen. Die Herrin des Hauſes ſitzt am obern Ende des Tiſches, eine Maſchine mit ſiedendem Waſſer vor ſich habend, ſo daß ſie nach Belieben Caffee oder Thee bereiten kann. Schinken, Eier und Sardinen bilden eine nothwendige Zugabe zu einem engliſchen Frühſtück. Natürlich darf auch der Toaſt (geröſtete Brotſchnitte) nicht fehlen, den meine Frau, die ſchon eine halbe Engländerin geworden war, leidenſchaftlich gern ißt; ich konnte denſelben keinen Geſchmack abgewinnen. Später machte ich mit meiner Frau einen ſehr hübſchen Spaziergang, zu einem der zu dem Gute gehörigen farmer houses. Nachdem um 12 Uhr der Bruder der Mrs. D. nebſt Frau abgereiſt war, um längere Zeit in Italien zu verweilen, wurde präciſe 1 Uhr zu Mittag gegeſſen. Die Hausfrau präſidirte und machte die Honneurs. Am unteren Ende des Tiſches ſaß ihr Sohn. Vor dem Eſſen wurde von der Dame des Hauſes ein kurzes Gebet geſprochen, eine Sitte die in den meiſten beſſeren engliſchen Familien herrſcht. Es wurde dann in höchſt heiterer Laune gegeſſen, und die Erlebniſſe der letzten Tage durchgeſprochen. Der Bediente wartete auf. Nachdem abgegeſſen, wurde abermals ein kurzes Gebet geſprochen. Noch muß ich einer eigenthümlichen Sitte Erwähnung thun, da ſie bei uns in Deutſchland

unbekannt iſt. Nachdem das Tiſchtuch abgenommen war, ließ die Herrin ſich noch einmal zwei Sorten Wein bringen und fragte Jeden, welche Sorte er zu trinken wünſche. Da ich die ſchweren Weine überhaupt nicht liebe, ſo blieb ich bei derſelben Sorte, die ich während des Eſſens getrunken hatte. Caffee, gleich nach dem Eſſen oder während des Nachmittags, wurde nicht getrunken. Am Nachmittag war in dem kaum 10 Minuten entfernten Tarporley ein großes Arbeiterfeſt. Die verſchiedenen unteren Stände haben in England, wie es auch in vielen Gegenden Deutſchlands vorkommt, eine gemeinſchaftliche Caſſe, aus der der Einzelne, gegen einen regelmäßigen jährlichen Beitrag, bei Sterbefällen, Krankheiten u. ſ. w. eine beſtimmte Summe ausbezahlt erhält. An dem Tage der alljährlich Statt findenden Rechnungsablage wird dann ein Zweckeſſen veranſtaltet, wobei es recht luſtig hergeht. Es wird hier eine Art Kirmes damit verbunden. So waren eine Menge Kuchenbuden aufgeſchlagen, aber noch mehr, in denen bloß Haſelnüſſe feilgeboten wurden. Zahlreiche Gruppen von Männern, Frauen und Kindern aller Altersclaſſen waren auf der Straße verſammelt. Um 4 Uhr Nachmittags fuhren wir nach der alten Ruine Beaſtoncaſtle. Dieſelbe liegt ſehr romantiſch auf einem 300 Fuß ſich erhebenden Hügel. Wir fuhren bis zu dem Fuße deſſelben, dabei die Eiſenbahnſtation paſſirend, wo ich geſtern angekommen war. Der ganze Hügel iſt von einer 6 Fuß hohen Mauer eingefriedigt, damit die auf demſelben zahlreich weidenden Hirſche und Rehe nicht entweichen können. Aus den Steintrümmern der alten Burg iſt am Eingang ein Thurm und ein kleines Haus für den Wärter erbaut worden. Der jetzige Eigenthümer iſt ein reicher Londoner Kaufmann, der dieſe ganze Beſitzung gekauft hat und Sorge dafür trägt, daß die Ruine nicht weiter verfällt. Gleich am Eingange befindet ſich ein beſonders abgetrenntes Gehege in dem 10 Kängurus weideten. Sie waren alle ſehr zahm, hüpften gewöhnlich auf den Hinterbeinen, ſelten auf allen Vieren. Beſonders hübſch ſah es aus, wenn ſie auf allen Vieren, ſowie die Pferde Galopp anſpringend,

liefen. Sie hießen ſämmtlich Nanny. Sie beſitzen bekanntlich unter ſich eine Taſche, worin ſie ihre Jungen mit ſich ſchleppen. Dieſe Taſche nennt man pouches, und Grieben irrt ſehr, wenn er die Reiſetaſche in ſeinem Manual als travelling pouches bezeichnet; richtig allein iſt carpet bag. Kein Engländer würde es verſtehen, wenn ein Deutſcher von ſeinem travelling pouches zu ſprechen anfinge; erſterer würde dann entweder an die Känguruhs oder an Taback denken.

Der Weg bis zum Gipfel der Ruine iſt ziemlich ſteil, doch nur ſo, daß man zur Noth noch mit einem Wagen hinauffahren kann. Die Höhe über dem Meere beträgt 560 Fuß. Der Eingang zur Burg iſt von zwei viereckigen, aus rothem Sandſtein erbauten Thürmen beherrſcht. Außerdem zählt man in Form von Baſtionen noch 5 runde Thürme. Nach Südweſten fällt der Hügel ſteil ab, und muß hier die Vertheidigung am ſtärkſten geweſen ſein. In der Mitte des innern Schloßplatzes befindet ſich ein 560 Fuß tiefer Brunnen. Wir ließen einige Lichter hinab; ſie erſchienen natürlich immer kleiner, zuletzt ſo klein, daß man ſie kaum noch erkennen konnte. Da es heute ſehr neblig war, ſo konnte man die Berge von Wales nicht ſehen. Dagegen war die Ausſicht auf den, nur durch ein tiefes Thal getrennten, gegenüber liegenden Berg prachtvoll. Derſelbe iſt ganz mit Wald bewachſen und gehört auch dem Eigenthümer von Beaſtoncaſtle. Auf ſeiner höchſten Spitze befindet ſich ein ſchönes, in altem normanniſchem Stil erbautes Schloß. Hinter dieſem erhebt ſich ein dritter Berg, der noch etwas höher iſt. Nachdem die Ruine von uns beſehen war, beſuchten wir die vielen, am Fuße des Berges befindlichen, Sandgruben. Dieſer Berg beſteht nämlich aus Kalkſtein, während die ganze Gegend hier nur rothen Sandſtein enthält, dieſelbe Maſſe, wie es ſcheint, aus der der Helgolander Felſen beſteht. Der Stein trocknet aber ſo raſch, daß er an der Luft gleich hart wird. Dieſe Gruben erſtrecken ſich über eine Viertelſtunde weit unter dem Erdboden und erinnern an das Gertrudenbergerloch bei Osnabrück, in dem in alten Zeiten die Fehm-

gerichte abgehalten worden ſind. Am Abhange des Beaſtoncaſtle ſteht ſo viel Farrenkraut, daß es gemäht und getrocknet zur Streu ſtatt Stroh gebraucht wird. Die Arbeiter waren grade damit beſchäftigt, das auf dieſe Weiſe gewonnene Stroh einzubringen. Im raſchen Trabe fuhren wir dann durch Tarporley nach Salterswell zurück. — Heute machten wir gegen Mittag einen Spaziergang nach Utkingtonhill, einem eine halbe Stunde entfernt liegenden Hügel, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht genießt. Ueberall hat hier die Gegend denſelben freundlichen Charakter. Ueppige Wieſen, von Wällen und hohen Hecken eingeſchloſſen, zerſtreut liegende Höfe. Man glaubt ſich nach Angeln verſetzt. Der ganze Erdboden beſteht aus rothem Sandſtein; an einigen Stellen iſt die Erdkrume nur einen halben Fuß hoch. Die Farbe des Sandſteins iſt wie geſagt ganz die des Helgolander; dagegen iſt er nicht ſo porös und mürbe, da er zu leichteren Bauten noch zu verwenden iſt. Heute wurde ein zweites Feſt von einem im Range etwas höher ſtehenden Verein gefeiert. An demſelben betheiligten ſich auch der eine Arzt des Städtchens, Dr. S. und der Paſtor C., der den Titel Rector führt. Früher, und dies iſt noch gar nicht lange her, erhielt letzterer den Zehnten aller Einkünfte des Bodens. Jetzt iſt aber ſein Gehalt fixirt. Der Arzt iſt ein ſogenannter general practitioner, hat aber den Edinburgher Doctortitel, wegen erſterer Eigenſchaft iſt er natürlich zugleich Apotheker. Dieſe Einrichtung iſt für kleine Städte und das Land ganz vortrefflich. Miß D., die Schweſter der Herrin des Hauſes, meinte: nur paſſe ſie nicht für die kleinen Leute, dieſe klagten oft darüber, daß der parish doctor ihnen nicht genug Medicin gäbe. Zu den parish doctors, dasſelbe was bei uns die Frei- oder Armenärzte ſind, werden nur general practitioners genommen, aus Rückſichten der Sparſamkeit. Thäte man dies nicht, ſo müßten ſtatt deſſen drei andere Claſſen von Medicinalperſonen eintreten, der physician, surgeon und der chemist. Letzterer repräſentirt unſere deutſchen Apotheker. Hätte bei uns das Medicinalweſen, wie in England, ſich frei von Einflüſſen des Staats entwickelt, ſo gäbe

es bei uns nicht so viele Gegenden, wo nicht bloß die ärmeren, sondern auch wohlhabenden Leute auf medicinische und pharmaceutische Hülfe gänzlich verzichten müssen. — Der heute hier sein Fest feiernde Verein führte eine große Processsion auf, die mich an das katholische Frohnleichnamsfest erinnerte. Vor unserm Hause wurde Halt gemacht. Voran marschirte eine Musikbande aus Nantwich. Dieselbe spielte gar nicht übel. Die Theilnehmer des Festzugs trugen theils rothe, theils blaue Schärpen. Einige von ihnen hatten Stäbe, Scepter und andere Insignien in den Händen, die sie nach einem bestimmten Rhythmus hin und herschwenkten. Nachdem ein Stück gespielt war, ging Mrs. D. hinaus und nöthigte den Pastor herein, derselbe hat ein wohlgenährtes Gesicht; die Selbstzufriedenheit und Gutmüthigkeit leuchtet aus seinen Augen und ist er, wie mir gesagt wurde, in seiner Gemeinde, sehr beliebt. Mr. C. verweilte nicht lange, da der Zug bald aufbrach, und er, als einer der Honoratioren, sich demselben wieder anschließen mußte. Unter dem Klange der Musikbande zog der Zug dann in die Stadt zurück. Den ganzen Nachmittag regnete es, doch war es ein so feiner Regen, daß man es beinahe Nebel hätte nennen können. Der Weizen, wie die Gerste und der Hafer sind bereits gemäht, die Garben stehen aber alle noch draußen. Roggen habe ich fast gar nicht gesehen; er wird wenig gebaut, da man kein Roggenbrot ißt. Das gröbere, etwas dunkel aussehende Weizenbrot unterscheidet sich von dem unsrigen dadurch, daß es nicht gebeutelt ist.

Der regnerische Nachmittag brachte mir eine interessante Unterhaltung mit Miß D. über die medicinischen Verhältnisse Englands. Sie ist darin sehr bewandert, und ich habe manches von ihr erfahren, was ich früher nicht wußte. Der reine physician, der Mitglied des royal college of physicians ist, steht an Ansehen und Würde am höchsten. Ihm folgt der surgeon, der sich selbst aber ihm gleichstellt. Nicht denselben Rang nimmt der Landarzt ein, der meistens ein general practitioner ist, manchmal auch von einer Universität den Doctortitel sich erworben hat. Erstere beide

nehmen für jeden Beſuch eine Guinee, alſo 21 shillings = einen sovereign und einen shilling. Gewöhnlich wird ein ſolcher in eine £ Note eingewickelt, da die Guineen nur mehr eine nominelle Münze ſind. Doch habe ich noch eine geſehen, in der Münzſammlung des jungen D., des Sohnes unſerer gütigen Wirthin. Der Apothekerarzt bekommt für jeden Beſuch 5 shillings, oder er macht drei Beſuche für eine Guinee. Innerhalb dieſer Grenze bewegt ſich ſein Honorar. Alle Claſſen von Aerzten machen aber auch Freundſchafts- und Höflichkeitsbeſuche und verbitten ſich dann das Geld, da ſie eben nicht weniger nehmen können, als die Geſetze ihrer Corporation ihnen vorſchreiben.

V.

Llandudno.

Heute Morgen waren wir früh aufgeſtanden. Unſere nothwendigſten Reiſeutenſilien hatten wir eingepackt und fuhren dann in zwei Wagen nach der Station Beaſton. Es war noch immer ſehr neblig, doch das Wetterglas ſteigend, ſo daß wir ſchöner Witterung entgegenſehen durften. Der von London kommende Zug ließ nicht lange auf ſich warten. Da unſere Geſellſchaft aus ſechs Perſonen beſtand, ſo bekamen wir ein Coupé für uns ganz allein. Die Waggons ſind nicht ſo breit wie bei uns. Die Coupés erſter Claſſe ſind nur für 6, nicht für 8 Perſonen eingerichtet und kaum ſo elegant, wie bei uns die zweiter Claſſe. Dieſe rangirt in England mit unſerer dritten, ſo daß man mit Damen nur erſter Claſſe fahren kann. In ein paar Stunden langten wir, nachdem wir eine Menge von Stationen paſſirt waren, in der alten ehrwürdigen Stadt Cheſter an. Das Wort ſtammt von dem lateiniſchen castrum, und alle ſo endigenden Städtenamen deuten auf urſprünglich römiſche Colonien. Cheſter iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Cheſhire

und die älteste Stadt Englands. Eine hohe, sehr alte Mauer geht um die ganze Stadt; sie ist gelegen an dem Flusse Ree. Von hier geht die Eisenbahn längs des Meerbusens, in den sich der Fluß ergießt. Das Meer ist an verschiedenen Stellen nur einige Fuß von der Eisenbahn entfernt. Da die Westküste Englands nie von so starken Sturmesfluthen heimgesucht ist als die Nordküste, so hat man nur an einigen Stellen es für nöthig befunden, Dämme aufzuwerfen. Während man auf der Fahrt von der einen Seite die schönste Aussicht auf das freie Meer hat, blickt man von der andern Seite auf die hier beginnenden Wales'schen Berge. Gleich hinter Chester gelangt man nach Wales, dem durch Naturschönheit am meisten ausgezeichneten Theile Englands. Wir passirten dann das romantisch gelegene Conwaycastle, an einem Meerbusen gleichen Namens liegend. Alle Berge sind mit den herrlichsten Waldungen bekränzt. Wir sahen eine Menge von Kohlengruben; sie liegen meistens so, daß die Kohlenschiffe bis auf eine geringe Entfernung zu ihnen kommen können, um die Kohlen einzuladen. So wie man nach Wales kommt, hört der angelsächsische Charakter der Gegend auf; die Hecken umzäunen nicht mehr, so wie in Cheshire, jedes Feld und jede Wiese. Die ganze Landschaft nimmt einen andern Charakter an. Ungefähr um 12 Uhr erreichten wir Llandudno. Ich sah mich in meinen Erwartungen gänzlich getäuscht, als wir diesen Badeort betraten, den ich mir etwa wie Helgoland, Norderney oder Sylt ausgemalt hatte. Llandudno aber macht den Eindruck einer großen, hagelneuen Stadt. Die an dem Meeresstrande sich hinstreckende Straße, die die Form eines Halbmondes hat, kann es dreist mit den schönsten Stadttheilen unserer europäischen Hauptstädte aufnehmen. Der Meeresstrand ist von den Häusern ungefähr 300 Fuß entfernt. Llandudno liegt höchst malerisch an dem Meerbusen, der von den beiden Vorgebirgen, dem großen und kleinen Ormeshead gebildet wird. Die Entfernung zwischen beiden Vorgebirgen beträgt vielleicht eine halbe Stunde.

Da unſere Wohnung ſchon vorher beſtellt war, ſo nahm unſere Einrichtung keine lange Zeit in Anſpruch. Wir machten dann einen Spaziergang durch die Stadt. Man ſieht eigentlich lauter große dreiſtöckige Häuſer, nur ſelten einige kleinere. Die Straßen ſind ſehr breit und ſchön angelegt. Die Hauptläden, größtentheils ſehr elegant, befinden ſich in der, die Mitte der Stadt durchkreuzenden, Straße. Nur wenige von dieſen Häuſern ſind auch im Winter bewohnt. Ein Seebad bedeutet in England etwas ganz Anderes als in Deutſchland, wo hauptſächlich die Niederdeutſchen, die in nicht gar zu großer Entfernung davon wohnen, die Seebäder frequentiren, oder wo zugleich wirkliche Patienten aus dem Oberlande das Contingent liefern. Die Engländer, als Inſulaner, betrachten es auch in den von der Küſte entfernten Diſtricten als ein Bedürfniß, wenigſtens einige Wochen im Jahre den Anblick des Meeres zu genießen. Daher giebt es in England an allen Küſten unzählige Seebadeplätze. Wer aus dem Innern des Landes es nur irgend leiſten kann, geht im Sommer in's Seebad. Wenn nun auch Brighton in Bezug auf Mode und Eleganz, und Margate in Bezug auf die Zahl der Beſucher den erſten Rang einnehmen, ſo gebührt nach dem einſtimmigen Urtheil aller Engländer, in Rückſicht der Naturſchönheiten, Llandudno die Palme. Mit Stolz nennen es die Bewohner das Brighton von Wales. Auf dem Wege von Cheſter hierher paſſirten wir eine Menge von kleinen Seebädern, die theilweiſe auch ſchön gelegen waren und recht beſucht ſchienen. Der Hauptvorzug Llandudno's beſteht meiner Meinung nach eben darin, daß es alle Vorzüge und Annehmlichkeiten des Seebades mit denen der Gebirgsgegend verbindet. Seeluft und Bergluft ſind doch zwei Factoren, denen mediciniſch, wenn ſie ſich combiniren laſſen, die vollſte Beachtung geſchenkt werden dürfte. Llandudno zeichnet ſich dadurch aus, daß jedes Haus ſeinen beſondern Namen hat, wie das in England überhaupt vielfach vorkommt. Unſere Wohnung führt den Namen Os-

bornehouſe, welcher Name in goldenen Lettern oberhalb der Hausthür angebracht iſt. Zwei Schweſtern, die beiden Miſſes Williams ſind die Beſitzerinnen des Hauſes. Es liegt auch an der dem Meere zugekehrten, halbcirkelförmigen Hauptſtraße. Ungefähr 100 Schritte davon, an dem Wege der zur Spitze des großen Ormeshead führt, liegt das Haus, in dem warme Seebäder verabfolgt werden. Zugleich befindet ſich hier eine Leihbibliothek und ein Leſezimmer, in dem die meiſten engliſchen Zeitungen ausgelegt ſind. Man kann wochenweiſe abonniren. — Wenn man erwägt, daß im Südweſten von Llandudno der Meerbuſen von Conway ſich erſtreckt, der great Ormeshead an der einen Seite deſſelben liegt, ſo wird es klar, daß die Stadt eigentlich auf einer durch die beiden Meerbuſen gebildeten Landzunge liegt. In der That kann man die ganze Strecke von dem Strande Llandudno's bis zum Buſen von Conway in einer halben Stunde zurücklegen. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß dieſer Landſtrich einſt vom Meer überfluthet wurde, und das jetzige Vorgebirge, great Ormeshead, damals eine kleine ſteile Felſeninſel bildete. Schon zum iriſchen Meere gehört der Meerbuſen von Llandudno. Der Name wird hergeleitet von einem römiſchen Einſiedler St. Tudno. Er ſoll durch eine große Reinheit ſeiner Sitten ſich ausgezeichnet haben und vom ſüdlichen Wales hergezogen ſein. Er kam nach great Ormeshead und ſchlug an dieſem wilden Orte ſein Zelt auf. Grade auf dem Platze, wo er ſeinen letzten Athem aushauchte, hielt man es für ſeiner würdig, ein Zeichen der Verehrung zu errichten. An dieſer Stelle baute man die noch jetzt auf dem great Ormeshead einſam ſtehende, kleine Kirche. Llan bedeutet in der Sprache von Wales ſo viel als church. Von dieſer circa eine halbe Stunde entfernten Kirche, adoptirte die jetzige Stadt den Namen. Urſprünglich lag an der Stelle der jetzt ſo prächtigen und eleganten Stadt ein kleines, armſeliges Dorf, das nur von Fiſchern und Schmugglern bewohnt war, wie der Dichter ſingt:

A band of fishers chose their humble seat
Contented labour bless'd the fair retreat;
Endured to hardship, patient, bold and rude
They braved the billows for precarious food;
Their straggling huts were ranged along the shore,
Their nets and little boats their only store.

Der berühmte engliſche Touriſt Aikens beſuchte im Jahre 1796 den great Ormeshead und machte folgende Beſchreibung davon: „Die von den weißen Klippen reflectirten Strahlen der Sonne machten das Erſteigen des Berges ſehr ermüdend und bewirkten einen ſtarken Durſt, den die Hitze der letzten Tage uns zu befriedigen verhinderte, da die Brunnen alle ausgetrocknet waren. Dies war für mich ſehr läſtig, aber noch läſtiger für die Bewohner von Llandudno, welche innerhalb drei Meilen kein trinkbares Waſſer haben.“ So war Llandudno noch im Ausgange des vorigen Jahrhunderts. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen und ihre jetzige Größe allein der Cheſhire und Holyhead Eiſenbahn. Der Grund und Boden gehörte dem Lord Moſtyn. Derſelbe kam auf die Idee hier ein Seebad zu gründen. Er ließ zu dieſem Zwecke Straßen anlegen und veräußerte in einer Auction die Bauplätze. Dies geſchah im Jahre 1849. Im Jahre 56 wurde der ganze Ort canaliſirt. Der Hauptcanal führt von Oſten nach Weſten, von der Llandudnobay in die Conwaybucht. Er hat ein Gefälle von 7 Fuß, hält 4 Fuß 6 Zoll im Durchmeſſer, iſt aus Ziegelſteinen erbaut und cementirt. Alle übrigen Canäle von demſelben Material münden in dieſen Hauptcanal. Die Cloakenröhren der Häuſer und in den kleinen Straßen ſind aus glaſirtem Thone angefertigt, von rundlicher Form und ſorgfältig mit Fallklappen verſehen, um die Ausdünſtung abzuhalten. In der Llandudnobay befinden ſich zwei breite Schleuſen, welche ſich zur Hochwaſſerzeit nach innen öffnen und das Seewaſſer in den Hauptcanal hineintreiben und ihn ſo reinigen. Alles Canalwaſſer wird bei beginnender Ebbe in die Conwaybucht geleitet, und ſo jede Inconvenienz für die Küſte vermieden. Ein ſo muſterhaftes Canaliſationsſyſtem wie in Llandudno habe ich an keinem andern Orte

gefunden. Es läßt ſich aber auch in der Weiſe nirgends ſo anlegen, weil nur wenige Orte ſo günſtig ſituirt ſein werden als Llandudno. Hätten alle Städte eine ähnliche Lage, dann würde es wohl außer Frage ſtehen, daß das Canaliſationsſyſtem vor allen andern den Vorzug verdiene.

Am Nachmittage machten wir eine Ruderfahrt in's Meer hinaus. Zum Segeln war es zu ſtill. Wir fuhren ganz um die Spitze des great Ormeshead herum; die Felſen ſenken ſich meiſtens ſteil in's Meer, an vielen Stellen iſt eine ſehr ſtarke Brandung. Durch Hülfe der Kunſt iſt ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Meeresſpiegel und ſeiner höchſten Spitze ein Pfad in den Felſen gehauen, der um das ganze Vorgebirge läuft. Ein guter Fußgänger kann auf dieſem Wege in 4 Stunden um daſſelbe herumgehen. An der höchſten Stelle ſenkt ſich der Felſen völlig ſenkrecht in's Meer. Die am tiefſten gehenden Schiffe können hier fahren, ſo bedeutend iſt die Tiefe des Meeres. An einigen Stellen iſt der Felſen ganz ausgehöhlt, an andern erſcheint er wie ein Sieb und führt hier den Namen Honigwaben. Wir genoſſen einen wundervollen Abend. Als wir heimkehrten, wurde das Meer ſo unruhig, und gingen die Wellen ſo hoch, daß meine Frau ihre Zuflucht zu kleinen Cakes nehmen mußte, ein für ſie unfehlbares Mittel, um ſie vor der Seekrankheit zu bewahren. Bei ſtürmiſchem Wetter iſt der great Ormeshead eine für die Schiffer höchſt gefährliche Paſſage. Unſer Bootsführer erzählte uns von mehreren Schiffbrüchen, die hier Statt gefunden haben. Im Jahre 1824 ſtrandete ein von Südamerika nach Liverpool ſegelndes Schiff. Ein Matroſe ſaß grade auf dem Bugſprit. In dem Moment, wie das Schiff gegen den Felſen getrieben wurde, gelang es ihm ſich an ein hervorragendes Geſtein feſt zu klammern und die Spitze zu erklimmen. Als er zu den weiter oben beſchäftigten Grubenarbeitern kam und ſeine wunderbare Rettung erzählte, hat keiner ihm glauben wollen, bis am andern Tage die Trümmer des Schiffes ſie von der Wahrheit ſeiner Erzählung überzeugten. Im Jahre 1831 ſcheiterte hier das Schiff Rockſay-

Caſtle und 128 Perſonen fanden in den Wellen ihr Grab; im Jahre 48 der Ocean Monarch auf dem 173 Perſonen umkamen. Der jüngſte Schiffbruch trug ſich im Jahre 59 zu wo der Royal Warrior auf den Felſen geworfen wurde. Alle 500 Paſſagiere verloren hierbei ihr Leben. — Wir hatten das Glück, die Sonne prachtvoll untergehen zu ſehen. Wie eine feurige Kugel tauchte ſie in's Meer, letzteres und den Himmel in ein glühendes Roth verwandelnd und beide mit einander verſchmelzend, ſo daß man nicht unterſcheiden konnte, was Himmel, was Meer war. Etwas ſpäter war ein purpurnes Roth über das Ganze ausgegoſſen.

VI.

Llandudno.

Heute genoſſen wir abermals einen prächtigen Herbſttag. Wir hatten 18 Grad Reaumur im Schatten. Um 9 Uhr Morgens beſtiegen meine Frau und ich den great Ormeshead. Derſelbe beſteht aus Kalk- und Sandſtein, hat eine Höhe von 750 Fuß, iſt an einigen Stellen ganz kahl, an andern mit Kartoffelfeldern bedeckt. Wir beſtiegen die höchſte Spitze, von wo aus man auf's Deutlichſte ſehen konnte, wie das Meer das Vorgebirge ganz umſpült, um an der andern Seite, nach Süden, die Bucht von Conway zu bilden. Der Weg war übrigens ſehr beſchwerlich. Das auf dem Felſen wachſende Gras war ſo glatt, daß man Mühe hatte, nicht in's Glitſchen zu gerathen. Doch die Ausſicht oben entſchädigt reichlich für die Strapazen des Bergſteigens. Gegen 12 Uhr waren wir wieder in Llandudno. Wie in Salterswell eſſen wir auch hier um 1 Uhr zu Mittag. Die Engländer gelten bei uns für ſehr materiell, doch mit Unrecht. So weit meine Beobachtungen bis jetzt reichen, ſind ſie es weit weniger als wir Norddeutſchen. Statt daß bei uns oft 5 Mahlzeiten im

Laufe des Tages eingenommen werden, begnügt der Engländer ſich mit drei Hauptmahlzeiten. Dies iſt wenigſtens die gewöhnliche Lebensweiſe. Morgens um 9 Uhr wird gemeiniglich das Frühſtück eingenommen. Daſſelbe beſteht aber nicht bloß aus Caffee oder Thee nebſt Butterbrot, ſondern iſt ſtets ſehr ſubſtantiell; Schinken, Fiſche, Eier fehlen nie, außerdem wird noch Kuchen nebſt eingemachtem Obſt genoſſen. Um 5 Uhr wird in der Regel zu Mittag gegeſſen, nachdem um 1 Uhr ein ſubſtantielles luncheon eingenommen iſt. Suppe ſcheint kein nothwendiger Beſtandtheil des Mittagseſſens zu ſein. Dagegen fehlt, ſo weit ich es bis jetzt habe beobachten können, niemals der nationale Pie. Die Gemüſe ſind ſtets bloß in Waſſer abgekocht und nicht geſtovt. Das Fleiſch iſt immer von ausgezeichneter Güte. Butter und Brot wird nicht immer zum Schluſſe gereicht; vom Pie ſind gewöhnlich zweierlei Sorten vorhanden. Ein durch franzöſiſche Küche verdorbener Gourmand dürfte in England wohl nie ſeine Rechnung finden. Wer gewohnt iſt, bei Hillmann in Bremen oder gar bei Véry in Paris zu ſpeiſen, wird ſich über die Einfachheit der engliſchen Küche ſtets wundern. Alle Kuchenarten, die ich bis jetzt verſucht, entbehren des feinen Geſchmacks. Sehr viele engliſche Conditoren ſind Deutſche oder Schweizer, und ſtehen dieſe in größerem Renommée als die geborenen Engländer. Das Brot hat auch nicht die Güte des deutſchen. An dem Caffee bemerkt man einen eigenthümlichen Geſchmack, er erinnert ſtets etwas an Cichorien, wenn auch nicht an den Magdeburger und den Blümchencaffee. Ganz vorzüglich aber iſt der Thee. In Oſtfriesland habe ich ihn nie beſſer getrunken. Auch der Wein iſt bei weitem feiner und reiner als der bei uns in den Wirthshäuſern verabfolgte. Der Bordeauxwein circulirt unter dem Namen Claret und ſteht auf einer Stufe mit den bei uns getrunkenen Chateauweinen, iſt auch nicht theurer. In Mittel- und Süddeutſchland habe ich ſelbſt für hohes Geld nie ſo guten Rothwein bekommen können, als der gewöhnliche engliſche Claret iſt. In der Kunſt die Weine zu verſchänden und zu verfälſchen, ſcheinen die Engländer es daher noch nicht ſo weit gebracht

zu haben als die Deutſchen und die Franzoſen. Ich nehme letztere nicht aus, weil ich nirgends ſchlechtere Bordeauxweine getrunken habe, als in Paris ſelbſt. Abends um 7 Uhr wird gewöhnlich Thee getrunken. Auch hier ſpielt das Fleiſch die Hauptrolle, daneben wieder Pies und Kuchen und das unvermeidliche eingekochte Obſt, als Ananas, Erdbeeren u. ſ. w. Durch den Obſtgenuß wird die Wirkung der zu ſtickſtoffreichen Nahrung paralyſirt, und die Gicht würde wahrſcheinlich noch mehr unter den höheren Schichten der Bevölkerung verbreitet ſein, wenn nicht eben das Obſteſſen eine ſo allgemeine Gewohnheit wäre.

An dem wunderſchönen Nachmittag entſchädigte uns die Sonne für die lange Zeit, in der ſie ſich nur auf Augenblicke gezeigt hatte. Wir beſchloſſen daher eine Tour nach dem kleinen Ormeshead zu machen. Auf dem Wege dahin durchfuhren wir ganz Llandudno. An Wagen iſt daſelbſt kein Mangel. Auf dem Markte ſtehen die verſchiedenartigſten Caroſſen, auch Pony- und Eſelwagen kann man miethen. Wer es vorzieht zu reiten, hat auch hierin die Auswahl. In England reiten bekanntlich auch die Damen viel mehr als bei uns. Man kann oft Cavalcaden von 4—6 Reiterinnen an dem ſchönen Strande, der ungefähr eine halbe Stunde lang iſt, galoppiren ſehen. Der Weg auf den heute von uns beſuchten Berg, iſt ſehr ſteil zu fahren, dabei ſo ſchmal, daß keine zwei Wagen ſich ausweichen können. Bei der Hinabfahrt mußten Hemmſchuhe angelegt werden. Dabei wurde aber immer in ſcharfem Trabe gefahren, ſo daß meine Frau ganz ängſtlich wurde. Unſere Begleiterinnen verriethen dagegen nicht die geringſte Angſt. Furcht ſcheint der Engländer überhaupt viel weniger zu kennen; und die große Rolle, die dies Volk in der Geſchichte geſpielt hat, ſteht hiermit in engſter Verbindung. So ließ Mrs. D. ihren einzigen 14jährigen Sohn nach der Inſel Angleſey und der kleinen Inſel Puffin ſegeln, um dort zu fiſchen und zu jagen. Ich glaube nicht, daß eine deutſche Mutter ſich dazu hätte entſchließen können. Auf der andern Seite des little Ormeshead erſcheint die Natur weit lieblicher, indem

freundliche Waldungen nach Südoſten hin gelegen, den ganzen Berg bedecken, während die dem Meere und Llandudno zugekehrte Seite ganz kahl iſt. Der kleine Ormeshead beſteht eigentlich aus fünf Bergen, die durch nicht ſehr tiefe Thäler von einander getrennt ſind. Von dieſen iſt der am weiteſten in's Meer hinaus ragende, die Spitze des Meerbuſens bildende, der ſteilſte und kahlſte. Die andern vier ſind bis zur Hälfte mit Feldern und Wieſen bedeckt und nur oben ganz kahl. Wir fuhren nun an der Rückſeite aller dieſer Berge entlang und kamen nach einigen Stunden wieder in Llandudno an. Am Abend war in einem eigens dazu vor der Stadt erbauten Gebäude großes Eſelwettrennen mit Fackeln und Ball. Das Eſelrennen iſt eine ſpecifiſch engliſche Inſtitution, und Alt und Jung amüſirt ſich dabei. Es gewinnt hierbei nicht der Eſel der zuerſt, ſondern der zuletzt das Ziel erreicht. Dies entſpricht auch der eigentlichen Natur des Eſels. Kein Eigenthümer darf ſeinen eigenen Eſel reiten; jeder Theilnehmer bekommt einen fremden Eſel. Die ganze Pointe läuft nun natürlich darauf hinaus, ſo ſpät als möglich innerhalb einer beſtimmten Zeit das Ziel zu erreichen. Mit dem Worte Eſelrennen verhält es ſich daher gerade ſo, wie mit dem lateiniſchen Worte: lucus a non lucendo. Zu den engliſchen, von den unſrigen abweichenden Gebräuchen gehört auch, daß die Wagen und Reiter immer links, ſtatt rechts, ausweichen. Bei dem köſtlichen Abend war ein furchtbares Getümmel auf der Promenade zu unſern Füßen. Eine Equipage jagte die andere. Dazwiſchen galoppirten Eſel, deren Reiter Fackeln in den Händen trugen. Alles ſtürzte dem gemeinſamen Vergnügungslocale zu. Dabei ſchien der Mond ſo ſchön und beleuchtete mit ſeinem Silberſchein das Meer und die kahlen Felſen des großen und kleinen Ormeshead.

VII.

Llandudno.

Der heutige Tag war zu einem Picknick auf dem großen Ormeshead beſtimmt. Die Picknicks werden bei uns in Deutſchland immer ſeltener, gehören aber zu den Nationalvergnügungen der die Natur leidenſchaftlich liebenden Engländer. Wir waren abermals vom Wetter ſehr begünſtigt; bei Regen wäre der Weg hinauf auch gar zu ſchlüpfrig geweſen. Da meine Frau ſteile Berge nicht gut erklimmt, ſo wurde für ſie ein Eſel, ironiſch genug Sophie genannt, requirirt. Wie bei uns führen auch in England die Eſel einen Namen. Damit iſt aber nicht geſagt, daß es nicht auch noch namenloſe Eſel giebt. Wir ſchlugen diesmal den ſteilſten Weg ein, ſo daß ich meine Frau, die des Reitens unkundig war, auf der einen Seite halten mußte. Der höchſte Punkt iſt die ehemalige optiſche Telegraphenſtation. Es befindet ſich jetzt dort ein Wirthshaus. Als wir daſelbſt ankamen, war ich über und über in Schweiß gebadet, ſo daß ich mich in die Stube des ſehr niedlich und comfortable eingerichteten Wirthshauſes begab, um mich erſt etwas abzukühlen. Man überſieht von hier die Inſeln Angleſey und Puffin — ſo genannt nach dem dort in Unmaſſe exiſtirenden Vogel Puffin — blickt über beide Seiten des Meerbuſens, ſogar über little Ormeshead hinaus. Nach einigen Stunden erſchienen auch die beiden Miſſes D., mit ihrer Kammerzofe und einer kleinen Eſeltreiberin, einen mit kaltem Mittageſſen bepackten Eſel mit ſich führend. An einem mit wilden Blumen überſäeten geſchützten Platze wurde nun Halt gemacht, und das frugale Mahl mit großem Appetite verzehrt. Das Wirthshaus lieferte dazu ein ſehr gutes Gingerbeer. Hierbei muß man aber nicht an Bier denken; es iſt ungefähr daſſelbe wie unſere Brauſelimonade. Nach dem Eſſen wurde der ſüdweſtliche Theil des great Ormeshead beſehen. Dieſe Seite begrenzt den nordweſtlichen Theil der Conwaybucht. In dieſe ergießt ſich der Fluß gleichen Namens. Höchſt maleriſch iſt die Lage der alten Burg, hoch die Stadt

überragend, am Fuße eines dichtbewaldeten Berges. Von hier konnte man auch den in den Felsen gehauenen Pfad bis zur Spitze verfolgen. Oft ist derselbe so schmal, daß kaum zwei Menschen neben einander gehen können. Die Anlage desselben soll große Kosten verursacht haben. Doch was geschieht nicht Alles, um Badegästen ihren Aufenthalt angenehm zu machen! In Deutschland errichtet man Spielhöllen, in England wendet man sich an die Natur und beutet die von ihr gebotenen Reize mittelst der Kunst aus. Wahrlich, great Ormeshead verdient mit Recht den Namen des Gibraltar von Wales. Man weiß nicht, welcher Aussicht man den Preis zuerkennen soll, der auf die Insel Anglesey, oder der auf das Schloß von Conway. Eigenthümlich aber ist die stete Veränderung der Scenerie. Man kann keine 50 Schritte weiter gehen, ohne daß der Charakter der Aussicht wechselt, weil die Schattirungen und verschiedenen Tinten der Wolken, die Spiegelung des Wassers und die verschiedene Höhe des Zuschauers einer beständigen Veränderung unterworfen sind.

Sodann nahmen wir die Kupferminen in Augenschein. Dieselben sind sehr einträglich. Das gewonnene Erz wird aber nicht an Ort und Stelle verarbeitet, sondern alle kupferhaltigen Stücke bringt man in Schiffsladungen nach Gegenden, wo Ueberfluß an Kohlen vorhanden ist; auf die Weise ist die Verarbeitung weit billiger herzustellen. Ich fand einige sehr hübsche kupferhaltige Stücke, auch interessante Versteinerungen, die ich zum Andenken mitnahm. Ueber dieser Kupfermine stand eine Art von Juniperus, wie sie nach dem Urtheil von Botanikern von Fach sonst nur in Lappland vorkommen soll. Fast hätte ich zu erwähnen vergessen, daß wir schließlich noch die ganz am Endpunkte der Telegraphenstation liegende, alte Kirche besuchten. Sie ist eine der ältesten Englands, war schon beinahe ganz verfallen und ist vor einigen Jahren wieder restaurirt. Es ist die ursprüngliche Kirche für die Bewohner Llandudno's, das jetzt aber außer dieser noch drei zählt. Der Taufstein soll aus dem 6. Jahrhundert stammen. Das Innere

der Kirche ist ein rundes Gewölbe, an jeder Seite befindet sich eine Reihe von 12 Stühlen. Auf dem Kirchhof bemerkt man ein sehr hübsches Denkmal einer hier vor 7 Jahren im Schiffbruch umgekommenen jungen Frau. Um 4 Uhr waren wir wieder in Llandudno. Da das Wetter so prachtvoll war, und leider man letzteres sich nicht bestellen kann, so beschlossen wir, noch eine Wasserpartie zu machen. Alle Böte waren aber so in Anspruch genommen, daß wir keines für uns allein bekommen konnten, sondern uns einer andern Gesellschaft anschließen mußten. Es wehte stark genug, um das Segeln zu ermöglichen. Meine Frau befand sich jetzt auf ihrem Elemente. Wir erlebten wieder einen prachtvollen Sonnenuntergang und eine gar nicht zu beschreibende, herrliche Beleuchtung des großen und kleinen Ormeshead. Nicht wenig erstaunten wir, als uns plötzlich Jemand deutsch anredete. Da der Herr zugleich rauchte, ohne sich entschuldigt oder um Erlaubniß gebeten zu haben, was in England als eine große Flegelei aufgefaßt wird, so konnte er wohl nicht der besseren Gesellschaft angehören. Wahrscheinlich war es ein Kaufmann aus Manchester oder ein Liverpooler „shopkeeper“. Mit großer Begeisterung sprach er von dem Eindruck, den es mache, wenn man Sonntags Abends einem Gottesdienste in der auf dem great Ormeshead gelegenen Kirche beiwohne. Am letzten Sonntag seien so viele Menschen versammelt gewesen, daß die Kirche die Menge nicht habe fassen können, und der Prediger sich genöthigt gesehen hätte, auf dem Kirchhofe im Freien zu predigen.

VIII.

Llandudno.

Heute Morgen regnete es unaufhörlich, sodaß ich die Hoffnung auf beständiges Wetter beinah aufgab. Dabei war die Luft sehr schwül, das Thermometer zeigte 19 Grad. Doch gegen Mittag

klärte ſich die Luft, eine Wolke nach der anderen verſchwand, und das reinſte Azurblau brach ſich Bahn. Solche Momente mußten wir wahrnehmen.

Um zwei Uhr fuhren wir in einem basquet-carriage nach dem Bahnhofe von Llandudno. Auch die gewöhnlichen Wagen fahren in England weit raſcher als in Deutſchland; die meiſten Droſchken haben nur ein Pferd, ſind aber ſo leicht gebaut, daß ſie auf einem ſo ſchlechten Pflaſter, wie wir es in Bremen haben, keine vier Wochen ſich halten würden. Und doch giebt es wohl wenige Städte, die für Bepflaſterung verhältnißmäßig ſo viel Geld ausgeben als meine Vaterſtadt Bremen. Daß dennoch dort das Pflaſter ſo ſchlecht iſt, und auswärts gebaute Wagen in kurzer Zeit durch dasſelbe ruinirt werden, wie ich leider an meinem eignen Coupé erfahren mußte, hängt mit der republikaniſchen Selbſtregierung zuſammen. Jede republikaniſche Regierung, weil ſie dem Weſen nach des Dilettantismus ſich als Poſtaments bedienen muß, iſt von allen Regierungsformen die theuerſte. Bremen und Hamburg bezahlen deshalb von allen Staaten Deutſchlands nach Verhältniß ihrer Einwohnerzahl die meiſten Steuern. Vielen republikaniſchen Theoretikern möchte dieſe proſaiſche Thatſache nicht bekannt ſein. Ueberhaupt möchte das beſte Heilmittel für republikaniſche Schwärmer und ſchwärmeriſche Republikaner darin beſtehen, Jahre lang in republikaniſchen Staaten zu leben. Für unſere Zeit des Egoismus und Materialismus iſt eine Republik etwas Utopiſches, die reine Chimaire. Man muß dem Geiſte der Zeit huldigen. Ebenſo wie es mit den abſoluten Monarchien der Reſtaurationsperiode vorbei iſt, eben ſo wenig Ausſicht auf lebensfähige Exiſtenz haben heutigen Tages die Republiken. Ich meine damit die größeren und etwa neu zu bildenden. Meine theure Vaterſtadt nehme ich aus, wo ſeit beinahe tauſend Jahren die republikaniſchen Inſtitutionen das Blut der Einwohner zu einem beſonderen Saft gemacht haben, und Senat und Bürgerſchaft ſeit uralten Zeiten in Aufopferungsfähigkeit, Intelligenz und Pflichteifer ſich auszeichnen. Wo aber findet man ſolche

Gemeinweſen? Rom hörte auf, eine Republik zu ſein, als ſeine Grenzen ſich erweiterten. Hätten die Bremer nicht ſtets erkannt, daß ihr kleiner Staat nur durch Selbſtbeſchränkung ſich als Republik behaupten könnte, ſo würde es unmöglich geweſen ſein, unter all den verſchiedenen Revolutionen und Wechſelfällen der Geſchichte, die Unabhängigkeit zu bewahren. An Verſuchungen und Gelegenheiten, die Grenzen des Staats zu erweitern, hat es den Bremern nie gefehlt. Stets aber ließ der Senat ſich durch einen richtigen Inſtinct leiten. Ob das Beiſpiel Roms, Carthagos und Venedigs vor ſeiner Seele ſchwebte?

So viel iſt gewiß: das Regieren wird eine immer ſchwierigere Kunſt, je höher die Civiliſation ſteigt und jemehr die Bevölkerung zunimmt. Eine ſolche Kunſt muß gelernt und ſtudirt werden. Fachkenntniſſe ſind daher eine conditio sine qua non. Als Theoretiker kann man für die Republik wohl ſchwärmen, doch in der Praxis nimmermehr! Die Zeit der Republiken iſt vorbei. „Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Auf den nach Conway fahrenden Zug brauchten wir nicht lange zu warten. Dieſe alte Stadt liegt an dem Fluſſe Conway; von den Römern Conovius genannt und iſt eine der älteſten Städte von Wales. Schon Tacitus erwähnt der civitas Congorum. Wenn man von Llandudnojunction, wo der eine Zug nach Cheſter abgeht, auf der nach Irland hin führenden Bahn ſich Conway nähert, ſo wird man bewältigt von dem majeſtätiſchen Anblick der alten Ruine. Im Hintergrunde die hohen, waldbekränzten Walesſchen Gebirge, erhebt ſich unmittelbar aus dem Meere die ehrwürdige Burg; ſie erſcheint noch ſo ſtattlich, daß man in der Ferne glauben könnte, man nähere ſich einem noch ziemlich gut erhaltenen Ritterſchloß. Die Stadt Conway ſelbſt verſchwindet vor der monumentalen Größe der auf einem hohen Felſen ſie überragenden Burg. Wenn Heidelbergs Schloß durch ſeine majeſtätiſche Pracht und paradieſiſche Lage Jeden in eine dithyrambiſche Stimmung verſetzt, wenn Paulinenzell's byzantiniſche Romantik und ſtille Wald-

einſamkeit den ganzen Zauber des Mittelalters uns vor die Augen führt, dann erinnert Conway mit ſeinen cyklopenartigen Mauern unwillkürlich an die blutigen Kämpfe des Ritterthums, an die damalige, unauslöſchliche Fackel des Kriegs und den Märtyrerkampf des freien Wales, des letzten Celtenthums, gegen das tyranniſche, angelſächſiſche England.

Zwei majeſtätiſche Brücken führen über den hier in den Conwaybuſen ſich ergießenden Conwayfluß. Welche Contraſte! Feiert hier nicht das Mittelalter ſeine Vermählung mit dem neunzehnten Jahrhundert? Iſt es nicht wunderbar, daß die tubular-bridge durch einen Theil der Ringmauern des alten Caſtells hindurchführt?

In Llandudnojunction waren wir ausgeſtiegen, um die Wagen zu wechſeln und gelangten in circa 10 Minuten nach Conway. Ein breiter Fahrweg brachte uns nach der suspension-bridge. Dieſelbe iſt ein großartiger Prachtbau und von dem genialen Telford 1822 erbaut. Zu unſerer Linken ließen wir die tubular-bridge, die von dem berühmten Ingenieur Stephenſon erbaut und im Jahre 1848 zuerſt befahren wurde. Sie dient nur zu Eiſenbahnzügen iſt ganz geſchloſſen und erſcheint daher dem Auge als ein eiſerner, viereckiger tubus.

Durch ein alterthümliches Thor gelangten wir jetzt in die Stadt. Das alte castle iſt nicht bloß von den in England, ſondern überhaupt exiſtirenden Ruinen eine der wohlerhaltenſten. Sie hat einen beträchtlichen Umfang und iſt in der Form eines Oblongs erbaut. Der Eingang befindet ſich an dem der Stadt zugekehrten Theile. Ein hohes Thor führt in das Innere der Burg. Zur rechten Seite liegt der Banquet-Saal „banquethall“ mit einigen noch ſehr gut erhaltenen Bögen; ſechs Fenſter gehen nach der Flußſeite und drei nach dem inneren Hofe. An den Banquet-Saal ſtoßen die Gemächer für den König und die Königin; eine kleine Capelle iſt daneben; dann folgt the kings und the queens tower. Darunter befindet ſich der Keller. Oben iſt das Schloß durch eine Gallerie in allen ſeinen Theilen verbunden. Jeder Seitenflügel iſt durch

acht hohe Thürme geziert; auf vier von ihnen befinden ſich kleinere und ſchmälere. Auf der Gallerie kann man zu ſämmtlichen Thürmen gelangen; auch jetzt iſt ſie ohne Gefahr paſſirbar. Bis auf die obere Decke der Zimmer iſt das Schloß daher noch ganz wohl erhalten. Man bemerkt aber ſowohl oben als unten in der Mauer noch ganz deutlich die Stellen, wo die Balken gelegen haben. In dem großen Banquet-Saale ſind ſogar noch die drei Camine mit ihren Schornſteinen vorhanden.

Prachtvoll und überwältigend iſt die Ausſicht auf den Fluß Conway von der nordweſtlichen Front des Schloſſes, keck und naſeweis erſcheint die ſüdliche Spitze des little Ormes head, ruhig und würdevoll liegt Llandudno vor unſern Augen ausgebreitet, wie eine Inſel aus dem Meere emportauchend, das im Süden und Norden es beſpült.

Unmittelbar unter dem Fort liegt die Stadt. Die Mauern derſelben ſind noch ganz vortrefflich erhalten und mit vielen Thürmen geſchmückt.

Damals diente die Feſtung dazu, Wales unter das Joch Englands zu bringen und den thatenluſtigen Söhnen des Mars ein Palladium des Schutzes und Angriffs zu bieten, heute ſahen wir ſie im Dienſte Minerva's, nicht der Göttin des Kriegs, ſondern der Künſte und des Gewerbfleißes. Wo früher Kanonen das Regiment hatten, da ſteht jetzt der ſchlanke Pfeiler einer Brücke, die auch die ſpäteſte Nachwelt als eins der großartigſten Baudenkmale bewundern wird, die die Entfernung von England nach Irland auf ein Minimum reducirt und in einigen Jahrzehnten beide Länder ebenſo ausſöhnen wird, als Wales und England es ſchon ſind.

IX.

Llandudno.

Sehr lohnend ist ein Gang durch die alterthümliche Stadt, die gleichsam der Prototypus einer Wales'schen Stadt ist; die Straßen sind sehr schmal und winkelig, die Häuser klein und niedrig; eines der ältesten und merkwürdigsten ist das „plas mawr" genannte. Es wurde von Robert Wynne von Gwydir erbaut; über der Hausthür liest man die Jahrszahl 1580. Die noch wohl erhaltenen Stukkaturarbeiten in den Zimmern, die theilweise als Schullokal dienten, liefern ein Zeugniß des damaligen Geschmacks und Kunstsinns. Die Kirche ist sehr klein.

Wie gesund und fruchtbar die alten Bewohner von Wales gewesen sein mögen, geht aus der Inschrift eines in der Kirche liegenden Leichensteines hervor, auf dem zu lesen ist, daß hier William Hokes begraben liegt, das 41. Kind seines Vaters und selbst Vater von 27 Kindern.

Conway ist die Geschichte von Wales. Gestatten Sie mir, zu versuchen, Ihnen in wenigen Zügen die bedeutendsten historischen Momente dieses merkwürdigen Landes in's Gedächtniß zurückzurufen.

Zur Zeit der Römer gehörte Wales zu England und führte den Namen Britannia secunda; die Silures, Dimetae und Ordovices bewohnten es. Wie die deutschen Bewohner Böhmens, die Markomannen, bei Beginn der Völkerwanderung sich in's Gebirge zurückzogen und dort ihr Germanenthum vor den Einflüssen des Tschechenthums frei erhielten, so sehen wir eine ähnliche Erscheinung in England. Denn als später die Angelsachsen unter Hengist und Horsa England eroberten, nahmen sie natürlich zunächst von den fruchtbaren Ebenen Besitz; die alten Briten zogen sich in's Gebirge nach Wales zurück, wo sie sich leichter vertheidigen konnten. Die heutigen Bewohner von Wales sind ebenso die Nachkommen der Ureinwohner Englands, wie die Deutschböhmen die Nachkommen der Markomannen sind. Britanniens letzter König war Cad-

wallader. Deſſen Sohn Idwalla ſoll Wales ſeinen Namen gegeben haben. Von Irland wird es nur durch die iriſche See getrennt. Seine heutige Größe beträgt 350 Quadratmeilen. Es zerfällt in Nord- und Südwales; auch die Inſel Angleſey wird zu dieſem Lande gerechnet; adminiſtrativ wird es in 11 Grafſchaften getheilt. Nach England d. h. nach Oſten hin wird es von den Grafſchaften Cheſhire, Shropſhire und Herefordſhire begrenzt. Wales zeichnet ſich dadurch aus, daß die alte britiſche oder kymriſche Urſprache ſich bis auf den heutigen Tag dort rein erhalten hat. Dieſelbe ſoll urſprünglich 37 Buchſtaben gehabt haben; J, K, X und Z fehlen aber darin. Die eigenthümlichen Laute ch, dd, ll charakteriſiren ſie. Geſprochen klingt ſie ſchön und harmoniſch, erinnert durch ihre Weichheit an's Italieniſche und hat in ihren Ausdrücken ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Griechiſchen und Ebräiſchen. Das griechiſche δακρυω und das Wales'ſche dagrw, das griechiſche διδασκω und das Wales'ſche dyddscw ſind beinahe gleichlautend.

Nirgends hat ſich das Bardenthum urſprünglicher entwickelt, geblüht und bis in die neueſten Zeiten ſeine Ausläufer gehabt, als hier. Doch auf dieſen Punkt werde ich ſpäter mal zurückkommen.

Wales war für die Römer was Weſtphalen ihnen in Deutſchland war, die Achillesferſe ihrer Kriegskunſt und ſomit derjenige Punkt, der ſich am eifrigſten und hartnäckigſten ihrer Herrſchaft widerſetzte, ſo daß von den drei Legionen, mit denen ſie Britannien unterdrückt hielten, ſtets zwei an der Grenze von Wales campiren mußten. Daher die große Bedeutung Cheſters, dem ſtändigen Sitze dieſer einen Legion. Nachdem der letzte König Britanniens Cadwallader in Rom als Mönch eingekleidet war, machte deſſen Sohn Idwalla Wales zu einem ſelbſtſtändigen Königreiche und behauptete ſeine Unabhängigkeit gegen die Britannien erobernden Sachſen. Doch mußte Wales ſchließlich Eduard I., dem Begründer der engliſchen Einheit unterliegen.

Llewellyn der Große war der letzte und bedeutendſte Fürſt von

Wales. Im Anfange seiner Regierung war es ihm gelungen, alle Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Als nun nach dem Tode Heinrichs III. Eduard den englischen Thron bestieg, war Rache sein erster Gedanke. Er lud Llewellyn ein, nach Chester zu kommen, um ihm zu huldigen. Nur die Liebe konnte Llewellyn veranlassen, auf diese Einladung einzugehen. Er war nämlich verlobt mit der schönen Eleonore, der Tochter des Grafen von Leicester. Dieselbe wurde in Frankreich erzogen. Als Llewellyn sie nun zurückbegehrte, wurde sie auf ihrer Heimkehr von Eduard durch ihr entgegen geschickte Schiffe gefangen genommen und an den englischen Hof gebracht. Eduard weigerte sich trotz des hohen Lösegelds, das Llewellyn ihm bot, sie auszuliefern, bevor er am Hofe erschienen wäre und ihm gehuldigt hätte. Llewellyn versuchte es nun zuerst mit den Waffen, wurde aber im Kampfe gegen Eduard gänzlich auf's Haupt geschlagen. Seine Liebe war jedoch mächtiger als sein gekränktes Ehrgefühl und der Haß gegen Eduard.

Wie der deutsche Kaiser Heinrich IV. als Büßer in härenem Gewande, bei eisiger Winterskälte, im Schloßgarten zu Canossa die Verzeihung des Papstes erbetteln mußte, so begab sich schließlich Llewellyn gedemüthigt, doch in seinem Herzen voller Grimm an den englischen Hof, huldigte Eduard und gelangte dadurch in den Besitz seiner heißgeliebten Eleonore. Doch sein Glück war nur von kurzer Dauer. Eleonore starb schon nach zwei Jahren, nachdem sie sein Glück vollständig gemacht und ihm eine Tochter geschenkt hatte. Als nun Eduard seine Bestrebungen, Wales zu unterjochen, fortsetzte, die treue Eleonore, die bislang die Vermittlerin gespielt hatte, aber fehlte, entbrannte zwischen Eduard und Llewellyn ein höchst erbitterter Kampf. Der Sieg schwankte lange Zeit unentschieden.

Bei einer Zusammenkunft mit anderen Häuptlingen von Wales wurde Llewellyn plötzlich von englischen Truppen überrascht. Es lag grade hoher Schnee; er ließ daher, um dem Feinde zu entgehen, die Hufeisen seines Rosses umkehren; doch der Schmied wurde sein Judas Ischarioth. Man verfolgte ihn und Adam de Francton

ſtieß ihm den Speer durch die Bruſt und brachte ſein Haupt dem Könige von England nach Conway.

Llewellyns Ermordung beſiegelte den Untergang von Wales als eines ſelbſtſtändigen Reichs. Auch ein Bruder Llewellyns wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt; der dritte Bruder Rhys Tychan ergab ſich freiwillig.

So endete Llewellyn und ſein Haus.

Eduard aber erließ ein Geſetz, durch das Wales England einverleibt oder, wie wir jetzt ſagen, annectirt wurde. Um die erbitterten Einwohner zu verſöhnen, verweilte Eduard oft und lange in Wales. Das prächtige Conway war ſein Lieblingsaufenthalt .Ein Mal feierte er hier ſogar mit ſeinem Hofe das Weihnachtsfeſt in verſchwenderiſcher Pracht und Ueppigkeit. Seine Gemahlin ließ er ihre Niederkunft in Carnarvon halten und gab ſeinem erſtgeborenen Sohn den Namen des Prinzen von Wales.

Bis auf dieſen Augenblick führt der Erſtgeborne der Krone von England den Titel des Prinzen von Wales. Von einer Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern von Wales und England aber iſt keine Spur mehr zu entdecken. Auf dem luſtigen Weihnachtsfeſte zu Conway tauſchten England und Wales den Verſöhnungskuß aus. Doch die erſte Verſöhnung war keine ernſt gemeinte.

Denn noch ſchlummerte die Rache in dem Herzen der Walleſer und es bedurfte nur eines thatkräftigen Mannes, um den Funken des Haſſes zum lodernden Feuer zu entzünden.

Als der Kosciusko von Wales erſtand Owen Glendower.

Richard II. hatte die Eigenthümlichkeiten der Bewohner von Wales geſchont; deshalb war er trotz ſeines Eigenſinns und Leichtſinns geliebt. In Conway fand er deshalb, von ſeinen Feinden verfolgt, einen ſicheren Zufluchtsort, mußte ſich aber doch endlich in Flint Heinrich IV., dem damaligen Grafen Bolingbroke ergeben und der Krone und dem Purpur entſagen. Sein intimſter Freund war Owen Glendower, ein directer Nachkomme der alten Fürſten von Nordwales. Schon ſeine Geburt war von dem Glorienſcheine

der Sage umstrahlt: seines Vaters Rosse sollen zur selbigen Stunde bis an die Weichen in Blut gestanden haben. Er genoß eine gelehrte und wissenschaftliche Erziehung, studirte in London die Rechte, wurde aber bald des Lebens dort überdrüssig und zog sich in seine Berge zurück, über das Schicksal seines Königs und Freundes trauernd. Als aber Heinrich V. ihn eines Theils seines väterlichen Erbes beraubte und dasselbe dem Lord Grey von Ruthin zusprach, da trieb ihn sein Haß und sein Ehrgeiz, Wales von dem englischen Joch zu befreien. Der Glaube an sich selbst war sein stärkster Alliirter. Owen Glendower war ein incarnirter Fatalist. Wie Napoleon I. und Bismarck glaubte er an seine Mission. Mit wenigen aber trefflichen Pinselzügen hat Shakspeare diesen Helden charakterisirt:

Als ich geboren ward,
Da war des Himmels Stirn voll Flammenbilder;
Die Ziegen eilten von den Bergen nieder,
Die Heerden brüllten seltsamlich im Felde;
Es haben diese Zeichen mich gestempelt
Als außerordentlich, und es beweist mein
Lebenslauf, daß ich nicht in den Listen gemeiner Menschen bin.

Der Riesenkampf, den er nun gegen den König von England aufnahm, war lange Zeit unentschieden, und die Zunge der Wage neigte sich mehrere Male auf die Seite von Owen Glendower. Endlich mußte er der Uebermacht erliegen. Wales wurde für immer unterjocht und hat seit dieser Zeit nie den Versuch gemacht, das sächsische Joch abzuschütteln. Das Einzige, was die Bewohner bis auf diesen Augenblick sich erhalten haben, ist ihre Sprache. In allen übrigen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen assimilirten sie sich ihren angelsächsischen Herrschern. Das letzte Schicksal von Owen Glendower ist in ein mysteriöses Dunkel gehüllt.

Die Sage läßt ihn, als Schäfer verkleidet, wie den ewigen Juden von Ort zu Ort wandern, vergeblich die Stätte suchend, wo er Ruhe fände.

Von den Seinigen verlaſſen, ſtarb er ſelbſt unbeſiegt und unbezähmt. Aber noch heute lebt er in dem Andenken und dem Munde der Bewohner von Wales. Er war der größte Held, den Wales hervorbrachte. Denn er beſaß die Tapferkeit Arnolds von Winkelried, die Milde und hohe Bildung des Themiſtokles, den Feuereifer Kosciusko's, den Aberglauben Wallenſteins und zugleich die Grauſamkeit und — Keuſchheit Tilly's. Die verſchiedenartigſten Charaktere waren in dem ſeinigen zu einem disharmoniſchen Ganzen zuſammengeſchmolzen. Mit einem Worte, er war ein Spiegelbild ſeiner Zeit und ſeines Landes. Ein großer Mann! Auch ſelbſt im Fall ein großer Mann!

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie, verehrteſter Freund, für Alles Hiſtoriſche das höchſte Intereſſe ſtets gezeigt hätten, ſo würde ich befürchtet haben, mein heutiger Brief würde wie Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs auf Sie eingewirkt, ich meine nämlich Sie eingeſchläfert haben. Wenn nicht — ſchlafen Sie dennoch wohl!

X.

Llandudno.

Sie ſehen, geſchätzter Freund, daß ich mich nicht gänzlich dem dolce far niente ergebe, ſondern vielmehr ein otium cum dignitate erſtrebe. Da ich nicht den ganzen Tag in den Bergen umherſtreifen, an dem Strande des Meeres flaniren kann, ſo benutze ich die mir übrig bleibende Zeit, in den hieſigen Buchläden herumzuſtöbern. Denken Sie deshalb aber nicht, daß ich zu dem Geſchlechte der Bibliomanen gehöre und meine Finanzen durch Anſchaffung von theuren engliſchen Werken verſchlechtere. Soll ich Ihnen ſagen, wie ich es anfange? Ich benutze die Buchläden, wie andere die Conditoreien. Ich laſſe mir ein Packet mich intereſſirender Schriften vorlegen, blättre darin herum, notire mir die mich

intereſſirenden Stellen, ſuche vor allen Dingen meine hiſtoriſchen Kenntniſſe über England und Wales zu verbeſſern und kaufe dann ſchließlich, nachdem mir die Stunden wie Minuten dahingeflogen ſind, um dem Buchhändler mein Wiederkommen nicht unwillkommen zu machen, irgend ein kleines Buch — für einen Schilling. So ſuche ich das utile cum dulci zu verbinden. Iſt das aber nicht beſſer, als wenn ich in einer Conditorei, die, beiläufig geſagt, hier ſehr frequentirt werden, für einen Schilling mir einen Magencatarrh, einen status pituitosus, wie die Alten ſagten, kaufe und meinen Mittagsappetit mir verderbe?

So ſchön wie Llandudno bei Tage iſt, ſo iſt es doch noch bei weitem ſchöner am Abend, wenn der Mond und die Sterne die Bay beleuchten, und die Hunderte von Gasflammen der unmittelbar am Strande verlaufenden, an den Hamburger Jungfernſtieg erinnernden Paradeſtraße, ihnen ihren Abendgruß entgegenbringen.

Unter dem ſchönen Geſchlechte gehört es bekanntlich zu den Seltenheiten, daß Tagesſchönheiten auch Abendſchönheiten ſind. Die untadelhafteſten Tagesſchönheiten machen im Salon oft Fiasko; umgekehrt wird die gefeierte Schönheit des Parquetbodens, des Mittags auf der Promenade, wenn ſie auch mit allen Toilettekünſten des Orients und Occidents ausgerüſtet iſt, von ihren Anbetern kaum wiedererkannt.

Llandudno iſt keine bloße Tagesſchönheit. Lieblich, ſtolz und majeſtätiſch erſcheint es bei Tage, wenn die ſchwellende Fluth heranbrauſt und ein Stück Strand nach dem andern ſeiner Herrſchaft unterwirft, kindlich, träumeriſch und melancholiſch des Abends, wenn der blaſſe Mond, die funkelnden Sterne und die ſtrahlenden Gasflammen in dem ſpiegelglatten Meere ſich baden, und tauſendfacher Glanz aus demſelben den in die Ferne ſchweifenden Augen entgegenſtrahlt, Hunderte von fröhlichen Badegäſten am Strande promeniren, und das Muſikcorps in melodiſchen Accorden ſein Rule Britannia über die weite Fläche des Meers erſchallen läßt.

Mir ist es dann, als wenn ich im Süden, an den Gestaden des mittelländischen Meers säße, und all die Wunder der italienischen Natur meinen Geist in sanfte Träume wiegten. Doch durch meinen Plaid werde ich plötzlich erinnert, daß ich nur geträumt habe.

Eine sehr angenehme Einrichtung für das Badepublicum ist das mehrere Male täglich Statt findende Spielen der Musikbanden.

Wie an allen englischen Badeörtern fehlt es hier an gemeinsamen Conversationshäusern, in denen getanzt, gespielt und concertirt wird. Der Engländer lebt im Seebade nicht anders als in seinem Hause. Gewöhnlich nimmt ja auch die ganze Familie an einer solchen Excursion Theil, und nur das eben überflüssige Dienstpersonal wird zu Hause gelassen. Der abgeschlossene und zugeknöpfte Nationalcharakter der Engländer steht überhaupt solch wesentlich deutschen und französischen Institutionen entgegen.

So unmusikalisch im Allgemeinen der Engländer ist, ein so großes Interesse zeigt er doch für die Musik. Deutsche Gouvernanten, die musikalisch sind, stehen immer höher im Preise als solche, denen die musikalische Bildung abgeht. Da es nun keine Locale giebt, in denen die Musikcorps sich hören lassen können, so geschieht dies unter freiem Himmel, und zwar regelmäßig einmal des Abends, einmal des Mittags.

Zu beiden Tageszeiten hat man Gelegenheit, sich einen Ueberblick über die Elite des badelustigen Publicums zu verschaffen. Zu keiner anderen Zeit ist die Paradestraße so belebt, und sieht man so viele Menschen auf ein Mal, als in diesen beiden Tagesstunden.

Daß das schöne Geschlecht vorzugsweise diese Gelegenheit benutzt, um seine Toilette spazieren zu führen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Da die Paradestraße circa eine halbe Stunde lang ist, so wird auf das daheim bleibende Publicum die zarte Rücksicht genommen, daß jeden Tag der Platz der öffentlichen Concerte gewechselt wird. Gestern hatten wir die Ehre, den musikalischen Ohrenschmaus unmittelbar von unserm Balkon aus genießen zu können. Der Abend war schön und die Musik für England recht gut;

einzelne falsche Töne und Accorde und ein vierteltaktiges Zurückbleiben des einen Instruments darf man einer englischen Musikbande nicht übel nehmen. Eine unzählige Menschenmenge war vor unserm Hause versammelt.

Sehr häufig trifft man in England auch deutsche Musikbanden, entweder aus Böhmen oder aus Salzgitter; doch versteigen sich diese nicht nach den eleganten Badeplätzen, sondern ziehen meistens auf dem Lande umher. Der Engländer hält jeden Deutschen für musikalisch gebildet und ist erstaunt, wenn ein Deutscher nicht wenigstens Clavier spielt oder singt. Das Gehör möchte von allen Sinnen der Engländer derjenige sein, der am wenigsten ausgebildet ist und sich am wenigsten zur Ausbildung qualificirt.

Eine vergleichende Anatomie der Sinne der Hauptculturvölker Europas würde gewiß zu höchst interessanten Resultaten führen und den Beweis liefern, daß das eine Sinnesorgan bei diesem, das andere bei jenem Volke in quantitativer und qualitativer Beziehung mehr ausgebildet ist. Doch vielleicht ist die heutige Anatomie noch nicht so weit; es müssen ihre Hülfsschwestern, die Chemie und Mikroskopie erst mehr entwickelt werden, um diese Differenzen constatiren zu können. Sollte es nicht eine Zukunftsanatomie, wie eine Zukunftsmusik geben? Hat nicht kürzlich ein bedeutender deutscher Anatom die Behauptung aufgestellt, daß der Magen seinen bisherigen Sitz verändert hat, wenigstens an einer ganz anderen Stelle sich befindet, als wohin die anatomischen Lehrbücher ihn bisher verlegten!

Gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß die Engländer in Bezug auf musikalisches Talent gegen die Italiener, gegen die Deutschen, gegen die Slaven, ja auch gegen die Franzosen in den Hintergrund treten. Händel, ihr bedeutendstes musikalisches Genie war deutscher Abkunft! Wenn man diesen Gegenstand vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet — seien Sie nur nicht bange, daß ich in dem Lande der „Erbweisheit“ wie König Friedrich Wilhelm IV. geistreicher Weise κατ' ἐξοχην England nannte, mit

hegel'schen und schelling'schen Philosophemen Sie um ihren Mittagsschlaf bringen will — so muß man zugeben, daß jeder Sinn mit einer bestimmten Geistesrichtung correspondiren muß. Warum nicht? Erinnern Sie sich nicht daß, als der geniale deutsche Heilbronner Arzt J. R. Mayer seine neue Wärmetheorie aufstellte und den Satz proclamirte, Wärme und Bewegung verwandeln sich in einander, die deutsche Wissenschaft sich theilnahmlos verhielt? Die ausgezeichneten Experimentalleistungen des Engländers Joule, und die analytischen Untersuchungen von Clausius haben diese Theorie jetzt zu einer allgemein gültigen erhoben. Wenn ich daher auch jeden Vergleich mit Mayer zurückweise, der, so wenig er in Deutschland noch bekannt ist, doch den Lorbeer der Unsterblichkeit sich bereits errungen hat, so lasse ich mir meine Theorie doch nicht nehmen. Umsonst hat die Sprache nicht die verschiedenen termini Gemüth, Verstand, Phantasie, Urtheilskraft u. s. w. Die Verschiedenheit dieser Geistesthätigkeiten ist in der That eben so groß, als die Sinne selbst unter einander verschieden sind. Wenn man von einem Manne aussagt, er sei mit einem scharfen Blick begabt, so bedeutet dieses nichts anders, als daß er einen scharfen Verstand habe. Sie sehen, verehrtester Freund, daß ich mich Ihnen gegenüber nicht in hohlen Speculationen ergehe. Sie wissen, daß ich sehr gläubig bin und vor allen Dingen an die Worte Mephisto's glaube:

> Ich sage Dir: ein Kerl der speculirt,
> Ist wie ein Thier auf dürrer Haide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und rings herum liegt schöne, grüne Weide.

Es ist daher keine synthetische Schlußfolgerung, wenn ich behaupte, daß das menschliche Auge derjenige Sinn sei, der dem reinen Verstande homogen ist; oder mit anderen Worten das Auge ist die Favoritin, der Lieblingstelegraph des Verstandes, um Eindrücke der Außenwelt ihm zu vermitteln und geistige Zustände nach Außen abzuspiegeln. Wenn ich jetzt ferner behaupte, daß die Engländer

von allen Völkern den am ſchärfſten ausgeprägten Verſtand haben, daß ihre ganze Auffaſſung des Lebens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, ja ſelbſt der Religion, eine reine Auffaſſung des Verſtandes und deshalb auch eine ſo verſtändliche und verſtändige ſei, dann werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich jetzt ferner behaupte, daß ſie deshalb von allen Culturvölkern in Bezug auf materielle Fortſchritte die Palme verdienen, daß die Engländer von allen Völkern diejenigen ſind, die die ſchönſten Augen haben.

Dagegen ſah ich nirgends ſo wenig ſchöne und kleine Ohren!

Sollte damit nicht der unmuſikaliſche Sinn der Engländer in Verbindung ſtehen? Das Ohr gehört zur Domaine des Gemüths; letzteres iſt abhängig von der Stimmung; muſikaliſche Stimmung und Gemüthsſtimmung ſtehen offenbar mit einander in einem Cauſalconner.

Weil die Deutſchen ſo muſikaliſch ſind, weil ihr Gehörorgan offenbar feiner und ſchärfer ausgebildet iſt, deshalb iſt auch ihr Gemüths- und Phantaſieleben ein decidirteres. Deshalb finden Sie auch bei allen muſikaliſchen Genies ein hervorſtechendes Gemüthsleben. Meiſtens ſind dieſe Leute in Bezug auf das Leben und ihren Beruf unpraktiſch; ſie leben mehr in der Phantaſie als in der Wirklichkeit. Sie ſind in der Regel gute Leute, aber trotz ihres muſikaliſchen Talents, ſchlechte Muſikanten. Eben weil die Deutſchen zu viel Gehör haben, hörten ſie zu lange auf die Dudelſackspfeife ihrer abſoluten Fürſten. Etwas weniger Muſik und etwas mehr Freiheit thut uns Noth. Auf die Zukunftsmuſik will ich gern verzichten. Robert Hill, der Reformer der engliſchen Poſt, iſt mir tauſendmal lieber als Richard Wagner. Die Engländer haben gerade den umgekehrten Weg eingeſchlagen wie die Deutſchen. Sie finden erſt ſeit nicht langer Zeit, daß die Muſik eine ganz ſchöne Kunſt ſei, die politiſche Freiheit, das Selfgovernment und die Wiſſenſchaft ſchätzen ſie aber höher als die ſchönen Künſte insgeſammt. Dieſelben ſollen ihnen nicht das Leben verhimmeln, ſondern nur verſchönern. Um die ſchönen Künſte aber genießen zu können und ſich nicht wie

die Italiener und Deutschen von letzteren beherrschen zu lassen, muß zuvor die Freiheit und Unabhängigkeit errungen sein.

Culturhistorisch läßt es sich nachweisen, daß in England der Sinn für Musik erst erwachte, nachdem sie, so zu sagen, ihr Haus unter Dach und Fach gebracht hatten. Die Krönung des Gebäudes war die Lebensaufgabe der Nation. Mit der comfortablen Ausschmückung des Innern beschäftigen sie sich jetzt. Warum verfuhren die Deutschen nicht ebenso? Warum mußten sie zu viel Gehör haben? Warum ließen sie politisch so lange die Ohren hangen oder spitzten sie sofort, sobald ein musikalischer Politiker ihnen eine hübsche Melodie vorpfiff?

Doch vielleicht sind Sie ganz anderer Meinung über diesen Punkt als ich. Darum keine Feindschaft nicht! Mündlich würden wir uns gewiß verständigen. Für heute leben Sie wohl. Ich denke einen langen Schlaf zu thun.

XI.

Llandudno.

Unter Musik schlief ich ein und unter Musik wachte ich auf. Eine andere Musikbande als die gewöhnlich spielende, zog, verschiedene Stücke zum Besten gebend, die Paradestraße entlang. Als ich verwundert an's Fenster eilte, fand ich den Strand noch leer von Spaziergängern und Badenden. Die Sonne schien so schön, und die Künstler thaten auch ihre Schuldigkeit, aber es fehlten die Arabesken, die flanirende männliche und weibliche Badewelt.

Wenn Sie sich für Toiletten interessiren und wie sollten Sie nicht, da auch diese ein Spiegelbild der Cultur unseres Zeitalters sind, und der Geist der Zeit sich eben so gut in der Crinoline und in den Chignons als in dem, „was sich der Wald erzählt", in „Amaranth", in den „ollen Camellen" und um bei England zu blei-

ben, in den bei uns noch nicht heimiſch gewordenen Senſations-romanen offenbart, dann haben Sie nirgends beſſer Gelegenheit, mikroſkopiſche und makroſkopiſche Toilettenſtudien zu machen, als hier an dem brauſenden Meerbuſen von Llandudno. Charakteriſtiſch iſt bei den Männern, d. h. bei den auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehenden, die gelben, ſcheußlich ausſehenden Stiefeln und die röthlich gelben Handſchuhe; der obligate Augenkneifer darf natürlich nicht fehlen, an dem Kinn darf kein Barthaar aufkommen; wehe dem armen Figaro, dem hier etwas Menſchliches paſſirt wäre, dafür muß aber der Backenbart mit ſeinen äußerſten Flügeln wenigſtens 6 Zoll in die Luft hinausſtarren, wie ſtrüppiges Unterholz und die Bewohner der Lüfte in Verführung bringen, hier ihre Neſter aufzubauen. Das ſtarke Geſchlecht vermißt ſich oft, die Moden der Töchter Evas einer herben Kritik zu unterwerfen, dieſelben als geſchmacklos, unnatürlich und mit anderen epitheta ornantia zu ſchmücken. Hier gilt es wirklich, man ſieht den Splitter in ſeines Nächſten Auge und nicht den Balken in ſeinem eigenen. Amicus Plato, sed magis amica veritas! Deshalb möge das ſtarke, gelb beledерte und roth behandſchuhte Geſchlecht es mir nicht übel nehmen, wenn ich hiemit Ihnen gegenüber freimüthig erkläre, daß die Abgeſchmacktheit der männlichen Moden viel größer iſt, als die der weiblichen. Giebt es eine albernere Tracht, als der bei allen Revolutionen auf dem Gebiete der Mode ihre Hegemonie behauptenden Schniepel oder Fracke! Was haben die unglücklichen Schwalbenſchwänze verbrochen, von den Bekleidungskünſtlern ſo in amitié genommen zu ſein, daß ſie als Paradigma der als erquiſit fein geltenden Herren-Toilette aufgeſtellt werden? Oder liegt hier etwa die tiefe ſymboliſche Bedeutung zu Grunde, daß der Mann nichts erreichen kann, wenn er nicht zu ſchwänzeln und ſcherwenzeln verſteht? Hat deshalb etwa der Frack bei Bällen, bei Hochzeiten, Viſiten, bei Hofe und bei allen Feierlichkeiten ſeine Herrſchaft fortwährend behauptet? Sie glauben es vielleicht nicht, und doch kann ich Ihnen verſichern, daß es Aerzte giebt, die ſelbſt in der gewöhnlichen All-

tagspraxis nicht aus dem Schniepel herauskommen. Glauben Sie ja nicht, daß ich hier in Metaphern rede. Wollte ich mich in Tropen ergehen, so würde ich sagen, sie seien auf dem Schniepel in die Praxis gefahren und legten sich sogar beschniepelt zu Bette. Doch um „auf besagten Hammel zurückzukommen" von der unästhetischen Bartfrisur unserer jungen Stutzer will ich gar nicht reden. Sie werden es mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß England hierin Deutschland übertrifft. Man muß es Bismarck wirklich Dank wissen, daß er den deutschen Männern auch hierin mit einem guten Beispiel vorangegangen ist. Wer keinen Kinnbart hat und nicht auf natürliche Weise seinen Bart wachsen lassen will, der ahme wenigstens Bismarck nach, lasse sich rasiren und zeige nur durch den kleinen Bart auf der Oberlippe, daß er wenigstens Haare auf den Zähnen habe.

Die Art und Weise, wie die jungen Männer ihr Kopfhaar tragen, das nach Frauenart in der Mitte gescheitelt ist, während die ungeschnittenen langen Haare durch das Glüheisen in Locken verwandelt werden, mit einem Worte veritable Titusköpfe, ist nicht bloß häßlich, sondern geradezu weibisch: es erinnert an Herkules am Spinnrocken.

Nun, es ist ja ein Vorrecht der Geschichte, sich überall wiederholen zu dürfen! Da muß ich mir doch das schöne Geschlecht loben, das für alle Ausschweifungen der Mode Gründe hat. Wenn diejenigen Damen, die den Chignon verschmähen, ihre Haare nach Art der Männer kurz geschnitten tragen, so steht ihnen dies auf jeden Fall besser, als es umgekehrt den Männern steht, die alten Scythen nachzuahmen. Eine Frau in Stiefeln steht jedenfalls über einem Manne im Unterrocke. Und wenn die Damen jetzt ihr Haar nach Art der Männer tragen, dann sollten sich wenigstens die Männer nicht dadurch revanchiren, daß sie sich den weiblichen Scheitel annectirten und zum Glüheisen ihre Zuflucht nehmen. Haben sie nicht schon an dem Höllenstein des Lebens und der — Liebe genug?! —

In der That, die Männer ſollten duldſamer werden und ihren Spott für ſich behalten, bevor ſie die Lauge des Witzes über das ſchöne Geſchlecht ausgießen.

Da ich mich zum Demoſthenes der Damen aufgeworfen habe, ſo werden Sie die harmloſen Bemerkungen, die ich Ihnen vortragen werde, nicht übel deuten, ſondern für die unverfälſchte Wirkung hinnehmen, die die Muſe Klio in mir erregte.

Alſo in Bezug auf die Crinoline leiſten die ſchönen wie die häßlichen Engländerinnen nicht mehr als die Deutſchen und die Franzöſinnen, doch übertreffen ſie dieſelben bei Weitem in Bezug auf die Länge und Intenſität der Schleppen. Miß N. rief mir daher bei einer ſolchen Toilettenrevue mehrere Male zu: „o look this lady sweeping the grass.“

Gelb ſchien durchweg die Mode- und Lieblingsfarbe zu ſein. Wie die meiſten Herren gelbe Stiefel und Handſchuhe trugen, ſo herrſchten bei den Damen die gelben Kleider vor. Es giebt keinen unäſthetiſcheren und paradoreren Anblick als eine ſchöne Blondine mit veilchenblauen Augen und einem untadelhaften Teint in ein gelbes, wo möglich ſafrangelbes Kleid gehüllt zu ſehen. Gelb läßt ſich nur rechtfertigen für Damen, die ſchwarze Haare, dunkle Augen und einen auf Leberkrankheit deutenden Teint haben. Alle Blondinen dagegen werden dadurch verunziert und in Pfauen verwandelt. Wie doch die Metamorphoſen des Ovid bei ſo Vielen zu Fleiſch und Blut geworden ſind! Ich glaube, daß eine Franzöſin kaum eine ſolche Perverſion des Geſchmacks an den Tag legen, ſondern in einem ſolchen Fall lieber die Mode als den guten Geſchmack opfern würde. Darin ſind aber die Engländerinnen conſequent: ſie verſchmähen es nicht, ſich ſelbſt häßlich zu machen, nur um der Göttin der Mode zu huldigen.

Wie überhaupt das Gelb eine Modefarbe werden konnte, darüber habe ich ſchon oft nachgedacht, ohne den Schlüſſel finden zu können. Gelb iſt die ſymboliſche Farbe der Falſchheit! Sollte ſich etwa hierin auch der Geiſt unſerer Zeit abſpiegeln? Iſt es nicht

eine Thatsache, daß niemals weniger Zuverlässigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit in allen Lebensverhältnissen und Weltzuständen geherrscht hat als grade jetzt? Erinnert nicht so vieles an die übertünchten Gräber? Hat nicht das Wetter selbst sich geändert? Wo giebt es noch die früheren kalten, langen Winter und die schönen, warmen beständigen Sommer? Ist nicht die ganze Welt, wie die Diplomatie, falsch geworden? Und wenn so viele Damen falsche Brüste, falsche Haare, falsche Zähne, ja selbst falsche Glutäen tragen, ist es denn etwas Anderes als Logik, auch die widrige gelbe Farbe zur Modefarbe zu erheben? Ja, so ist es. Doch in Bezug auf die Haare und Zähne muß ich mein Urtheil etwas einschränken. Ich kann mir nicht denken, daß alle die schönen Haare und die blendend weißen Zähne mit denen die Schönheiten Llandudno's Staat machten, falsche sind!

Sehr viele Damen tragen, auch wenn sie nicht gebadet haben, sondern immer, ihre Haare lang über die Schultern herabhängend. Hier möchte in vielen Fällen aber eine richtige Diagnose schwer sein. Der sogenannten Blitzdiagnose eines Oppolzer oder eines Skoda wäre es vielleicht gelungen zu bestimmen, welches Haar falsch, welches ächt sei. Eine Menge Engländerinnen tragen nämlich über ihrem eigenen Haar einen kleinen Hut, an dem das falsche Haar in der Weise angebracht ist, daß es das natürliche Haar vollständig verdeckt. Es wurde mir mitgetheilt, dies sei eine neue, noch nicht patentirte Erfindung, um das eigene Haar vor Staub zu schützen. Es ist gewiß weiter nichts als Verläumdung, wenn Einige behaupten wollen, daß die äußere Haarfrisur weit schöner sei, als die, welche es schützen soll, und daß deshalb die englischen Damen eine heilige Scheu hätten, in Gegenwart von Herren ihre kleinen Hüte abzunehmen. Freilich möchte es in allen Fällen, wo auf einem dampfenden Zelter eine Amazone mit kleinem Hut und wallenden Haaren Einem entgegenfliegt, gerathen sein, die Diagnose der Haarfrisur unentschieden zu lassen. Doch ich muß die englischen Damen in Schutz nehmen; das Studium der deut-

schen Literatur hat in den letzten Jahren so zugenommen, und namentlich Goethe und Schiller haben sich so in die Herzen der Töchter Albions eingeschlichen, daß man sich alle die kleinen Bizarrerien der Damen erklären kann, wenn man annimmt, sie wollen weiter nichts als den Rath Goethe's beherzigen:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Wenn Sie aber wüßten, wie ich seit meiner Kindheit die gelbe Farbe gehaßt habe, dann würden Sie einsehen, daß das beständige Gelb, auf das man hier bei jedem Schritte stößt, mir den Aufenthalt in Llandudno verleiden könnte. Die schönsten und bequemsten Wagen sind gelb lackirt, ja selbst die Sitze sind mit gelbem Leder ausgepolstert. Ich würde mich deshalb gar nicht wundern, wenn im nächsten Jahre jedes Haus einen Anstrich von gelber Oelfarbe bekommen hätte.

Das Reiten der Damen ist hier allgemein, wie das Schlittschuhlaufen bei uns anfängt allgemein Mode zu werden. Des Mittags kann man die Damen zu Dutzenden über die Straßen Galoppiren sehen. Die meisten haben ein blühendes, frisches Aussehen und nicht die bleichsüchtigen, blutarmen und mondscheinartigen Gesichter, durch die die deutschen Damen in den großen Städten excelliren. Ich glaube nicht, daß die englischen Damen bloß deshalb so gern reiten, um ihre Füße dadurch den Blicken der Welt zu entziehen. Heine hat bekanntlich die Göttinger Damen für alle Zeiten wegen ihrer Füße in Mißcredit gebracht. Ich möchte nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist begehen. Gestatten Sie mir deshalb, daß ich über diesen Punkt Ihnen keine Rechenschaft ablege, sondern mich in ein tiefes Stillschweigen hülle. Eine Bemerkung jedoch kann ich nicht unterdrücken. Die meisten Engländerinnen haben einen plumpen Gang und durchaus nichts Sylphidenartiges; sie haben in ihrer ganzen Erscheinung etwas was man steady nennt. Immerhin können ihre Füße deshalb klein, zierlich und taglionenartig sein.

XII.

Llandudno.

Es ist heute Sonntag. Sie vermuthen mich oder vermuthen mich auch nicht, was dasselbe sagen will, in einer der vielen Kirchen Llandudno's. Da sehen Sie mein Pflichtgefühl; bloß weil ich Ihnen versprochen habe zu schreiben, muß ich für heute meine religiösen Gefühle unterdrücken.

Der Sonntag nimmt hier eine ganz andere Stellung ein als auf dem Continent. Dort ist die Tendenz nicht bloß Ausruhen von der Arbeit, sondern auch Ausspannung des Körpers und Geistes, Erholung, Amüsement. Letzteres leider oft zu sehr accentuirt. Denn der eine Sonntag ruinirt auf dem Festlande manchen Menschen mehr als die sechs Wochentage, körperlich wie geistig, und der im sauren Schweiße von sechs Tagen verdiente Arbeitslohn wird einem kurzen Sinnenrausch geopfert. In England hat der Sonntag seine ursprüngliche Bestimmung sich rein bewahrt, und scheint dies für alle Classen der Gesellschaft zu gelten, mit Ausnahme der in England lebenden Deutschen.

Hier in Llandudno sind alle Läden geschlossen, und die Stadt erscheint wie ein Kirchhof, auf dem die Häuser die Monumente vorstellen. Selbst die Böte sind auf den Strand gezogen. Als wir den Nachmittag (es war bloß eine Concession an meine Frau, deren Religiosität sogar von ihrer leidenschaftlichen Liebe zum Segeln übertroffen wird) segeln wollten, um den herrlichen Tag recht mit Andacht zu genießen, war es uns unmöglich, einen Schiffer aufzutreiben. So sorgsam beobachten sogar die untern Classen die Ceremonien und den Ritus ihrer Kirche.

So jung Llandudno noch ist, so hat es doch schon fünf Kirchen und eine sechste ist im Bau begriffen. Die Misses N. gingen heute auch zur Kirche. Es wird in England immer sehr lange gepredigt. Die Kirche dauert in der Regel 2 Stunden. Sie sehen, daß die englischen Prediger viel gründlicher sind als die deutschen und ihren

Beichtkindern doch auch für's Geld etwas bieten. Wenn man bei uns in Deutschland, im Vaterlande Hegels und Feuerbachs, einen Prediger in seinem Talare zur Kanzel schreiten sieht, so erfaßt uns unwillkürlich der Gedanke, als wenn der Prediger bei sich dächte, „ach wärst du nur erst wieder herunter". Glauben Sie ja nicht, daß ich verläumde, ich sollte auch einmal Pastor werden, habe sogar zwei Jahre lang Ebräisch getrieben, und kann mich daher jetzt noch ganz lebhaft, von dieser Periode her, in das Gefühlsleben der Prediger hineinversenken.

Daß bei alledem der Sonntag in England recht langweilig ist, da man nicht einmal das Wetter nach Herzenslust ausbeuten kann, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern.

Den Damen ist es sogar untersagt, irgend eine Handarbeit vorzunehmen. Eine deutsche Dame, die sich so etwas herausnähme, würde sehr gegen den guten Ton verstoßen. Was thut man denn den ganzen Tag, fragen Sie mich? Man amüsirt sich durch die Lieblingslecture der gebildeten Engländer: durch die Londoner „illustrated news" und den „punch", die beide an diesem Tage erscheinen. Auch wir empfingen sie heute; beide reichen ungefähr aus, den Rest des Tages, der Einem vom Spazierengehen, Essen, Trinken und Toilette machen, übrig bleibt, todt zu machen.

Die „illustrated news" brachten heute einen meisterhaft geschriebenen Leitartikel über das deutsche Parlament, der der besten deutschen Zeitung Ehre gemacht haben würde. Punch dagegen schildert eine Scene zwischen Napoleon und Bismarck. Letzterer steht an einer Kreuzstraße, zu ihm kommt Napoleon als Lumpensammler verkleidet, mit seinem Berufsstock versehen, um zu sammeln. Bismarck empfängt ihn mit höchst kaustischen Worten. Dies drastische Bild wird gewiß nicht verfehlen, in Deutschland und Frankreich Sensation zu erregen.

Am Morgen machten wir einen Spaziergang auf dem in dem great Orme's head eingehauenen, schon erwähnten Fußpfad. An einigen Stellen senkt sich derselbe so steil in's Meer, daß ein eisernes

Geländer angebracht ist für diejenigen, die leicht vom Schwindel befallen werden. Einen schöneren Spaziergang kann man in der unmittelbaren Nähe Llandudno's nicht haben. Wir spazierten ungefähr zwei Stunden. Es war recht heiß. Um neun Uhr hatten wir schon 18 Grad Reaumur im Schatten.

Des Sonntagsabends besteht das Hauptamüsement der ganzen Badegesellschaft darin den great Orme's head zu besteigen und dort zur Kirche zu gehen. Bei gutem Wetter soll der Prediger jedes Mal genöthigt sein, im Freien zu predigen.

Ob Religiosität das Motiv dieser Andacht ist? Mir will es vorkommen, wenn ich von meinem Balkon aus die schäkernden Damen und heiteren Herren den Berg ersteigen sehe, daß Langeweile, Neugier und sonst noch Etwas die Haupttriebfedern dieser Modespaziergänge sind. Ueberdies eunt, quo itur; gilt ja auch wohl in nicht medicinischem Sinne.

Die Ehen sollen einer alten Sage nach freilich im Himmel geschlossen werden. Für Llandudno trifft's aber nicht zu; great Orme's head soll hier die Stelle des Himmels vertreten.

Auf dem alten Kirchhof von tudno church, wo Tudno sein einsames Leben wie ein Stilit und Anachoret büßend und sich kasteiend zubrachte, soll Gott Hymen jetzt seine reichste Ernte halten, und die spröden Töchter Albions sollen an dieser geweihten Stelle den Waffen Amors einen Panzer von Spinnegewebe entgegensetzen, während sie sonst undurchdringlich sind wie ein tscherkessisches Hemd. Facta loquuntur! Sollten Sie, verehrtester Freund, diesen Brief gar zu langweilig finden, so schelten Sie nicht auf mich, sondern bringen Sie dies auf Rechnung des englischen Sonntags!

XIII.

Bangor.

Früh war ich heute aufgestanden. Mit dem ersten Morgenzuge fuhren wir nach Bangor. Nachdem wir in Conway einige

Minuten angehalten hatten, fuhren wir an der schönen Conwaybay entlang; unmittelbar über unsern Köpfen hatten wir die langgestreckten, melancholischen Berge von Carnarvonshire, gelangten dann nach der Menai Strait, derjenigen Meerenge, die die Insel Anglesey vom Festlande trennt und in die Conwaybay mündet.

Zu Anfang der Menai Strait liegt das romantische Seebad Penmaenmawr. Der Zug hielt hier einige Minuten. Die Häuser des freundlichen Orts sind theils in unmittelbarer Nähe des Strandes gebaut, theils an dem steilen Abhange der Berge. Jeder Fuß des Erdbodens ist so zu sagen benutzt, so daß der Ort keiner bedeutenden Vergrößerung mehr fähig ist. Wir passirten dann abermals einen watering place, Llanfairfechan; die Häuser des Orts liegen sehr weit auseinander; der Raum zwischen dem Meer und den Bergen ist gar zu schmal. In beiden Seebädern bemerkten wir viele Badegäste. Alle diejenigen, die die geräuschvollen, luxuriösen und zu sehr an das Stadtleben erinnernden Seebäder nicht lieben und ein gemüthliches, idyllisches Stillleben führen wollen, können keine passendere Orte wählen als diese beiden. Mit Llandudno theilen sie die Reize der Natur und den Vortheil der combinirten Berg- und Seeluft.

Wir hielten dann noch eine Weile in Aber an, einem kleinen Dorfe, das in einem sehr engen Thale liegt. Der Fluß Gwyngregyn läuft durch dasselbe und ergießt sich später in die irische See.

Um 11 Uhr waren wir in Bangor, einer seit mehreren Jahren rasch aufblühenden Stadt an der Menai Strait.

Hier stiegen wir aus, nahmen uns einen offenen Wagen, fuhren erst durch einige Straßen der Stadt und dann auf der Fahrstraße nach den Slate Quarries, welche dem Lord Penrhyn zugehören. Wir passirten seinen prachtvollen Park, in dem sein Stammschloß liegt. Lord Penrhyn ist nicht bloß einer der reichsten Edelmänner Englands, sondern auch einer der humansten und intelligentsten. Er hat für alle seine Arbeiter kleine Wohnhäuser bauen lassen; er sucht allen seinen Untergebenen das Leben so angenehm als möglich zu machen

und sie das Drückende ihres Standes und ihrer abhängigen Lage so viel als möglich vergessen zu lassen. Dies saubere Dörfchen, das in der Nähe des Schlosses liegt, führt den Namen Llandegay. Wir fuhren durch eine Straße dieser netten cottages; jede ist von einem niedlichen Blumen- und Gemüsegarten umgeben und das Haus gut in Farbe gehalten; eine holländische Reinlichkeit belebt das Ganze. Welch ein Contrast, wenn man diese reizenden Arbeiterwohnungen mit den armseligen Hütten der Heuerleute unserer reichen Bauern vergleicht. Lord P. hat die Lassalle'schen Probleme praktisch gelöst! Bei uns in Deutschland verfährt man umgekehrt; erst muß man sich über die Theorie einigen; nur keine praktischen Ueberstürzungen! So erzeugte Deutschland einen Lassalle, Amerika und England einen Peabody und Penrhyn!

Von hier gelangten wir in circa $^5/_4$ Stunden nach den Slate quarries. Die meisten Arbeiter verließen die Steinbrüche, um ihr Mittagsmahl einzunehmen. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit an, um das Sprengen einiger großen Steinmassen mitanzusehen. Dasselbe findet jede Stunde Statt. Eine kleine rothe Fahne wird dann als Warnungszeichen so lange ausgesteckt; nach kurzer Zeit hörten wir krachende Schüsse, die durch ein vielfaches Echo unter den steilen Abhängen verstärkt wurden. An verschiedenen Stellen bemerkt man dann Rauch aufsteigen und große Steinmassen in das Thal hinabrollen. „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor." Die Höhe mag circa 300 Fuß betragen. Die unten beschäftigten Arbeiter erscheinen klein wie die Ameisen. Den Schieferbrüchen entlang befinden sich viele Absätze und Wege, auf denen Arbeiter gingen, und andere an Stricke befestigt arbeiteten.

Das Imposanteste sind zwei in der Mitte der Steinbrüche ganz freistehende, kegelförmige Pfeiler von der Höhe von 250—300 Fuß.

Wie zwei Säulen erscheinen sie den Augen aus der Ferne; die Waterloosäule in Hannover und die Vendomesäule in Paris würden gegen diese Naturproducte kleinlich in ihren Dimensionen erscheinen. Mit Absicht hat man diese Säulen stehen lassen. Und

in der That trägt ihr Anblick sehr dazu bei, das Majestätische der ganzen Scenerie zu erhöhen. Der durch die gesprengten Felsenstücke gewonnene Kessel wird natürlich von Tag zu Tag weiter. Das Schieferlager soll sich aber noch mehrere Meilen in's Land hineinstrecken, so daß bis jetzt nichts ferner liegt als der Gedanke, es würde einmal eine Zeit kommen, wo es mit der Ausnützung dieses Industriezweigs vorbei sei. An diesen beiden Säulen, da sie nach allen Seiten frei stehen, und natürlich ganz zu umgehen sind, kann man die verschiedenen Lager des Schiefers auf's Schönste studiren. Er erscheint als grauer, grünlicher und röthlicher Schiefer und ist von einigen weißen Quadern und gelblichen Streifen durchzogen.

Später besuchten wir noch mehrere Arbeiter in ihren Werkstätten, sahen ihnen zu, wie sie die Schiefersteine spalteten und zuschnitten. Wir bewunderten ihre große manuelle Geschicklichkeit. Viele Hunderte von Arbeitern werden in diesen Brüchen beschäftigt.

Reich belohnt durch die imposanten Natureindrücke und die durch diesen blühenden Industriezweig uns gewordenen Anregungen, fuhren wir nach einigen Stunden nach Bangor zurück.

Statt durch die Stadt zu fahren, schlugen wir einen Weg ein, der parallel mit der Menai Strait läuft und einen herrlichen Blick über diese, von Schiffen aller Nationen stets belebte Wasserstraße und die fruchtbare Insel Anglesey gewährt. Die ganze Gegend hat die größte Aehnlichkeit mit der Landschaft Sundewitt in Schleswig; die Insel Anglesey erinnert auch in ihrer Form an die Insel Alsen; der Alsener Sund entspricht der Menai Strait. Das dort prävalirende dänische Element vertritt das hier dominirende Celtenthum.

Nachdem wir dann einen sanften Hügel hinaufgefahren waren, stiegen wir in dem außerhalb Bangor reizend gelegenen George's Hotel ab.

Der Wirth empfing uns mit einer ausgesuchten Höflichkeit. George's Hotel möchte ich in Bezug auf die elegante und comfortable Einrichtung der Zimmer, die geschmackvolle Zubereitung der

Speiſen, die prachtvolle, in der That pittoreske Lage des Wohnhauſes, die aufmerkſame und freundliche Bedienung vom Wirthe bis zum waiter als das Ideal eines Wirthshauſes hinſtellen.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich überhaupt die engliſchen Wirthshäuſer in Schutz nehmen, da ſie bei uns in Deutſchland im Allgemeinen verſchrieen ſind. Deutſche Küche kann man allerdings in ihnen nicht finden. Die Betten ſind aber durchgängig beſſer als in Deutſchland, die Zimmer mit weit mehr Comfort eingerichtet. Teppiche findet man nicht bloß in den Zimmern und den Treppen, ſondern die ganze Hausflur und die Vorplätze ſind mit ihnen belegt.

George's Hotel erinnert in jeder Hinſicht an Hillmanns Hotel in Bremen, in deſſen Lob die weitgereiſten Touriſten bekanntlich einig ſind.

Nicht in allen engliſchen Gaſthöfen wird table d'hote geſpeiſt. George's Hotel macht hiervon eine Ausnahme. In Llandudno iſt es dagegen eine unbekannte Sitte. Dort hat jedes Haus ſein dining room für jede einzelne Familie. Wenn 4—5 Familien in einem Hauſe wohnen, ſo giebt es eben ſo viele dining rooms. Dieſelben liegen in der Regel par terre, während das drawing und parlour room im erſten Stock ſich befindet. Ehe wir uns hier zu Tiſche ſetzten, wurden wir vom Wirthe gefragt, ob es uns Recht ſei, mit noch drei anderen gemeinſchaftlich zu eſſen, da die table d'hote-Stunde noch nicht begonnen hatte; es war ein ältlicher Herr nebſt ſeiner Frau und Tochter.

Im Allgemeinen ſchwärme ich nicht für die engliſche Küche, obgleich ich ihr vor der äußerlich blendenden, ihrem Weſen nach aber gehaltloſen franzöſiſchen den Vorzug gebe. Die heute ſervirte mock tourtle-Suppe würde aber ſelbſt einen deutſchen Friand zum Schweigen gebracht haben. Auch die übrigen Gänge machten der engliſchen Küche Ehre, die Weine wie immer gut und unverfälſcht; von ganz beſonderer Güte aber war das vom Wirthe ſelbſt gebraute Bier, das vom Faß aus geſchenkt wurde.

Der Garten des Hotels liegt ſehr maleriſch am Abhange des

Hügels und geht unmittelbar bis zur Menai Strait. Die Insel Anglesey mit ihrer Hauptstadt Beaumaris gewährt von hier einen prächtigen Anblick. Der Garten selbst ist auf's Geschmackvollste angelegt und vortrefflich im Stande gehalten. Die Rasen, die man nirgends schöner als in England trifft, würden jedem Lordsitze zur Zierde gereichen. Nach Osten hin windet sich reizend am Fuße des Hügels Bangor selbst in Bogenform. Im Westen blickt man auf die beiden großartigsten Brücken der Neuzeit auf die Britannia-suspension-bridge und die tubular-bridge.

Denken Sie Sich jetzt einen schönen klaren Herbsttag, den Himmel blau, und wie es hier in England eine Seltenheit ist, unbewölkt, dazu die belebende dünne Bergluft, und die frische von der See Einem entgegenwehende Brise, dann werden Sie es natürlich finden, daß ich laut ausrief: hier laßt uns Hütten bauen, und mich lang aus streckte auf den sammetartigen Rasen. Hier lag ich mehrere Stunden, halb träumend, halb wachend. Und als das Bild meiner Kindheit vor meiner Phantasie aufstieg, da kam es mir vor, als sei ich selbst der göttliche — nicht der Sauhirt Eumöos, sondern der vielgereiste Dulder Odysseus und befände mich in den Gärten des Alkinous. — Sie lachen, und doch möchte das tertium comparationis nicht schwer zu finden sein.

Bangor ist ein alter Bischofssitz. Sein Name ist von seiner Lage abgeleitet und bedeutet in unserer Sprache hoher Halbkreis. Die Cathedrale der Stadt ist sehenswerth. Es wird in derselben englisch und wales'sch gepredigt.

Gegen Abend fuhren wir nach den beiden Brücken.

Die Menai-suspension-bridge ist auch von Telford gebaut.

Wie Erwin von Steinbach durch den Bau des Straßburger Münster schon bei seinen Lebzeiten sich das schönste Denkmal gesetzt hat, so Telford durch die Menai-suspension-bridge. Befände sich die Conwaybrücke in unmittelbarer Nähe, so daß man einen sicheren Vergleich anstellen könnte, so würde diese in eben dem

Maße verſchwinden als ein neben einem Linienſchiffe liegender Oſtindienfahrer liliputartig erſcheint.

Bevor dieſe Brücke gebaut wurde, war die Verbindung Englands und Irlands vorzüglich im Winter eine unſichere und gefährliche. Nur durch eine feſte Brücke über die Menai Strait konnte eine ununterbrochene Paſſage hergeſtellt werden. Im Jahre 1818 legte Telford den Plan ſeines genialen Gedankens dem Parlamente vor; 1820 wurde der Grundſtein der erſten Pfeiler gelegt, und ſchon 1826 die Brücke dem Verkehr übergeben.

Die Brücke beſteht aus drei Theilen. Drei Pfeiler ſind auf der Küſte von Carnarvonſhire errichtet; es folgt dann die eigentliche Kettenbrücke, die eine Länge von 560 Fuß hat, dann die im Meeresgrund erbauten, der Inſel Angleſey zugekehrten Pfeiler. Der erſte und letzte Theil der Brücke wird von den Engländern pier genannt. Die ganze Brücke iſt 910 Fuß lang. Die Höhe über dem Spiegel des hohen Waſſerſtandes beträgt 160 Fuß.

In der Mitte der Brücke befindet ſich der Weg für die Fußgänger, an beiden Seiten für die Wagen eine Paſſage; jede hat eine Breite von 12 Fuß. Die ganze Brücke hat 120,000 £ Sterling gekoſtet. Wir ließen unſere Wagen zu Anfang der Brücke halten und gingen zu Fuß hinüber, um von der Mitte der Brücke aus die prachtvolle Ausſicht nach beiden Seiten der Menai Strait zu genießen.

Wir machten dann eine kleine Ausflucht nach der Inſel Angleſey, kehrten zu Fuß über die Brücke zurück und beſahen jetzt die tubular-bridge.

Dieſelbe vermittelt die Eiſenbahnverbindung zwiſchen Irland und England, iſt in derſelben Weiſe wie die Conway tubular-bridge gebaut und hat im Uebrigen dieſelben Dimenſionen wie die Britannia-suspension-bridge.

Die größten Schiffe ſegeln unter beiden weg.

Zwei große ſteinerne Löwen auf hohem Poſtamente ſind an

beiden Eingängen der Brücke aufgestellt. Stephenſon iſt ihr Erbauer. Das Dioskurengeſtirn Stephenſon und Telford tritt uns hier zum zweiten Male entgegen.

Gewiſſermaßen als Relief prangt im Hintergrunde auf einem nicht ſehr entfernten, die ganze Inſel Angleſey beherrſchenden Hügel, die prachtvolle Statue des Marquis von Angleſey in voller Huſarenuniform. Die Säule, die die Statue trägt, ragt 260 Fuß über den Spiegel des Meeres empor. Auch der blaſirteſte Menſch muß hier zur Ehrfurcht geſtimmt werden! Man weiß in der That nicht, ob man mehr die Großartigkeit und Lieblichkeit der Natur oder der Kunſt bewundern ſoll! Iſt es nicht, als wenn beide hier ein geiſtiges Tournier aufführen wollten, iſt es nicht, als wenn die ganze kosmopolitiſche Bedeutung Englands ſich auf dieſem Punkt zu einem harmoniſchen Ganzen kryſtalliſiren und concentriren wollte? Was ſind alle ſieben Wunder der alten Welt gegen dieſe majeſtätiſchen Prachtbauten! Wenn man von England weiter nichts geſehen hätte als dieſen Punkt, ſo müßte man ſchon urtheilen, eine Nation, die ſolche Monumente errichten kann, muß in der That eine große Nation ſein, wenn ſie auch nicht ſich ſelbſt, wie eine andere Nation, die demnächſt das Schickſal Spaniens theilen wird, die „große Nation“ nennt. Nein, Alt-England iſt noch nicht altersſchwach, wie viele Politiker auf dem Continente wähnen. Es vollzieht wie Deutſchland ſeine politiſche Wiedergeburt. Unter einem ſcheinbaren politiſchen Indifferentismus verbirgt ſich die Selbſterkenntniß der früher begangenen Fehler. Die ſcheinbare Nichtinterventionspolitik iſt nicht paſſiver, ſondern activer Natur.

Wenn die beiden Brücken ein Document dafür ſind, daß das „Genie“ Englands die Prärogative für ſich in Anſpruch nimmt, ſo erinnert die Statue des Marquis von Angleſey daran, daß die Tapferkeit Englands nicht minder hoch angeſchlagen werden darf. Obſchon die Palme des Tags von Waterloo ohne Frage den Preußen gebührt, ſo ſteht doch eben ſo ſicher feſt, daß die Preußen den Sieg nicht hätten erringen können, wenn die Engländer mit ihrer

heroiſchen Tapferkeit den Franzoſen nicht einen ſo hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzt hätten.

Zum glücklichen Ausfall der Schlacht von Waterloo ſoll der Marquis von Angleſey das Meiſte beigetragen haben. Ein moderner Mucius Scävola verließ er ſein Pferd ſelbſt dann nicht, als eine Kanonenkugel ihm das eine Bein fortgeriſſen hatte. Sein Stammſchloß befindet ſich in unmittelbarer Nähe der Säule. Nächſt Wellington iſt der Marquis von Angleſey einer der populärſten Männer der engliſchen Armee. Beide könnte man mit Blücher und Gneiſenau vergleichen.

Wenn ich Ihnen heute nicht graphiſch genug, um mich dieſes Modeausdrucks zu bedienen, geweſen bin, ſo verzeihen Sie und erinnern ſich, daß ich kein Touriſt, ſondern Arzt bin.

XIV.

Carnarvon.

Sie tadeln mich in Ihrem letzten Briefe, daß ich Ihnen gar zu wenig über mediciniſche Gegenſtände Bericht erſtatte. Sie mögen Recht haben. Doch meine ich, daß es Ihnen eine gute Medicin wäre, wenn ich Sie, der Sie die Schlacken der Praxis jetzt auch abgeſchüttelt und ſich dem dolce far niente in die Arme geworfen haben, mit allen an Medicin erinnernden Gegenſtänden verſchonte und Ihnen nicht von den Wundern der Naturheilkraft, ſondern bloß von den Schönheiten und Reizen der engliſchen Natur erzählte.

Uebrigens beruhigen Sie ſich ganz, bin ich erſt wieder in London, wo ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenke, ſo werde ich Ihnen als ein eingefleiſchter Mediciner erſcheinen und Ihnen alle wichtigen mediciniſchen Topics nach engliſcher Sitte in ſo großen Bullen überreichen, daß Sie vielleicht wieder Sehnſucht bekommen nach meinen jetzigen homöopathiſch-mediciniſchen Aphorismen.

Gehörte ich dem Wehrſtande an, ſo wäre ich mir heute vor-

gekommen wie Scipio auf den Trümmern Carthago's. Ich ſchreibe Ihnen heute nämlich aus dem alten Seguntium der Römer, Carnarvon, der Hauptſtadt von Nordwales.

Dieſe alte Stadt iſt unmittelbar auf den Trümmern Seguntiums erbaut und hat noch viele römiſche Alterthümer aufzuweiſen. Vor einigen Jahren wurde eine römiſche Villa und ein römiſches Bad ausgegraben, und bei dieſer Gelegenheit eine Münze gefunden, die zum Andenken der Zerſtörung Jeruſalems durch Vespaſian geſchlagen war. Auf der andern Seite iſt Juda unter einem Palmenbaume ſitzend abgebildet, die Prophezeiung des Propheten Jeſaias erfüllend: „und verlaſſen ſoll ſie auf der Erde ſitzen.“ Wundern Sie Sich nicht über meine bibliſchen Kenntniſſe. Ich verdanke dieſe Notiz den Explicationen unſers Cicerone bei Beſichtigung von Carnarvon Caſtle.

Dieſes weitläufige Schloß iſt die größte und am beſten erhaltene von allen Ruinen Englands. Eduard I. erbaute es, nachdem er Wales erobert hatte. Die Burg liegt unmittelbar am Meere, am Ausgange der Stadt. Jene iſt in der Form eines Oblongs gebaut, mit 13 Thürmen verſehen, die theils rund ſind, theils eine ſechs- und achteckige Geſtalt haben. Der merkwürdigſte von allen iſt der eagle tower. Die Treppe, die zu demſelben führt, iſt noch wohl erhalten; auf 158 Stufen erſteigen wir ihn und genießen von hier eine herrliche Ausſicht auf die Menai Strait, die Inſel Angleſey und die Wales'ſchen Hochgebirge, unter denen der Snowdon, wie der Brocken unter den Harzbergen, als ein König emporragt. Auch das Zimmer, in dem Eduard II., der erſte Prinz von Wales, das Licht der Welt erblickte, wurde von uns in Augenſchein genommen. Das eine Thor, auf der Oſtſeite gelegen, führt den Namen queen's gate; die Königin Eleanor, die hier ihr Wochenbett abhielt, ſoll durch dasſelbe zuerſt die Burg betreten haben. Das Innere des Schloſſes iſt ſehr geräumig. Es muß ein vollendeter Prachtbau geweſen ſein; noch immer macht es einen impoſanten Eindruck. Stunden lang kann man oben auf einem der Thürme

ſitzen, und die Augen werden nicht müde, ſich an dem maleriſchen Panorama der Scenerie zu weiden. Man weiß nicht, ob man dem Vordergrund, Mittelgrund oder Hintergrund den Lorbeer zuerkennen ſoll. Dazu der belebte Hafen, mit Fahrzeugen aller Nationen angefüllt, der melodiſche Geſang der Matroſen, die aus den am Quai gelegenen Wirthshäuſern hervorſchallenden melancholiſchen Töne der Harfe, des Nationalinſtruments von Wales, das Brauſen der aufſteigenden Fluth. Sie werden mir nachempfinden, wie anregend und erfriſchend dieſes Enſemble auf Einen wirken muß und wie es alle Keime der Blaſirtheit, die die Monotonie der Praxis erzeugt, radical erſtickt.

Durch das Aufblühen der Schieferbrüche hat ſich der Handel Carnarvons bedeutend gehoben. Die meiſten Schiffe laden Schiefer ein und bringen denſelben nach allen Weltgegenden. Das alte Seguntium erfreut ſich in der That, um mit Tacitus zu reden, einer senectus viridis. Mit Recht gilt ſie für die am romantiſchſten und am ſchönſten gelegene Stadt von Wales.

Carnarvon iſt übrigens reich an öffentlichen Gebäuden. Es beſitzt eine shire-hall, eine Guildhall, ein custom-house, ein Muſeum für Naturalien und Alterthümer und ſogar zwei Banken. Daß es übrigens mit auf der Liſte der bathing-places figurirt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen.

Jede am Meer gelegene Stadt Englands und Wales' beſitzt Vorkehrungen, ſeine Bewohner des Hochgenuſſes der Seebäder theilhaftig werden zu laſſen. Wenn auch nicht auf Fremde gerechnet wird, ſo wird zunächſt für die Einwohner ſelbſt geſorgt. Das Baden gehört hier wie das Pferderennen zu einem Nationalvergnügen. Selbſt der kleine Mann badet. Auch in Carnarvon trafen wir das Wirthshaus ſehr gut. Vor allen anderen Gebäuden der Stadt zeichnete es ſich durch ſeine Größe aus. 12 Fenſter bildeten die Front desſelben. Seit mehreren Generationen befindet ſich das Wirthshaus in den Händen derſelben Familie. Merkwürdiger Weiſe war es dasſelbe Wirthshaus, in dem der Großvater meiner guten Frau

logirt hatte, als er am Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine Excurſion nach Wales machte.

Es waren hier ſehr viele Engländer verſammelt. Carnarvon iſt der Sammel- und Ausgangspunkt für alle diejenigen, die den Snowdon beſteigen wollen. Letzterer iſt der höchſte Berg in ganz Wales und ſoll noch einige Fuß höher ſein als der Brocken. Die Erſteigung desſelben iſt aber mit ſo vielen Schwierigkeiten, namentlich für Damen verknüpft, daß wir gern darauf verzichteten. Vom Brocken her war es uns bekannt, wie ſelten man für ſolche Strapazen belohnt wird. Wie Wenige mögen von den Tauſenden, die jährlich in Norddeutſchland den Brocken, das Rieſengebirge, die Schmücke oder den Inſelberg beſteigen, ſagen können, ſie ſeien in ihren Erwartungen nicht getäuſcht. Snowdon iſt ein Terminus, den die Wales'ſche Sprache aus dem Angelſächſiſchen herüber genommen hat. Das Wort bedeutet ſchneeig und iſt eine Collectivbezeichnung. Die Bewohner von Wales ſelbſt nennen den Snowdon Eyyri. Ich bedaure Ihnen keine Schilderung der Beſteigung liefern zu können.

Dafür wird es Ihnen nun deſto intereſſanter ſein zu erfahren, daß die im Mittelalter beinahe über ganz Europa verbreitete epidemiſche Tanzwuth hier in der Grafſchaft von Carnarvon noch einige epigoniſche Reliquien zurückgelaſſen hat. Oder mit anderen Worten, der epidemiſche Charakter der Krankheit hat ſich in den endemiſchen verwandelt.

Der engliſche Reiſende Bingley, dem ich dieſe Notiz verdanke, ſchildert dieſe Patienten, die hier jumpers genannt werden, folgendermaßen.

Die jumpers bilden ſich ein, unmittelbar unter dem Einfluß der göttlichen Gnade zu ſtehen, und wie weiland die Jünger Chriſti am Pfingſtfeſt in allen Zungen reden konnten, glauben ſie direct vom heiligen Geiſt beſeelt zu werden. Dieſe göttlichen Inſpirationen äußern ſich bei ihnen in mimiſchen und muskulariſchen Verzerrungen, Verdrehungen und Krämpfen, wie man ſie bei un-

sern Clowns, Kautschukmännern und auf den Turnfesten beobachten kann. Dabei brechen sie in eine bachantische Raserei aus; ihr Entzücken, ihr Jubel verwandelt sich in Toben und Heulen. Das Schamgefühl wird auf's Tiefste verletzt, natürlich alles aus Liebe und alles aus Religion. Die jüngern Frauen und Männer zeichnen sich vor Allen aus, namentlich die mit einem sanguinischen Temperamente Versehenen. Sie gerathen zuletzt in eine solche Extase, daß sie alle Anderen mit sich fortreißen."

Glauben Sie aber ja nicht, daß diese jumpers ohne Führer sind. Das Geheimnißvolle und Eigenthümliche dieser Krankheit besteht darin, daß sie auf rein psychischem Wege, durch die Macht der Rede, zu Stande gebracht wird. Die Geistlichen genießen den Vorzug, zuerst und am intensivsten von dem Ausfluß der göttlichen Begeisterung ergriffen zu werden. In kymrischer Sprache beginnen sie vor der, anfangs noch ihre Beine, Arme und übrigen Glieder in ihrer Gewalt habenden, Menge ihre ciceronianischen Reden vorzutragen. Das ganze Feuer ihrer Beredsamkeit wird in kurzen und begeisterten Sentenzen und Apophthegmaten über die empfängliche und nervös gereizte Menge ausgegossen. Ihr Ton wird immer lauter, ihre Gesticulationen immer gefährlicher; jeder Nerv, jeder Muskel ihres Körpers geräth zuletzt in Vibration. Ein unarticulirtes Heulen entfährt ihrem Munde. Wie ein electrischer Schlag wirkt dies auf die Menge. Jetzt auf einmal allgemeines Weinen, Schreien, Stöhnen, Springen, Tanzen, Schlagen, Lieben, Wüthen, akrobatisches und gymnastisches Gliederverrenken; mit einem Worte eine plastische Carricatur des deutschen Turnens wird in Scene gesetzt. Doch eins fehlt den jumpers; sie sind nicht wie die deutschen Turner von dem Wahne befangen, ihrem Vaterlande die Freiheit zu bringen.

Zuletzt, wenn die höchste Extase sich eingestellt hat, löst sich diese körperliche und geistige Wuth in wilde Orgien und Bachanalien auf.

Es ereignen sich jetzt Scenen, wie sie auf den Saturnalien und

eleuſiniſchen Feſten nicht ärger ausgeführt ſein können. Die jumpers bewahren kaum noch das Ausſehen eines Menſchen; ſie reißen ſich die Haare vom Kopfe, und die Kleider hängen bei Männern und Weibern in Fetzen herunter.

Wenn dann alle Muskeln und Nerven ſo erſchöpft ſind, wenn jedes Organ, jeder Sinn dem Geiſte ſeinen Dienſt aufkündigt, wenn die Fanatiker ſo weit gekommen ſind, daß ſie nicht mehr athmen können, und das Herz ſelbſt ſtill ſteht, dann fallen ſie beſinnungslos zu Boden und werden von denen, die noch nicht in dieſes Stadium der Gnade eingetreten ſind, aus dem Getümmel hinweggetragen.

Dieſe Orgien dauern mehrere Tage und Nächte. Die zuerſt „Abgefallenen", und diejenigen, die den Blödſinn in Beziehung auf die Verdrehungen des Körpers und oratoriſchen Expectorationen am weiteſten getrieben haben, ſollen am meiſten unter dem Einfluß des heiligen Geiſtes ſtehen und erfreuen ſich des größten Anſehns.

An den Verſammlungen der jumpers ſollen ſich oft 5—6000 Menſchen betheiligen. Wenn dieſe Zuſammenkünfte auch an anderen Punkten von Nordwales gehalten werden, und namentlich Pwleheli Carnarvon den Rang ſtreitig machen ſoll, ſo behauptet letzteres doch die Ehre, die Metropole der jumpers zu ſein. Daß ſchließlich dieſe Orgien von den unſittlichſten Handlungen und Verirrungen begleitet ſind, brauche ich wohl nicht auseinander zu ſetzen.

Doch was ſchadet dies? Iſt nicht der Zweck ein wahrhaft ſittlicher, ein tief religiöſer? Vermitteln nicht die Prediger ſelbſt den unmittelbaren Verkehr des heiligen Geiſtes mit ihren Beichtkindern und ſanctioniren dieſes wahrhaft religiöſe Feſt durch ihr Beiſpiel? Der Zweck der jumpers iſt ein guter, ein heiliger. Deshalb ſtoße man ſich nicht an den ungewöhnlichen Mitteln, zu denen ſie greifen müſſen, um dieſer unmittelbaren, göttlichen Gnade theilhaftig zu werden. Was ſchadet es, wenn neun Monate nach dieſer Krankheit einige Hundert uneheliche Kinder mehr geboren werden? Hatte nicht ſchon der geiſtreiche Caspar von Siebold die Beobachtung gemacht, daß es ein Hauptverdienſt unſerer deutſchen Turn- und

Schützenfeste sei, in derselben Weise zu wirken?! Wenn die Nationalökonomen Zunahme der Bevölkerung und Zunahme der Wohlhabenheit für identisch erklären, so werden erstere über diese kaum den Namen der Krankheit verdienende berechtigte Eigenthümlichkeit der Bewohner von Wales gewiß nicht den Stab brechen. Sie werfen mir ein, „ich bedaure nur die armen Kinder!“ Wenn dieselben auch keinen Vater haben, so sind sie doch unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes gezeugt und geben nachher vielleicht die besten Prediger ab.

Betrachten Sie unsere Turn- und Schützenfeste! Haben diese nicht auch ein großes Ziel vor Augen? Verdanken wir nicht ihnen allein die deutsche Einheit, so weit wir sie jetzt haben? Waren es nicht die Turner und die Schützen, die es Bismarck möglich machten, bei Sadowa zu siegen? Wenn auch auf dem Bremer Schützenfeste einige Leute vom Schlage getroffen wurden, einige an den Strapazen der Reise starben und andere bedenklich erkrankten, wenn auch während dieser Zeit die Magen- und Darmcatarrhe erheblich zunahmen, was macht es Alles, verglichen mit den nationalen Erfolgen, die wir den Turnern und Schützen verdanken! Es sei deshalb fern von uns über die jumpers wie über die deutschen Turner und Schützen den Stab zu brechen, denn sie erziehen uns wahrhaft religiöse, wie wirklich gesunde und freie Menschen. Oder sind Sie etwa anderer Ansicht? Glauben Sie vielleicht, daß die Jumperei eine bloße Krankheit sei und mit der Religion als solcher nichts zu schaffen habe? Es ist mir nicht gelungen, zu erfahren, ob ein englischer Arzt eine Monographie über diese epidemische Monomanie abgefaßt hat und seit wie vielen Jahrhunderten dieselbe hier existirt.

Sollte sie möglicher Weise doch mit der im Mittelalter herrschenden Tanzwuth in Verbindung stehen? Im Alterthume kannte man dieselbe nicht. Statt ihrer herrschte die Lycanthropie, wie Sie Sich erinnern; auch diese trat epidemisch auf. Die von dieser Krankheit Befallenen glaubten in Hunde oder Wölfe verwandelt zu sein. Dabei herrschte dieselbe Erregtheit des Nervensystems wie bei der

zuerſt in Aachen auftretenden Tanzwuth. Wenn wir Heckers vortreffliche Schilderung der Tanzwuth mit der Krankheit der jumpers vergleichen, ſo treten doch mancherlei Nuancen uns entgegen. Die damalige Tanzwuth zeichnete ſich namentlich durch die mit ihr verbundene große Beklemmung und Trommelſucht aus.

Letztere war ſo bedeutend, daß man den davon Befallenen den Unterleib mit Tüchern zuſammenſchnürte oder ſie mit Fauſtſchlägen und Fußtritten auf denſelben regalirte. Hiſtoriker wollen hierin den Anfang der ſchwediſchen Heilgymnaſtik erblicken.

Wenn nun auch das ganze Auftreten beider Krankheitsformen auf eine Identität ſchließen laſſen ſollte, ſo ſprechen doch manche andere Umſtände hiergegen. Während die Krankheit der jumpers gewiſſermaßen durch die Prieſter geleitet und ſanctionirt wird, und dieſe gerade es zur größten Virtuoſität in ihr bringen, trat bei der Tanzwuth des Mittelalters ſowohl eine feindſelige Haltung der von ihr Befallenen gegen den Clerus, als auch des letzteren gegen die Tanzenden hervor. Der Clerus leitete nicht, noch beförderte er den Ausbruch der Tanzſüchtigen, ſondern er bekämpfte dieſelben mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln. Niemals hat der Exorcismus, der in der neueſten Zeit bei dem hannoverſchen Katechismusſtreite abermals eine ſo traurige Berühmtheit erhielt, eine ſo wichtige und eingreifende Rolle geſpielt.

Den Hiſtorikern von Fach will ich es daher überlaſſen, zu entſcheiden, ob die Krankheit der jumpers ſich aus der Tanzwuth ebenſo entwickelt habe, wie etwa die Syphilis aus dem Ausſatz, ob der ſporadiſch vorkommende Veitstanz ebenfalls zu dieſer Krankheitsfamilie gehöre, oder auch, ob die jetzt epidemiſch auftretende Schützen- und Turnfeſtwuth, die auch das ganze Nerven- und Muskelſyſtem in eine Exſtaſe verſetzt, eine andere Form für dieſelbe Krankheit ſei.

Sie ſchwärmen doch nicht etwa für das Turnen, das jetzt den deutſchen Turnern von Staatswegen obligatoriſch eingebläut werden ſoll? Ueber die Phantaſten und Experimentatoren der deutſchen

Pädagogik! Da wird geſchrieen über Decentraliſation und Selfgovernment, über Emancipation aus den Ketten des Staats! Die Feſſeln, die ſie an den Beinen ſich abzuſchütteln bemühen, wollen ſie mit Hülfe deſſelben Staats an den Händen ſich ſelbſt anlegen! Wohin würde es führen, wenn man die Hülfe des Staats für Alles, was an ſich zweckmäßig iſt, in Anſpruch nehmen wollte? Es würde zuletzt Proudhon's Ausſpruch realiſirt werden: „Eigenthum iſt Diebſtahl!“ Möchten die Staatsmänner doch bald die Gefährlichkeit des in dem obligatoriſchen Turnzwang liegenden Princips erkennen! Iſt das Turnen in Wirklichkeit und Wahrheit etwas Gutes, ſo bedarf es nicht der Staatshülfe und darf nicht obligatoriſch ſein. Das Gute hört auf Gutes zu ſein, wenn es eine bloße Wirkung der Knute iſt.

Die Jumperei erinnert mich in ſo vieler Hinſicht an die jetzige Betreibung des Turnens, wobei die Lehrer die Rollen der Geiſtlichen eingetauſcht haben, daß ich eine eigene Krankheit, die „Turnomanie“ annehmen möchte, die in beſonderen Fällen zum wirklichen Tode und zum Wahnſinn führen kann. Einer meiner älteſten Univerſitätsbekannten litt an derſelben. Je mehr ſich ſeine Muskeln entwickelten, deſto atrophiſcher wurde ſein Gehirn. Kein Akrobat, kein Seiltänzer übertraf ihn an körperlicher Gewandtheit und Kraft. Er turnte ſogar während des Eſſens, während der Arbeit, ja ſelbſt während des Schlafs. Das ganze Leben, ja ſelbſt die Liebe ging ihm in Turnen auf; alles Höhere, alle Wiſſenſchaften und Künſte betrachtete er nur vom Standpunkte des Turnens aus. Das Ende vom Liede war, daß dieſer Schwärmer, der überall für einen Herkules gehalten wurde, und dem Jeder das höchſte Lebensalter prophezeit haben würde, in Wahnſinn verfiel und ſtarb. Das Turnen, das ihm eine Panacee gegen Alles war, brachte ihm einen frühen Tod.

Heute werde ich Ihnen doch mediciniſch genug geweſen ſein? Bin ich doch bis auf den Tod, wenn auch nicht auf die Euthanaſie gekommen.

Leben Sie wohl!

XV.

Carnarvon.

In Carnarvon geweſen zu ſein und das Meer nicht befahren zu haben, wäre ungefähr daſſelbe, als in Rom den Papſt nicht zu ſehen. Da Carnarvon am Aus- oder, wenn Sie wollen, am Ein-gange der Menai Strait gelegen iſt, ſo hat dieſelbe hier eine be-trächtliche Breite. Am Hafen herrſchte aber eine ſolche Geſchäftig-keit, daß es uns nicht gelingen wollte, ein kleines Boot zu miethen. Die Sarah Anna half uns endlich aus unſerer Noth. Denken Sie dabei aber nicht an irgend eine mildthätige Fee oder einen weib-lichen Genius. Nein, es war eine Brig von Ipswich, die im Hafen vor Anker lag. Der Capitain des Schiffs ertheilte einem Paar ſeiner Matroſen die Erlaubniß, uns einige Stunden in ihrem klei-nen Boote ſchiffen zu dürfen. Wir fuhren nach der Inſel Angleſey; circa $^3/_4$ Stunden dauerte die Fahrt. Meine Frau ſteuerte, zum Amüſement der Schiffer, und obſchon ſie zuweilen wohl einige kleine Fehler machte, ſo brachte ſie uns doch glücklich nach der anderen Seite. Es gehört Uebung dazu, beim Segeln ſtets den richtigen Cours inne zu halten.

Da Carnarvon und ganz Wales weit höher gelegen iſt als die Inſel Angleſey, ſo iſt es ſelbſtredend, um wie viel ſchöner Carnar-von mit dem Snowdon im Hintergrunde von der Inſel Angleſey aus erſcheint. Als wir dort gelandet waren, ließen wir unſere Schiffer das Boot am Strande befeſtigen und machten einen Spa-ziergang in's Innere der Inſel. Der Name wurde ihr von den Angelſachſen gegeben; in der kymriſchen Sprache hieß ſie Mon; in den Schriften der römiſchen Schriftſteller paſſirt ſie unter dem Na-men Mona. Von der Grafſchaft Carnarvonſhire durch die Menai Strait getrennt, iſt ſie von den übrigen Seiten von der Iriſchen See umgeben. Die über die Menai Strait führende Eiſenbahn führt bis Holyhead, dem weſtlichen Punkte der Inſel. Von hier

aus wird die weitere Verbindung mit Irland durch Dampfſchiffe vermittelt. Man nimmt die Entfernung von Holyhead nach Dublin zu ſechzig engliſchen Meilen an. Die Länge der ganzen Inſel von Norden nach Süden beträgt zwanzig Meilen, die Breite von Oſten nach Weſten 27 Meilen. Angleſey hat nicht die hohen Berge und die tiefen Thäler von Wales. Es iſt eine ſehr fruchtbare Inſel und erinnert auch hierin an Alſen. Berühmt ſind die Kupferminen und Marmorbrüche von Angleſey.

Als wir von unſerer Ausflucht glücklich heimgekehrt waren, bot ſich unſeren Blicken von unſerem Wirthshauſe aus ein intereſſantes Schauſpiel dar. Der Eiſenbahnzug aus dem Süden war grade angekommen und hatte eine Menge Paſſagiere mitgebracht, die den Snowdon beſteigen wollten. Die stage coach, die vor der Einführung der Eiſenbahnen das einzige Communicationsmittel bildete, hat ſich in den gebirgigen Gegenden, wo keine Eiſenbahnen ſind, natürlich erhalten. Obgleich es grade nicht ſehr warm war, ſo ſuchten dennoch von den 14 Paſſagieren, unter denen mehrere zarte Damen und bejahrte Herren die outside des Wagens auf. Das Innere blieb ganz leer. Dies ein Beitrag zur Charakteriſtik der Engländer. Wie ſie die Freiheit als das höchſte geiſtige Palladium betrachten, ſo ſcheinen ſie, im Gegenſatz zu den Deutſchen und Holländern, die friſche Luft als das Hauptagens des Lebens in erſte Linie zu ſtellen. Später habe ich die Beobachtung öfters gemacht, daß die Engländer ſtets die outside des Wagens aufſuchen, wenn ſie die Wahl haben. Steigt Jemand ſofort in das Innere, ſo kann man annehmen, daß er entweder kränklich oder ein „stranger“ iſt.

Sollte das blühende und friſche Ausſehen der Engländer mit ihrer Vorliebe für friſche Luft nicht in Verbindung ſtehen? — Als wir am Abend nach Llandudno zurückfuhren, trafen wir an der Eiſenbahnſtation eine alte 97jährige Frau. Dieſelbe wohnte in der Nähe des Snowdon, hatte den Weg nach Carnarvon ganz zu Fuß zurückgelegt, um mit ihrem jüngſten Sohne, ihrem 15. Kinde, den ſie in 10 Jahren nicht geſehen hatte, ſich hier ein Rendezvous zu

geben. Ihren älteſten Sohn verlor ſie bei Waterloo. Eine beinahe hundertjährige Frau, die noch den Snowdon beſteigt, iſt doch auf jeden Fall eine mediciniſche Curioſität. Die Frau ſah übrigens wunderbar rüſtig aus und war im vollkommenen Beſitz aller ihrer Sinne; ſie ſah ſo aus, als bei uns die ſechszigjährigen Matronen. Natürlich trug ſie die Nationaltracht der Wales'ſchen Frauen, den ſchwarzen Cylinder. Es würde culturhiſtoriſch intereſſant ſein zu eruiren, ob von Wales aus dieſe Mode ſich über ganz Europa verbreitet hätte. Als Revanche dafür, daß England Wales unterjocht, hätte letzteres dann die Genugthuung, das ganze Univerſum unter einen Hut gebracht zu haben. Hiermit wäre zugleich der Beweis geliefert, daß es leichter ſei, die ganze Welt unter Einen Hut zu bringen, als ſie zur Annahme Einer Religion zu bewegen.

Uebrigens unterſcheidet ſich der Wales'ſche Nationalhut wenig von den bei uns gebrauchten Hüten. Vielleicht nähert er ſich etwas mehr der Kegelform, iſt wenigſtens kein reiner Cylinder. Die alte Frau erzählte uns, natürlich durch einen Dollmetſcher, da ſie kein Wort engliſch verſtand, daß in der Nähe des Snowdon viele alte Leute lebten, daß überhaupt in jenem Diſtricte die meiſten Leute ſehr alt würden.

Weſſen Seligkeit daher darin beſteht, eine außerordentlich große Zahl von Jahren zu leben, der möge nach dem Snowdon ziehen. Wo ſolche Exempel in promptu ſind, wie unſere alte Frau, da kann der Skepticismus und Zweifel nicht aufkommen. Ein bloßer Aufenthalt auf dem Snowdon hilft vielleicht mehr als alle Rathſchläge der Makrobiotik Hufelands und der Glückſeligkeitslehre von Philipp Hartmann.

Höchſt wunderbar iſt es übrigens, daß bei dem geſteigerten Verkehr mit England die Wales'ſche Sprache fortwährend mit einer eiſernen Zähigkeit ſich behauptet und gar nicht an Terrain verliert. Alle, mit denen ich mich über dieſen Punkt unterhielt, verſicherten mir, daß die engliſche Sprache in den letzten zwanzig Jahren, in denen der Verkehr ſich verzehnfachte, doch keine weſentliche Fort-

ſchritte gemacht habe und daß an ein Ausſterben dieſer Sprache gar nicht zu denken ſei. Es muß ihr deshalb eine Zähigkeit und Lebensfähigkeit inne wohnen, die wir bei keiner anderen Mundart finden. Es gilt ſonſt ziemlich allgemein als ein Erfahrungsſatz, daß die Sprache des herrſchenden und gebildeten Volks über die des unterdrückten und weniger culturfähigen Volks den Sieg davon trägt. Man vergleiche hiermit nur das Fortſchreiten der deutſchen Sprache in Weſtpreußen und Poſen und den Sieg des Germanismus in Nordſchleswig und ſelbſt in Jütland. Die Schwierigkeit für die angelſächſiſche Sprache beſtand hauptſächlich wohl darin, daß ſie nicht bloß die kymriſche, ſondern auch die römiſche Sprache zu bewältigen hatte.

Auffallend in Wales iſt die kleine Statur der Einwohner gegen die der Engländer. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, daß die Einwohner von Wales durchſchnittlich einen Fuß kleiner ſind, als die Engländer. Die meiſten Waleſer haben ſchwarze Haare und braune Augen, während bei den Engländern die blonde Farbe prävalirt. Es iſt daher gar nicht ſchwer, bloß durch das Auge einen Waleſer von einem Engländer zu unterſcheiden, ſo ſehr iſt der ganze kymbriſche Typus dieſen Bewohnern, die doch ſchon ſehr mit angelſächſiſchem Blute ſich vermiſcht haben, aufgeprägt.

Die Wales'ſche Sprache iſt ziemlich ſchwer zu lernen. Wie bei den Deutſchen die meiſten Familiennamen Müller, Schulze, Schröder und Meier ſind, ſo ſind auch in Wales einige Namen en vogue, die obigen deutſchen, wenn auch nicht dem Sinne, doch der Häufigkeit nach entſprechen. Dies ſind Williams, Hughes und Jones. Ueberhaupt findet man in Wales viele Vornamen als Familiennamen. Hugh Hughes kommt ſehr oft vor. Es iſt auch der Name unſeres Schiffers in Llandudno, eines Seemanns, den ich mit vollem Rechte Allen empfehlen kann, denn er iſt kühn, ruhig, nüchtern und vorſichtig; Alles vier Eigenſchaften, die das Ideal eines Seemanns conſtituiren. Sein beſtes Lob möchte ſein, daß er master eines life-boats iſt.

XVI.

Llandudno.

Heute Abend ſchreibe ich Ihnen wieder von unſerm lieblichen Llandudno aus, wo wir dieſen Nachmittag von unſerer Excurſion glücklich anlangten.

Die vergangene Nacht hatten wir ein ſtarkes Gewitter und einen ſchweren Sturm. Nie ſah ich vom Strande aus einen ſo hohen Wellenſchlag wie dieſen Abend. Es war daher unmöglich zu ſegeln. Selbſt das Baden hatte eine Zeitlang unterbrochen werden müſſen; ſogar unſer kühner Schiffer Hugh Hughes würde ſich heute geweigert haben, mit uns auf die See zu fahren. Die Wales'ſchen Matroſen ſpielen in der engliſchen Marine dieſelbe Rolle als die Stedinger in der bremiſchen. Sie gelten für die beſten.

Dieſelben ſind daher beſonders geſucht, zumal da ſie im Rufe ſtehen, zugleich ſehr nüchtern zu ſein. Doch ehe ich Ihnen von den Sitten und Gebräuchen des heutigen Wales erzähle, will ich Ihnen einige Mittheilungen über das alte Wales machen.

Die ſicherſten und ausführlichſten Nachrichten über dies auch in culturhiſtoriſcher Beziehung ſo intereſſante Land verdanken wir einem geborenen Waleſer, dem Sylveſter Giraldus. Dieſer, ein Abkömmling der alten Fürſten von Wales, wurde von ſeinem Oheim, dem Biſchof von St. David, wiſſenſchaftlich erzogen, bereiſte drei Jahre lang das Feſtland von Europa, durchzog als Begleiter des Erzbiſchofs Baldwyn von Canterbury 1187 ſein Vaterland und lieferte eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe. Dieſelbe iſt bis auf dieſen Augenblick das Beſte, was wir über die Lebensweiſe, die Sitten und den Charakter der alten Waleſer beſitzen.

Wie die Araber legten die Waleſer das höchſte Gewicht auf das Alter und den Stammbaum des Geſchlechts. Selbſt die Niedrigſten im Volke waren im Beſitze der genaueſten Stammtafeln. Die Meiſten konnten die Namen aller ihrer Vorfahren aus dem Gedächtniß

herſagen. Es gab damals weder Städte noch Dörfer in Wales. Wie Tacitus uns die alten Deutſchen ſchildert, wo ein Hain oder eine Quelle ſie lockte, da ſchlugen die Waleſer ihre Wohnung auf.

Ihre Häuſer waren ſehr einfach eingerichtet und meiſtens nur mit einem Schilfdache verſehen. Reichthum war eben ſo unbekannt als Armuth. Daher gab es auch keine Bettler. Des ganzen Volks ſchönſter Nationalzug war ſeine Gaſtfreundſchaft. Betrat ein Fremder ein Haus, ſo brachte ein Diener ihm ein Gefäß mit Waſſer; duldete er, daß ihm die Füße gewaſchen wurden, ſo wurde er als ein Gaſt für die Nacht betrachtet; ſchlug er dieſe Ehrenbezeugung aus, ſo wurde ihm bloß ein Mahl bereitet. Die Frau und Töchter des Hauſes erfreuten den Gaſt durch das Spiel der Harfe, die Jeder ſpielte. Kamen mehrere Gäſte zu gleicher Zeit, ſo wurden ſie von dem Herrn und der Herrin des Hauſes ſelbſt bedient; ſie warteten ihnen beim Eſſen auf und aßen erſt, nachdem der Appetit ihrer Gäſte geſtillt war. Betten waren damals noch unbekannt. Es wurde ein Lager von Binſen bereitet und darüber ein ſelbſt gefertigtes Tuch, Bryham genannt, ausgebreitet. Jeder legte ſich in ſeiner Tageskleidung darauf nieder; das Feuer im Zimmer brannte die ganze Nacht durch, damit keine Erkältung während der Nacht eintrete. Alle Einwohner legten den größten Werth auf die Erhaltung von ſchönen Zähnen, und ſcheint dieſe Waleſer Sitte ſich der ganzen engliſchen Nation eingeimpft zu haben. Wie weit waren in dieſer Beziehung die alten Waleſer ſchon fortgeſchritten! Gute Zähne könnte man das erſte Gebot der Geſundheit nennen! In Deutſchland fängt man jetzt erſt an, dies zu erkennen. Hierbei muß ich bemerken, daß dies nicht von allen Theilen Deutſchlands gilt. So ſind mir nirgends ſchlechtere Zähne durchgehends aufgeſtoßen, als in dem Großherzogthume Oldenburg. Selbſt die Gebildeten ſcheinen dort noch keine Ahnung zu haben, wie ſehr die Geſundheit des ganzen Menſchen durch ein ſchönes und gutes Gebiß bedingt iſt. Blendend weiße Zähne zu haben, galt bei den Waleſern als eine Ehre und für das erſte Zeichen der Schönheit. Man ſuchte dies

dadurch zu erreichen, daß man mit Haſelrinde und einem wollenen Tuche dieſelben fleißig abrieb und ſich aller heißen Speiſen ſo viel als möglich enthielt. Die Männer ſchoren ſich Wange und Kinn und trugen nur einen Bart auf der Oberlippe à la Bismarck.

Die größte Einfachheit prägte ſich allen Lebenseinrichtungen, ſelbſt denen der Vornehmen auf. So beſtand die königliche Wohnung bloß aus einer Royadd oder Halle, einem Ysdafall oder Sprechzimmer, einer Bwythy oder Butterkammer, einem Ysdable oder Stalle, einem Cyn hordy oder Hundeſtall, einem Ysgubaur oder Kornkammer, einem Odyn oder Backhauſe und einem Hundy oder Schlafzimmer.

Wundern muß man ſich dagegen über das große Hof- und Dienſtperſonal, das die alten Könige von Wales ſich hielten. Dadurch erinnern ſie ſchon an die neuere Zeit. Als die vornehmſten Kronbeamten erwähnt Sylveſter: Penteulu, den Hausmeier oder Majordomus; Effeirad-teulu, den Hauscaplan; Ydyſſdain, den Haushofmeiſter; Pen-hebogydd, den Oberfalkonier; Braw-dur-Arys, den Hofgerichtshalter; Pen-gwasdrawd, das Oberhaupt der Stallknechte; Penoynydd, den Oberjäger; Gwas Ysdafell, den Oberkämmerling, der des Königs Lager zu bereiten hatte; Dysdain Yvrenhines, den Haushofmeiſter der Königin; Effeirad Yvrenhines, den Caplan der Königin; Bard-teulu, den Hofdichter, Gosdegwo, des Königs Wächter; Dryſawr Yneuadd, den Pförtner der Halle; Dryſawr yr Ysdafell, den Pförtner der Kammer; Meddyy, des Königs Kellermeiſter; Meddyd, den Arzt des Hausgeſindes; Trulliad, des Königs Kellner; Dyſawr, den Pförtner; Cog, den Koch; Cantrwllyd, den Aufſeher über die Lichter; Marwyn Ysdafell, die Kammerfrau; Gwaſtrawd Avwyn, den Knecht des Zügels; Troe dawc, den Fußhalter und Gwaſtrand Avwyn Yvrenhines, den Knecht des Zügels der Königin.

Aus dieſem Verzeichniß können Sie erſehen, bis zu welcher Specialität das Hofperſonal ſchon ausgebildet war.

Auch eine genau befolgte Rangordnung war vorhanden. An

der Spitze ſtand Tayon, der König; ihm folgte Twyfog, der Herzog; Jarl, der Graf; Arglwydd, der Lord; Barwn, der Freiherr; Uchelwr, der Landedelmann; Gwo=näng, der freie Bauer; Altud, der Lehensmann und endlich Canth, der Sklave.

Der König hatte das Recht, Jeden zum Heere zu berufen. Ein Bedürftiger, der drei Tage und Nächte ohne Wohnung und Almoſen zugebracht hatte, durfte nicht beſtraft werden, wenn er von Hunger getrieben, einen Diebſtahl beging.

Jeder von freien Eltern Geborene war durch die Geburt frei. Adoptirte ein Leibeigener den Sohn eines Adeligen, ſo hatte dieſer denſelben Antheil am Erbgute des Pflegevaters als die rechtmäßigen Kinder. Den Leibeigenen war es verboten, drei Wiſſenſchaften zu lernen: Gottesgelahrtheit, Poeſie und die Schmiedekunſt. Keiner hinderte ſie aber daran, die Arzneikunſt auszuüben. Heilen war auch hier, wie bei den Römern, die Sache der Sklaven. Sollte es hiermit im Zuſammenhange ſtehen, daß die ſklaviſchen Naturen unter den Aerzten ſtets die beſte Carriere machen?

Hatte der Herr eines Sklaven letzterem erlaubt, eine von jenen Künſten zu treiben, ſo hörte er dadurch auf, Leibeigener zu ſein und wurde frei. Dieſer Sitte lag offenbar der tiefe Sinn zu Grunde, daß der Beruf den Menſchen adelt; man ſieht hieraus, in welch hohem Anſehen die Schmiedekunſt bei den Waleſern ſtand, daß ſie als ein Handwerk mit den erſten Wiſſenſchaften in gleichen Rang geſetzt, ja noch mehr, zur Pairswürde einer Wiſſenſchaft erhoben wurde. Die Geſetze der Waleſer zeichneten ſich durch manche Eigenthümlichkeiten aus.

Hatte z. B. Jemand die Katze des Königs getödtet, ſo wurde das Thier am Schwanze aufgehängt, ſo daß es mit dem Kopfe den Boden berührte und wurde mit ſo vielem Weizen bedeckt, daß ſie ganz darin begraben war. Dieſen Weizen mußte der Thäter bezahlen.

Hatte ein Hund Jemanden gebiſſen und war dies drei Mal geſchehen, ohne daß ſein Herr den Hund tödtete, ſo wurde das

Thier an den Fuß ſeines Beſitzers gebunden und ſo getödtet. Außerdem erhielt der König als Sühne für das Unrecht drei Kühe. —

Die Frauen beſchäftigten ſich meiſtens mit Spinnen. Die Spindel wurde deshalb allegoriſch als ein Symbol des weiblichen Geſchlechts überhaupt aufgefaßt. Von einem auf die weibliche Linie gekommenen Erbtheil ſagte man, es ſei der Spindel zugefallen.

Mit 14 Jahren war es den jungen Mädchen erlaubt zu heirathen. Der Freier wandte ſich zunächſt an den Vater. Führte ihn dieſer bei der Tochter ein, ſo war dies ein Zeichen der angenommenen Bewerbung; denn die Tochter durfte ſich nicht weigern; der Ehe konnte ſie ſich nur durch die Flucht entziehen.

Ganz eigenthümlich war die Genugthuung, die eine Jungfrau erhielt, wenn ſie verführt war. Es wurde der glattgeſchorene und mit Fett eingeſchmierte Schwanz eines dreijährigen Stiers durch ein Loch in der Thür geſteckt. Zwei Männer lockten nun das Thier. Gelang es der Gefallenen, daſſelbe am Schwanze feſtzuhalten, ſo erhielt ſie daſſelbe zur Belohnung.

Der Verluſt eines Fingers wurde durch eine Kuh und zwanzig Pfennige geſühnt; für eine abgehauene Naſe wurden ſechs Ochſen und einhundert und zwanzig Pfennige bezahlt. Hatte man Jemanden an den Haaren gerauft, ſo wurde ein Pfennig für jeden Finger und zwei für den Daumen bezahlt. Der Mord eines Mayors wurde mit 180 Kühen, der des Oberhaupts der Familie mit der dreifachen Summe gebüßt. Wurde ein Leibeigener des Königs ermordet, ſo mußten 63, für einen gewöhnlichen Sklaven dagegen nur $1\frac{1}{2}$ £ Sterl. erlegt werden. Welche Contraſte! Jetzt koſtet ein neugeborenes Kalb mehr als damals ein Menſch!

Die Fürſten und Lords belohnten ihre Vaſallen mit den ihnen zugehörigen Ländereien. Die Vaſallen waren entweder frei geboren oder Leibeigene. Letztere wurden wie die Frauen bei den Römern als bloße Sache betrachtet; ſie gehörten zum Eigenthum ihres Herrn,

und konnte dieſer nach Gutdünken über ſie verfügen; er konnte ſie ſelbſt, wie auch ihre Kinder, beliebig verkaufen.

Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts dauerte dieſe Sitte. Da ging für dieſe Unglücklichen die Morgenröthe der Freiheit auf.

Wenn alle dieſe Sitten und Gebräuche in vielen Beziehungen an die der alten Deutſchen erinnern, ſo gab es doch einen Gebrauch, der, ſo viel ich weiß, nirgends anders vorgekommen iſt. Wenn nämlich Jemand wegen eines Verbrechens angeklagt war, ſo konnte er freigeſprochen werden, wenn dreihundert Perſonen einen Eid für ſeine Unſchuld ablegten. Erſt Heinrich V. hob dieſe Sitte, die Aſſah genannt wurde, auf. Bildet der Oſtracismus der Athenienſer nicht eine Folie dieſer Sitte? Auf jeden Fall iſt ſie ein Stempel der wahrhaft humanen Denkweiſe der alten Waleſer. Durch den Oſtracismus der Griechen konnte der unſchuldigſte und tugendhafteſte Menſch wie Ariſtides zum Landesverräther, zum gemeinen Verbrecher gemacht werden, der Aſſah dagegen bewirkte eine Rehabilitation der gekränkten Unſchuld. Die Deviſe des Aſſah war vox populi, vox dei.

Da die Waleſer vorzügliche Jäger waren, ſo hatten ſie ganz detaillirte Jagdgeſetze. Bären und Luchſe, die jetzt ausgeſtorben ſind, waren damals in Menge vorhanden. Es wurde mit Hunden gejagt. Wer ein Thier auf ſeinem Lager getödtet hatte, mußte dem Herrn des Waldes Bogen und Pfeile zur Strafe geben. Wenn mehrere Hunde, die verſchiedenen Perſonen gehörten, zugleich auf ein Wild losgelaſſen wurden, ſo fiel das Fell dem Beſitzer des Hundes zu, der dem Thiere am nächſten geweſen, als man es zuletzt geſehen. Sobald ein Jäger nicht Auskunft von den neun Gegenſtänden der Jagd geben konnte, verlor er ſein Horn. Der Oberjäger war der zehnte Kronbeamte. Nur der König durfte jagen, wo es ihm gefiel. Wer einen von des Königs zahmen Hirſchen tödtete, mußte 1 £ Sterl. und außerdem noch ein beſonderes Strafgeld bezahlen. Ein Hirſch wurde einem Ochſen, eine Hindin einer Kuh, ein Reh einer Ziege und eine wilde Sau einer zahmen Sau gleich-

geſchätzt. Wölfe, Füchſe und andere Raubthiere hatten keinen Werth, und Jeder durfte ihnen nachſtellen; auch der Haſe wurde für werthlos gehalten, weil man glaubte, daß er monatlich ſein Geſchlecht veränderte.

Doch da fällt mir ein, daß Sie vielleicht gar kein Nimrod ſind und Sie daher für alle dieſe Geſetze, in denen ſich eine tiefe Weisheit und Gerechtigkeit abſpiegelt, gar kein Intereſſe haben.

Der alte Giraldus berichtet noch weit mehr hierüber; doch will ich Sie lieber mit ſeinen weiteren Auseinanderſetzungen verſchonen.

Sehr ausgebildet waren die Spiele der Waleſer und beurkunden, daß die Civiliſation damals eine ſehr hohe geweſen ſein muß.

Von ihren 24 Spielen waren die meiſten darauf berechnet, die Bewohner körperlich und geiſtig zu kräftigen. Die vier erſten Spiele waren: Laufen, Schwimmen, Ringen, Reiten oder Wagenrennen; dann kamen die ſechs Uebungen mit Waffen: Bogenſchießen, Wurfſpießwerfen und Schleudern, Fechten mit Schwert und Schild, Fechten mit einem zweihändigen Schwerte und Kämpfen mit dem langen Stabe. Hierauf folgten die drei ländlichen Spiele: die Jagd, der Fiſchfang und die Falkenbeize; dann die ſieben häuslichen und wiſſenſchaftlichen Zeitvertreibe: Poeſie, Harfenſpiel, Leſen, ein Lied zur Harfe ſingen, eine Ode in vier Theilen mit Accentuation declamiren, Heraldik und Geſandtſchaftskunde.

Als die vier unterſten Spiele wurde Schach, Dame, Würfel, Tricktrack und die Harfe ſtimmen angeſehen.

Wenn man die damalige Erziehung mit der heutigen vergleicht, ſo liegt auf der Hand, daß jene weit mehr auf eine gleichmäßig harmoniſche Entwickelung und Kräftigung des Geiſtes und Körpers gerichtet war, was doch eben nur den Menſchen zum wahren Menſchen macht. Auch unſere Pädagogik droht, wie unſere Medicin, in reinen Specialismus unterzugehen. Man ziehe nur ein Mal eine Parallele zwiſchen den Spielen der alten Waleſer und unſerem heutigen Turnen! Starke Muskeln thun es allein nicht. Man kräftigt wahrhaftig nicht die Menſchen, wenn man ſie zu Akrobaten

und Seiltänzern ausbildet. Die Paradestücke, die auf den deutschen Turnfesten ausgeführt werden, wurden seit Jahrhunderten von den umherziehenden Künstlern, fahrenden Schülern und Seiltänzern aufgeführt. Ob aber der Schwerpunkt der körperlichen Erziehung dahin gelegt werden soll, dem Menschen starke Muskeln zu verschaffen, möchte doch wohl sehr fraglich sein!? Da lobe ich mir doch die alte Erziehungsmethode der Waleser.

Sie müssen es mir verzeihen, wenn ich, selbst auf den Verdacht hin, daß Sie zur alten Garde der Turner gehören, später vielleicht auf diesen Punkt noch zurückkomme.

Uebrigens halten Sie mich, nicht ohne Grund für einen laudator temporis acti, da ich Ihnen heute so viel von den Sitten und Gebräuchen der alten Waleser erzählte. Ich kann nun einmal nicht die Gegenwart genießen, ohne die Brücke der Vergangenheit kennen gelernt zu haben.

Bin ich Ihnen dennoch zu antiquarisch gewesen, so will ich Ihnen das Geheimniß verrathen: ich habe mehrere Stunden heute gleich einer Motte in einem antiquarischen Bücherladen herumgestöbert.

XVII.

Llandudno.

Endlich nach mehrtägigem Sturm und Regen schönes Wetter! Das Wetterglas — die Engländer sagen selten Barometer, sondern wie die Niederdeutschen Wetterglas — fängt wieder an zu steigen. In Folge des gestrigen Sturmes hatten wir auch heute noch hohen Seegang. Gegen Mittag war der Strand so belebt, wie ich ihn nie sah. Zwei Musikbanden bemühten sich das Versäumte nachzuholen. Des Mittags ist das Programm immer besser

als des Abends. Heute fiel mir der Unterſchied zwiſchen den geſunden Geſichtern der Engländer und Engländerinnen im Gegenſatz zu den Deutſchen recht auf. Was ſieht man in Deutſchland in den Bädern oft für traurige Geſtalten und kränkliche Geſichter! Die Engländer beſuchen aber die Seebäder und Bäder im Allgemeinen, um ihre Geſundheit zu kräftigen und ſich abzuhärten, die Deutſchen dagegen, um die verlorene Geſundheit wieder zu bekommen. Die prophylaktiſche Bedeutung der Medicin iſt in England weit mehr gewürdigt und bereits ein geiſtiges Gemeingut aller Stände geworden. Selbſt in den deutſchen Seebädern ſtößt man beſtändig auf blutarme und bleichſüchtige Individuen. Nicht ohne Grund iſt die Politik des Bluts und des Eiſens auch eine ſo populäre geworden. Nur Blut und Eiſen vermochte Deutſchland auf die Beine zu helfen. Jedoch muß man bei dieſer Politik beklagen, daß ſie, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke eine Nothwendigkeit iſt und die größten Triumphe errang, das Uebel nicht radical curirt. Im Gegentheil, das gegenwärtige Militärſyſtem Norddeutſchlands wird die deutſche Nation von Jahr zu Jahr ſchwächlicher und entnervter machen. Es iſt dies kein Paradoxon von mir. Die Erfahrung wird es beſtätigen, daß je ſtärker die Procentquote der jährlichen Aushebung wird, deſto ſchlechter von Jahr zu Jahr die Körperconſtitution der Rekruten werden wird. Man ſtudire doch einmal die Statiſtik der Sterblichkeit und Kränklichkeit der Rekruten und der Soldaten während ihrer Dienſtzeit. Dieſe Liſten liefern den traurigen Beweis, wie das Zuſammenleben in den meiſt ſchlecht und ungeſund gebauten Kaſernen, unzureichende und oft ſchlechte Nahrung, das Schlafen in ſchlecht ventilirten Räumen, das Herausgeriſſenwerden aus dem Lebensberufe und noch viele andere Momente zuſammenkommen, um das Alter, das für andere Berufsſtände das geſundeſte iſt, für den Soldaten zum gefährlichſten zu machen.

Wie Sie wiſſen ſchwärme ich für die deutſche Einheit und für das Verſchwinden der kleinen Duodez- und Raubſtaaten von der Landkarte. Das Landsknechtweſen ſollte aber nicht für Jeden ein

Zwang ſein, ſondern nur für ſolche, die aus freier Wahl dieſen Beruf ergreifen und ſich für keinen anderen qualificiren.

England und unſere glückliche Republik haben das einzig richtige Syſtem, wenn man die Sache vom nationalökonomiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet. Wenn es auch mehr Geld koſtet, ſo iſt es doch das billigſte und eines freien Staates würdigſte Syſtem. Die allgemeine Wehrpflicht ſollte erſt dann eintreten, wenn das Vaterland von einer auswärtigen Macht angegriffen wird. Man könnte ſagen, dann ſei es zu ſpät, man würde dann unwiderruflich die Schlacht verlieren. Die Erfahrung ſpricht hiegegen. Die Sansculotten der erſten franzöſiſchen Revolution beſiegten die pedantiſch gedrillten und einexercirten Armeen Preußens und Oeſterreichs. Die nicht geſchulten Armeen des Nordens von Amerika trugen ſchließlich über die Südſtaaten, die ſich im Beſitz der Cadres der ehemals nordamerikaniſchen Armee befanden, den Sieg davon. England aber zeigt uns durch ſeine Freicorps, was in dieſer Beziehung die Aſſociation vermag.

Es iſt etwas Anderes, ob ein junger Mann freiwillig militäriſch ſich ausbildet oder ob er par ordre de muffti zu einem Soldaten geſtempelt wird. Die alljährlich zunehmende Corruption der franzöſiſchen Geſellſchaft hat ſicherlich ihren Hauptgrund mit in dem dort herrſchenden Militärſyſtem. Rom ging an ſeinem Prätorianerthum zu Grunde. — Glücklich iſt England, wo dem Mordhandwerke ſich nur diejenigen Individuen hingeben, die Luſt und Neigung dazu haben! Sein Vaterland ſollte Jeder vertheidigen im Augenblicke der Noth. Dazu bedarf es keiner beſonderen Geſetze, es iſt die Vaterlandsliebe ein heiliges Naturgeſetz. Jeden Menſchen aber zum Soldaten machen zu wollen, iſt heutigen Tages ein Anachronismus. Mit demſelben Rechte könnte der Staat verlangen, daß Jeder ohne Unterſchied, Theologie, Medicin oder Jurisprudenz ſtudiren oder zu einem Theologen, Mediciner und Juriſten abgerichtet werden ſollte.

Daß bei uns in Deutſchland in dieſem Augenblicke kein an-

deres System möglich ist, gebe ich zu, so lange Frankreich noch ein schlimmeres befolgt. Aber eben deshalb sollte man bei uns sich dieses Systems nur bedienen, um Frankreich zu zwingen, das seinige fallen zu lassen. Europa bedarf der Ruhe. Dieselbe wird aber nicht eher eintreten, als bis Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und Deutschland die ihm auf dem Wiener Congresse schnöde verweigerten ächt deutschen Lande, das Elsaß und Lothringen wieder zurückerhalten hat.

Stehende Heere verhindern nicht die Kriege, sondern sie sind die Ursache derselben. Man entgegne mir nicht, daß die allgemeine Wehrpflicht das billigste System sei, und daß die nach diesem gewonnenen Truppen sich auch besser schlagen. Ersteres Argument bekämpfe ich; nationalökonomisch ist dasjenige System, welches am wenigsten Geld kostet, nicht das billigste, sondern welches dem Staate die meisten Arbeitskräfte spart. Dies thut aber das Werbesystem. Der zweite Grund ist auch nicht stichhaltig. Friedrich der Große trotzte mit seinen Landsknechten ganz Europa; er hatte weiter keine Verbündete als die englischen Subsidien. England eroberte mit seinen geworbenen Soldaten beinahe die ganze Welt. Eines augenblicklichen Elans mag eine Nationalarmee fähig sein und damit auch Siege erfechten, wenn die Vertheidigung des Vaterlands auf dem Spiele steht; die Strapazen eines langen Kriegs wird eine geworbene Armee auf jeden Fall besser und länger ertragen.

Es ist eine Thorheit zu glauben, daß die Deutschen je die Früchte der bürgerlichen und politischen Freiheit genießen werden, so lange die stehenden Heere zum Glaubensartikel unserer leitenden Politiker gehören. Was Deutschland bis jetzt an freiheitlichen Institutionen besitzt, ist weiter nichts als verzuckerte Mandeln, eitler Flitterstaat, vergoldete Ruthen. Können wir einen Vergleich mit England, Norwegen und Amerika aushalten?

Man betrachte doch nur das in allen deutschen Staaten vom seligen Bundestage als Erbinventar übernommene, zu Recht bestehende Preßgesetz! Man denke nur an das Verfahren gegen Twe-

ſten! Iſt es ſolchen Geſetzen und ſolchen Zuſtänden gegenüber nicht eine bittere Ironie, wenn wir behaupten wollen, wir beſäßen Preßfreiheit? Unſer Preßgeſetz kommt mir ſo vor, als wenn ich einem Kinde die Erlaubniß ertheilen wollte, in einem Conditorladen ſich Alles kaufen zu dürfen, zugleich demſelben aber ein Verzeichniß mitgeben wollte, auf dem die Strafe verzeichnet ſtände, die es treffen würde, wenn es von dieſem oder jenem Kuchen äße. Die ganze von mir ertheilte Erlaubniß würde zuletzt auf lauter Strafen hinauslaufen und dem Kinde bliebe nichts anderes als die Geruchsfreiheit. Ebenſo ſteht es mit unſerer deutſchen Preßfreiheit. Wir dürfen ſie höchſtens beſchnüffeln, zum Koſten derſelben ſind wir noch lange nicht reif genug! Wagt dennoch ein unartiges Kind darnach zu greifen, ſo verbrennt es ſich ſofort die Zunge oder die Hände, und die probate Trias von Kalkwaſſer, Eidotter und Leinöl entſpricht dem Remedium von Gefängniß, Waſſer und Brod.

Es iſt höchſt intereſſant, daß man die geborenen Waleſer unter den hieſigen Badegäſten ſo leicht von den Engländern unterſcheiden kann. Wie verſchwinden die kleinen, unterſetzten Geſtalten mit ihren ſtruppigen ſchwarzen Haaren und melancholiſchen braunen Augen gegen die ſchlanken und blühenden Söhne und Töchter Albions mit ihren goldblonden Haaren und meeresblauen Augen! Die Engländer ſind nun einmal die Beherrſcher des Meeres; iſt es doch als wenn eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen ihren Augen und der Farbe des Meeres beſtände. Auch die Niederdeutſchen haben in der Regel blaue Augen. Es iſt aber ein ganz anderes Blau. Nur das Auge des Engländers iſt meeresblau.

Mit Recht kann man die Engländer eine ſchöne Nation nennen. Am Bahnhof in Bangor bemerkte ich neulich wohl ein Dutzend Waleſer, die direct aus ihren Bergen kamen. Zwiſchen ihnen bewegten ſich einige engliſche Touriſten. Welche Contraſte! Ich mußte unwillkürlich an die Haidſchnucken Lüneburgs und die veredelten engliſchen Schafe denken. Haben etwa deshalb in der Pferde-, Schaf- und Schweinezucht die Engländer ſo viel geleiſtet, weil ſie an ſich

ſelbſt die Vorzüge der Kreuzung der Race erfahren haben? Sind die Engländer nicht ſelbſt ein Miſchlingsvolk, hervorgegangen aus der römiſchen, celtiſchen und angelſächſiſchen Nation? Läßt es ſich nicht nachweiſen, daß ihr körperlicher und geiſtiger Typus aus den hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten jener Stämme zuſammengeſetzt iſt? Sicherlich würde es um manche Nation beſſer ſtehen, wenn ſie die Geſetze über die Vortheile der Kreuzung der Racen, die ſie bei den Thieren in Anwendung ziehen, bei ſich ſelbſt zur Geltung brächten. Die intelligenteſten Nationen, die an der Spitze der Civiliſation einherſchreiten, ſind immer diejenigen, welche der Naturaliſirung Fremder die geringſten Schwierigkeiten entgegenſetzen und die liberalſten Geſetze über Freizügigkeit haben. England und Amerika ſind darin allen Nationen voraus. Die Grundſätze des großen Nationalökonomen Adam Smith haben ſich hier zu Fleiſch und Blut kryſtalliſirt, während viele deutſche Regierungen dieſelben als ketzeriſche Theorien belächeln und verabſcheuen. Deutſchlands bisherige politiſche Verſumpfung und Erniedrigung ſteht im innigſten Zuſammenhange mit dem chineſiſchen Abſperrungsſyſtem, das die einzelnen deutſchen Stämme unter einander und fremden Nationen gegenüber befolgten. Wenn Bremen und Hamburg durch geiſtige Beweglichkeit, Geſundheit und allgemeine Wohlhabenheit vor allen deutſchen Staaten den erſten Rang einnehmen, ſo reſultirt dies vorzugsweiſe aus den liberalen Geſetzen, die ſie auf dieſen Gebieten ſeit Jahrhunderten im Gegenſatz zu den monarchiſchen Staaten Deutſchlands beſaßen.

Am Morgen beſtiegen wir einen zum great Orme's head gehörenden Hügel, auf dem eine camera obscura ſich befindet. Es war höchſt intereſſant, durch dieſe einen Ueberblick über das ganze Leben und Getreibe der Stadt zu erhalten; ſehr ſchön nahm ſich der Wellenſchlag des Meeres aus; die in den Straßen umhertrabenden Eſel und die Damen auf ſtolzen Roſſen, das Gewühl auf dem Gemüſemarkt, das Gewimmel am Badeſtrande, Alles war hier in einem Miniaturgemälde von ein paar Fuß Größe zuſammengedrängt und

machte einen eigenthümlichen, gar nicht zu beſchreibenden Eindruck, weil man Alles auf ein Mal und Gegenſtände, die ſonſt ihrer Natur nach heterogen ſind und nicht zu einem harmoniſchen Enſemble ſich vereinigen laſſen, hier auf einem Tableau vereinigt ſah. Einem Jeden, der Llandudno beſucht, möchten wir die Beſteigung dieſes Hügels dringend empfehlen. Man wird für die ſteile Erklimmung deſſelben reichlich entſchädigt.

Könnte man ſo ganz Europa oder auch nur Deutſchland durch eine camera obscura betrachten, wie Vieles würde Einem dann klar werden, was uns jetzt dunkel und geheimnißvoll erſcheint!

Der Beſitzer der camera obscura hatte in dem Locale zugleich einen Tiſch aufgeſtellt und denſelben mit ſolchen Münzen belegt, die in der Umgegend von Llandudno gefunden waren. Darunter befinden ſich namentlich viele römiſche, außerdem eine Menge Verſteinerungen, z. B. ein Stück verſteinerter Speck und eine verſteinerte Kartoffel. Am Nachmittag machten wir einen Spaziergang nach der ſüdweſtlichen Seite des great Orme's head, die durch die Conwaybucht begrenzt iſt. Ueberall die herrlichſte Ausſicht! An dieſer Seite wächſt ſehr viel Hyoscyamus und die kleine niedliche Veronica. Beide Pflanzen fand ich oft neben einander ſtehend. Gift und Arznei, Schönheit und Häßlichkeit, Tugend und Laſter, Himmel und Hölle liegen ſie nicht oft eben ſo nah beieinander, verwiſchen ſich ihre Grenzen nicht, ja gehen ſie nicht in einander über, löſen ihre ſcheinbaren Gegenſätze ſich nicht oft in einander auf? Auf moraliſchem, intellectuellem, poltiſchem und wiſſenſchaftlichem Gebiete beſteht eine Wahlverwandtſchaft der Gegenſätze. In welchem Lande aber findet man die Pole ſtärker hervortretend als in England? Wo finden Sie größere Armuth und größeren Reichthum, wo mehr Intelligenz und mehr Unwiſſenheit, wo finden Sie uneigennützigere Charaktere und gemeinere, niedrigere Krämerſeelen, wo mehr Unglauben und mehr Aberglauben, wo eine rationellere Medicin und mehr Quackſalberei als in Großbritannien, dem Vaterlande der Contraſte!

Ueber die Urſachen dieſer merkwürdigen Erſcheinung nachzudenken, iſt eine intereſſante Geiſtesarbeit. Sehr Vieles, wenn auch nicht Alles läßt ſich erklären, wenn wir die engliſche Staatspolitik einer Kritik unterwerfen. Wie verſchieden iſt ſie von der, von den meiſten Regierungen des Feſtlandes befolgten! Die engliſche Regierung kennt nicht jene kleinen Verationen und Polizeimaßregelungen, aus denen das Weſen der Politik der Kleinſtaaten beſteht. Drei große Principien bildeten ſeit vielen Jahren die Richtſchnur der engliſchen Politik. Erſtlich geht ihr Streben dahin, nur das Schlechte, Unmoraliſche und Ungeſetzliche zu hindern, dagegen allen guten Einrichtungen, Verbeſſerungen u. ſ. w. keine Hinderniſſe in den Weg zu legen; zweitens ſo wenig Geſetze als möglich zu haben und dem Volke ſolche Inſtitutionen zu geben, daß die Geſetze nicht gemacht werden, ſondern gewiſſermaßen ſich von ſelbſt machen; drittens ſo wenig als möglich die Freiheit des Einzelnen zu beſchränken und ſtaatsſeitig ſich nicht in Dinge zu miſchen, die den Staat als ſolchen nichts angehen. Durch Befolgung und praktiſche Ausführung dieſer Grundſätze iſt England groß geworden, und dieſelben ziehen ſich wie ein rother Faden durch das ganze Nationalleben. Alle Eigenthümlichkeiten der engliſchen Nation ſind auf dem, durch dieſe Principien gedüngten Boden emporgeſchoſſen. Dazu kommen die Stammesunterſchiede der lateiniſchen, deutſchen und celtiſchen Race. Aus dieſem Enſemble von verſchiedenen ſomatiſchen und pſychiſchen Urſachen, in Combination der iſolirten Lage der Inſel, des ſüdlichen Klimas, mußten ſolche Contraſte ſich entwickeln. Dieſelben beſtehen auch heute noch, ſtehen ſich vielleicht ſchroffer gegenüber als jemals. Es ſcheint mir aber die Zeit nicht fern zu ſein, wo eine allgemeine Kriſe eintreten, und eine Ausgleichung dieſer Gegenſätze Statt finden wird. Dann wird England freier, mächtiger und blühender daſtehen als je. Sie ſehen, verehrteſter Freund, ich gehöre nicht zu den Peſſimiſten, die da meinen, England befinde ſich bereits auf einer ſchiefen Ebene und gehe ſeiner politiſchen und ſocialen Auflöſung entgegen.

XVIII.

Llandudno.

Es war heute ein wundervoller Herbſtmorgen. Der Wind wehte ſo ſanft, die Wolken zogen ſo langſam am Horizonte, die Wellen des Meeres plätſcherten ſo traulich und gleichmäßig, daß man die Weber'ſche Wellentheorie an ihnen hätte ſtudiren können; dabei ſchien die Sonne ſo milde, daß die feierliche Sabbathsruhe der ganzen Natur Jeden unwillkürlich zur Ruhe und Andacht ſtimmen mußte. Solche Herbſttage ſind doch ſchön! Glücklich der Menſch, dem der Herbſt ſeines Lebens ebenſo erſcheint, der mit Zufriedenheit und Seelenruhe die Früchte einernten kann, deren Saat im Lenze ſeines Lebens ausgeſtreut wurde. In der That weit angenehmer iſt es, im Lenze des Lebens zu verſcheiden, als den Herbſt deſſelben ohne Ernte anzutreten; viel ehrenvoller iſt es, dem Reiffroſte und Mehlthau des Frühlings zu erliegen, als zur Erntezeit leeres Stroh zu dreſchen oder durch das secale cornutum zehrender Nahrungsſorgen an einem langſam wirkenden Gifte dahin zu ſiechen! Und wie vielen unſerer Collegen mag der bittere Kelch dieſes Schickſals beſchieden ſein? Mit Wehmuth gedenke ich noch immer des Arztes, der nach ſeinem Tode nicht einmal ſo viel hinterließ, daß die Beerdigungskoſten davon beſtritten werden konnten, und Sie Sich gedrungen fühlten, durch einen Aufruf an die Collegen in Ihrem geſchätzten Blatte ſich der unglücklichen Familie des Geſtorbenen anzunehmen! In der That, die materielle Lage der meiſten Aerzte in Deutſchland iſt eine höchſt traurige. Die mediciniſchen Bureaukraten, die durch ihren unſeligen Vormundſchaftsgeiſt dies Unglück des ärztlichen Standes mit verſchuldet haben, ſollten nur einen Blick hinter die Couliſſen thun. Ob ihr Gewiſſen dann auch wohl noch ſo ruhig ſchlüge? Ob ſie dann auch noch immer auf ihren abgeſtandenen Principien herumreiten würden, anſtatt in's volle Menſchenleben hineinzugreifen?

Doch heute keine Jeremiaden! Es sei fern von mir, Ihnen Ihren Humor durch meinen Brief zu verderben; deshalb will ich Ihnen heitere Bilder vorführen.

Mit tiefen Zügen schlürfte ich heute Morgen die schöne balsamische Meeresluft ein. Trotz des poetischen Zaubers, der über die ganze Natur ausgegossen war, konnte ich es dennoch nicht unterlassen, Lungengymnastik zu treiben. Dafür ist Apollo ja zugleich der Gott der Dichter und der Aerzte!

So am Strande auf- und abflanirend, erblickte ich plötzlich ein ganz merkwürdiges Thier, das mit der Ebbe zurückgeblieben war. Es gehörte, wie es schien, zum Medusengeschlechte; oben war es mit einer rothen gallertartigen Masse bedeckt; in der Mitte erschien es wie eine im Zirkel liegende Quappe. Von da gingen strahlenförmige Ausläufer nach der Peripherie. Das Ganze war mit einer gallertartigen Substanz eingehüllt. Zwanzig Jahre waren bereits verflossen, seit ich bei Professor Berthold in Göttingen ein Privatissimum über vergleichende Anatomie hörte. Seitdem hatte ich diese Disciplin ganz vernachlässigt. Es gelang mir deshalb nicht, dies merkwürdige Thier näher zu bestimmen.

Gegen Mittag erhob sich eine frische Brise. Um davon zu profitiren, stachen wir gleich nach unserm Mittagessen in See. Obgleich wir den schönsten Wind und außerdem, da wir grade zur Zeit des Hochwassers abfuhren, die schönste Gelegenheit hatten, wie man bei uns an der Unterweser sagt, so brauchten wir doch eine volle Stunde, bis wir die Spitze des great Orme's head erreichten. Auf der äußersten Spitze senkt sich der Felsen senkrecht in's Meer. Wir segelten von hier nun noch eine Strecke in die Conwaybucht hinein, kehrten dann um und nun ging es hinaus in die offene See. Es ist ein gar nicht zu beschreibendes Vergnügen, in einer solchen Nußschaale, wie unser Boot war, auf der hohen See zu schwimmen. Die Größe der Schiffe steht zu dem Vergnügen, das das Segeln gewährt, in einem umgekehrten Verhältnisse. Daher je kleiner das Schiff, je größer das Amüsement. Wir mochten uns ungefähr eine

Viertelſtunde auf dem offenen Meere befunden haben, als ſich auf ein Mal, ſo wenig iſt dem Wetter zu trauen, ein heftiger Sturm erhob. Die Wellen gingen ſo hoch, daß ſie in das kleine Boot hineinſchlugen. Ich ſaß ganz vorn am Bug des Schiffes und bekam deshalb immer die Wellen aus erſter Hand. Hugh Hughes, unſer bewährter Schiffer, der ziemlich fertig engliſch ſprach, gab uns Bruchſtücke aus ſeinem Leben zum Beſten. Mit kindlicher Naivetät erzählte er uns die Hauptmomente deſſelben. Schon mit ſeinem 12. Jahre hatte er auf einem Liverpooler Oſtindienfahrer zu fahren angefangen; er hatte alle Welttheile geſehen. Erſt ſeit ein paar Jahren war er des Matroſenlebens überdrüſſig geworden, nachdem er mehrere Male Schiffbruch gelitten und nichts als ſein nacktes Leben gerettet hatte, ließ er ſich von ſeinen Erſparniſſen ein kleines Schiff bauen, und zog nach Llandudno, um ſeine nautiſchen Erfahrungen den Badegäſten zu Gute kommen zu laſſen. Dies Leben gefällt ihm beſſer als das beſtändige Fahren auf den großen Kauffartheiſchiffen, das ihn oft Jahre lang von ſeiner Familie und ſeiner Heimath fern hielt.

Als der Wind ſtärker wurde, refften wir einmal, d. h. wir machten die Segel von unten kleiner; da dies noch nicht half, wurde zum zweiten Male gerefft. Dies geſchieht Alles, damit das Schiff nicht umſchlägt. Zuletzt meinte unſer Schiffer, es ſei jetzt gerathen, umzukehren, da der Wind, je weiter wir in See kamen, an Heftigkeit zunahm. Wir legten daher um, mußten nun aber laviren, da wir Wind und Strom gegen uns hatten. Hugh Hughes mußte jetzt zum dritten Male reffen, weil die Wellen jetzt noch höher gingen als vorher, wo wir den Wind mit uns hatten.

Sehr charakteriſtiſch nennen die Engländer das Laviren talk on sea. Es hängt offenbar mit unſerm Zickzack zuſammen; denn das Laviren geſchieht in der Form eines Zickzacks. Bis auf die Haut durchnäßt, ſo daß wir uns ganz umziehen mußten, kamen wir fröhlich und guter Dinge in Llandudno wieder an. Waſſer thut's freilich nicht, dachte ich, es kann Einem wenigſtens nicht das

Amüſement verderben. Höchſtens kann man ſich einen Catarrh wegholen, wenn man nicht vorſichtig iſt.

In Deutſchland ſind über engliſche Sitten und Gebräuche manche irrige Anſichten verbreitet, die ich hier theilweiſe corrigiren muß. So hat man z. B. von der engliſchen Prüderie wunderbare Vorſtellungen. Ich weiß nicht mehr in welchem Schriftſteller ich geleſen habe, die Engländer trieben das Schamgefühl ſo auf die Spitze, daß man in Geſellſchaft nie von anderen Kleidungsſtücken als bloß von Hut und Rock ſprechen dürfe, daß ſogar die Füße des Pianoforte mit einem verhüllenden Stoffe überzogen ſeien, um nicht durch ihre Blöße den Anſtand zu verletzen. Möglicher Weiſe hat Heine dieſe Geſchichte erfunden, und haben Andere ſie ihm nachgebetet. Ich habe mein beſonderes Augenmerk auf dieſen Punkt gerichtet, ohne wie Heine vergleichende Anatomie der Füße zu treiben, und habe ſehr viele Pianoforte einer Ocularinſpection unterworfen, aber nicht ein einziges mit einem Feigenblatt geziertes getroffen. Ueberhaupt habe ich die engliſchen Damen gar nicht ſo prüde gefunden. Im Gegentheile: die meiſten unter ihnen beſitzen ſogar einige mediciniſche Kenntniſſe und unterhalten ſich ohne Ziererei über Gegenſtände, die den deutſchen Damen das Blut bis in die Fingerſpitzen treiben würden. Durch einige, ob berechtigte oder unberechtigte, Eigenthümlichkeiten zeichnen ſich die Engländer dagegen aus. Dieſe geſellſchaftlichen Specialitäten muß man ſich anzueignen ſuchen, da dieſelben nicht mitmachen oder ignoriren, gegen den guten Ton verſtoßen heißt. So iſt es ſehr verpönt, Fiſche mit dem Meſſer zu zerlegen, man darf ſich dabei nur der Gabel und des Brodes bedienen. Letzteres pflegt man nie zu ſchneiden, ſondern ſtets zu brechen. Würde Jemand auf der Spitze des Meſſers, wie man in Deutſchland es noch oft ſieht, Biſſen zum Munde führen, ſo würde dies für eben ſo ungeſittet angeſehen werden, als wenn in Deutſchland Einer auf den Teppich ſpiee. Dagegen würde es in Deutſchland zu den Unmöglichkeiten gehören, daß der Damenbadeſtrand ſich in unmittelbarer Nähe des Herrenbadeſtrandes befände. So aber iſt

es in Llandudno; dieſelben ſind höchſtens fünf Minuten von einander getrennt. Die Badekarren ſtehen keine 200 Fuß von der Paradeſtraße entfernt. Freilich wird in England nicht nackt gebadet. Alle, ſowohl Herren als Damen tragen wollene Hemden.

Von allen Sinnesorganen der Engländer, das Ohr nicht ausgenommen, iſt das Geſchmacksorgan das am wenigſten ausgebildete. Daher haben ſie auch in den Künſten, in denen es hauptſächlich auf geiſtigen Geſchmack ankommt, am wenigſten von allen Völkern geleiſtet. Die meiſten engliſchen Gerichte ſind nur halb gar, ſo daß hier bei der Verdauung Alles auf ein Turnen des Magens hinausläuft. Derſelbe muß natürlich dadurch ſtärker werden, je mehr Widerſtand die Speiſen der Aſſimilation entgegenſetzen. Daher findet man in England weit weniger Menſchen an ſchwacher Verdauung leidend als bei uns. Wenn zu viele Suppen den Magen ſchwächen und ſo zubereitete Speiſen, daß dem Magen gar keine Verdauungsarbeit mehr übrig bleibt, ihn gewiſſermaßen auf den alten Theil ſetzen, ſo liegt es auf der Hand, daß Speiſen, die ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen, ihn, wie jeder andere Muskel durch Uebung an Stärke zunimmt, um ſo kräftiger machen. Bis jetzt habe ich noch nie ganz gare Kartoffeln gegeſſen; ſolche halb gare Kartoffeln, wie ſie hier gang und gebe ſind, würde man in Deutſchland nicht in den Mund nehmen. Hier ſind ſie mir aber ſtets gut bekommen. Gourmands und Friands, die durch ihre culinariſchen Prätenſionen ihren Frauen und Köchinnen viel zu ſchaffen machen, kann man keine beſſere Cur als einen längeren Aufenthalt in England verordnen. Durch vergleichende gaſtronomiſche Studien würden ſie dann zu der Ueberzeugung gelangen, um wie viel beſſer ſie es zu Hauſe haben und würden dann ihre Anſprüche herabſtimmen.

Durch Eins noch unterſcheidet ſich der Engländer von dem Deutſchen. Letzterer iſt viel toleranter gegen die Perſon als erſterer. Dagegen legt der Engländer mehr Gewicht auf den Stand. Bei der Deutſchen wird eine feine Bildung am höchſten geſchätzt, dann er-

kommt das Geld. — Hiervon machen vielleicht bloß die Hanſeſtädte eine Ausnahme. Das Geld kommt in England nun gar nicht ſo ſehr in Betracht, weil Reichthum hier weit mehr unter allen Ständen verbreitet iſt als bei uns. Der Stand dagegen gilt hier Alles. Am meiſten geachtet iſt der Adel, ohne daß man unter den übrigen Ständen eine Spur von Neid und Mißgunſt darüber fände. Es folgen dann die Gelehrten, die hier eine weit höhere geſellſchaftliche Stellung einnehmen als in Deutſchland. He is a learned man, iſt ein großes Compliment, das man einem Abweſenden macht. Die Aerzte und Advokaten ſtehen ſich im Range ziemlich gleich. Das Anſehen der Geiſtlichen iſt bei Einigen höher, bei Anderen nicht ſo hoch; dagegen iſt ihr Einfluß viel größer als in Deutſchland und kommt dem der katholiſchen Prieſter gleich. In dem bei uns für ſo materiell verſchrieenen England gilt der Reichthum, wenn er nicht zugleich mit feiner Bildung und Erziehung verknüpft oder von einem hohen Rang bekleidet iſt, als ſolcher für nichts. In dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich England ſehr von den reichſten Städten Deutſchlands, von Hamburg und Bremen, wo Reichthum zugleich als ein Diplom und Freibrief für Klugheit, Bildung und Anſehn betrachtet wird. Ein durch bloßes Glück in kurzer Zeit reich gewordener Geſchäftsmann iſt in England ſprichwörtlich geworden. Man bezeichnet dieſe Gattung ſchlechtweg als shopkeeper. Alles Inſolente, Indecente, Ungewöhnliche, Flegelhafte wird einem ſolchen zugetraut. Wie oft habe ich nicht, wenn uns ein Engländer mit einem beſonders weit in die Luft hinausſtarrenden Backenbarte begegnete, von meiner Begleitung den Ausruf gehört: „o that is shocking, that is certainly a shopkeeper!“

Soll ich Ihnen nun noch ſagen, wie wir den heutigen Tag beſchloſſen? Denken Sie, wir ſpielten, aber nicht Pharao wie bei uns in Deutſchland, auch nicht das nationale Whiſt oder Boſton, ſondern das noch populärere Pochen.

XIX.

Landsbno.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, welch wunderbar ſtärkenden Einfluß die Seeluft auf mich ausübt, wie ich fühle, daß ich von Tage zu Tage kräftiger und friſcher werde! Die Schlacken der Praxis habe ich ausgemauſert, es iſt mir, als wenn ein neues Frühlingsleben in meinem Organismus aufblühte, und ein neues Daſein für mich begönne. Die geiſtige Ruhe, der ich mich hier ergebe, die mangelnden Aufregungen und Strapazen, die meine große Praxis mit ſich bringt, üben einen kaum glaublichen, ſtärkenden Einfluß auf Geiſt und Körper aus.

Dazu die Großartigkeit der ganzen Natur, die auch dem Gemüth ein eigenthümliches Colorit aufprägt. Sie werden es an meinen Briefen bemerkt haben: meine ironiſch-ſatiriſche Stimmung, in der ich von Deutſchland abreiſte, hat ſich in einen gutmüthigen und ſcherzenden Humor verwandelt. Ich bin ruhiger, zufriedener und ſanfter geworden und ſchwelge ganz in den Genüſſen eines freien Lebens und einer ſchönen Natur. So gleichförmig unſer Leben hier auch iſt, ſo ſehr wir alle großen Geſellſchaften und rauſchende Zerſtreuungen vermeiden, ſo viel Abwechslung bringt uns doch unſer hieſiger Aufenthalt.

Wenn ich daher in der letzten Zeit nicht dazu gekommen bin, Ihnen ſo häufig als im Anfange, Briefe zu ſenden, ſo habe ich dies nur unterlaſſen, um mich nicht zu wiederholen. Bergeſteigen und Waſſerpartieen, den einen Tag hierhin, den andern Tag dorthin, bilden die Hauptingredienzen unſerer hieſigen Badecur. Wir wären ſchon abgereiſt, wenn wir nicht fühlten, wie gut uns das hieſige Leben thut, und fühle ich beſonders, wie ich neuer und friſcher Kräfte bedarf, um ſpäter die Fatiguen, die das Leben in einer Weltſtadt mit ſich bringt, ertragen zu können.

In den letzten Tagen habe ich mehrere hieſige Apotheken beſucht.

Alle ſind ſehr elegant und comfortable eingerichtet und zeichnen ſich durch große Reinlichkeit aus. Sie beſtehen aus drei Abtheilungen. In der einen befinden ſich die Arzneien, in der zweiten allerlei kosmetiſche Sachen, Specereien, Parfümerien u. ſ. w. und in der dritten alle möglichen Colonialwaaren. Die Abtheilungen waren gänzlich von einander getrennt, doch ſo mit einander zuſammenhangend, daß man von einem Locale in's andere kommen konnte. In jeder Abtheilung befand ſich ein beſonderer Gehülfe. Bei uns in Deutſchland, wo der Staat ſich um alles Mögliche bekümmert, ſind ſolche Einrichtungen bekanntlich verboten. Ob es aber nicht ebenſo gut wäre, wenn der Staat ſich gar nicht hierum bekümmerte, ſondern es den Apothekern ſelbſt überließe, zuzuſehen, auf welche Weiſe ſie ihren Lebensunterhalt erwerben, iſt eine andere Frage. Bekanntlich haben bei uns die Apotheker ſehr häufig Agenturen für Lebens-, Hagel- und Feuerverſicherungen, durch deren Uebernahme ſie öfters genöthigt ſind, ſich von ihren Officinen zu entfernen, oder was noch ſchädlicher iſt, ſie halten eine Giftbude für die Honoratioren des Orts und ſind genöthigt den „peter des plaisirs“ zu ſpielen. Alle dieſe By-Metiers können aber keinen heilſamen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Richtung der Apotheker ausüben. Da lobe ich mir denn doch das engliſche Verfahren, bei dem die Apotheker neben der Bereitung der Arzneimittel auf den Verkauf der gangbarſten Lebensmittel, die vorzugsweiſe eine diätetiſche Rolle ſpielen, ſich beſchränken. Unverfälſchten Caffee, Thee, Zucker und reine unverfälſchte Weine zu verkaufen, iſt dem Berufe des Apothekers nicht ſo widerſprechend, als nach Kunden für Lebensverſicherungen zu jagen und den Honoratiorenwirth zu ſpielen. Wir wollen daher dieſe engliſche Sitte gar nicht tadeln; baſirt nicht ein Theil der Therapie der Krankheiten auf dem diätetiſchen Regimen? Müſſen nicht, je mehr die Gifte und ſtark wirkenden Arzneien in den Hintergrund treten, die diätetiſchen Mittel die Hegemonie erlangen? Liegt es nicht im Intereſſe des Arztes und der Patienten, da mit allen Lebensmitteln ſo viele Verfälſchungen getrieben werden, und die

ſtaatliche Controle nicht hinreicht dies zu verhindern, die wichtigſten Diätetica aus einer Quelle beziehen zu können, die eine mehr als gewöhnliche Garantie bietet, nur gute Waaren zu liefern? Und ferner, haben die Apotheker in alten Zeiten nicht dieſelbe Rolle geſpielt, wie wir es jetzt noch in England finden? Erſt als der Staat ſich einmiſchte, und die Therapie von der Einfachheit des Hippokrates ſich immer mehr entfernte, entſtanden in Deutſchland die jetzigen Apotheken. Daher bin ich feſt überzeugt, daß, je mehr die Gifte und überflüſſigen Arzneimittel aus der Rüſtkammer der Aerzte verſchwinden, deſto mehr die diätetiſche Bedeutung der Apotheken ſteigen wird. Der Pharmaceut wird daſſelbe Schickſal haben als der Chirurge. Welcher complicirten Inſtrumente und welcher unzweckmäßigen Bandagen und Verbände bediente ſich die alte Chirurgie! Zu welcher Einfachheit iſt die neue Chirurgie vorgedrungen, und um wie viel größer und dankbarer ſind ihre Reſultate. Simplex veri sigillum ſollte die Deviſe der heutigen Apothekenreformatoren werden. — Die Reform der Apotheken hängt aber mit der Reform unſerer Therapie auf das Innigſte zuſammen. — Erſt wenn erſtere angebahnt iſt, werden wir eine Kunſt der Therapie beſitzen. Zuvor jedoch müſſen die Aerzte begreifen lernen, daß das Curiren nicht bloß im Verordnen von Arzeneien beſteht, ſondern in der Kunſt, den aus dem Gleiſe gewichenen Stoffwechſel in ſein normales Verhältniß zurückzuführen. Dazu ſind aber meiſtens die natürlichen Agentien, die richtige Anwendung von Kälte, Wärme, Licht, Luft u. ſ. w. hinreichend, und die Beſeitigung derjenigen Urſachen, die die Störung des allgemeinen und örtlichen Stoffwechſels bewirkt haben.

Doch da bemerke ich, daß ich mich auf das Gebiet der allgemeinen Pathologie verirrt habe, einer Disciplin, die bei uns in Deutſchland ſeit mehreren Decennien ſelbſt krank darnieder liegt und des Meſſias harrt, der ſie aus den Klauen der pathologiſchen Anatomie und der Mikroſkopie erlöſen und in die Hände des am Krankenbett groß gewordenen Klinikers zurückführen ſoll. Denn auch Ihnen wird die Thatſache bekannt ſein, daß an den meiſten deut-

schen Hochschulen die allgemeine Pathologie und Therapie von den Professoren der pathologischen Anatomie gelehrt wird. Dieselben haben oft vielleicht über tausend Leichen secirt, aber niemals einen Kranken behandelt. — Bei einem solchen System mußte die Therapie als Kunst von Jahr zu Jahr mehr in Mißcredit kommen.

In Bezug auf mein englisch Sprechen, will ich Ihnen noch bemerken, daß dasselbe mir von Tage zu Tage geläufiger wird. Bei der Erlernung der englischen Sprache findet in England und Deutschland ein bemerkbarer Unterschied Statt.

In Deutschland lernt man englisch, ohne daß man merkt Fortschritte zu machen, hingegen macht man in England Fortschritte, ohne zu merken, daß man etwas lernt.

XX.

Llandudno.

Trotzdem, daß es heute recht kalt ist, hatten wir diesen Mittag ein starkes Gewitter, von beständigem Regen begleitet, so daß man kaum das Haus verlassen konnte. Sehr interessant war mir heute in einem englischen Journale zu lesen, daß in Paris ein bedeutender Physiolog im Gegensatz zu Pasteur sich für die generatio aequivoca ausgesprochen habe. Die vergangene Nacht bekamen wir unter unserm Fenster um 12 Uhr ein sehr hübsches Harfenständchen. Ob es meiner Frau oder mir galt, habe ich nicht erfahren können, vielleicht galt es auch einer über uns logirenden zahn- und haarlosen alten Dame, deren ganzes Ich in ihrem Schooßhunde, von dem sie unzertrennlich ist, aufzugehen scheint. Es geht ihr wie Schillers Mädchen aus der Fremde. Man wußte nicht woher sie kam. Doch stellt sie sich regelmäßig mit den ersten Badegästen in Llandudno ein.

Da an demselben Abend wieder das eine Musikcorps von

7—9 Uhr vor unſern Fenſtern ſpielte, ſo ſehen Sie, daß wir an muſikaliſchen Genüſſen durchaus keinen Mangel haben.

Ein Converſationshaus wird hier, wie Viele glauben könnten, durchaus nicht entbehrt. Der Engländer denkt my house is my castle. Er zieht das Familien- dem Wirthshausleben vor. Jeder lebt daher hier für ſich. Ein bloßes Wirthshausleben, in dem die Deutſchen ſich während der Badeſaiſon gefallen, und an dem ſo manche Badecur ſcheitert, iſt dem Engländer zuwider. Der Engländer würde ſich an einem Badeplatze nicht wie der Deutſche bloß mit einem bedroom begnügen. Die meiſten haben ſogar ihr eigenes dining room und nur die wenigſten behelfen ſich mit einem Zimmer, das zugleich sitting und dining room iſt. Doch ich muß hier abbrechen. Meine kleine Frau will wieder ſegeln und allein ohne mich geht ſie nicht auf die See.

XXI.

Llandudno.

Aus meinem vorigen Briefe, der Ihnen bloß die Nachricht bringen ſollte, daß ich noch immer in Llandudno weile, werden Sie den Schluß gezogen haben, daß ich auch kurze Briefe ſchreiben kann.

„In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter“ würde ich Ihnen zurufen, wenn ich nicht wüßte, daß ich bereits vierzig Jahre verlebt und nichts für die Unſterblichkeit gethan, deshalb dies Wort nicht auf mich anwenden darf.

Vorige Nacht hatten wir einen ſehr ſtarken Sturm, der bis Mittag anhielt. Am Nachmittag beſchloſſen wir unſere letzte und allerletzte Segeltour zu machen. Wir fuhren direct aus der Bay hinaus, vom günſtigſten Winde getrieben. Auch auf der Heimfahrt brauchten wir nur wenig zu laviren, da der Wind unterdeſſen ſtark gedreht. Wir hatten einen prächtigen Wellenſchlag. Unſer alte

Waleſer iſt doch ein vorzüglicher Seemann, achtungswerth in jeder Beziehung. Unterwegs begegnete uns ein Schiff von der Größe des unſrigen, mit einer engliſchen Flagge an der Spitze ſeines Maſtes. Hugh Hughes war ganz empört darüber, daß dieſer Schiffer es noch wage, eine Flagge in ſeinem Boote zu führen. Vor einigen Tagen, erzählte er uns, habe jener ſich im Trunke übernommen und habe in dieſem Zuſtande ein Paar Freunde eingeladen, mit ihm nach Rhyl zu fahren. Auf dieſer Fahrt iſt einer ſeiner Freunde, der ſich in demſelben Zuſtande befand, aus dem Schiffe gefallen, ohne daß die beiden Andern es gemerkt hätten. Erſt in Rhyl haben ſie ihren Gefährten vermißt. Unſer ehrenhafter Waleſer meinte, ein Seemann, dem ſo etwas paſſirt ſei, ſollte ſo viel Schamgefühl haben, niemals wieder eine Flagge zu führen. Eine Flagge wird nämlich von allen Seeleuten als ein Symbol der Ehre aufgefaßt.

Sollten Sie daher ein Mal nach Llandudno kommen, ſo wenden Sie ſich nur an Hugh Hughes, wenn Sie die Luſt zum Segeln anwandelt. Hugh Hughes machte uns heute das Compliment, daß wir alle ſehr gute sailors ſeien, da Keiner von uns trotz des hohen Seegangs krank geworden war. Ich habe übrigens ſelbſt in Helgoland und Sylt niemals einen vorſichtigeren Seemann getroffen. Ein Zug charakteriſirte heute abermals ſeine Vorſicht. Als wir weiter in die offene See kamen, legte er auch nach vorn den Ballaſt, der bisher nur in der Mitte lag. Wir ſegelten heute mit drei Segeln bei vollem Winde. Sehr bald werden wir auf dem iriſchen Meere wohl keine Segelpartie wieder machen Am Abend ſpielte die Muſikbande ganz in unſerer Nähe und machten ſie den Beſchluß mit: god save the queen. Wir ſchicken uns jetzt zur Abreiſe an. Gegen Mittag gingen wir shopping, um Einkäufe zu machen zur Erinnerung an Llandudno. Unter anderen Sachen kauften wir einen Behälter, in dem die Eier ohne Schale ſo gekocht werden, daß ſie ihre runde Geſtalt behalten. Man ißt die Eier in England gewöhnlich ſo, ſtatt der bei uns gebräuchlichen Spiegeleier.

In Deutſchland hat man über die engliſche Medicinalpolizei

manche irrige Vorstellungen. Ich habe bei renommirten Schriftstellern gelesen, daß die englische Medicinalpolizei ganz im Argen liege, höchstens in den Kindeswindeln sich befinde; ja einige behaupten sogar, daß eine Medicinalpolizei in England gar nicht existire. Dies ist gänzlich falsch. Der einzige Unterschied zwischen der englischen und deutschen Medicinalpolizei ist der, daß erstere constitutionell gehandhabt wird und mit ihren constitutionellen und freiheitlichen Institutionen im Einklang steht, während bei uns in Deutschland die Medicinalpolizei auf dem gefährlichen Pfade des Absolutismus sich bewegt. Auch in den am meisten constitutionellen Staaten Deutschlands nimmt die Medicinalpolizei eine Ausnahmsstellung ein. In Bezug auf eine wirklich rationelle Medicinalpolizei ist England Deutschland weit überlegen. Dieselbe wird aber ohne persönliche Rancüne gehandhabt, und das Individuum als solches durch sie nie in seinen natürlichen Rechten gekränkt.

In Deutschland erstarrt und verknöchert die Medicinalpolizei gar zu oft in einem todten Formalismus; derselbe ist häufig die Ursache, daß die besten hygienischen Gesetze ihre Wirksamkeit nicht entfalten können. In England dagegen wird die Form selbst auf eine saloppe, nonchalante Weise gehandhabt; alles Gewicht wird aber auf das Wesen gelegt. Deshalb erweist sich in England die Medicinalpolizei segensreich, während sie in Deutschland bloß auf dem Papiere sich befindet und entweder gar nicht in Wirksamkeit treten kann, oder in einer solchen Weise ausgeübt wird, daß der durch sie gestiftete Schaden weit größer ist als der beabsichtigte Nutzen.

Ich selbst habe in meiner Praxis mehrere Fälle erlebt, die so recht deutlich die Schwerfälligkeit der deutschen Medicinalpolizei illustriren. Vor einigen Jahren wurde ich zu einem scheintodten Manne gerufen, den man eben aus dem Stadtgraben gezogen hatte. Ich ließ ihn in die, in der Nähe befindliche Wache transportiren. Dieselbe enthielt einen Kasten, der mit allen zur Belebung von Scheintodten nöthigen Apparaten, als wollenen Decken, Bürsten

u. ſ. w. angefüllt war. Der Schlüſſel zum Kaſten hatte früher in der Wache gehangen, damit man im Nothfalle denſelben ſofort gebrauchen könnte. Da aber einige Male die wollenen Decken von der wachthabenden Mannſchaft zu anderen Zwecken benutzt worden waren, ſo wurde der Befehl erlaſſen, daß nur der commandirende Unterofficier den Schlüſſel in Verwahrung haben ſollte. Als nun jenes Unglück ſich zutrug, hatte der Unterofficier ſich grade entfernt, ſeinen Schlüſſel aber mitgenommen. Es mußte nun zum Schloſſer geſchickt werden; dieſer war nicht aufzufinden. Genug, hätte ich darauf warten wollen, bis ein Correctiv für dieſe bureaukratiſchen Maßregeln gefunden wäre, ſo würde der unglückliche Ertrunkene ſicherlich geſtorben ſein. Ich ſuchte mir daher durch nachbarliche Hülfe das unumgänglich Nöthige zu verſchaffen, und es gelang mir, den Patienten in's Leben zurückzurufen. In dieſem Falle konnte alſo der an und für ſich höchſt zweckmäßige Apparat, wegen bureaukratiſcher Bevormundung gar nicht zur Verwendung gelangen.

So iſt in vieler Hinſicht die Medicinalpolizei in Deutſchland durch das Prokruſtesbett des Formelweſens und der Bureaukratie in der Entfaltung ihrer Thätigkeit beſchränkt.

Hier dagegen haben alle Geſetze eine praktiſche Tendenz. Bekanntlich exiſtirt in ganz England die vollſtändigſte Gewerbefreiheit. Dennoch müſſen die kleineren Schenkwirthe jedes Jahr bei dem Magiſtrate ihrer Gemeinde um die Erlaubniß zur Schenkwirthſchaft petitioniren. Kann nun durch Zeugen nachgewieſen werden, daß mehrere Male im Jahre in dem Schenklocale Betrunkenheiten vorgekommen ſind, ſo hat nicht allein der Magiſtrat das Recht, den Wirthen die Conceſſion zu entziehen, ſondern ſie ihnen auch für das nächſte Jahr zu verweigern. So ſteuert man auf eine höchſt einfache Weiſe der Ausbreitung und Zunahme der Trunkenheit. In Deutſchland glaubt man dies durch den ſogenannten „Feierabend" zu erreichen; in vielen Staaten iſt man aber von der Nutzloſigkeit dieſer bloß perſonellen Repreſſivmaßregel längſt zurückgekommen.

Während in Deutſchland die Medicinalpolizei durch Zwang, Strafen und Einſchüchterungen ihre Maßregeln auszuführen ſucht, bemüht ſich die engliſche durch Belehrung und Unterweiſung das Publicum vor Nachtheil und Gefahr zu ſchützen. Mit einem Worte, die engliſche Medicinalpolizei hat denſelben Charakter wie ihre gewöhnliche Sicherheitspolizei. Humanität und Höflichkeit ſind die Mittel, durch die beide ihren Zweck zu erreichen ſuchen. Die deutſche Polizei verwirft dieſe einhüllenden Mittel, ſie ſubſtituirt dafür die Draſtica: Arroganz und Grobheit. Daher kommt es, daß in England der Policeman geachtet und geliebt, in Deutſchland verachtet und nur geduldet iſt. Die deutſche Polizei ſteht in der Regel über dem Geſetze, die engliſche unter und in demſelben.

Weil die engliſche Medicinalpolizei das Publicum nicht moleſtirt, haben deutſche Aerzte, die England bereiſten, die alberne Anſicht verbreiten können, es exiſtire überhaupt in England keine Medicinalpolizei.

Der Deutſche, trotz ſeines Idealismus, muß Vieles erſt ſinnlich fühlen, ehe er überhaupt an die Exiſtenz deſſelben glaubt. Weil nun die engliſche Medicinalpolizei dem Arzte nicht überall hindernd und beſchränkend in den Weg tritt, ſo konnte dies den Wahn erzeugen, eine engliſche Medicinalpolizei exiſtire nicht. Allerdings exiſtiren in der engliſchen Literatur keine dickleibigen, ſchweinsledernen Folianten darüber. Einen Peter Frank, der die Medicinalpolizei des Staats bis auf die Penaten und Laren des Hauſes ausdehnen wollte, hat England nicht hervorgebracht. Statt deſſen aber hat die engliſche Staatsarzneikunde ſich naturwüchſig entwickelt, ſie iſt vorhanden, freilich nicht auf dem Papiere, ſondern ſie iſt zu Fleiſch und Blut geworden.

Wenn die deutſche Medicinalpolizei, wie ich in meiner „Emancipation der Medicin“ ausführlich auseinander geſetzt habe, das Publicum moleſtirt und chicanirt, ſo betrachtet ſich die engliſche als die Warnerin, Dienerin und Führerin des Volks.

Man könnte als Axiom den Satz aufſtellen, je abſoluter ein

Staat iſt, deſto willkürlicher, herriſcher, arroganter iſt das ganze Polizeiſyſtem. In Rußland und der Türkei vertritt die Polizei die Stelle der Juſtiz. Aus der Lipothymie der Juſtiz entwickelt ſich die febris synochalis der Polizei, die dort den ganzen Organismus des Staats bis in ſeine entfernten Zellenterritorien beherrſcht.

Wie ſehr die engliſche Medicinalpolizei ſich auch in Llandudno das Wohl der Patienten am Herzen liegen läßt, geht aus dem ſorgſamen Augenmerk hervor, das ſie den Segelböten ſchenkt. An jedem Segelboote iſt die Zahl der Paſſagiere verzeichnet, die es aufzunehmen vermag. Jeder kann ſich jetzt ſelbſt vor Schaden hüten. In Deutſchland würde wo möglich ein ganzes Peloton von Landgensd'armen dazu verwendet, um am Strande hin und her zu patrouilliren und darüber zu wachen, daß nicht ein ſupernumerärer Paſſagier ein ſolches Schiff beträte. In Deutſchland befiehlt die Polizei dem Publicum, in England dient ſie demſelben; in Deutſchland wird das Volk noch ſtets als ein unmündiges Kind behandelt, in England dagegen als ein Herr, dem man zur Verfügung ſteht. Nichts kann daher auf den Fremden einen wohlthätigeren Eindruck machen, als das humane, gefällige und entgegenkommende Betragen der engliſchen Polizeibeamten. Während man ſich in Deutſchland einen Policiſten nicht anders als eine menſchliche Windmühle denken kann, deren Extremitäten zu allen möglichen Exercitien in ſteter Activität ſich befinden, iſt ein engliſcher Policeman die perſonificirte olympiſche Ruhe, wie ſie dem Diener eines conſtitutionellen Staats zukommt. Wer ſich den Bitten und Rathſchlägen der engliſchen Polizei nicht fügt, hat natürlich ſelbſt den Schaden und das Riſico zu tragen.

In derſelben Weiſe wie bei den Segelböten, bethätigt ſich die Fürſorge der Polizei bei den Stagecoaches. Auch hier iſt die Zahl der Paſſagiere beſtimmt, die oben und unten ſitzen dürfen. Ein anderes medicinalpolizeiliches Geſetz beſtimmt für jedes Wirthshaus die Zahl der Perſonen für jedes einzelne Zimmer. Die Zahl richtet ſich nach dem Kubikinhalte deſſelben. Ein ähnliches Geſetz ſollte in

allen deutſchen Staaten, namentlich aber in ſolchen, die ſich mit der Beförderung von Auswanderern abgeben, ſobald als möglich erlaſſen werden. Reine Luft und gutes Waſſer ſind die beiden erſten Bedingungen der Geſundheit. Der Laie vermag es aber nicht zu beſtimmen, wie viel Luft der Einzelne zur Conſervirung ſeiner Geſundheit bedarf. Es iſt daher ſehr weiſe, ja es liegt die Berechtigung vor, daß die Polizei hier eingreift. Die Wohlhabenden und Reichen ſorgen aus eignem Antriebe dafür, daß ſie auf Reiſen gut ventilirte Schlafzimmer bekommen. Der kleine Mann und der Arme dagegen holen ſich oft dadurch die Keime von Krankheiten, daß ſie längere Zeit in ſchlecht ventilirten Wohnungen zubringen müſſen. Hier in England wacht die Medicinalpolizei mit unerbittlicher Strenge darauf, daß keine Ueberfüllung der Schlafräume vorkommt und nicht bloß in den großen Städten wie Liverpool, wo ein Conflux von iriſchen und deutſchen Auswanderern Statt findet, ſondern auch in den kleineren Städten und auf dem Lande. Als ich in Bangor war, wurde grade ein Wirth von den „petty“-Geſchworenen zu einer bedeutenden Geldſtrafe verurtheilt, weil er in einem Zimmer, deſſen Luft nur für zwei Menſchen ausreichte, eine deutſche Muſikbande untergebracht hatte.

Hieraus werden Sie erſehen, daß diejenigen deutſchen Schriftſteller, die wie Casper, die Exiſtenz der engliſchen Medicinalpolizei gänzlich geläugnet haben, durchaus im Unrechte ſind. Im Gegentheil iſt die öffentliche Hygiene hier viel weiter entwickelt als in Deutſchland. Nur wird dieſelbe nicht ſo ſehr vom Staate als von den einzelnen Gemeinden cultivirt.

Ehe ich Wales verlaſſe, muß ich Ihnen noch über das ſchon öfters von mir erwähnte Inſtrument, die nationale Harfe berichten. So unmuſikaliſch im Allgemeinen die Engländer ſind, ſo muſikaliſch ſind die Waleſer. Wiederholt ſich doch in Großbritannien daſſelbe was wir auch in Deutſchland finden. Auch unter den Deutſchen ſind die muſikaliſchſten Stämme die Gebirgsbewohner. Je näher der Deutſche der Nordſee wohnt, deſto unmuſikaliſcher

wird er. Bei uns in Bremen ſingt und ſpielt freilich faſt jedes junge Mädchen ſelbſt aus den mittleren Bürgerſtänden; namentlich in den letzten Jahren hat dies ſo zugenommen, daß die dadurch überhand nehmenden Kehlkopfs- und Ohrenkrankheiten beſondere Kehlkopfs- und Ohrenärzte in's Leben riefen. Der Niederdeutſche und der Engländer haben in Beziehung auf muſikaliſche Anlagen ſich gegenſeitig nichts vorzuwerfen. Es iſt dies eine ſo charakteriſtiſche Thatſache, daß man bei den Frieſen bis auf dieſen Augenblick das Sprichwort hat: Frisius non cantat. Halten Sie die Tyroler dagegen. Welch ein muſikaliſches Völkchen iſt dies! Oder nehmen Sie die Deutſchböhmen, die Thüringer, die Schwaben. Nicht ohne Grund verlegten die alten Griechen den Wohnſitz der Muſen auf die Berge; auf dem Parnaſſus und Helikon konnten Euterpe und Erato zu ſchönen Melodien begeiſtert werden, aus der hier entſpringenden kaſtaliſchen Quelle konnten ſie ihren Durſt laben; die Ebenen hatten keine geweihte Stätte für die Muſen. Wales iſt das Tyrol Englands; die dortige Cither vertritt hier die Harfe. Nicht bloß die höheren Stände, ſondern auch die unteren verſtehen ſie zu ſpielen. Macht man einen Spaziergang durch die Stadt, ſo hört man aus allen kleineren Wirthshäuſern bei Tage und des Abends die Harfe ſpielen. Dieſes Inſtrument harmonirt ſo recht mit dem untergehenden und ausſterbenden Celtenthum. Kein Inſtrument vermag ſo melancholiſche und zugleich melodiſche Töne von ſich zu geben als die Harfe. Wenn ich von einer jungen Waleſerin ihr Lied auf der Harfe vortragen höre, ſo kommt es mir immer vor, als wenn ſie das Schickſal ihres Vaterlandes und ihres ausſterbenden Volksſtammes beklage.

Eigenthümlich iſt, daß das Wales'ſche ſich reiner erhalten hat als das Iriſche. In Irland ſoll es ſchon ganze Strecken geben, wo die Einwohner kein Wort iriſch, ſondern nur engliſch verſtehen; in Wales dagegen dürfte man, wie zuverläſſige Gewährsmänner mir verſicherten, kaum einen Einzigen finden, der, wenn er auch engliſch ſpricht, ſeine Mutterſprache nicht mehr ſpräche. Gänzlich

falſch aber iſt es, die Wales'ſche Sprache als ein Patois oder einen Dialect aufzufaſſen. Der Engländer Peacock behauptet deshalb von ihr, daß, wenn ſie auch nicht die hohe claſſiſche Bildung des Sansſkrits habe, ſie ſich doch für alle Zwecke der Converſation eigne, daß ſie noch heute wie vor 2000 Jahren geſprochen werde, daß ſie aber wie Waſſer ſich nicht mit Oel vermiſchen läßt, ſo wenig ſich mit der engliſchen Sprache aſſimilire. Peacock theilt auch nicht die moderne Anſicht der Engländer, daß in kurzer Zeit die Wales'ſche Sprache ganz ausgeſtorben ſein würde. Er vergleicht ſie mit dem Holländiſchen. Ebenſo wenig das Holländiſche ausſterben würde, ſo lange der Holländer ſeine Sprache mit ſeinen Deichen und ſeiner Geſchichte identificiren würde, ebenſo wenig vermöchte das Walesſche auszuſterben, weil es die Sprache des Hauſes und des nationalen Lebens ſei. Auch ich glaube, daß Peacock Recht hat, ſo lange, wie es jetzt der Fall iſt, die Liebe das Band iſt, das den Bewohner von Wales mit ſeiner Sprache verknüpft. Nur der Ehrgeiz und der Ruhm vermag den Waleſer ſich der engliſchen Sprache zu bedienen. So lange der Waleſer an ſeinen Bergen und der Stätte ſeiner Geburt hängt, wird das Wales'ſche daher nie ausſterben. Wie lange dies aber der Fall ſein wird, das iſt eine andere Frage. Politiſch iſt der Waleſer ein eben ſo guter Engländer, als der aus angelſächſiſchem Blute abſtammende. Hätte England Irland gegenüber dieſelbe Politik befolgt, ſo hätte der Fenianismus niemals dort eine Brutſtätte finden können.

XXII.

Llandudno.

Heute ſchreibe ich Ihnen zum letzten Male von Llandudno aus. Wir haben bereits gepackt und gedenken mit dem Nachmittagszug abzufahren.

Sie könnten es mir mit Recht übel nehmen, wenn ich Wales verließe, ohne Ihnen etwas von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Waleſer erzählt zu haben. Damit Sie mich daher nicht nachträglich wegen einer Unterlaſſungsſünde vor Ihr kritiſches Tribunal fordern, will ich Sie in meinem heutigen Briefe über dieſen Gegenſtand unterhalten.

Wie die Waleſer für den gewöhnlichen Verkehr, für die ſogenannte Converſation ſich ihre Sprache erhalten haben, ſo weichen ſie auch in vielen Sitten und Gebräuchen von den Engländern ab. Als unterdrückte Nation ſind die Waleſer eben nicht durch glänzende Eigenſchaften des Geiſtes ausgezeichnet. Der Verluſt ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit, und der fortwährende Angriff, dem ihre Sprache durch das angelſächſiſche Element ausgeſetzt iſt, erzeugt gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Geiſtes, die pſychologiſch erklärbar ſind, aber nicht als eine angenehme Zugabe im geſelligen Verkehr betrachtet werden dürfen. In dieſer Hinſicht geht es den Waleſern wie den Juden. Auch bei letzteren muß man die unangenehmen Eigenſchaften, die ihnen ankleben, nicht auf ihre Rechnung, ſondern auf die Schuld ihrer tauſendjährigen Unterdrücker ſchreiben. Ein Baum am Spalier nimmt andere Formen an, als ein ſeiner Freiheit überlaſſener; wenn erſterer in ſeiner Geſtalt verkrüppelt und zwergenhaft erſcheint, ſo übertreffen ſeine Früchte doch oft die ſeiner hochſtämmigen und durch üppiges Wachsthum ſich auszeichnenden Brüder. Auch das Judenthum hat ſich an dem Chriſtenthum dadurch gerächt, daß die Juden auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt die Chriſten überflügelt haben. Wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, ſo muß man dieſe Thatſache anerkennen. Ob die Chriſten nicht noch mehr hätten leiſten können, wenn ſie gewollt hätten, iſt eine andere Frage. Bleiben wir bloß bei unſerer Wiſſenſchaft ſtehen. Sie müſſen mir Recht geben, daß die Bedeutendſten unter den deutſchen Medicinern Juden ſind. Selten aber trifft man unter dieſen Männer, die ſich durch geſellige Tugenden und angenehme Formen des Umgangs auszeichnen; etwas Barockes,

Arrogantes, Satiriſches, Bizarres, Manierirtes, Abſprechendes oder etwas Serviles, Adulatoriſches, Weibiſch-Sentimentales, Marzipanartiges ſind in der Regel die Gegenſätze, in denen ſie ſich gefallen. Es fehlt ihnen daher in der Regel die bei wahrhaft großen Männern ſo wohlthuende harmoniſche Ausbildung des Geiſtes und des Herzens. Es ſind eben Spalierbäume. Man muß ſich bloß an ihre Früchte halten und nicht dabei denken, daß durch die Hand und die Scheere des Gärtners, nicht durch die bloße Fruchtbarkeit des Bodens, ſondern durch von Fäcalmaſſen erzeugten Humus ſolche Reſultate erzeugt werden konnten. Die Juden muß man in ihren Büchern und Leiſtungen genießen oder man muß es mit ihnen machen als wenn man Blumenkohl verſpeiſt: man darf ſie nicht genetiſch auffaſſen.

Die Waleſer erinnern in mancher Beziehung, ſelbſt in ihrem Aeußern an die Juden. Wie letztere ſind ſie nicht offen, halten mit ihren Anſichten hinter dem Berge, ſind dabei höchſt neugierig und in den unteren Ständen höchſt abergläubiſch. Von ihren Vorfahren haben ſie ſich manche gute Eigenſchaften bis auf den heutigen Tag erhalten. Gaſtfreiheit iſt auch heute noch eine hervorſtechende Eigenſchaft, ebenſo Mäßigkeit. Der Waleſer im Gebirge lebt noch wie vor tauſend Jahren. Die Häuſer ſind dort meiſt aus Stein und Lehm aufgeführt und enthalten nur wenige und kleine Fenſter. Die Gebirgsbewohner, die vom großen Verkehr nicht ſo wie die Küſtenbewohner berührt werden, nähren ſich meiſtens nur von Käſe, Brod und Milch; Fleiſch und Bier gehören zu den Leckerbiſſen. Die kleine Statur der Einwohner erwähnte ich ſchon oben. Eigenthümlich iſt ihre an die Zigeuner erinnernde gelbliche Farbe des Teints; gegen den der Engländer ſticht derſelbe auffallend ab. Blau iſt die Lieblingsfarbe der Bewohner. Deshalb tragen die Frauen meiſtens blaue Mäntel, die bis auf die Füße reichen und die ſie auch im Sommer ſelten ablegen; auch tragen ſie blaue Strümpfe.

Der gemeine Mann in Wales glaubt noch feſt an Hexen, Elfen, Gnomen und Nixen. Vor den Berggeiſtern hegen ſie eine

abergläubiſche Verehrung. Man glaubt, daß die Berggeiſter diejenigen Berge, die Erze enthalten, den Menſchen durch Klopfen und Hämmern verkünden. Sind aber die Bergwerke von den Menſchen erſt in Angriff genommen, ſo verlaſſen die Berggeiſter ihren bisherigen Wohnſitz, ſuchen ſich andere auf und klopfen und hämmern in dieſen ſo lange, bis ſie von den Menſchen wieder daraus vertrieben werden.

Michaelis werden vor den Wohnungen große Feuer angezündet; die Waleſer ſchließen dann einen Reigen um dieſe und tanzen wild um ſie herum, Steine und Nüſſe in die Flammen werfend, wodurch ſie die Zukunft errathen wollen.

Die böſen Geiſter werden dadurch aus den Häuſern getrieben, daß man Johannis Johanniskraut über die Thür und die Fenſter ſteckt.

Der Glaube an das Leichenlicht, Cornwyll Corph, iſt allgemein; man nimmt an, daß ein Licht aus dem Zimmer des Kranken hervorſchreitet und den Weg nach der Kirche nimmt, in der ſpäter das Leichenbegängniß Statt finden ſoll.

Manche ihrer Sitten und Gebräuche ſtammen noch aus der heidniſchen Zeit der Druiden. So opfert man noch bis auf dieſen Augenblick ſeinen Feinden. Man geht in eine Kirche, die einem berühmten Heiligen geweiht iſt, kniet auf den nackten Knien nieder und opfert dem Heiligen ein Geldſtück und ſtößt dabei die gräßlichſten Flüche und Verwünſchungen gegen ſeinen Feind aus. Auch, wenn man etwas verloren hat, wendet man ſich an einen Heiligen. Selbſt die Pferde hatten ihren Heiligen; als ſolcher diente der heilige Georg; zu ſeiner heiligen Quelle wurden alle kranken Pferde geführt; ein Trank aus derſelben ſollte ſie wieder heilen. Reiche Leute gingen in ihrem Aberglauben ſo weit, dem heiligen Georg ein Pferd zu opfern, damit ihre übrigen Pferde geſund blieben.

Allgemein in Wales iſt die in der Schweiz und in Schleswig-Holſtein auch noch übliche Sitte des „Fenſterns“ als Brautbewerbung. Auch bei uns in Bremen hat ſich bei den Domeſtiken dieſe Sitte

trotz aller Anstrengungen der Polizei und der Herrschaften bis auf diese Stunde erhalten.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Wales erinnern in vielen Beziehungen an die Art und Weise, wie sie in Niedersachsen üblich sind.

Eine Woche vor der Hochzeit wird der Hochzeitsbitter ausgeschickt. Derselbe hat einen langen Stab in der Hand, von dessen Spitze lange bunte seidene Bänder flattern. Jedes Haus, das eine Einladung erhält, muß ihm ein Band schenken. In der Einladung, die gewöhnlich in gebundener Rede vorgetragen wird, spricht der Hochzeitsbitter den Wunsch aus, die Gäste möchten tüchtig Geld mitbringen; gutes Essen und Trinken und ein fröhliches Fest wird als Gegengabe in Aussicht gestellt. Die Hochzeiten finden stets am Sonnabend Statt. Am Freitag, als am dies Veneris, wird die Ausstattung der Braut abgeholt. Die Aussteuer besteht in der Regel aus einem neuen Federbette, aus verschiedenen Kleidern und Töpferwaaren. Der Bräutigam liefert die Bettstelle, Tische, Schränke und Stühle. Am folgenden Tage begeben sich der Bräutigam und seine Freunde beritten zum Hause der Braut, die von ihren Freunden umringt ist. Man fordert dieselben nun auf, die Braut auszuliefern. Diese Bitten werden in gegenseitigen Gesängen ausgeführt. Nachdem man sich im Scherze tüchtig ausgeschimpft und die Wahrheit gesagt hat, erscheint endlich der Vater der Braut und ladet die Gäste ein, abzusteigen und sich zu erfrischen. Nachdem dies geschehen, besteigen beide Parteien ihre Pferde. Die Braut sitzt auf dem schnellsten Pferde hinter ihrem Vater, oder einem seiner Freunde und jagt plötzlich davon. Der Bräutigam und seine Freunde hinterdrein. Diese „races“ dauern so lange, bis alle vor Erschöpfung müde sind, und als es der Braut gefällt, ihren Bräutigam und seine Freunde zu zerren. Dann wird vor der Kirche abgestiegen, und dort die Trauung vorgenommen. Man kehrt dann nach Hause zurück und überläßt sich nun dem Essen und Trinken. Das junge Ehepaar verkauft die von den Gästen herge-

ſchickten und übrig gelaſſenen Eßwaaren und löſt oft bedeutende Geldſummen daraus. Ebenſo erhält es das von den Gäſten mitgebrachte baare Geld.

Nicht minder beſucht als die Hochzeiten ſind die Leichenbegräbniſſe. Auch zu ihnen werden alle Freunde und Bekannte eingeladen. Das Opfern ſpielt ebenfalls hierbei eine Hauptrolle. Der Prediger empfängt, wenn er beliebt iſt, von den Gäſten ein Ehrengeſchenk. Gewöhnlich aber wird die Gabe oben auf den Sarg gelegt und unter die armen Verwandten ausgetheilt. Bei wohlhabenden Perſonen beträgt dieſe Sammlung oft mehrere Pfund Sterling.

Sie ſehen, verehrteſter Freund, daß dieſe Gebräuche ſehr viel Aehnlichkeit mit den bei uns noch jetzt auf dem Lande üblichen haben. In unmittelbarer Nähe Bremens werden die Hochzeiten nicht ſo ſehr als Familien-, ſondern als wirkliche Volksfeſte gefeiert und vertreten die Stelle der erſt in neueren Zeiten uns vom Süden importirten Schützenfeſte. Zu einer Hochzeit werden oft 200—300 Gäſte geladen. Jeder muß einen Thaler bezahlen und Meſſer und Gabeln ſich mitbringen. Für Stroh wird in den Kegelbahnen geſorgt, um die Abgefallenen ſanft zu betten. Die Landärzte würden ohne dieſe Hochzeiten gar nicht exiſtiren. Es iſt für ſie die einzige Zeit, wo ſie Magen- und Darmcatarrhe maſſenweiſe in Behandlung bekommen. In vielen katholiſchen Gegenden Deutſchlands, wo die Kinder in der Kirche getauft werden, müſſen bekanntlich die Pathen dem Prediger opfern.

So verſchieden die Sitten und Gebräuche der einzelnen Nationen ſind, es giebt immer doch Punkte, in denen eine allſeitige Uebereinſtimmung herrſcht. Der Form nach haben wir das Heidenthum aufgegeben; die Prieſter haben es durchgeſetzt, die heidniſchen Opfer abzuſchaffen. Mit den prieſterlichen Opfern ſtecken wir aber bis auf dieſen Augenblick mitten im Heidenthume.

Schließlich noch einige Worte über Landudno's mediciniſche Bedeutung.

Schon in meinen früheren Briefen habe ich Ihnen angedeutet, welches die Urſachen ſind, daß Llandudno in ſo wenigen Jahren aus einem armen Fiſcherdorfe zu einer blühenden und prächtigen Stadt ſich entwickelt hat. Wäre die Entfernung von Deutſchland nicht gar zu beträchtlich und die Reiſe dahin zu koſtſpielig und beſchwerlich, ſo würden gewiß auch Patienten aus Deutſchland dieſen reizenden Ort zur Kräftigung ihrer Geſundheit aufſuchen.

In Deutſchland beſitzen wir kein einziges Seebad, das eine Combination von See- und Bergluft den Patienten zu bieten vermag. Hierin beſteht meiner Meinung nach die ausgezeichnete Wirkung, die Llandudno auf den Stoffwechſel ausübt. Für Bruſtkranke eignet es ſich beſonders durch ſeine Lage nach Weſten und durch den Schutz, den der great Orme's head bei allen Winden bietet. Patienten können daher auch bei den heftigſten Winden ſtets beſchützt vor ihnen gehen, da der ſchon erwähnte Fußpfad ganz um das Vorgebirge läuft. Dies iſt ein ſehr großer Vorzug; denn es iſt bei Weitem angenehmer, als wenn man ſtets am Strande promeniren ſoll, wie in Helgoland, Sylt und Norderney. Die ewige Monotonie des ſandigen Strandes iſt auf die Dauer nicht bloß für die Füße, ſondern auch für den Geiſt ermüdend. Ein Spaziergang auf obigem Felſenpfad iſt die reine Poeſie. Ich glaube, ich könnte Jahre lang in Llandudno leben und würde nicht müde werden, den great Orme's head zu umwandern. Ueberdies wirkt die Großartigkeit des Meers weit mehr auf das Gemüth ein, wenn man die Wogen von einem höheren Standpunkte als von derſelben Ebene aus betrachtet. Dies iſt es ja, das Helgoland von allen deutſchen Seebädern einen ſo eminenten Reiz verleiht und alle Diejenigen anzieht, die die Proſa des Alltagslebens mit der Poeſie eines Badelebens vertauſchen wollen.

Vergeblich würden Sie ſich hier, wie in den deutſchen Badeörtern, nach eigentlichen Brunnen- oder Badeärzten umſehen. Dieſelben exiſtiren hier nicht, einestheils, weil verhältnißmäßig wenige Patienten nach Llandudno kommen, vielmehr die meiſten Gäſte ſich

hier zum Amüſement und zur Kräftigung ihrer Geſundheit aufhalten, anderntheils weil die Engländer, ſowohl die Damen als die Herren, bei leichten Krankheitsfällen, als bei Catarrhen, Magenbeſchwerden, Indispoſitionen ſich ſelten eines Arztes bedienen.

In den deutſchen Bädern ſpielt der Brunnenarzt eine eigenthümliche Rolle. Es fehlt uns bis jetzt eine Naturgeſchichte des Brunnenarztes. Vielleicht erſteht nächſtens ein Plinius der jüngere, um eine ſolche zu verfaſſen. Sie werden mir im Allgemeinen Recht geben, wenn ich die Behauptung aufſtelle, daß ein Brunnenarzt, da in der ganzen Natur keine jähen Uebergänge Statt finden, das Uebergangsmedium für die Kaufleute und Aerzte iſt. Wie der Wallfiſch gewiſſermaßen den Uebergang von den Säugethieren zu den Fiſchen vermittelt, ſo bildet der Brunnenarzt die Tangente zwiſchen Geſchäft und Wiſſenſchaft. In der Regel wenden ſich daher dieſer Carriere ſolche Aerzte zu, die zu viel Verſtand haben, um einfacher Kaufmann werden zu wollen, aber zu wenig, um dem ſchwierigen, ich kann wohl ſagen, dem ſchwierigſten Beruf eines praktiſchen Heilkünſtlers gewachſen zu ſein. Es giebt allerdings Ausnahmen; aber dieſe beſtärken nur die von mir aufgeſtellte Regel. Der deutſche Brunnenarzt verdiente wirklich etwas mehr Berückſichtigung. Mir däucht, es würde ein ganz verdienſtvolles Werk ſein, wenn ein ſcharfer Beobachter es unternähme, die verſchiedenen Species dieſer conciliariſchen Wallfiſche zu beſchreiben. Der deutſche Brunnenarzt muß ſich durch Eigenſchaften hervorthun, die eine conditio sine qua non für ſeine Exiſtenz ſind. Wenn er z. B. nicht eine Froſchnatur hat, und das Hüpfen ihm nicht leicht von Statten geht, ſo iſt es für ihn unmöglich, mit ſeinen Patienten fertig zu werden. Wenn man als ganz Fremder nach einem deutſchen Brunnenorte kommt und des Morgens in den Promenaden auf- und abwandelt, ſo iſt es ſehr leicht, die Brunnenärzte an ihrem beſtändigen, ruckweiſen Hüpfen von einem Patienten zum andern zu unterſcheiden. Wer keine guten gastrocnemii hat, möge es ſich daher nicht einfallen laſſen, deutſcher Brunnenarzt zu werden. Die Eng-

länder genießen den „Lurus einer liberalen Regierung“, wir Deutſche dagegen den Lurus der Brunnenärzte.

Sie ſehen hieraus, um wie viel weiter die Engländer gegen die Deutſchen in mediciniſcher Hinſicht fortgeſchritten ſind. In Deutſchland würden in einem Seebade von der Größe Llandudno's mindeſtens ein paar Dutzend Brunnenärzte ihre gute Exiſtenz haben. Das kleine Nordſeebad Spiekeroog, deſſen Badeliſte höchſtens 200—300 Fremde aufweiſt, wird deshalb von vielen Patienten gemieden, weil ſich dort kein Arzt befindet, und die Regierung trotz allen Drängens der Actionäre, in richtiger Würdigung der Umſtände ſich bis jetzt nicht veranlaßt gefunden hat, einen Regierungsbadearzt anzuſtellen. Die ganze Stadt Llandudno mit den vielen Tauſenden von Badegäſten, beſitzt nur vier Aerzte. Vorkommenden Falls ertheilen alle natürlich auch dem Badepublicum Rath. Von dieſen ſind Jones und Roden Mitglieder des Londoner Collegiums der Aerzte, ohne den Doctortitel durch ein Univerſitätsſtudium erworben zu haben. Letzterer hat ſich auch als Schriftſteller hervorgethan; er ſchrieb über die „valvular structure of veins“ und eine „topographie and climate of Llandudno“. Der dritte Arzt Nicol iſt nicht Mitglied des Londoner Collegiums, ſondern bloß Doctor der Univerſität von Glasgow und nach den engliſchen Geſetzen damit auch zur Praxis in ganz Großbritannien berechtigt. Keinen beſtändigen Aufenthalt in Llandudno hat der Doctor Coley. Er iſt beinahe mit allen Würden geſchmückt, die ein engliſcher Arzt in ſich aufnehmen kann. Er iſt nicht bloß Doctor, ſondern auch member of the royal colleges of Physicians and Surgeons in London, überdies licentiirter Arzt in dem Königreich Belgien, Geſandtſchaftsarzt in Brüſſel und Mitglied der meiſten engliſchen gelehrten Geſellſchaften. Ich würde Sie ermüden, wenn ich Ihnen alle ſeine Titel aufzählen wollte. Seine ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit übertrifft aber noch ſeine verſchiedenen Berufswürden. Er verfaßte eine Monographie über Kinderkrankheiten, über das Klima von Belgien, über das bösartige Scharlachfieber, über Diphtheri-

tis, über Gicht und über Nierenkrankheiten. Von dieſen Werken, die, da ſie alle bei Longman in London, der ungefähr Enke in Erlangen entſpricht, erſchienen ſind, nicht ſchlecht ſein können, iſt ſein Werk über Kinderkrankheiten ſogar in's Deutſche überſetzt; wenn man dem Urtheile der Lancet Glauben ſchenken darf, und warum ſollte man nicht, ſo muß es ein vorzügliches Werk ſein. Von den über Llandudno erſchienenen mediciniſchen Büchern ſchien mir Dr. Coley's „medical guide for visitors at Llandudno" das beſte zu ſein. Der Hauptvorzug des kleinen Buchs beſteht in ſeiner Kürze. Coley hat genaue Beobachtungen über die in Llandudno herrſchenden Winde gemacht. Während 293 Tagen wehte Nordoſt 43, Oſt 11, Süd 11, Südweſt 98, Weſt 12, Nordweſt 47, Nord 40, Südweſt 41 Tage. Gerade in dem Vorherrſchen des mildeſten Windes beſteht der Hauptvorzug Llandudno's für Bruſtkranke. Coley iſt übrigens von den Fehlern ſo vieler deutſchen Badeärzte, ſein Llandudno als eine Panacee gegen alle nur möglichen Krankheiten hinzuſtellen, gänzlich frei. Die Krankheiten, gegen welche nach ſeiner Erfahrung Llandudno ſich hauptſächlich als heilkräftig erwieſen hat, ſind vornehmlich die chroniſche Bronchitis. Dieſelbe verſchwindet von ſelbſt nach einem kurzen Aufenthalte in Llandudno. Coley berichtet ſogar von der Heilung von zwei Fällen, die „by professional Stethoscopist" auf Lungenſchwindſucht behandelt waren, während ihre baldige gänzliche Geneſung keinen Zweifel darüber beſtehen ließ, daß eine chroniſche Bronchitis für Schwindſucht gehalten wurde.

Nicht minder heilſam erwies ſich der Aufenthalt hierſelbſt gegen das in England ſo häufige „hay fever" oder das vernal Asthma, dann bei allen Formen von Skropheln, namentlich bei der ſo häufigen Caries des Hüftbeins und der Metatarſalknochen; ferner fand er, daß Tuberkuloſe, die ſo häufig den ſkrophulöſen Proceſſen in den Gliedern folgt, durch einen längeren Aufenthalt in Llandudno bekämpft wird. „Neither iodine, nor cod liver oil, nor any other unphilosophical remedies, by which the credu-

lity of the public has been so long abused, will be found to be a succedaneum for the sea and mountain air, which are so happily combined at Llandudno. The progressive emaciation occasioned by iodine, and the pale, bloated aspect resulting from the use of cod liver oil, which encumbers and vitiates the system with fatty globules, possessing no vitality, present a miserable contrast with the ruddy, vigorous, healthy and renovated appearance proceeding from the inspiration of sea and mountain breezes, and the consequent restoration of the digestion, and assimilation of the food and healthy nutrition."

Nicht minder empfiehlt Coley Llandudno gegen Rheumatismus; die günſtige Wirkung ſchreibt er auf die Trockenheit und Reinheit der hieſigen Luft. Gegen ſchlechte Verdauung und Melancholie erwies ſich die „charming scenerie" als ſehr günſtig. Kropf, hier Derbyshire neck genannt, wird bedeutend gebeſſert. Wenn in ganz Wales dieſe Krankheit im Gegenſatze zu Derbyſhire und anderen gebirgigen Theilen Englands etwas Unbekanntes iſt, ſo leitet Coley dies von dem in der Atmoſphäre verbreiteten Jod her. Scharlach und Diphtheritis haben hier niemals geherrſcht. Tuberculäre Schwindſucht kommt bei den Einwohnern Llandudno's gar nicht vor. Mit Recht bemerkt Coley deshalb, daß Fremde, die nicht wie viele hieſige ärmere Einwohner paſſende Nahrung, Wohnung und Kleidung zu entbehren brauchen, ſondern mit allen möglichen Bequemlichkeiten ſich verſehen können, weit mehr Chancen haben, dieſer unheilvollen Krankheit zu entgehen. Wenn Coley auch eine Anlage zur Schwindſucht bei Kindern, deren Aeltern an Schwindſucht geſtorben ſind, zugiebt, ſo beſtreitet er doch gänzlich die angeborenen Tuberkel, ſondern behauptet, die dafür gehaltenen ſeien bloße Entzündungsproducte. Jeder praktiſche Arzt, der viele Schwindſüchtige behandelt hat, wird vollkommen mit ihm übereinſtimmen, wenn er ſagt: the inclination to pulmonary consumption, whether owing to a hereditary

defect in the primitive organization, or acquired by unhealthy occupations or localities, may, before actual tuberculization has been excited, be gradually removed, and thus phthysis may be prevented, by strict attention to diet, clothing, exercise, and the enjoyment of pure dry air; and there is no place of abode better adapted for this prophylactic purpose than Llandudno. It must, however, be understood that no pretended specific nor delusive, nor unnecessary medicine of any kind should be permitted to obstruct or counteract the sanative operation of these natural and proper restorers of health.

Dr. Coley führt endlich noch an, wie überraſchend ſchnell der Keuchhuſten ſchon durch einen kürzeren Aufenthalt in Llandudno beſeitigt werde. Ueberdies zeichnet ſich Llandudno vor allen anderen Seebädern dadurch aus, daß die Badegäſte zu allen Zeiten und bei jeder Waſſerhöhe baden können; ſelbſt zur Zeit der tiefſten Ebbe iſt es möglich, während man umgekehrt bei ſehr vielen Seebädern auf den Eintritt der Fluth warten muß. Der Strand iſt überall ſo feſt und frei von Steinen und ſenkt ſich ſo allmälig in's Meer, daß ſelbſt Damen und Kinder bei der tiefſten Ebbe nichts riskiren.

Wegen ſeines gleichmäßigen und milden Klimas würde Llandudno ſich daher auch ganz vorzüglich als Winteraufenthalt für Schwächliche und Tuberculoſe empfehlen. Die hier zu erzielenden Reſultate dürften günſtiger ſein, als die durch die beſchwerliche Reiſe nach dem Süden erzielten, wo die Patienten ihrer Heimath gänzlich entriſſen ſind, und die günſtigen Wirkungen des Klimas durch die uncomfortablen Einrichtungen der Wohnungen und die ungewohnte Koſt paralyſirt werden. In letzteren Jahren haben daher mehrere Patienten aus dem Innern Englands, anſtatt nach Aegypten und Nizza zu pilgern, Llandudno als Winteraufenthaltsort gewählt. — Damit es allſeitig geſchieht, muß es erſt fashion werden.

Nicht bloß durch ſein Aeußeres erregt Llandudno den Eindruck

einer Großstadt. Auch die Presse verkündet hier schon durch ihr Format, daß wir uns in England befinden. Der „Llandudno Register and Herald“ erscheint freilich nur zwei Mal die Woche, hat aber dieselbe Größe wie die „times“ und thut sich dadurch vor allen übrigen politischen Tages- und Wochenblättern Englands hervor, daß die Hälfte seiner ersten Seite mit einer sehr gut gerathenen lithographirten Abbildung Llandudno's geschmückt ist. Durch dieses Bild bekömmt man einen sehr guten Ueberblick über die ganze Lage Llandudno's, zwischen den beiden Meeresbuchten und dem great und little Orme's head; wenn Badegäste eine solche Zeitung den Ihrigen nach der Heimath schicken, so kann es nicht verfehlen, bei den Daheimgebliebenen Wander- und Reiselust zu erwecken. Diese Zeitung bringt überdies die laufende Nummer aller Badegäste, den Vergnügungskalender, außer den politischen Nachrichten Berichte über alle Ereignisse, die in Wales und dem benachbarten Cheshire Statt gefunden haben, die wichtigste Tageschronik, so wie Rapporte über die „petty sessions“ der bedeutendsten Wales'schen Städte. Das Blatt ist recht gut redigirt und ist, aus 8—9 Quartseiten bestehend, für den billigen Preis von 2 Pence auch einzeln zu bekommen. Diese Sitte gilt in England überhaupt ganz allgemein. Auch an der kleinsten Eisenbahnstation werden von Colporteurs den Fremden die meisten Nummern der politischen Zeitungen, der „illustrated news“, des „punch“ u. s. w. angeboten. Die Politik ist hier wirklich in's Leben gedrungen und interessirt durchgehends alle Schichten der Bevölkerung, während in Deutschland doch nur die intelligenten Stände sich um Politik bekümmern.

Als eines specifisch englischen Instituts, Tagesneuigkeiten rasch zur Kenntniß des Publicums zu bringen, muß ich noch der „sandwichmen“ Erwähnung thun. Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, nennt man ein Fleischbutterbrod in der englischen Sprache sandwich. Es unterscheidet sich von den deutschen Butterbröden dadurch, daß sich auf beiden Seiten Brod befindet. Das Praktische dieser Manier besteht darin, daß man sich nicht, wie bei den deutschen Butter-

bröden, durch das aufliegende Fleiſch, Schinken, Wurſt u. ſ. w. die Finger ſchmierig macht. Ein engliſcher Graf, Namens Sandwich, ſoll dieſe Mode eingeführt haben, und ſeit dieſer Zeit führt ein ſo zubereitetes Butterbrod in England nur den Namen Sandwich. Dieſer Name iſt nun ſpäter auf die wandernden Placatträger übergegangen. Dieſelben haben nämlich vorn auf der Bruſt und hinten auf dem Rücken eine bis auf die Füße reichende Papptafel, auf der mit großen rothen Buchſtaben die Neuigkeit, die dem Publicum verkündigt werden ſoll, gedruckt zu leſen iſt. Der Vergleich iſt nicht ſchwer zu finden; das Fleiſch des Butterbrodes entſpricht dem Fleiſche des Colporteurs. — In dieſem Wortwitze ſpiegelt ſich ſo recht der engliſche Humor.

Wie es uns Deutſchen ſchwer wird, ſlaviſche Namen auszuſprechen, ebenſo ſchwer wird den Engländern die Wales'ſche Sprache. Und auch ich muß Ihnen geſtehen, ich habe bis auf einzelne Ausdrücke von dem Wales'ſchen Idiom ſo gut wie gar nichts profitirt. Einer der berühmteſten engliſchen Touriſten, Jackſon, erzählt, daß er ſich ein ganzes Jahr auf einem Dorfe auf der Inſel Angleſey aufgehalten habe, daß es ihm aber nicht möglich geweſen ſei, den Namen des Dorfs ausſprechen zu lernen. Derſelbe heißt Llanfairpwllgwyngyll. Ebenſo ſchwer ſind die Namen folgender Wales'ſcher Dörfer auszuſprechen: Llanvihangelyunhywyn, Llanvihangelynsylwy und Llanvairmathavarneithav. — Das kann nur eine Wales'ſche Kehle herausbringen. —

Sie ſehen, verehrteſter Freund, daß mein heutiger Brief ein wahres Potpourri von verſchiedenen Gegenſtänden iſt. Wenn man im Begriffe ſteht, von einem Orte abzureiſen, ſo fällt Einem mancherlei auf ein Mal ein. — So ging es mir heute.

Ich kann daher nicht unterlaſſen, Ihnen noch die allerliebſte Sage mitzutheilen, die hier in Llandudno über die Wortentſtehung des in der Nähe von Tudno durch ſo zahlreich wachſenden Vergißmeinnichts circulirt. Es war einmal in Deutſchland eine Braut und ein Bräutigam, die ſich auf's Zärtlichſte und Innigſte liebten.

An einem schönen Frühlingstage machten sie einen Spaziergang an dem Ufer eines reißenden Waldstromes, als die Braut plötzlich eine kleine blaue Blume am andern Ufer des Flusses erblickte und den Wunsch äußerte, dieselbe zu besitzen. Der galante Liebhaber stürzte sich in den Fluß, schwamm hinüber, pflückte das Blümchen und war beinahe zurückgekehrt, als seine Kräfte ihn verließen. Er warf seiner Braut die Blume zu und die merkwürdigen Worte sprechend: vergiß mein nicht, wurde er von den Wellen in den Abgrund gezogen. Die unglückliche Braut aber verlor auf der Stelle ihren Verstand. Die verhängnißvolle Blume in die Hand nehmend, wanderte sie mit derselben durch's ganze Land; bis zu ihrem Tode sprach sie kein anderes Wort als Vergiß mein nicht.

Ist es nicht charakteristisch, daß der Engländer dieses Märchen sich in Deutschland, als dem Vaterlande der Schwärmer, Idealisten, Träumer und Philosophen zutragen läßt? Ja, einem Deutschen sieht diese Liebe ähnlich und erinnert an Schillers Gedicht „der Handschuh". John Bull hat zu viel Humor, um solche Sentimentalitäten begehen zu können. Aber dennoch begreift er deutsche Schwärmerei und Gefühlsrausche. Was der Franzose belächelt und verspottet, dafür hat der Engländer noch einen Händedruck übrig. Eine Nation, die einen Shakespeare hervorbringen konnte, hat ein richtiges Verständniß für alle übrigen Nationen. Von Wales aus rufe ich Ihnen heute zum letzten Male ein Lebewohl zu.

XXIII.

Salterswell.

Man spricht in Deutschland so oft von der Unhöflichkeit der Engländer, der Nonchalance ihrer Sitten, der Blasirtheit ihres ganzen Charakters. Ein ungerechteres Urtheil kann wohl nicht leicht

gefällt werden! Wollte man die Bremer und Hamburger nach ihren Commis-voyageurs beurtheilen, so würde das Urtheil über erstere auch anders ausfallen, und wenn man manchmal über die Bewohner dieser Städte im Oberlande so manches harte und verkehrte Urtheil hört, so haben nicht die gebildeten Bewohner selbst, sondern einestheils die reich gewordenen Parvenus oder ihre Reisenden, die meistens den untersten Ständen der verschiedenen deutschen Bundesstaaten entnommen sind, diese falsche Meinung verschuldet. Die meisten der in Deutschland reisenden Engländer gehören der Classe der shopkeepers an. Daß diese keine feinen Sitten und Manieren haben, kann man ihnen nicht übel nehmen. Durchaus falsch und ungerecht aber ist es, nach ihnen eine ganze Nation beurtheilen zu wollen. Die wirklich gebildeten Engländer unterscheiden sich durchaus nicht unvortheilhaft von den gebildeten Deutschen; im Gegentheil, sie sind noch höflicher und zuvorkommender und gegen das schöne Geschlecht die Höflichkeit selbst. Und die englischen Damen! Nun, von ihnen will ich gar nicht reden. Eine zartere Aufmerksamkeit, ein sinnigeres Entgegenkommen, eine liebenswürdigere Freundlichkeit, verbunden mit einer ungezwungenen Natürlichkeit nicht bloß gegen ihr eigenes Geschlecht, sondern auch gegen Herren, habe ich nirgends gefunden. I beg your pardon, hört man von englischen Damen so oft bei Vorfällen, wo wir Deutsche erst darüber nachsinnen müssen, wo denn eigentlich gesündigt sei. Ja, eine englische Dame habe ich kennen gelernt, die die Höflichkeit so weit trieb, daß sie sich nicht bloß bei ihren eigenen Höflichkeitsfehlern entschuldigte, sondern sogar, wenn andere deren sich hatten zu Schulden kommen lassen, ihr I beg your pardon anbrachte.

Mit wirklich wehmüthigen Gefühlen verließen wir heute um 3 Uhr das liebliche Llandudno. Ein prächtiger Regenbogen erstreckte sich, grade als wir abfuhren, von der Spitze des großen Ormeshead bis zum kleinen Ormeshead, wie ein Triumphbogen von Blumen den Eingang der Bay schmückend. Ob diese beiden Berge

die Urſache ſind, daß in Llandudno die Regenbogen beinahe täglich erſcheinen? Ich ſah ſie nirgends ſchöner und häufiger, und der eine Abend, an dem; als eben die Sonne untergegangen war, wenigſtens ſich unſeren Blicken entzogen hatte, ein doppelter Regenbogen ſich über die Bay ausbreitete, während das Muſikcorps ſein rule Britannia ſpielte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ja, es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man Llandudno die Königin der Wales'ſchen Bäder genannt hat. Mir däucht, auch der proſaiſchſte Menſch muß, wenn er Abends an der Bay von Llandudno wandelt und great und little Orme's head beim Mondenſchein ſich im Meere abſpiegeln ſieht, von einem Hauch von Poeſie angeweht werden.

Auf der Rückreiſe nach Salterswell berührten wir dieſelben Oerter. Alle Seebäder ſchienen zahlreich beſucht zu ſein. In Cheſter, deſſen Bahnhof ſo breit iſt, daß ſechs Züge neben einander laufen können, war ein reges Leben und ein förmliches Gewühl von Menſchen. Das Eiſteddfodfeſt für ganz-Wales wurde hier abgehalten. Am Abend gelangten wir fröhlich und guter Dinge in Beaſton an, wo ein Wagen unſerer bereits harrte, um uns nach dem freundlichen Salterswell zurückzubringen.

Geſtern Vormittag machte ich mit meiner Frau einen ſchönen Spaziergang. Es war gut, daß wir das ſchöne Wetter am Morgen wahrgenommen hatten. Den Nachmittag regnete es unaufhörlich. Mit der Ernte ſieht es ſehr ſchlimm aus. Hafer und Weizen ſtehen hier meiſtens noch auf dem Felde. Auch die Cholera hat ſich in der Nähe gezeigt. In Cheſter ſtarb daran der angeſehenſte Mann der Stadt, der Mayor. —

Auch heute regnet es den ganzen Tag. Es iſt der letzte Tag des großen Nationalfeſtes in Cheſter. Die ganze Umgegend, auch von hier, betheiligt ſich daran. In den Wirthshäuſern ſoll kein Unterkommen mehr ſein. Ganz Tarporley befindet ſich auf der

Wallfahrt dahin. Der Ort iſt wie ausgeſtorben. Das „Eiſteddfod“ iſt wohl eines der älteſten Feſte, die überhaupt exiſtiren. Die alten Waleſer feierten daſſelbe ſchon vor 500 Jahren; unter allen Stürmen und Drangſalen, die Wales betroffen haben, iſt der urſprüngliche Charakter dieſes Feſtes nicht verloren gegangen. Man könnte dies Feſt ein geiſtiges Turnier nennen; denn der Zweck deſſelben iſt ein Wettkampf in Poeſie und Muſik und Geſchichte; das Feſt erinnert an die Feſte der deutſchen Minne- und Meiſterſänger. Jedes Jahr wird daſſelbe in einer anderen Stadt von Wales gefeiert. Es war eine große Ehre für Cheſter, daß die Waleſer beſchloſſen hatten, dies Mal eine Ausnahme zu machen. Cheſter iſt aber ſo mit Wales verwachſen und liegt ſo dicht an ſeiner Grenze, daß dieſe Ausnahme auf keinen Widerſtand ſtieß. — Auf dem Platze, wo gewöhnlich die Pferderennen abgehalten werden, war ein großer octogonaler hölzerner Pavillon errichtet, der Raum für 7000 Menſchen hat. Guirlanden von Immergrün und allen nur denkbaren Blumen, Fahnen und Schilder, auf denen die Namen und Deviſen der alten Wales'ſchen Stämme ſtanden, ſchmückten das Innere des impoſanten Gebäudes. Am Eingange flatterte die große Wales'ſche Nationalflagge, ein rother Drache auf grünem Felde. Mit dieſem geiſtigen Feſte hatte man zwei „exhibitions“ in Verbindung gebracht, für Naturproducte und Fabrikate von Wales, wovon ſpäter mehr, und eine Gemäldeausſtellung. — Letztere iſt klein, aber intereſſant; mehrere Bilder von Williams waren vorzüglich. Um 9 Uhr zog man in langer Proceſſion nach dem Pavillon. Sir Wynn, Baronet, beſtieg den Präſidentenſtuhl und redete in kurzen Worten die Verſammlung an. Es wurde dann der „Marſch der Männer von Harlech“ geſpielt. Nun begann der Wettgeſang. Den erſten Preis erhielt John Jones. Lady Wynn überreichte ihm denſelben. Dann ergriff Talhaiarn, einer der Feſtredner, das Wort und redete in engliſcher Sprache ungefähr folgende Worte: „In alten Zeiten floß die rothe Fluth des Krieges von den Ufern des Dee bis zu denen des Conway, und der Rückfluß zu den Thoren

Cheſters war eben ſo ſchnell als ſtark. Die Engländer trieben zuweilen die Waleſer mitten durch den Conway nach ihren Feſtungen in den ſchneeigen Bergen, und umgekehrt machten die Waleſer aus ihren von Natur uneinnehmbaren Feſtungen Ausfälle und jagten die Engländer bis vor die Thore von Cheſter. Gott ſei gelobt: dieſe Tage ſind vorbei und werden niemals wiederkehren. Wir ſind jetzt in allen unſeren Zielen und Zwecken ein einiges Volk. Wir haben dieſelbe Königin, wir ſind denſelben Geſetzen unterworfen und erfreuen uns derſelben Rechte und Privilegien der großen engliſchen Nation. Deshalb haben wir Waleſer von heute die Ringmauern einer alten Stadt betreten, nicht mit Feuer und Schwert, ſondern mit dem Olivenblatte des Friedens, und wir ſind ſtolz auf die Unterſtützung unſerer engliſchen Freunde. Man mag ſich darüber wundern, daß wir Cheſter für unſer nationales „Eiſteddfod" ausgewählt haben. Wir kamen nicht hierher, um uns ſehen zu laſſen, noch um Euch zu belehren. Wir haben dieſe Stadt gewählt wegen ihrer centralen Lage, da es für die Waleſer ebenſo leicht von Liverpool, Birmingham, Mancheſter als von Nord- und Südwales zu erreichen iſt. Wir Waleſer hangen mit Leidenſchaftlichkeit an dem „Eiſteddfod". Ich will keine neidiſchen Vergleiche anſtellen zwiſchen unſeren nationalen Feſten und denen anderer Nationen. Aber das will ich ſagen, daß ein ganzes Volk, welches mit einem ſolchen Eifer und ſolchem Vergnügen die Muſik und Dichtkunſt cultivirt, unmöglich ein ſchlechtes Volk ſein kann; vielmehr muß es den Keim der Tüchtigkeit und Bravheit in ſich tragen. Durch alle Mittel muß dieſes unterſtützt werden und der „Eiſteddfod" hat dieſen Sinn gehegt und gepflegt. Bis zu einem gewiſſen Grade haben wir unſere nationalen Vorurtheile ausgemerzt und wir wünſchen, daß unſer Nationalfeſt im Einklange ſtehe mit dem Geiſte des Jahrhunderts und dem Geiſte des Fortſchritts. Die Welt bewegt ſich fortwährend, und wir müſſen mit dieſer Bewegung fortſchreiten oder wir werden in den Koth getreten. Man kann ebenſo wenig den electriſchen Funken in der Tiefe des Oceans, wenn

er eine Nachricht von Küſte zu Küſte bringt, aufhalten, als verſuchen, den Geiſt des Fortſchritts aufzuhalten. Der Schwache ſieht zurück, der Starke vorwärts. Wer wollte nicht mit dem Starken gehen! Wir fanden unſer Nationalfeſt, gleich einer ehrwürdigen Ruine, mit Epheu, Moos und Schmarotzerpflanzen bedeckt. Wir haben dieſe entfernt und unſer nationales Inſtitut reſtaurirt oder vielmehr neu aufgebaut, entſprechend dem Geiſte unſeres Jahrhunderts und des Fortſchritts. Wir haben daſſelbe nicht bloß zu einem Tempel für Muſik und Dichtkunſt gemacht, ſondern wir haben hier einen Flügel, dort einen Thurm angebaut, um auch die Künſte und Wiſſenſchaften darin aufzunehmen. Wir hoffen eines Tages die Krönung des Gebäudes vorzunehmen, eine Wohlthat für das Waleſ'ſche Volk, eine Ehre für das Land der blauen Hügel und ſchönen Thäler, unſer eignes theures Vaterland!" Dieſe Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen. Es folgten dann die weiteren Wettkämpfe. — Ein junges Mädchen erhielt den erſten Preis für ihren Geſang.

Sie ſehen auch aus dieſem Feſte, verehrteſter Freund, wie tief eingewurzelt für hiſtoriſche Ueberlieferungen der Sinn bei den Waleſern und Engländern iſt. Was iſt aus den nationalen Feſten der alten Deutſchen geworden? Solch nationale Feſte, wie das „Eiſteddfod", an dem ein ganzes Volk, alle Stände und alle Claſſen ſich betheiligen, ſind in Deutſchland etwas Unbekanntes. Wie traurig erſcheinen unſere Turn- und Schützenfeſte gegen ſolche Geiſtesturniere. Das „Eiſteddfod" verdiente in Deutſchland Nachahmung zu finden. Zur Hebung des nationalen Bewußtſeins und des ſittlichen Gefühls tragen ſolche Feſte, die wie das „Eiſteddfod" das Gute des Alterthums mit den Fortſchritten der Neuzeit zu einem harmoniſchen Enſemble vereinigen, ſehr viel bei. Bei uns in Deutſchland haben nur die höheren Stände und vorzugsweiſe die Gelehrten ihre alljährlichen Zuſammenkünfte. Soll aber die Wiſſenſchaft und Kunſt wirklich fruchtbringend für's Leben und ein Gemeingut aller Stände werden, ſoll das ethiſche, bildende Ele-

ment, das emollit mores nec sinit esse feros, das nicht der einzelnen Wiſſenſchaft, nicht der einzelnen Kunſt, ſondern dem ganzen Füllhorn der neun Muſen inne wohnt, ein ganzes Volk wie ein Ferment durchdringen, dann bedürfen auch wir des „Eiſteddfods“.

XXIV.

Salterswell.

Auch Tarporley hat ſeine Bedeutung. Für die sportsmen rangirt es in erſter Linie. Es finden hier alle Herbſte Zuſammenkünfte der Jäger aus allen Theilen Englands Statt. Die hieſigen Fuchsjagden haben ein weitverbreitetes Renommée. Daher der geräumige, palaſtartige Gaſthof in hieſiger Stadt, viel zu groß für deren Größe und doch im Herbſte kaum hinreichend, um den Jägern ein Unterkommen zu verſchaffen. Große Diners werden dann in Swans Hotel abgehalten, und das kleine friedliche Städtchen ſoll kaum wieder zu erkennen ſein.

Das Wetter macht ſich wieder beſſer. Um ſo viel als möglich davon zu profitiren, machten meine Frau und ich heute Nachmittag eine Spazierfahrt mit dem Grauſchimmel von Mrs. L. in dem ſogenannten Ponycarriage. Wir fuhren zuerſt nach dem ſo romantiſch gelegenen Beaſtoncaſtle, dann nach der ſüdweſtlichen Seite deſſelben, wo es ganz ſteil abfällt, von da nach dem neuen, demſelben Herrn gehörigen Schloſſe, das auf einem Berge ſteht, der nach allen Seiten mit den prächtigſten Buchen bewachſen iſt; von hier nach Bunbury, einer der älteſten Städte in Cheſhire mit einer ſehr alten, in Form einer Cathedrale gebauten Kirche. Das Innere beſteht aus einem Hauptſchiffe und einem Nebenſchiffe, die halb im gothiſchen, halb im byzantiniſchen Stile aufgeführt ſind.

So frei England in allen ſeinen Inſtitutionen iſt, ſo unfrei iſt es in Bezug auf religiöſe Anſchauungen. Man kann indeſſen

trotz des Einflusses der anglikanischen Kirche nicht behaupten, der Engländer sei intolerant; mit Ausnahme Hollands existirt vielleicht in keinem Theile der Welt eine größere Anzahl von Secten. Dagegen glaube ich, daß selbst in Spanien die Geistlichkeit keinen größeren Einfluß besitzt, als in England. Man könnte deshalb England politisch das freiste, religiös das unfreiste Land nennen. Selbst die gebildeten Engländer beugen sich vor dem Einfluß ihrer Geistlichen und unterwerfen sich blindlings den Satzungen der anglikanischen Kirche. Wenn nicht bald in dieser Beziehung eine Reaction eintritt, und die Macht der anglikanischen Kirche, die bis in die innersten Familienwinkel hineinreicht, gebrochen wird, so kann dies die Haupturſache des zukünftigen allmäligen geistigen Verfalls Englands sein. Theologischer Obscurantismus besitzt die Kraft, dieses große Land im 19. Jahrhundert ebenso zu Grunde zu richten als die Inquisition Spanien und Portugal im 15. Jahrhundert verdarb. Nur die Naturwissenschaften vermögen das am Herzen Englands fressende Gift zu zerstören. So wie jetzt darf es nicht fortgehen. Sonst ist in zwanzig Jahren ganz England katholisch.

Man hat oft die Behauptung aufgestellt, der ungleich vertheilte Grundbesitz und die dadurch bedingte zu große Macht der Aristokratie würde England zu Grunde richten. Wir können in dieser Behauptung bloß eine Hypothese erblicken. Etwas Aehnliches findet sich in vielen anderen Ländern, ohne daß daraus der Gesellschaft ein Schaden erwachsen wäre. Von der Aristokratie droht England keine Gefahr. Im Gegentheil die Aristokratie ist das veredelnde Element, das Gegengewicht gegen die mercantile Plutokratie, die Tyrus und Carthago vernichtete. Sowohl das bürgerliche als auch das adlige Patrizierthum hat seine guten Seiten und bedeutet etwas ganz Anderes, als der schnell reich gewordene Parvenu. Gefährlich aber für die im Ganzen humane und tolerante englische Nation ist der auf religiösem Fanatismus und religiöser Intoleranz gegründete Einfluß der Geistlichkeit. Dieselbe befindet

ſich zur Zeit der Form nach in Abhängigkeit von der engliſchen Ariſtokratie. Dieſes formelle Abhängigkeitsverhältniß läßt die Kirche die engliſche Ariſtokratie dadurch büßen, daß ſie dieſelbe dem Weſen nach in der ſtraffſten Unterwürfigkeit erhält. Zunächſt erreicht ſie dies durch die Frauen. Letztere, dem Herzen und der Phantaſie folgend, ſind leichter zu leiten als die Männer. Ueberall kann man beobachten, wie ſelbſt die niedere Geiſtlichkeit zuerſt danach ſtrebt, ſich bei den Frauen zu inſinuiren. Sind dieſe gewonnen, ſo ſind auch die Männer gewonnen. Obgleich die Frauen das ſchwache Geſchlecht genannt werden, ſo ſollte man dieſen Terminus nur auf ihre phyſiſchen Kräfte beziehen. In Wirklichkeit ſind die Frauen die Herrſcherinnen der Welt, ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben.

Die meiſten Pfarrer auf dem Lande werden hier von den Gutsherren angeſtellt und ebenſo in den kleinen Städten. Die Biſchöfe haben bloß das Recht der Beſtätigung. Es exiſtirt in England noch daſſelbe Verhältniß, in welchem früher (in Mecklenburg iſt es noch der Fall) in Deutſchland die Patronatsherren zu der Geiſtlichkeit ſtanden. Die Geiſtlichen rächen ſich für dieſe dienſtliche Abhängigkeit dadurch, daß ſie ihre theologiſche Herrſchaft über ihre Patrone abſolut ausüben. — In Deutſchland hat man gar keinen Begriff von dieſem allmächtigen Einfluß der Geiſtlichkeit. Selbſt die Aerzte müſſen ſich mit ihnen gut ſtellen.

In Bunbury fiel uns ein Haus mit einem merkwürdig ausſtaffirten Garten auf. Abermals ein Beitrag zu der ſprichwörtlich gewordenen Bizarrerie der Engländer. Der Eigenthümer hatte in ſeinem Garten den Verſuch gemacht, alle Bäume nach Form von Menſchen wachſen zu laſſen; die meiſten Bäume hatten daher ein menſchenähnliches Ausſehen; an den Seiten und dem Giebel ſeines Hauſes hatte er eine Menge von den verſchiedenartigſten Thiergeſtalten in Stein aufführen laſſen. Dieſe Thierſtatuen waren meiſtens roh gearbeitet, ohne allen Geſchmack, den Regeln der Schönheit ſchnurſtracks zuwider laufend. Leſſing hätte ſie als

negative Paradigmen in seinem Laokoon verwerthen können. Unser Kutscher erzählte uns, daß der Eigenthümer nur einem reichen Lord nachgeäfft hätte, der dieselben Liebhabereien auf seinem Schlosse in einem großartigen Maßstabe in Scene gesetzt hätte. Kutscher William ist in seiner Weise auch ein Original. Von imposanter, schöner Figur, entfaltet er die vielseitigsten Talente. In weißer Halscravatte prunkt er auf dem Bocke als gewandter Kutscher, des Mittags fungirt er im schwarzen Schniepel als flinker Bedienter, in der Zwischenzeit besorgt er den Blumen- und Küchengarten, hat die Aufsicht über die Pferde, braut ein ausgezeichnetes Bier und hat eigentlich nur eine schwache Seite, die man bei den Engländern sonst am allerwenigsten findet. Trotz seiner herkulischen Gestalt ist er so furchtsam, als ein Liliputbewohner nur sein kann. Als Mrs. L. einmal bei einem schweren Gewitter nach Hause kam, fand sie dasselbe ganz leer, zuletzt entdeckte sie ihn mit dem übrigen Gesinde ganz unten im Keller versteckt. Uebrigens fährt er brillant, ist sehr unterrichtet und weiß mir auf alle meine Fragen Auskunft zu ertheilen.

Eigenthümlich ist die Witterung dieses Jahres. So lange ich jetzt in England bin, hat das Barometer noch nicht die Grenze des schönen Wetters erreicht; immer stand es auf Regen und Veränderlich. Heute erst erhielt ich meinen ersten Brief aus Bremen. Sie sehen, daß man dort schreibfauler ist, als ich es bin. Uebrigens hat der Brief etwas meine rosenfarbene Laune getrübt. Die Zahl der Kranken ist dort fortwährend im Zunehmen begriffen, so daß ich meinen Aufenthalt in England wohl nicht gar zu lange werde ausdehnen dürfen. —

XXV.

Salterswell.

Heute machten wir abermals eine Excurſion nach der alten Stadt Cheſter. Wenn Sie ſchon einmal den Bremer Rathskeller beſuchten und die Räume beſahen, wo Hauff ſeine „Phantaſien“ ſchrieb, den edlen Rheinwein probirten, den kein Fürſt Europas ſchöner trinkt, die obligaten Nativesauſtern dazu aßen, dann werden Sie auch ſicherlich die Bekanntſchaft des Cheſterkäſes gemacht haben. Man kann wohl behaupten, daß die Stadt Cheſter auf dem ganzen Univerſum bekannt iſt, wegen des nach derſelben benannten berühmten Käſes. Cheſter iſt uralt. Alle ſo endigenden Städte ſtammen aus der Römerzeit; chester iſt identiſch mit castra. Wenige Städte in England, in Deutſchland wohl keine, haben ſo ihren alterthümlichen Charakter in ihrer Totalität bewahrt. Die ganze Stadt iſt von einem ungefähr vier Fuß breiten Wall umgeben, der an beiden Seiten von einer Mauer eingefaßt iſt. Dieſe Mauer iſt aus Ziegelſteinen aufgeführt. Auf der Mauer befinden ſich verſchiedene Thürme. Den merkwürdigſten, der den Namen Karls-Thurm führt, nahmen wir in Augenſchein. Auf dieſem Thurme hat der König während der Schlacht, die unter den Mauern Cheſters geſchlagen wurde, geſtanden und dem Kampfe zugeſchaut. Er verlor dieſelbe und mußte fliehen; nachher wurde er hingerichtet. In einem andern Thurme befindet ſich ein kleines Muſeum mit allerlei Antiquitäten.

Eine ganz beſondere Eigenthümlichkeit der Stadt ſind die durch die erſten Stockwerke der Häuſer ſich hinerſtreckenden Hallen. Dieſelben gehen durch die vier Hauptſtraßen der Stadt und enthalten die eleganteſten und ausgeſuchteſten Läden aller Art. Darunter befindet ſich die Straße für die Wagen. Die meiſten Fußgänger dagegen benutzen dieſe Hallen zu ihren Wegen. Mit den Pariſer Paſſagen und den Münſter'ſchen Bogengängen am Markte laſſen

ſie ſich gar nicht vergleichen, weil ſie ſich nicht zu ebener Erde befinden. Mittelſt Treppen ſteigt man zu ihnen hinauf, gelangt ſo in das erſte Stock der Häuſer und durchſchreitet auf dieſem Wege die ganze Stadt. Da das „Eiſteddfod“ erſt ſeit ein paar Tagen vorbei war, ſo konnten wir heute mit Muße das Innere des Gebäudes beſichtigen, in dem die Ausſtellung aller Producte von Wales Statt gefunden hatte. Am intereſſanteſten von allen war die verſchiedenartige Zuſammenſtellung von Kohlen und allen Gegenſtänden, die aus Kohlen gefertigt werden. Alles bis zu den feinſten Paraffinlichtern war dort vertreten. Nur eins fehlte! Der Diamant. Dagegen war der in Schiefer nachgeahmte Marmor dem wirklichen zum Täuſchen ähnlich.

Wir gingen dann zu Dr. Waters, der uns zum Luncheon eingeladen hatte. Dr. Waters, eine Celebrität der engliſchen Aerzte, wurde auf der kürzlich in Cheſter tagenden Geſellſchaft der engliſchen Aerzte zum Präſidenten gewählt, was eine der größten Ehrenbezeugungen iſt, die einem engliſchen Arzte widerfahren kann. Dieſe „british medical association“ iſt einige Jahre ſpäter geſtiftet als der deutſche Verein der Aerzte und Naturforſcher.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich es nicht unterlaſſen, verehrteſter Freund, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß trotz der erleichterten Hülfsquellen des Verkehrs in mediciniſcher Hinſicht eine große Abſperrung und Entfremdung zwiſchen beiden Ländern exiſtirt. Darin hat ſich ſeit fünfzig Jahren wenig oder nichts geändert. Der deutſche Büchermarkt bringt dann und wann Ueberſetzungen von ausgezeichneten, Epoche machenden engliſchen Werken; in den Schmidt'ſchen Jahrbüchern wird auch monatlich und in den Canſtatt'ſchen Jahresberichten alljährlich ein Bericht über die neueſten Producte der engliſchen Preſſe abgeſtattet. Ueber das ſociale mediciniſche Leben in England, über die leitenden Perſönlichkeiten an den Univerſitäten und Schulen, über die Medicinalreformen, über den Geſundheitszuſtand der einzelnen Grafſchaften und großen Städte erfahren wir ſo gut wie nichts. Unſere politiſchen Blätter

und Monatsſchriften ſind uns hierin weit voraus. Die meiſten deutſchen Aerzte ſind mit den engliſchen Medicinaleinrichtungen gar nicht vertraut. Ich will nicht ſagen, daß England gegen Deutſchland, in ſeiner Theilnahme für das Ausland überhaupt voraus iſt. Man muß aber bedenken, daß Englands Medicin, wie ſeine ganze Civiliſation, einen excluſiven Charakter ſich von jeher bewahrt hat und ſich daher auch ſtets frei erhielt von den Einflüſſen, die die Medicin und die Civiliſation des Continents beeinträchtigten und auf Abwege brachten. In England hat man ſich daran gewöhnt, Deutſchland in der Phyſiologie und pathologiſchen Anatomie die Hegemonie einzuräumen. Alle darauf ſich beziehenden deutſchen Bücher und Ereigniſſe werden mit der größten Theilnahme aufgenommen und verfolgt; gegen alle übrigen Disciplinen der deutſchen Medicin verhält man ſich gleichgültig, weil man ſich ſelbſt als Meiſter darin betrachtet, was auch in Wirklichkeit der Fall iſt. Dennoch haben die beiden erſten mediciniſchen Journale Englands, die „lancet“ und die „medical times“, auf dem Continente ihre Reporter, die über alle wichtigen mediciniſchen Vorgänge wöchentlich oder monatlich berichten, ſo daß die Engländer über die continentale Medicin im Allgemeinen beſſer unterrichtet ſind, als wir Deutſchen über die engliſche. Ich wüßte kein einziges deutſches mediciniſches Journal, das einen beſonderen Correſpondenten in England hätte, obgleich dies wegen der vielen und überall in England lebenden deutſchen Aerzte viel leichter möglich wäre, als es den Engländern in Deutſchland möglich iſt. Daran iſt aber auch unſere unglückliche mediciniſche Zerſplitterung ſchuld, die ein Ausfluß unſerer politiſchen Zerfahrenheit und Ohnmacht iſt. Jedes kleine deutſche Ländchen nimmt es für ſich als eine Prärogative in Anſpruch, neben den unzähligen, nur Maculaturwerth habenden und nur von literariſchem Raub und Freibeuterei lebenden politiſchen Blättern, wenigſtens ein mediciniſches Blatt zu führen. Daſſelbe geht natürlich kaum über die Grenzen des Duodezſtaates hinaus; kaum werden die Druckkoſten gedeckt; der Buchhändler verlegt das Blatt nur, weil ſeine Abon-

nenten gleichsam die moralische Verpflichtung haben, auch ihre übrigen medicinischen literarischen Bedürfnisse von ihm zu beziehen, und er auf diese Weise noch ein bescheidenes Geschäftchen macht. Daß von einer wissenschaftlichen Bedeutung dieser Duodezjournale nicht die Rede sein kann, müssen Sie mir zugeben. Der Schaden, den sie anstiften, besteht darin, daß sie der Verbreitung der größeren wissenschaftlichen und gediegenen medicinischen Journale im Wege stehen. Die finanziellen Verhältnisse der meisten deutschen Aerzte sind in Folge ihrer eigenen Apathie und Indifferenz den Regierungen gegenüber, nicht eben glänzender Art. Jeder Arzt kann daher nur über eine beschränkte Summe verfügen, die er für literarische Zwecke verwenden darf. Da ist es denn nun bisher als eine berechtigte Eigenthümlichkeit angesehen worden, daß jeder Arzt doch das medicinische Journal seines speciellen Vaterlandes halten muß; vielleicht ist der Redacteur sogar noch ein Universitätsfreund, gar ein Corpsbruder von ihm; so bleibt ihm kein Geld für ein besseres Journal mehr übrig. Dazu kommt, daß die besseren Journale zusammen vom ganzen ärztlichen Vereine des Landes, wenn es ein Fürstenthum, Herzogthum oder gar ein Königreich ist, gehalten werden. Natürlich bekommen viele der Theilnehmer die Journale dann erst nach 2—3 Jahren zu lesen. Es leuchtet aber ein, daß der Absatz der guten, gediegenen und wirklich wissenschaftlichen Journale durch solche Einrichtungen ungeheuer beschränkt wird. Mit Ausnahme von Bremen, Frankfurt, Lippe, Waldeck und Lichtenstein hat jeder deutsche Raubstaat sein medicinisches Journal. Wie aber alle politischen Localblätter der wahren politischen Bildung und Aufklärung im Wege stehen, den größeren politischen Zeitungen ungeheuer schaden, so findet dasselbe auch in der medicinischen Journalistik Statt.

Je mehr wir uns daher politisch einigen, um so concentrirter wird auch unsere medicinische Journalistik werden, und der große Schritt zur politischen Einheit, den uns Sadowa gebracht hat, wird auf die Wissenschaft nur die wohlthätigsten Folgen haben. Irren

wir nicht, ſo wird das Königgrätz, welches die Kleinſtaaterei Deutſchlands factiſch zu Grabe läutete, auch ein Grab der mediciniſchen Winkeljournale ſein, und damit für unſere wiſſenſchaftliche Journaliſtik die Morgenröthe einer beſſeren Zeit anheben. Wenn alle diejenigen Aerzte der deutſchen Raubſtaaten, die bisher gewohnt waren, des Sonntags Nachmittags das mediciniſche Blatt ihres kleinen Vaterlandes zu leſen, dafür auf ein größeres mediciniſches Journal zu abonniren anfingen, ſo würde der innere Gehalt derſelben von Jahr zu Jahr zunehmen, und der Tod der kleinen mediciniſchen literariſchen catilinariſchen Exiſtenzen wird den wiſſenſchaftlichen Organen neue Lebenskraft einhauchen. Auch darin werden Sie mir Recht geben, daß ein mediciniſcher Schriftſteller, wenn er wirklich etwas Gediegenes leiſten ſoll, vor allen Dingen nach Gebühr honorirt werden muß. Unſere mediciniſche Literatur iſt unſerer ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur darin ganz ähnlich. Man macht es unſerem Zeitalter ſo oft zum Vorwurfe, daß es keine großen Dichter hervorgebracht hat. Die Hauptſchuld liegt aber darin, daß das Publicum ſeine großen Dichter nicht bezahlt. Man hat freilich die Armuth die zehnte Muſe genannt. Dies iſt nur im gewiſſen Sinne wahr. Die Armuth kann wohl die Anregerin zum Schriftſtellerthum ſein; es vermag aber kein Dichter, kein Schriftſteller etwas Bedeutendes zu leiſten, ſo lange er mit den kleinlichen Sorgen und Mühen des Lebens ſich abquälen und an die Mittel zur Stillung ſeines Hungers und Durſtes fortwährend denken muß. Zum Dichten und Schriftſtellerthum gehört einestheils otium, d. h. Muße und Zurückgezogenheit von den Staatsgeſchäften, anderntheils eine ſorgenfreie Exiſtenz. Das bisherige deutſche Literatenthum vermag aber eine ſolche nicht zu verſchaffen. Sie erinnern ſich Leſſings bekannten Ausſpruchs: Die glücklichſte Autorſchaft bleibt doch ſtets das armſeligſte Handwerk. Die Verhältniſſe ſind ſeitdem aber nicht anders geworden; anders doch vielleicht inſofern, als ſie ſich eher verſchlechtert haben. Der Materialismus unſerer Zeit iſt die Urſache, daß die Wohlhabenden und Reichen in Deutſchland,

die früher, noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts, eine Ehre darin ſuchten, ſich eine beſondere Bibliothek zu halten, jetzt viel weniger leſen. Man greift höchſtens zu den bequemen Leihbibliotheken und dem journaliſtiſchen Bücherkaſten, wenn die Bücher auch oft ſo ausſehen, daß man ſie nur mit ledernen Handſchuhen anfaſſen ſollte; die reiche Kaufmannsfrau, die ſich nicht ſcheut mehrere hundert Thaler jährlich für ihre Toilette zu vergeuden und Hunderte für Geſellſchaften zu verthun, ſchämt ſich nicht, ein ſolches Buch anzufaſſen, nach deſſen Lecture ſie jedes Mal nicht bloß ihre Hände waſchen, ſondern auch noch zum eau de mille fleurs greifen muß. So kommt es, daß unſere erſten deutſchen Schriftſteller fortwährend im Kampfe mit der Nothdurft des Lebens liegen. Heine ſtarb darüber im Exil, Gutzkow verfiel in Wahnſinn, weil er ſich überarbeitet hatte und die ſchlechten Honorare, die er erhielt, ihn immer darauf hinwieſen, von Neuem zu ſchaffen, Freiligrath mußte ſogar dem Merkur, deſſen Dienſt er mit dem Apollos vertauſcht hatte, ſpäter ſich wieder zur Verfügung ſtellen und friſtet kummervoll ſein Daſein. Das wird nicht eher anders werden, als bis es bei den Wohlhabenden und Reichen zum guten Tone, zur Mode gehören wird, ein beſonderes Bibliothekzimmer zu beſitzen. Geleſen wird in Deutſchland genug, es werden aber zu wenig Bücher gekauft. Deshalb machen die Buchhändler keine brillanten Geſchäfte, und deshalb werden die Schriftſteller ſchlecht honorirt. Wir werden wieder bedeutende Dichter und Schriftſteller haben, wenn dieſelben engliſche Honorare empfangen werden. Für die Blüthe der Literatur iſt es gleichgültig, ob die Bücher auch geleſen werden. Eine neue Aera aber wird für die Schriftſteller aufgehen, wenn weniger als jetzt geleſen, aber deſto mehr Bücher gekauft werden. Sind die Literaten erſt ſo geſtellt, daß ſie weniger zu arbeiten brauchen, ſo werden ſie auch beſſere und gediegenere Leiſtungen hervorbringen. Daſſelbe gilt für unſere mediciniſche Literatur. Bei jüngeren Aerzten trifft man ſelten eine Bücherſammlung, die den Namen einer Bibliothek verdiente. Die meiſten jungen Aerzte ſchaffen ſich nur die Bücher

an, die sie auf der Universität zum besseren Verständniß ihrer Collegien benutzen; medicinische Literaturkenntnisse trifft man daher höchst selten bei ihnen an. Ich freue mich jedes Mal über die schönen Bibliotheken der alten Aerzte. Dieselben hatten wirklich mehr historischen Sinn als die jüngere jetzige Generation.

Die englische medicinische Literatur steht an Qualität weit über der deutschen. Concentrirung thut uns noth. Das mittelmäßige medicinische Talent wird dann von selbst untergehen, und dem wahren Talente sein Recht zu Theil werden. Die politische Arrondirung muß nothwendig auch zu einer journalistischen führen; dieses ist sowohl im Interesse der medicinischen Schriftsteller als auch des lesenden medicinischen Publicums.

XXVI.

Salterswell.

Ehe ich Ihnen von Dr. Waters erzähle, will ich Ihnen über die in diesen Tagen in Chester abgehaltene Versammlung der britischen Aerzte und Naturforscher berichten. Dieselbe hat in mancherlei Beziehung Aehnlichkeit mit der Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Aerzte; doch unterscheidet sie sich dadurch, daß sie die Standesinteressen mehr accentuirt und nicht bloß wissenschaftliche Zwecke und Tendenzen erstrebt. Die british medical association wechselt alle Jahre ihren Ort. Sie beging dies Mal ihren 34. Jahrestag in Chester.

Der gewesene Präsident Dr. Jeaffreson von Leamington redete die Versammlung in folgender Weise an:

„Auf einer Versammlung des Ausschusses dieses Vereins wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, zu keinem Gegenstande eher überzugehen, bevor wir der Familie Sir Charles Hastings' unsere

Condolenz über deſſen Tod ausgedrückt hätten. Wenn ich tauſendmal mehr die Beredtſamkeit hätte, die ich habe, oder vielmehr, die ich nicht habe: Nichts, was ich ſagen könnte, würde zur Hälfte die Gefühle ausdrücken, welche mich in Bezug auf das Andenken des hochgeſchätzten Begründers unſerer Societät erfüllen. In jeder Beziehung des Lebens war er ein Mann, der geliebt, geachtet und verehrt werden mußte. Ich war von der Familie eingeladen worden, als der Repräſentant unſerer Geſellſchaft, den Begräbnißfeierlichkeiten von Sir Charles Haſtings beizuwohnen. Vorgeſtern geſchah dies. Es war eine peinliche Pflicht für mich, zugleich aber doch eine glückliche und ehrenvolle, weil ich fühlte, daß ich durch meine Gegenwart die Gefühle eines jeden einzelnen Mitgliedes unſeres Vereins repräſentirte. Ich glaube, es wird eine Genugthuung und eine Freude für Sie ſein, daß außer den Gefühlen, welche jedem Mitgliede unſerer Geſellſchaft von ſeinem Andenken zurückbleiben müſſen, ich nie mehr erſchüttert war als durch die von den Einwohnern Worceſter's dargebrachten Beweiſe von Freundſchaft für ihn, als Menſch und Bürger. Keinem großen öffentlichen Charakter oder irgend einem Gliede der königlichen Familie hätte mehr Achtung erzeigt werden können. Ich muß hier einen Charakterzug mittheilen, den ich von dem Sohne des Verſtorbenen, Herrn George Haſtings, zu erzählen auctoriſirt bin. So ſehr hing Sir Charles an unſerer Geſellſchaft, daß ſeine letzten Worte entweder am Tage vor oder am Morgen ſeines Todes Worte waren, die mit ſeinem großen Verlangen und ſeiner Hoffnung für das Glück der Geſellſchaft im Zuſammenhange ſtanden. Bis zu ſeinem letzten Athemzuge bewahrte er ſeine Liebe und freundlichen Gefühle für die Mitglieder dieſer Geſellſchaft und ſeine Wünſche für ihre Fortdauer und ihr Gedeihen. Der vom Ausſchuß eingebrachte Beſchluß iſt mir überliefert worden, und ich werde Herrn Carden, den Freund von Sir Charles, ſeinen Nachbar und ſeinen behandelnden Arzt bitten, den Antrag zu unterſtützen. Ich hege den Wunſch, daß keine Discuſſion darüber Statt finden wird. Einſtimmig wird der Be-

ſchluß gefaßt und dann der Familie mitgetheilt werden. Der Antrag lautet: „Die British medical Association, auf ihrer Generalverſammlung in Cheſter zuſammengekommen, wünſcht ihren tiefen Kummer auszudrücken, über den Verluſt, den die Geſellſchaft durch den Tod ihres ſehr geliebten und hochverehrten Gründers, des Präſidenten des Ausſchuſſes und Schatzmeiſters, Sir Charles Haſtings, erlitten hat, der von ihrer Gründung an bis auf die gegenwärtige Zeit mit einer außerordentlichen Ausdauer und Treue alle ſeine Kräfte für die Förderung der Intereſſen dieſer Geſellſchaft verwendete." Eine Abſchrift dieſes Beſchluſſes ſoll durch den Präſidenten der Familie des Verſtorbenen überſandt werden, mit der Condolenz der Geſellſchaft über den herben Verluſt.

Zur Erläuterung muß ich Ihnen hinzufügen, daß Sir Charles Haſtings nicht bloß der Stifter dieſer für die Intereſſen der engliſchen Aerzte ſo wichtigen Geſellſchaft war, ſondern einer der bedeutendſten Praktiker der Neuzeit. Er promovirte im Jahre 1818 in Edinburg, war ein Mitglied des general council of medical education and registration of the united Kingdom und zwar eins der ſechs Mitglieder, die die Königin das Recht zu ernennen hat, conſultirender Arzt an dem Krankenhauſe zu Worceſter, Mitglied der zoologiſchen Geſellſchaft, Präſident des Ausſchuſſes der British medical Association und Präſident des naturwiſſenſchaftlichen Vereins zu Worceſter. Er veröffentlichte eine Menge von Journalartikeln, namentlich in dem Organ der Geſellſchaft, in dem British medical Journal. Sein Hauptwerk, durch das er ſich einen Namen machte, und dem auch die Ehre widerfuhr, von dem Bremer Arzte Dr. von dem Buſch in's Deutſche überſetzt zu werden, war ſein: „treatise on inflammation of the mucous membrane of the lungs and an experimental Inquiry respecting the contractile power of the blood vessels and the nature of inflammation."

Herr Carden von Worceſter äußerte ſich folgendermaßen: „Ich kann Ihnen nur verſichern, daß es für mich eine ſehr melancholiſche,

doch zur ſelben Zeit genugthuende Pflicht iſt, über Sir Charles Haſtings zu ſprechen. Ich bin von Ihnen und Herrn Dr. Jeaffreſon dazu aufgefordert worden, die Sie alle den Werth unſeres verſtorbenen Freundes, des Gründers unſerer Geſellſchaft kennen. In jeder Beziehung muß ich allen Worten, die geſprochen wurden, meinen Beifall geben. Ich halte es für überflüſſig, mich weiter über den Charakter von Sir Charles auszulaſſen. Er iſt Ihnen allen wohlbekannt. Aber ich möchte Ihnen ſagen, da ich ihn genau während einer langen und ernſthaften Krankheit kennen gelernt habe, daß am Schluſſe ſeines langen, nützlichem und ernſtlichem Streben gewidmeten Lebens ſein größter Wunſch in dem Gedeihen der Geſellſchaft lag. Seine letzten Worte, die er zu mir ſprach, waren: wann findet die Verſammlung in Cheſter Statt? Ich wiederholte, wie ich vorher gethan, meine Angabe, und er antwortete: ich werde nicht fähig ſein, nach Cheſter zu gehen. Man denke ſich einen Mann, der keinen Pulsſchlag mehr hat und im Begriff ſteht aus dem Leben zu ſcheiden. Dann fügte er hinzu: Wenn ich dies Mal nicht hinkomme, dann wird es vielleicht für immer unmöglich ſein, daß ich jemals die Verſammlung wieder beſuche. Wenn dem ſo iſt, ſo werde ich immer nur ſagen, was ich ſtets in meinen größten Widerwärtigkeiten geſagt habe: Gottes Wille geſchehe. Er konnte nicht mehr ſagen, aber dies ſagt ſo viel als ganze Bücher. Der Mann hatte einen erhabenen und mächtigen Geiſt, der ſeine körperliche Schwäche ſo groß fand, daß er das Gefühl hatte, als wenn er den Körper, der ſeine Abſichten nicht ausführen konnte, wegwerfen müßte. Es war ein ſchöner Anblick! Sie haben ſein edles Benehmen geſehen, ſeine theure Stimme gehört und ſeine Standhaftigkeit bewundert, welche Sie nur in der Erinnerung wieder erblicken werden. Aber ich kann Ihnen verſichern, ſein Geiſt war bei Ihnen, und ich halte es für meine Pflicht, ſo viele Worte darüber zu verlieren. Ich unterſtütze auf's Wärmſte den Antrag auf Beileidsbezeugung über den tiefen Verluſt, den wir erlitten haben, und ich weiß, daß eine ſo dargebrachte Condolenz-

bezeugung eine der tröſtendſten Gefühlsausdrücke ſein wird, die die Familie von irgend einer Seite wird erhalten können."

Dr. Richardſon von London. „Ich denke, daß, bevor dieſer Antrag durchgeht, diejenigen, welche mit Sir Charles Haſtings während vieler vergangener Jahre gearbeitet haben, den Gefühlen Ausdruck geben, welche er, wenn er noch lebte, mit Achtung und Liebe vernommen haben würde. Ich kann dieſem Antrag nicht bloß mit Stillſchweigen meine Zuſtimmung geben. Ich muß öffentlich die Güte, die Genialität und die Bravheit von Sir Charles Haſtings bezeugen. Sein Charakter hatte drei hervorſtechende Eigenſchaften, welche vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Zuvörderſt die wunderbare Macht, die er beſaß, und die über Sie ausgegoſſen ſein möge, Männer von verſchiedener Meinung über manche Dinge zu einer Meinung über Gegenſtände, welche vorzugsweiſe den ärztlichen Beruf betreffen, zu einigen und zu verſchmelzen. Je mehr wir dieſen beſonderen Zug in ſeiner Carriere erkennen und den Geiſt fühlen, der uns harmoniſch vereinigte, deſto mehr werden wir auf dem Wege der Einigung und des Fortſchritts weiterkommen. Auch kann ich nicht unterlaſſen, ſeinen unermüdlichen Fleiß anzuerkennen. Ich habe oft gedacht, daß für die Correſpondenz dieſer Geſellſchaft, die er allein beſorgte, viele eines Secretärs bedurft hätten; und er würde ungenügend belohnt worden ſein, wie groß auch immer ſein Salair geweſen wäre. Fünf und dreißig Jahre, ſeit er ſein Werk anfing, iſt ſeine Energie, ſein Fleiß während der ganzen Zeit ein großes und bewunderungswürdiges Vorbild für uns. Und endlich muß ich die Ruhe erwähnen, mit der er Alles unternahm. Er durchlief dieſen langen Zeitraum, immer etwas vollbringend und immer am wenigſten ſelbſt zeigend, daß etwas geſchaffen war. Wenn wir dieſe drei Eigenthümlichkeiten bewahrend, fortſchreiten und die Geſellſchaft, welche er gründete, aufrecht erhalten, ſo werden wir am beſten ſein Andenken verewigen. Ich konnte es nicht unterlaſſen, dieſe wenigen Worte in Bezug auf meinen verſtorbenen, theuren Freund auszuſprechen."

Der Antrag wurde dann einſtimmig angenommen.

Nachdem der abtretende Präſident einige geſchäftliche Meldungen vorgenommen hatte, hielt er folgende Anſprache. „Und nun, meine Herren, verabſchiede ich mich von Ihnen. Ich will nicht viele Worte verlieren. Aber ich muß Ihnen meinen Dank ſagen für alle die Güte und Freundlichkeit, die mir von jedem Mitgliede der Geſellſchaft während meiner Präſidentſchaft zu Theil geworden iſt, und die Gefühle ausſprechen, daß, obgleich ich mein Amt mit großer Furcht antrat, daß ich nicht fähig ſein möchte, meine Pflicht in der Weiſe zu erfüllen, wie ich gern möchte, dennoch ich ſo viel meinem guten Freunde, unſerm Secretär, und jedem Mitgliede der Geſellſchaft verdanke, daß ich hoffen darf, ich habe mich nicht unliebſam gemacht. Mit warmen Gefühlen für die Geſellſchaft, der ich zu präſidiren die Ehre hatte, iſt es kein geringes Vergnügen, kein geringer Troſt für mich, zu fühlen, daß ich in meinem Amte einen Nachfolger habe, der ſo ſehr Ihr Vertrauen verdient. Ich bin überzeugt, daß Herr Dr. Waters es an Eifer und Zuneigung nicht wird fehlen laſſen, und ich fühle, daß er mehr, als ſeine Schuldigkeit iſt, in dem Amte thun wird, zu dem Sie ihn erwählt haben. Sicherlich iſt mein Amtsjahr in mancher Hinſicht ein ſehr freudevolles, in anderer ein kummervolles geweſen. Ich möchte wünſchen, daß in Zukunft, vielleicht wenn mein Freund Dr. Waters zurücktritt, der Präſident eine kleine Skizze des verfloſſenen Jahres geben möchte, eine kleine Erinnerung des Andenkens an die theueren Freunde, welche wir während des Jahres verloren haben. In dieſer Hinſicht iſt das verfloſſene Jahr ein ſehr trauriges für die Geſellſchaft geweſen. Unter den Verſtorbenen möchte ich meinen eigenen Vetter erwähnen, Herrn Jeaffreſon von Framlingham, den Erfinder der Ovariotomie, ferner meinen theuren Freund Toynbee, ein beſonders nützliches Mitglied der Geſellſchaft, und vor allen den höchſt geſchätzten Präſidenten Haſtings. Ich habe nicht die Muße und die Geſundheit gehabt, dies zu thun; aber ich denke, daß in Zukunft der abtretende Präſident eine kurze Skizze oder Gedächtnißrede

von denen, welche während des letzten Jahres geſtorben ſind, geben kann. Es würde ein werthvoller Beitrag zu den Annalen der Geſellſchaft ſein. Leben Sie denn wohl, meine Herren; ich werde Sie ſtets in theurem Angedenken behalten."

Der Präſidentenſtuhl wurde nun von Herrn Dr. Waters beſtiegen, welcher folgende Rede hielt:

„Meine Herren! Im Jahre 1859, wo ich den Poſten eines Präſidenten von der Lancaſhire und Cheſhire Abtheilung dieſer großen Geſellſchaft bei Gelegenheit der erſten und bis jetzt einzigen Verſammlung in Cheſter bekleidete, drückte ich meine Dankbarkeit aus, für den mir übertragenen Beweis von Achtung und Vertrauen; damals wie jetzt äußerte ich, daß die Achtung meiner Fachgenoſſen, da ſie überhaupt eins der werthvollſten Objecte iſt, einer der geliebteſten Gegenſtände meines Lebens ſei. Ich beſitze ein unzweifelhaftes Vertrauen, daß daſſelbe Gefühl mich immer beſeelen wird: es brennt in mir ebenſo lebhaft als in der ſanguiniſchen Periode meines Lebens, als noch im Beſitz jenes unſchätzbaren Guts der Jugend und eines warmen, vertrauensvollen Herzens, unerſchüttert durch die Trivialitäten des Lebens, die Zukunft ſich vor mir glänzend und wolkenlos ausbreitete. Die Gegenwart bietet mir eine Gelegenheit, die mich entſchuldigen mag, daß ich einige Worte von mir ſelbſt rede. Indem ich dies thue, bin ich nicht durch irgend eine Eitelkeit geleitet. Für diejenigen, die den älteren Mitgliedern des Berufs folgen, iſt es nicht ſelten ein geringer Vortheil, von denen, die ihnen vorangegangen ſind, auf den Weg der Führung und Belehrung gebracht zu werden. Die Maxime, die ich aufſtellen möchte, iſt die, daß, obgleich manches Ungewiſſe und Zufällige in der Laufbahn der meiſten Männer ſich zuträgt, beſtändiger und anhaltender Fleiß, ohne Anmaßung, im Allgemeinen alle Früchte davon trägt und gemeiniglich mehr, als ihm von Rechtswegen zukommt; aber überdies, ohne mich auf die Freuden, die ausgedehnten Kenntniſſe und die Zunahme des intellectuellen Vermögens zu beziehen, bringt es Belohnungen mit ſich, die keine Unbeſtändigkeit des Glücks dem

Beſitzer rauben kann. Während des Verlaufs meines Berufs ſind mir Beweiſe großer Güte von den Lehrern, unter denen ich meine Studien betrieb, zu Theil geworden, ebenſo von denen, in deren Gemeinſchaft ich arbeitete; auf dieſes Wohlwollen durfte ich kaum hoffen, ſchätze es aber aus eben dieſem Grunde deſto höher. Meine Herren, indem ich in meiner gegenwärtigen Stellung vor Ihnen ſtehe, einer der höchſten und ehrenvollſten, die ein Mann, den das Schickſal in die Provinz geſetzt hat, erringen kann, und indem ich mich fürchte vor der Verantwortlichkeit, die ich auf mich nehme und welche ich, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Ihre gütige Nachſicht und Geduld meine Unzulänglichkeiten mir verzeihen und meine Mängel ergänzen möge, anzunehmen gezögert haben würde, ſo können Sie ſich es leicht vorſtellen, daß ich dieſen Tag als den ſtolzeſten meines Lebens betrachte. Das perſönlich Angenehme dieſes Tages wird indeſſen abgeſchwächt durch das tiefe und feierliche Gefühl eines großen Kummers. Dieſer 34. Jahrestag des britiſchen ärztlichen Vereins, der zum erſten Male in der, von der Zeit geheiligten und alten Stadt Cheſter abgehalten wird, findet unter, dem Verein bisher unbekannten, Umſtänden Statt. Der Gründer, der ehrwürdige Gründer, dieſer Geſellſchaft iſt nicht mehr! Vor wenigen Tagen, am 30. des vergangenen Monats, ſchwang ſich, in dem 73. Jahre ſeines Alters, der reine Geiſt von Sir Charles Haſtings zu einer höheren Exiſtenz hinauf, uns zurücklaſſend, ſeine Abweſenheit zu beklagen und zu beweinen. So tief wie der Kummer eines liebenden Sohnes iſt, der den Verluſt eines guten und weiſen Vaters beklagt, deſſen ſtetiger Liebe und Zärtlichkeit, deſſen unermüdlicher Anhänglichkeit er alles Glück und Heil verdankt, mit dem er geſegnet iſt, ſo groß iſt das tiefeingreifende Gefühl von Kummer, das jedes Mitglied des Vereins um den Tod deſſen, den wir jetzt beklagen, empfindet; er wird uns nicht mehr durch ſeine Gegenwart theurer werden, wird uns nicht durch ſeine edlen Beſtrebungen mehr erheben, durch ſeine vollbrachten Thaten uns nicht mehr anſpornen, noch durch ſeine weiſen Rathſchläge und große

Erfahrung uns leiten. — Während des vergangenen Jahres iſt in der That der Tod ſchwer auf uns gefallen, manches werthe Mitglied uns raubend. Ohne zu verſuchen, Alle aufzuzählen, kann ich nicht umhin, einige Namen zu nennen. Die Sterblichkeit unter den Aerzten durch anſteckende Krankheiten iſt ſo bedeutend, daß die Durchſchnittszahl ihrer Sterblichkeit ſich zu einer Höhe erhebt, die, wenn ſie das ganze Volk befiele, bald die Schwierigkeit löſen würde, über unſere überflüſſige Bevölkerung zu verfügen. Die Krankheit, welche vor allen ihre Reihen decimirt, iſt der Typhus. Alle Glieder unſeres Berufes ſind ihm unterworfen, obgleich er natürlich mit der größten Heftigkeit auf die öffentlichen Medicinalbeamten fällt. Mit Rückſicht auf andere anſteckende Krankheiten, z. B. auf Cholera, kommen oft lange Zwiſchenräume vor, während denen die Krankheit kaum auftritt; aber unſere öffentlichen Hoſpitäler ſind nie frei vom Typhus. In ſchwerem oder leichtem Grade kommen immer Fälle vor, und diejenigen, welche die Behandlung leiten, ſind vorzüglich ausgeſetzt, davon ergriffen zu werden, zumal er ſich über eine lange Zeit erſtreckt. Dr. Stokes und Cuſack haben gezeigt, daß in Irland während der 25 Jahre vor 1843 von 1220 Aerzten, die an öffentlichen Anſtalten angeſtellt waren, 560 vom Typhus ergriffen wurden, von denen 28 ihn zwei Mal und 9 ihn drei Mal hatten. Die Tabellen, aus denen dieſe Thatſachen gezogen ſind, erſtrecken ſich nicht über eine Periode von beſonderer Sterblichkeit, denn ſie hören kurz vor der fatalen Epidemie von 1847 auf, wo von 3 unter Aerzten in Irland vorkommenden Todesfällen, ungefähr 2 vom Typhus waren; das genaue Verhältniß war 1 zu 1,55. In Cheſter haben wir binnen 12 Monaten Dr. Hutchinſon Powell, einen der Hoſpitalärzte, Dr. Lewis Brittain, den Hauswundarzt, den älteſten Sohn von Mr. Brittain, den Oberwundarzt an dem Krankenhauſe und unſern werthen Collegen, und Dr. Hughes, auch Hauswundarzt zugleich mit Herrn Jones, einem der Studenten, verloren. Alle vier wurden eine Beute des Typhus.

Meine Herren, es war in der Erfüllung der heiligen und ſelbſt

aufopfernden Dienſte, wodurch unſer Beruf ſo hervorragend ausgezeichnet iſt, daß dieſe unſere Brüder, frei von dem Makel des weltlichen Gewinnes, gänzlich unbelohnt für ihre unbezahlbaren Dienſte, ſo geopfert wurden. Nur einer von ihnen, Dr. Brittain, war ein Mitglied unſeres Vereins; aber alle hatten die Abſicht, ihm beizutreten. Unter den Opfern des Typhus muß ich vorzüglich unſern Collegen, den verſtorbenen Dr. Barker von Bedford erwähnen. Man hat in zahlreichen Beiſpielen beobachtet, daß die Aerzte, deren Studium auf eine beſtimmte Krankheit oder auf ein beſtimmtes Organ oder einen Theil des menſchlichen Körpers gerichtet war, an ſich ſelbſt die von ihnen behandelte Krankheit erprobt haben. Auf dieſe Weiſe ſtarb Laennec an der Schwindſucht, Reid von St. Andrews an der ſchmerzhafteſten der Krankheiten, die das menſchliche Geſchlecht befallen, bei ihm dieſelben Nerven angreifend, deren Einfluß aufzuklären, ſeine zahlreichen Experimente ſo ſehr beigetragen hatten. So unterlag Dr. Barker, am Typhus ſterbend, einer der Krankheiten, denen vorzubeugen er ſich angelegen ſein ließ. Nur kurze Zeit verſtrich ſeit der Feier der letzten Jahresverſammlung in Leamington, wo Dr. Barker aus der Hand deſſen, deren Namen ſie trägt, die Haſtingsmedaille für ſeine Preisſchrift über Desinfection erhielt, und bald darauf hörten wir, daß er ſelbſt von dem Fieber ergriffen und daran geſtorben ſei, ein anderer Märtyrer ſeines Berufes. Ach! in einem Jahre ſind uns Beide, er welcher empfing, und er welcher die werthvolle Belohnung für ſtrebſame Verdienſte austheilte, durch den Tod entriſſen worden. Der kürzlich erfolgte Tod von Toynbee hat uns einen anderen unſerer geſchätzten Collegen geraubt, einen, der dazu beitrug, den Ruhm Englands durch die hohe Stufe aufrecht zu erhalten, die er in dem Wiſſenszweige, welchem er ſich widmete, erreichte. So hoch ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen waren, und in dieſen übertraf ihn Niemand, ſo war er nicht weniger ausgezeichnet durch die offene Hand ſeiner Mildthätigkeit. — Es exiſtirt eine wohlthätige Inſtitution, die ſpeciell mit dem britiſchen ärztlichen Vereine zuſammenhängt, die in keiner Weiſe aber mit

dem königlichen benevolent College in Epſom etwas zu thun hat. Das Etabliſſement in Epſom wurde durch unſern achtbaren Collegen Herrn Propert gegründet, welcher als Welſcher dem Fürſtenthum zur Ehre gereicht; erſterer übt einen großen und wohlthätigen Einfluß aus und erfreute ſich der ausgezeichneten Ehre, den verſtorbenen und noch immer beweinten Prinz-Gemahl zum Patron zu haben. Es gewährleiſtet eine geſunde Erziehung, die mit den beſten unſerer Schulen den Vergleich nicht zu ſcheuen braucht, und nimmt die Söhne von Aerzten für einen ſehr geringen Preis und eine gewiſſe Zahl von Waiſen und Vaterloſen ohne alle Koſten auf. Die zahlreichen Geſuche die leeren Stellen auszufüllen, weit über die Hülfsquellen der Anſtalt hinaus, waren ein unbeſtreitbares Zeugniß für die dringende Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz. Da ich mehrere Jahre als Ehrenſecretär für das Epſom-College fungirte, ſo brauche ich nicht zu ſagen, daß ich es auf's Wärmſte unterſtützte und daß ich hoffe, daß es nicht bloß auf ſeiner jetzigen Höhe erhalten, ſondern eine noch größere Ausdehnung annehmen wird. Dieſe wohlthätige Anſtalt ſteht aber nicht direct mit unſerm Vereine in Verbindung, wie der medical benevolent fund, welcher nach einem andern Plane angelegt iſt und ein ganz verſchiedenes Feld einnimmt. Der Hauptzweck des medical benevolent fund iſt, mehr zeitlich als beſtändig Erleichterung und Unterſtützung zu verſchaffen; um von ihm Unterſtützung zu erhalten, iſt weiter nichts erforderlich, als den Unglücksfall wohl beglaubigt zu haben und von zwei oder mehreren Mitgliedern des Vereins empfohlen zu werden.

Keine Bewerbung und keine Oeffentlichkeit iſt erforderlich, und wenn das Sprichwort bis dat qui cito dat jemals angewandt werden kann, ſo paßt es ohne Frage auf die Hülfe, die der medical benevolent fund gewährt.

Nur mit Widerſtreben habe ich Ihre Zeit mit dieſen Details aufgehalten, die, wenn auch Vielen von uns, doch nicht Allen bekannt ſein werden. Ich bin veranlaßt, ſo zu verfahren durch die Handlung des verſtorbenen Mr. Toynbee, der einen Theil ſeiner

kostbaren Zeit verwandte, um die Sphäre der Wirksamkeit dieser Anstalt zu erweitern. Das Zartfühlende der Methode, mit der dieser Fond seine Unterstützung austheilt, stimmt mit der von Mr. Toynbee ausgeübten Privatmildthätigkeit überein. So gab er bei einer Gelegenheit 500 £ St. zu diesem Fond; aber noch mehr, er opferte seine Kräfte und seine Zeit dazu, die schätzbarer ist, als seine pecuniäre Munificenz. Das traurige Unglück, durch welches er seinen Tod fand, war in Harmonie mit seinem Leben; indem er durch Experimente an sich selbst, Mittel zu entdecken suchte, um die Leiden Anderer zu erleichtern, opferte er sein eigenes Leben in der vollsten Blüthe.

In Dr. Conolly haben wir ein anderes Hauptmitglied verloren, das so lange als seine Gesundheit es erlaubte, immer unsere Versammlungen besuchte und durch seinen ausgesucht literarischen Geschmack, seine hohen professionellen Bestrebungen und anmuthige Urbanität, sehr zu der Anziehungskraft der Versammlungen mit beitrug. In ihm hat die Gesellschaft einen wahren und praktischen Philanthropisten verloren. Aber der Einfluß seines Lebens wird fortdauern in allem, was er für die menschliche Behandlung der Irren geleistet hat und für die Hülfe, welche er bei Gründung des ersten Asyls in diesem Lande, zur Aufnahme und Erziehung der Idioten, leistete, deren Neigungen er erweckte und leitete, deren Gefühle er entwickelte und ihnen, deren Existenz vorher ein trauriges und düsteres Nichts war, eine neue Welt eröffnete. Dr. Conolly war einer der ersten Glieder und ein Pfeiler der Gesellschaft und stand mit Forbes, Johnstone und andern Sir Charles bei, dieselbe zu gründen. Einer nach dem andern von diesen frühen Freunden starben hinweg, Sir Charles blieb fast allein sie überlebend zurück, und es war peinvoll traurig für Alle, welche die späteren Versammlungen besuchten, daß die Ueberzeugung sich in seinem Geiste festgesetzt hatte, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem auch er hinweg gerafft würde. Auf der Versammlung in Leamington erschien er ganz so wie in seinen rüstigen Jahren, so viel besser und kräftiger als die Jahre

zuvor, und er ſprach mit ſolcher Friſche und Kraft, daß als er für Lady Haſtings und ſich meine, für dieſe Verſammlung ihm angebotene Gaſtfreundſchaft annahm, ich mich wirklich im Voraus darauf freute ſie empfangen zu können. Ich wußte, daß Sir Charles Haſtings viele Jahre vorher auf eine Verſammlung in Cheſter gerechnet hatte; aber ich konnte mir in Leamington nicht denken, daß wenn wir dort verſammelt, er fehlen würde, und daß ich nicht bloß ſeines ſtets bereiten Raths entbehren, deſſen großes Lebensziel die Beförderung, das Wachsthum und die Vermehrung des Einfluſſes dieſer Geſellſchaft war, ſondern daß ich auch ſeinen Tod zu beklagen haben würde. Dies iſt das erſte Mal, daß die Perſon, welche in Ihren Verſammlungen den Vorſitz zu führen hat, nicht durch die Erfahrung deſſen unterſtützt wird, welcher keine einzige Verſammlung verſäumt hatte. Das Schiff, welches er erbaut hat, iſt glücklich vom Stapel gelaſſen, und der Lootſe, der es ſo lange ſteuerte, iſt verſchieden. Es bleibt jetzt der Beweis zu führen, ob auch Andere es ſicher leiten können und ob ſein inniges Verlangen, dieſe Geſellſchaft auf der möglichſt feſten Baſis zu gründen, ausgeführt worden iſt.

Meine Herren, wie ich ſchon vorher erwähnte, in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen unſers Gründers, haben wir uns in Cheſter verſammelt, und in dem Namen unſerer Collegen heiße ich Sie herzlich willkommen und hoffe, daß die Verſammlung einen ſegensreichen Verlauf haben wird. In Bezug auf Intereſſantheit kann Cheſter von keiner Stadt übertroffen werden. Sie iſt keine moderne Stadt; ſie rühmt ſich eines Alters von beinahe 2000 Jahren, ſeit der Eroberung der Römer, als die 20. Legion des Kaiſerreichs hier lagerte. Die Ueberbleibſel von römiſchen Alterthümern ſind außerordentlich zahlreich, doch Sie werden ſich ſelbſt von dieſen durch einen Gang durch die Stadt eine weit beſſere Kenntniß verſchaffen, als durch meine Beſchreibung. Die wichtigſte Thatſache für uns iſt die, daß die Römer ihre Städte bauten mit Berückſichtigung der Geſundheit ihrer Einwohner, nämlich auf einem Grund von neuem rothem Sandſtein, auf einer Erhöhung, die eine leichte

und wirksame Drainage zuließ. Die Stadt zeichnete sich durch einen hohen Grad von Civilisation sehr aus. Sie besaß wenigstens zwei Reihen von öffentlichen Bädern und viele ausgezeichnete öffentliche Gebäude, deren Ruinen man dort gelegentlich ausgegraben hat, wo man sie am wenigsten vermuthete. Diese Ruinen liegen meistens 4—5′ unter der gegenwärtigen Oberfläche, indem der Boden sich so angehäuft hat seit der Zeit, die nach ihrer Erbauung verstrich. Die Ruinen beweisen auch, daß reines Trinkwasser sehr geschätzt war, und daß hygienische Maßregeln sorgfältig ausgeführt wurden; besser wahrscheinlich als in irgend einer darauf folgenden Periode. Mit der römischen Eroberung und Civilisation drang das Christenthum ohne Zweifel ein. Es ist die Theorie aufgestellt worden, daß die Wilden die Nachkömmlinge der civilisirten Racen sind. In vielen Fällen mag dies so sein, in vielen andern dagegen vermuthlich nicht. Auf keine Weise dürfte es gerechtfertigt sein, die Sachsen als Wilde zu bezeichnen, obgleich es gewiß und sehr merkwürdig ist, daß unter ihren Gesetzen die Künste und der Comfort des civilisirten Lebens durch lehmige Fußböden, mit Binsen bestreut ersetzt wurden, und das Christenthum dem Heidenthum wich. In Wales, wohin das Sachsenthum nicht hindrang, blieb das Christenthum zurück. In der Nachbarschaft von Mold, einer 12 Meilen entfernten Stadt, gewannen die Christen unter Germanus den Hallelujah-Sieg gegen die Picten; und ungefähr 12 Meilen aufwärts des Flusses Dee, wo jetzt keine Spur eines Klosters vorhanden ist, sondern bloß eine dafür hingesetzte Kirche, existirte eine Anstalt mit 2000 Mönchen, welche dort blieben, während das sächsische England heidnisch war. Auch könnte ich noch erwähnen, daß in der Nähe von Chester der Delemere-Hain liegt, der unter der Regierung von Ethelfleda, der Tochter von Alfred dem Großen, der Sitz einer wichtigen Station war. Jeder, der dort hinkömmt und von Ruinen keine Spur findet, würde nie glauben, daß dort der Sitz einer großen Bevölkerung gewesen sei, obgleich es jetzt ein unzweifelhaftes Factum ist. Daß eine Civilisation von einem so hohen Grade und durch die specielle

Fürſorge, die ſie der Erhaltung und Beförderung der Geſundheit angedeihen ließ, ausgezeichnet, was die Römer charakteriſirt, — eine Civiliſation, die ſich nicht nur über dieſen Theil des Königreichs erſtreckte, ſondern überall, wohin die römiſche Herrſchaft ſich ausbreitete und durch den beruhigenden Einfluß der Chriſtenheit noch verfeinert wurde, — daß eine ſolche Civiliſation gänzlich ausgelöſcht und durch Barbarei und Heidenthum erſetzt werden ſollte, und daß wir jetzt den Beweis dieſer Veränderung vor unſern Thüren haben ſollten, iſt im höchſten Grade der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens werth und ſollte uns, die wir durch unſern Beruf die Erhalter der öffentlichen Geſundheit ſind, ſorgfältig gegen die Einflüſſe ſchützen, welche dieſelben zu verſchlimmern drohen; denn Verſchlechterung des Körpers und Verſchlechterung des Geiſtes fallen ſtets zuſammen. In Cheſter gab es Leidensjahre, während welcher die Strafe wegen vernachläſſigter hygieniſcher Maßregeln in der Form einer ſchrecklichen Sterblichkeit durch das Schweißfieber und die Peſt bezahlt wurde, bevor die Einwohner die Nothwendigkeit wieder einſahen, zu drainiren, für gutes Waſſer zu ſorgen und öffentliche Bäder einzuführen, mit dieſem Allen hat man ſich erſt kürzlich abgegeben.

Was auch immer die Urſachen ſein mögen, die große Menge von Menſchen zuſammen bringen, entweder die Muſterungen großer Armeen oder der Bedarf der Arbeit, welcher durch Manufacturen oder Handel bedingt wird, die Vernachläſſigung hygieniſcher Maßregeln iſt unter ſolchen Umſtänden unvermeidlich von Krankheit und frühzeitigem Tod begleitet. Die ſchreckliche Lehre, die unſere Armee in der Krim erfuhr, wo eine Krankenſterblichkeit von 35 % in der kurzen Zeit von 7 Monaten, vom October bis April, ihre Reihen lichtete, iſt noch friſch in der Erinnerung, ein Sterblichkeitsverhältniß, welches allein durch Krankheiten, ohne die Unglücksfälle des Schlachtfeldes hinzuzuzählen, in 20 Monaten jede lebende Seele einer der ſchönſten Armeen, die jemals unſere Küſte verließ, hinweggerafft haben würde. Die eben angegebe-

Sterblichkeitsstatistik schließt nicht die vielen Menschen in sich, deren Gesundheit, gebrochen durch die vielen Entbehrungen, denen ihre Kameraden, ein Glück für sie, rascher erlagen, seit ihrer Rückkehr zusammengeknickt, oder die noch jetzt ein schweres leidendes Leben, eine hoffnungslose Krankheit ertragen. Daß diesem traurigen Zustande hätte vorgebeugt werden können, ist außer Frage, denn die Officiere, welche durch ihre Privatmittel in gewisser Hinsicht von der Fürsorge des Staats unabhängig dastanden, litten nicht in derselben Weise, wie die Gemeinen, und als die Reclamationen der ärztlichen Beamten (denn unsere Collegen ließen es nicht zu, daß unsere tapferen Soldaten durch Krankheiten sterben sollten, ohne die Nachlässigkeit an das Tageslicht zu bringen, die diese verursachten), zuletzt glücklich ihre Forderungen durchsetzten, nahm die Sterblichkeit rasch ab. Die Franzosen profitirten in ihrer italienischen Campagne von den, in der Krim gesammelten, Erfahrungen; denn Dank den ausgezeichneten, vom Kaiser geleiteten Arrangements, nach der Anordnung des berühmten Wundarztes Baron Larrey, ungeachtet der dort versammelten Monstrearmeen, ungeachtet der Hitze, die außerordentlich war und ungeachtet der ungünstigen tellurischen Einflüsse, herrschte weder Hospitalbrand noch Typhus oder irgend eine ansteckende Krankheit vor. Wenn die englische Nation gleich dem französischen Kaiser auch so von der Krim'schen Erfahrung profitirt haben sollte, würden unsere tapferen Soldaten nicht vergeblich gestorben sein; aber es ist eine Lehre, welche die englische Nation nur zu oft zu verlangen scheint; denn im Jahre 1809 ertönte dasselbe Schreckensgefühl, das durch die Krim'schen Verluste erregt war, durch ganz England bei der Expedition von Walchern, als von je 1000 Mann 16,7 nur durch Verwundungen und 332 durch Krankheiten umkamen. Der ärztliche Stand nimmt indessen in unserm Lande von Jahr zu Jahr an Bedeutung zu und verwendet seinen ganzen Einfluß auf Fragen des öffentlichen Wohls, obgleich er wenig Aufmunterung bis jetzt erfahren hat.

Seit unſerer letzten jährlichen Zuſammenkunft iſt Cheſhire ſchwer durch die Rinderpeſt heimgeſucht worden. Wohl erinnere ich, wie der Aufregung Worte verliehen wurden durch unſern Collegen Dr. W. Budd in Leamington im verfloſſenen Jahre. Keiner, der ihn damals hörte, kann den tiefen Eindruck vergeſſen, den er auf den Geiſt ausübte, nicht bloß auf den Geiſt, ſondern auch auf das Gemüth von Allen, welche auf die hinreißende, beredte Sprache lauſchten, in der er die traurigen Reſultate vorausſagte, welche unvermeidlich der Vernachläſſigung der Vorſichtsmaßregeln folgen würden, von denen die Erfahrung zu ſehr bewieſen hat, daß ſie allein helfen könnten. Die Vorſichtsmaßregeln, zu denen er rieth, hatten keinen hypothetiſchen Charakter, ſie waren erprobt und mit ausgezeichnetem Erfolge wirkſam befunden in Ländern, die unmittelbar an inficirte Gegenden angrenzten; ſie waren ausgeführt in Frankreich, wohin die Krankheit wirklich gedrungen war, mit ebenſo gutem Erfolge. Ihre Anwendung war vorzüglich leicht in England, weil es von der See umringt iſt und vollſtändig abgeſchloſſen werden kann. Die angegebenen Maßregeln waren nicht durch den Makel der Neuheit befleckt; aber wie bei der Expedition nach Walchern und nach der Krim, wurden die Lehren der Vergangenheit mißachtet. Vor einem Jahrhundert hatte die Rinderpeſt die Heerden dieſes Landes ergriffen, Verheerung und Elend in ihrem Gefolge mit ſich führend, deſſen Wirkung zu zerſtören es einer ganzen Generation bedurfte. Obgleich die Obrigkeit mit allen dieſen Thatſachen vertraut war, ſo wurden keine geeigneten Maßregeln ergriffen, um eine Repreſſion auszuüben. Schritt für Schritt näherte ſich die Krankheit, bis ſie zuletzt die Heerden unſerer Grafſchaft ergriff. Meine Herren, ich that mein Beſtes zu jener traurigen Zeit, um die Krankheit auszurotten. Ich wandte mich an eines der Parlamentsmitglieder der Grafſchaft, hob die Unzweckmäßigkeit der ergriffenen Heilmethoden hervor und zeigte, daß kein Aufwand von Privatthätigkeit anders als nachtheilig auf das öffentliche Wohl einwirken könne. Ich hob hervor, daß die Heimſuchung des Viehs ein Nationalunglück

sei dem man durch eine allgemeine Steuer begegnen müsse; daß hiebei nicht bloß das Interesse des Ackerbauers und der ackerbautreibenden Bevölkerung in's Spiel komme, sondern daß jedes Gemeindemitglied, von dem Arbeiter an durch den Preis des Fleisches betroffen werden würde, und daß die Staatscasse unbedeutend, kaum bemerkbar in Anspruch genommen sein würde, wenn das System der „Tödtung" frühzeitig ergriffen worden wäre. Ich versuchte diesem Parlamentsmitgliede die Ansicht beizubringen, daß es besser sei, wenn die Executive die öffentliche Meinung zu anticipiren und zu leiten versuchte, als wenn sie durch letztere bestimmt würde, und daß sie, auf Kosten augenblicklicher Popularität, solche Maßregeln zugleich ergreifen sollte, welche höhere Einsicht und Verständniß erforderten, und es der Zukunft anheim geben sollte, sie zu rechtfertigen. Der Herr, an den ich mich wandte, suchte Andere zu bestimmen. Die Zeit ging indessen damit verloren, die Seuche breitete sich immer weiter aus, und die Antwort, die er dann überall empfing, war: „Wir haben keine Lust, für Euere Verluste in Cheshire unser Geld auszugeben!" Das Tödtungssystem wurde dann in Kraft gesetzt und zwar mit der Aussicht dafür entschädigt zu werden; aber in den meisten Fällen geschah es nur, wenn die Thiere bereits im Begriffe zu sterben waren. Was Cheshire betrifft, so war alles Unglück und alles Elend, was die Krankheit nur verursachen konnte, hier eingetroffen; die Ansteckung war so allgemein, daß selbst das Tödtungssystem nicht die noch übrigbleibenden retten konnte. Das in Cheshire eingeführte Tödtungssystem konnte zu der Zeit nur für die Theile des Königreichs von Nutzen sein, wo die Seuche noch nicht ausgebrochen war, und die Herren, die damals meinem Freunde antworteten: „wir haben keine Lust, für Verluste in Cheshire zu bezahlen", müssen jetzt die Strafe ihres Egoismus durch den Verlust ihrer eigenen Heerden bezahlen.

Eine Folge von dieser Krankheit war der Verkauf einer großen Menge Heus, welches nach andern Theilen des Königreichs geschafft wurde. Bis jetzt sind keine nachtheiligen Folgen daraus ent-

ſtanden. Es mag ſein, daß, wegen des Ueberfluſſes von Gras in dieſer Jahreszeit, das Heu bloß für Pferde und nicht für das Rindvieh gekauft wurde. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſehr viel von dieſem Heu die Keime der Krankheiten enthält. Laſſen Sie uns dennoch hoffen, daß keine ſchlechten Folgen daraus hervorgehen werden. Der Anblick und das Ausſehen von Cheſhire iſt durch dieſe Seuche vollſtändig verändert worden; Farmen, die einen Ueberfluß an Rindvieh hatten, ſind jetzt angefüllt mit Schafen, für deren Ernährung mehrere Weiden ſich ſehr ſchlecht eignen. Eine Anleihe von 300,000 £ Strl. iſt aus der Staatscaſſe vorgeſtreckt worden, um diejenigen zu entſchädigen, deren Vieh getödtet wurde, und dreißig Jahre werden hingehen, um die Zinſen und das Capital wieder zurückzubezahlen. Dies iſt eine kurze Skizze der Fortſchritte und der Wirkungen der Rinderpeſt in Cheſhire.

Die contagiöſen Krankheiten haben zu allen Zeiten das Intereſſe von Cheſter in Anſpruch genommen. Der verſtorbene Doctor Thackeray, deſſen Name mit unſeren hauptſächlichſten milden Stiftungen zuſammengewachſen iſt, und zu deſſen Andenken von ſeinen Mitbürgern auf unſerem maleriſchen Kirchhof ein Denkmal errichtet wurde, ſtellte fünfzig £ Strl. unſerer Geſellſchaft zur Verfügung für einen Preis auf den beſten „essay“ über das Fieber. Dr. Haygarth, einer der Koryphäen der Aerzte von Cheſter, hob, um den anſteckenden Krankheiten vorzubeugen, die Nothwendigkeit hervor, dieſelben abgeſondert zu behandeln und beſondere Fieberſäle zu errichten. Dies iſt ein Ding, auf das die Aerzte von Cheſter ſich etwas einbilden, daß die Anſichten, die er ſo hartnäckig verfocht und durchzuſetzen ſuchte, und welche damals auf principiellen Widerſpruch von Vielen ſtießen, jetzt allgemein adoptirt ſind.

In dieſem Augenblick zieht die Cholera, mehr als irgend eine andere Krankheit, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich. Bei ihrem letzten Ausbruche in Cheſter beobachtete man ein ſehr ſchlechtes Verfahren in Bezug auf ſie. Die Fälle wurden, ſo wie ſie vorkamen, in den Localitäten ihres Urſprungs behandelt, die Krankheit rund

umher verbreitend, bis sie von selbst ausraste. In der Jetztzeit sind die Obrigkeiten hinlänglich gewarnt, einen ähnlichen Plan zu befolgen, und ergreifen Maßregeln, so weit als sich durchführen läßt, die Isolirung und die getrennte Behandlung der Krankheit zu veranlassen. Es giebt einen Gesichtspunkt, der in Bezug auf die Cholera mit Chester auf's Engste zusammenhängt und in directer Beziehung steht mit den Schlüssen, zu denen Dr. Snow in seiner Flugschrift über Cholera, die er im Jahre 1849 und dann wieder 1855 veröffentlichte, gelangte und mit den Berichten des Statistischen Bureaus über die Choleraepidemie von 1848 und 1854. Dr. Snow zeigte zuerst, daß die Cholera in London mehr in den Districten vorherrschte, wo die Bevölkerung mehr als anderswo durch Kloakenunrath verunreinigtes Wasser trank. Dies war vorzüglich der Fall mit dem berüchtigten Brunnen der „Broad Street", welcher, da er angenehm schmeckendes, klares, sprudelndes Wasser lieferte, obgleich es so vergiftet war, allgemein begehrt war. Es wurde neulich in der Zeitung berichtet, daß der Handgriff dieses Brunnens erneuert sei; aber zum Glück hat seitdem Dr. Lankester intervenirt und seine Entfernung angeordnet.

Die Wasserversorgung von Chester geschieht vom Flusse Dee innerhalb der von der Fluth berührten Region, indem dieselbe noch einige Meilen weiter hinauf geht über die Stelle, wo das Wasser gepumpt wird. Das Wasser wird indessen nur in Behälter gepumpt, welche, unmittelbar, wenn die Fluth vorbei ist, die Stadt versorgen. Dies ist eine tadelnswerthe Einrichtung. Ein Punkt sollte indessen noch mehr urgirt werden, und dies geht grade die Behörde an, in deren Hand die Interessen der Gemeinde gelegt sind. In Bezug auf diesen Punkt muß ich erwähnen, daß in den Berichten, auf die ich mich bezogen habe, die folgenden Facta verbürgt sind. Ich will Provinzialstädte citiren, weil sie sich vorzüglich mit Chester vergleichen lassen. Während der Choleraepidemie im Jahre 1832 kamen in Exeter 1000 Fälle vor, von denen 347 unglücklich verliefen; die Wasserspeisung der Stadt geschah damals von dem

Fluß, und das Waſſer ſelbſt war verunreinigt. Im Jahre 1834 wurde die Waſſerleitung verbeſſert, indem Waſſer aus demſelben Fluſſe zwei Meilen oberhalb der Stadt genommen wurde, und als die Epidemie von 1849 hereinbrach, kamen nur 44 Cholerafälle vor und dieſe meiſtens nur unter Fremden. In Dumfries wüthete im Jahre 1832 und 1849, als die Waſſerverſorgung knapp und ſchlecht war, die Krankheit mit furchtbarer Heftigkeit; nach der zweiten Epidemie wurde für eine beſſere Waſſerzufuhr, die frei von vergifteten Stoffen war, geſorgt und im Jahre 1854 war der Platz ſehr leicht von der Cholera heimgeſucht. Ich könnte die Anführung ähnlicher Fälle vervielfältigen; aber die, welche ich gegeben habe, zeigen hinlänglich die Wichtigkeit des Trinkens von reinem Waſſer.

In Cheſter ſind wir, wie in den meiſten anderen Städten, für die Zufuhr und Verſorgung unſeres Waſſers von einer Waſſer-Compagnie abhängig. Als dieſelbe ſich conſtituirte, wurde das Waſſer aus einer Stelle oberhalb der Stadt genommen; aber mit der Ausdehnung der Stadt wurden Häuſer an dieſem Punkte aufgeführt, und die Compagnie iſt in dieſem Augenblicke damit beſchäftigt, Röhren oberhalb dieſer Gegend anzulegen. Sehr häufig ſind Klagen gegen die Waſſer-Compagnie erhoben worden, und dies iſt geſchehen von Mitgliedern unſerer Stadtverordnetenverſammlung, obgleich eine Urſache der Verunreinigung unſeres Fluſſes exiſtirt, für die die Stadtverordneten verantwortlich ſind. Vor fünfzehn Jahren nämlich wurden die Abführungscanäle der Stadt reſtaurirt. Wir haben in kleiner Entfernung von der Stadt einen ſandigen Alluvialboden, der durchſchachtet, all den Dünger, den wir ihm geben können, aufzunehmen und gewiß in ergiebiger Ernte zurückzubezahlen geeignet iſt. Aber ſei dem, wie es wolle, es exiſtirten Hinderniſſe, einen Ausweg zu erhalten, und in Folge davon, beſchloſſen die Stadtverordneten, um den Kloakenabfall aus der Stadt zu entfernen, die jährlich an Bevölkerung zunahm, die Canäle in den Fluß Dee münden zu laſſen, und zwar eine kurze Strecke unter dem Punkt, wo die gegenwärtige Waſſerverſorgung vor ſich geht. Auf

der Stelle, wo die Canäle in den Fluß münden, bildete ſich ſchnell eine Bank von den Niederſchlägen, und die Fluth, darüber weg fließend, trägt zu den Waſſerwerken das durch die Excremente der Einwohner verunreinigte Waſſer. Ich habe es verſucht, die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt hinzulenken, weil, nach der Erfahrung von Exeter und anderen Städten, wenn Cholera die Stadt befallen ſollte, es intereſſant ſein würde, ihren Einfluß zu bewachen und zu erfahren, welche Wirkung auf die Einwohner durch die Verunreinigung ihres Fluſſes hervorgebracht würde. Ich habe oft dunkle Häutchen auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen ſehen. Die Waſſerverſorgung Cheſters iſt beengt durch Reſtrictionen, die immer vorkommen, wenn ein Artikel von ſolcher Nothwendigkeit für Privatleute und das öffentliche Wohl in den Händen einer Privatcompagnie ſich befindet. Die Bewohner von kleinen billigen Miethwohnungen hängen, wenn nicht das Waſſer durch ihre Vermiether, die die Waſſerſteuer bezahlen, herbeigeſchafft wird, von heimlich erſchlichenem Waſſer oder von der Verſorgung von Privatbrunnen und Quellen ab; und gerade die Häuſer und Oerter, welche, um des öffentlichen Wohles halber, am meiſten der Sauberkeit und Reinlichkeit bedürfen, ſind ohne die Mittel gelaſſen, dies beſchaffen zu können. Alle ſanitätlichen Reformen ſtellen das Axiom an die Spitze, daß die Zufuhr und Verſorgung mit Waſſer frei ſein ſollte, wie die Luft und das Licht. Nachdem die Fenſtertaxe abgeſchafft worden iſt, ſollte die Zeit gekommen ſein, wo, wenn es nur eben durchzuführen iſt, die Verſorgung mit Waſſer zum Wohle des Publicums von der Obrigkeit des Orts beſchafft werden, und eine allgemeine Waſſerſteuer erhoben werden ſollte, welche alle Eigenthümer zur Contribution verpflichtet und die Waſſerverſorgung wirklich ſegensreich machen würde. Im Intereſſe der öffentlichen Geſundheit, ſollte die Regierung vorzuſchreiten gedrängt werden, und damit etwas zu thun, welches die ſchlechten Wirkungen paralyſirte, die aus der großen Leichtigkeit entſpringen, weniger unſchädliches Trinkwaſſer zu erhalten.

Wenn die Wegleitung der Canäle von unſerm lieblichen Fluſſe durchgeſetzt iſt, und wenn die Stadt in ihre eigene Hand die Waſſerverſorgung nimmt, ſo daß alle Einwohner verſorgt werden, dann wird in unſeren Geſundheitsangelegenheiten ein ſegensreicher Fortſchritt gemacht worden ſein.

Meine Herren, in den zerſtreuten und flüchtigen Bemerkungen, mit denen ich dieſe Jahresverſammlung eröffnet habe, habe ich es vermieden, Punkte zu berühren, die von denen, die Abhandlungen vortragen werden, behandelt werden, und die deshalb vertrauter hiermit ſind als ich. Ich habe nur einige Gegenſtände von örtlichem Intereſſe herangezogen. Die wichtigern Angelegenheiten unſerer Verſammlung lege ich in andere Hände und nochmals danke ich Ihnen für die freundliche Art und Weiſe, mit der Sie mich empfangen haben.

XXVII.

Salterswell.

Ich konnte es nicht unterlaſſen, Ihnen, geſchätzter Freund, die ganze gehaltvolle Rede des Dr. Waters mitzutheilen, weil ſie ein ſo klares Bild der Beſtrebungen der engliſchen Aerzte giebt, wie ich es Ihnen nicht zu geben vermöchte. In Deutſchland iſt überhaupt über dieſe Aſſociation ſo wenig bekannt, und die mediciniſchen Journale bringen ſo ſelten Berichte über dieſe wiſſenſchaftliche Wandergeſellſchaft, daß es ſich wirklich der Mühe verlohnt, klarere und genauere Vorſtellungen über dieſe ſich zu verſchaffen. Wenn ich einen Vergleich anſtellen wollte, zwiſchen der british medical association und der deutſchen Naturforſcherverſammlung, ſo würde ich ſagen, erſtere hat einen demokratiſchen, letztere einen ariſtokratiſchen Charakter. Eine ſo große Theilnahme die deutſche Natur-

forſcherverſammlung bei den Aerzten und bei dem Volke findet, ſo kann man dennoch nicht behaupten, daß die Verſammlung der Aerzte und Naturforſcher in Deutſchland ein nationales, populäres Inſtitut iſt. Der Zweck derſelben iſt ja ein wiſſenſchaftlicher; für die Wiſſenſchaft als ſolche hat dieſelbe aber ſehr wenig bis jetzt geleiſtet. Viel größeren Nutzen gewährt ſie wohl dadurch, daß ſie die Gelehrten und berühmten Naturforſcher mit einander in Verbindung bringt. In Deutſchland hat die mediciniſche Wiſſenſchaft ein ganz anderes Verhältniß zum Volk als in England. Man könnte behaupten, die mediciniſche Wiſſenſchaft ſei in Deutſchland noch eſoteriſch, wie die Medicin der Asklepiaden in der vorhippokratiſchen Zeit, in England dagegen exoteriſch. Das ganze wiſſenſchaftliche mediciniſche Leben Deutſchlands concentrirt ſich in Deutſchland an den Univerſitäten. Man findet unter den praktiſchen Aerzten ja immer Einzelne, die an den Fortſchritten der Wiſſenſchaft regen Antheil nehmen, dieſelbe eben ſo eifrig cultiviren, als die Profeſſoren an den Univerſitäten. Dies ſind aber nur Ausnahmen. Im Allgemeinen widmet ſich der praktiſche Arzt in Deutſchland ganz ſeiner Praxis und nimmt an den Fortſchritten der Wiſſenſchaft nur paſſiven Antheil. Schriftſtellernde praktiſche Aerzte gehören in Deutſchland zu den Ausnahmen. Umgekehrt führen die Profeſſoren der Univerſitäten ausſchließlich ein zu decidirt wiſſenſchaftliches Leben; es iſt ſelten, daß ſie außer ihrer Hospitalpraxis eine große Praxis treiben, ſelbſt diejenigen Lehrer, die eine der praktiſchen Disciplinen der Medicin vertreten. Daß aber ein Profeſſor der pathologiſchen Anatomie, der Phyſiologie und allgemeinen Pathologie oder gar der Materia medica, zugleich als praktiſcher Arzt fungirt, gehört zu den größten Seltenheiten. Hierdurch kömmt es, daß in Deutſchland zwiſchen Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt eine Kluft gebildet wird, ſo daß dieſelben ſich beinahe als feindliche Pole gegenüber ſtehen. In England kennt man ſolche Gegenſätze nicht Jeder bedeutende praktiſche Arzt iſt auch zugleich Lehrer. Letzteres wird man nicht, wie in Deutſchland, ſofort nachdem man ſeine

Studienjahre vollendet, ſondern nachdem man durch Erwerbung einer bedeutenden Praxis ſeine praktiſche Befähigung wirklich documentirt hat. Während in Deutſchland auch die bedeutendſten praktiſchen Aerzte ſelten als Schriftſteller an das Licht der Oeffentlichkeit treten — hatte doch Schönlein, der ohne Frage der genialſte und bedeutendſte Heilkünſtler des neunzehnten Jahrhunderts war, außer ſeiner Inauguraldiſſertation nie eine Zeile in ſeinem ganzen Leben veröffentlicht — kann man in England kaum einen nur einigermaßen bedeutenden Arzt ſich denken, der nicht durch irgend ein Werk in der Literatur ſich einen Namen erworben hätte. Daß aber der Phyſiolog, der Mikroſkopiker, der pathologiſche Anatom in England zugleich nebenbei ärztliche Praxis treibt und oft dazu eine bedeutende, ſcheint mir die Haupturſache zu ſein, daß die engliſche Medicin ſeit Alters her einen entſchieden praktiſchen Charakter gehabt hat.

Während daher in England die Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt nicht getrennt iſt, und der Mann der Wiſſenſchaft zugleich auch der Heilkünſtler iſt, finden wir in Deutſchland nicht dieſe harmoniſche Vereinigung. Daher kommt es, daß die Deutſchen in den rein abſtracten Disciplinen der Medicin, die nicht unmittelbar mit der praktiſchen Medicin in Beziehung ſtehen, ebenſo viel und noch mehr als die Engländer leiſten, dagegen in den eigentlich praktiſchen Fächern von den Engländern ſtets überflügelt worden ſind. In der Bearbeitung der Phyſiologie, Mikroſkopie, pathologiſchen Anatomie und vergleichenden Anatomie leiſten die Deutſchen vielleicht mehr als die Engländer; in der Chirurgie, Geburtshülfe und inneren Medicin verdienen letztere aber die Palme. Früher unbekannte Krankheiten, wie die Bright'ſche und die Addiſſon'ſche verdanken wir den Engländern; die Ovariotomie wurde in England zuerſt ausgeübt und hat wohl nirgends glänzendere Erfolge aufzuweiſen; die Gebärmutterchirurgie wird vorzugsweiſe hier cultivirt. Die deutſche Literatur hat nicht die claſſiſchen Werke in dieſen Disciplinen aufzuweiſen, wie England ſie die Hülle und Fülle hat. Dabei haben

alle dieſe Handbücher das Verdienſt, wirklich praktiſch zu ſein; d. h. ſie genügen den Bedürfniſſen des praktiſchen Arztes und gewähren ihm Rath und Belehrung. Dies kann man von den wenigſten deutſchen Büchern behaupten. Man ſieht es denſelben nur zu oft an, daß keine praktiſchen Aerzte, ſondern bloße Stubengelehrte dieſelben verfaßt haben. Daher werden ſo viele engliſche Werke in's Deutſche überſetzt, während den deutſchen nur ſelten dieſe Ehre widerfährt. Wenn in Deutſchland die Gegenſätze, die hier zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt beſtehen, nicht ausgeglichen werden, ſo wird unſere Literatur noch lange dieſen eigenthümlichen Charakter bewahren, und wir werden für die praktiſchen Disciplinen uns noch immer vom Auslande verſorgen laſſen müſſen. Mit der intendirten Medicinalreform hängt die ganze Richtung unſerer Literatur auf's Genauſte zuſammen. Weder die Wiſſenſchaft noch die Kunſt iſt in Deutſchland frei; ſie befinden ſich beide in Abhängigkeit vom Staate. Letzterer herrſcht abſolut. In England vertritt in gewiſſer Hinſicht die Kirche die Stelle des Staats; unter ihrem ſanften Krummſtabe werden der Wiſſenſchaft aber keine Feſſeln angelegt. In Deutſchland beſitzen wir nur Staatsuniverſitäten; ſelbſt das katholiſche Belgien iſt uns hierin voraus, das neben den Staatsuniverſitäten ganz unabhängige Univerſitäten beſitzt. In England iſt die Wiſſenſchaft und ihre Lehre frei. Wenn wir in Deutſchland ſoweit erſt ſind, ſo werden Kunſt und Wiſſenſchaft bei uns eine wahre Ehe eingehen, während ſie jetzt nur in einer Nothehe leben. Dann werden unſere Univerſitätsprofeſſoren praktiſch und unſere Aerzte wiſſenſchaftlich werden, und unſere mediciniſche Literatur wird dann dieſelbe Blüthenperiode erleben, wie England ſie jetzt hat. Augenblicklich befinden wir uns noch in der Sturm- und Drangperiode. Die äußere Reform, an der wir jetzt arbeiten, muß der inneren vorangehen. Emancipation der Medicin iſt unſere Loſung und Feldgeſchrei. Haben wir dieſe erreicht, ſo können wir uns getroſt den Engländern an die Seite ſtellen. Die british medical Association liefert ſo recht augenſcheinlich den Beweis von der hohen geſell-

ſchaftlichen Stellung, deren die Aerzte in England ſich erfreuen. Was wir Deutſchen von ihnen lernen können, iſt der esprit de corps, durch den die engliſchen Aerzte ſich auszeichnen. Weil die Aerzte in Deutſchland alle Staatsdiener ſind, während die Aerzte in England ihre Angelegenheiten ſelbſt verwalten, ſo muß natürlich der Corporationsgeiſt hier weit ſtärker ausgebildet ſein. Auch hierdurch unterſcheidet ſich die british medical Association von der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte, daß die Mitglieder dieſer Geſellſchaft ihr immer angehören. In Deutſchland kann allerdings jeder Arzt Mitglied werden, der irgend eine wiſſenſchaftliche Arbeit außer ſeiner Doctordiſſertation veröffentlicht hat; keiner aber iſt zur beſtändigen Mitgliedſchaft verpflichtet. Wenn nun auch viele Aerzte und Naturforſcher regelmäßig die Verſammlungen beſuchen, ſo hat doch jede Verſammlung ein ganz neues und anderes Publicum. Für die Standesintereſſen des Berufes kann von einer ſo zuſammengeſetzten Geſellſchaft deshalb eo ipso nichts geſchehen. Ich bin überzeugt, daß es von großem Nutzen ſein würde, wenn die Geſellſchaft der deutſchen Naturforſcher und Aerzte die Statuten der britiſh medical Association zu den ihrigen machte und zwiſchen ſtändigen Mitgliedern und bloßen einmaligen Theilnehmern unterſchiede. So wie die Geſellſchaft jetzt exiſtirt, hat ſie einen zu nomadenartigen Charakter; ſolche „fliegende wiſſenſchaftliche Inſtitute" ſind ſehr gut um Fern und Nah mit einander in Verbindung zu bringen, ſie ſchaffen aber zu wenig reellen Nutzen, wenn nicht zugleich ein ſtabiles Element ihnen innewohnt. Jedes Mitglied müßte verpflichtet werden, einen jährlichen Beitrag zu zahlen. Dadurch würde allmälig ein Fond gebildet werden; mit dieſem wäre es möglich ein wiſſenſchaftliches Organ für die Geſellſchaft zu gründen. Welch einen großen Nutzen ein ſolches Organ ſchaffen würde, das in unſerem Zeitalter, in dem alle die verwandten Wiſſenſchaften eine divergirende Richtung zeigen, dieſelben in einem Focus wieder concentrirte und ſomit gleichſam einen philoſophiſch-conciliatoriſchen Cement abgeben könnte.

braucht wohl nicht erſt bewieſen zu werden. Der Popularität würde ein ſolches Amendement ſicher Vorſchub leiſten, und der beſſere ärztliche Mittelſtand, um mich ſo auszudrücken, ſeine Theilnahme dieſem Vereine zuwenden. Wie die Sachen jetzt liegen, betheiligen ſich an der deutſchen Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte eigentlich drei Claſſen von Aerzten und Naturforſchern. Die erſte wird von der mediciniſchen Ariſtokratie gebildet, es ſind vorzugsweiſe die Profeſſoren der Univerſitäten, die Koryphäen der Wiſſenſchaft, die Großſiegelbewahrer des Geiſtes. Die zweite Claſſe wird gebildet von dem „gedrückten mediciniſchen Mittelſtand", dem politiſchen Kleinbürgerthum entſprechend; die dritte Claſſe bilden die mediciniſchen Plebejer, die Praktiker, die von der Hand in den Mund leben und die literariſche Demimonde. Nur die erſte Claſſe ſpielt eine Rolle; ſie athmet den Weihrauch ein, der ihr von den andern beiden Claſſen vorgeräuchert wird. Im Grunde ſind alſo auf den deutſchen Wandergeſellſchaften nur mediciniſche Ariſtokratie und Plebs vertreten; der eigentliche populus fehlt. In England iſt dies anders. Man kennt hier nicht die Gegenſätze unter den Aerzten, wie ſie in Deutſchland factiſch exiſtiren. So oft hört man in Deutſchland die Behauptung, in England giebt es nur Reiche und Arme. Nichts iſt falſcher als dieſe Behauptung. Von Polen mag ſie richtig ſein, und Polen ging an dieſem Zuſtande zu Grunde. Von England ſo etwas zu behaupten, iſt aber jedenfalls falſch. Man vergleiche einmal die engliſchen Fabrikarbeiter mit dem Proletariat der Fabrikbevölkerung Sachſens und Thüringens. Der engliſche Fabrikarbeiter würde in Deutſchland unter Umſtänden noch für wohlhabend gelten. Wohl in keinem Staate der Welt giebt es einen ſo wohlhabenden Mittelſtand, als in England; daß es auch viele Arme giebt, iſt natürlich, weil es auch nirgends reichere Leute giebt. Im Verhältniß zu der Bevölkerung iſt die Zahl der Armen aber gewiß nicht größer als in Deutſchland. Was den ärztlichen Stand ſpeciell betrifft, ſo giebt es in England kein ärztliches Proletariat, an dem Deutſchland ſo reich iſt. Die Aerzte gehören dort mit

zu den wohlhabendſten Ständen. Dies hat aber ſeinen Hauptgrund darin, daß die Aerzte hier unabhängig vom Staate ſtehen, und die Privatmedicin von der Staatsmedicin getrennt iſt. Daher herrſcht in England, das nun in ſeinem ganzen Staatsorganismus ein conſtitutionelles Land iſt, der mediciniſche populus. Die mediciniſche Ariſtokratie wird geachtet, aber ſie wird nicht, wie in Deutſchland, beräuchert; eine mediciniſche Demimonde wie in Deutſchland würden Sie in England vergeblich ſuchen, Sie müßten ſich denn ſchon zu den nicht licenſirten quacks verſteigen. Eben weil in England die Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt ſtets ſchweſterlich verbunden war und beide ſich nicht, wie in Deutſchland als feindliche Brüder gegenüberſtehen, konnten ſich hier unter den Aerzten nicht ſolche principielle Gegenſätze ausbilden. In Deutſchland giebt es hauptſächlich drei Auffaſſungsweiſen der Medicin unter den Aerzten; die eine Claſſe faßt dieſelbe rein wiſſenſchaftlich und künſtleriſch auf; eine andere Claſſe wieder rein humaniſtiſch oder humaniſtiſch-wiſſenſchaftlich; die dritte als ein reines Geſchäft. Die erſte Claſſe wird repräſentirt durch die mediciniſche Ariſtokratie, die zweite durch die literariſche Demimonde und das mediciniſche Proletariat, die dritte durch den „mediciniſchen Mittelſtand“, der hauptſächlich ſein Contingent von den Dorfärzten und den Heildienern der kleineren Städte erhält. Im großen Ganzen fehlt in Deutſchland die Claſſe von Aerzten, die in England am zahlreichſten ſind, die ihren Beruf von der heiligen Dreieinigkeit der Wiſſenſchaft, der Humanität und des Geſchäfts durchdringen laſſen. Dieſer den meiſten engliſchen Aerzten aufgeprägte Charakter giebt ihnen ein ganz eigenthümliches, wohlthuendes, angenehm berührendes Colorit. Dies iſt es, wodurch ſich im Ganzen der engliſche Arzt von dem deutſchen unterſcheidet. Auch wir werden in Deutſchland uns einen mediciniſchen populus, der jetzt nur ſporadiſch anzutreffen iſt, erziehen, aber erſt dann, wenn die Emancipation der Medicin in Deutſchland eine Thatſache geworden iſt. Nehmen wir uns vorläufig die engliſchen Zuſtände als Muſter, ſtudiren wir ſie eben ſo genau als wir

ihre politiſchen und nationalökonomiſchen Zuſtände ſtudirt haben. Vor 25 Jahren dachte man in Deutſchland noch nicht an ein conſtitutionelles Verfaſſungsleben. Wenn wir in unſeren mediciniſchen Zuſtänden ebenſolche Fortſchritte machen, ſo iſt mir vor der deutſchen Medicin nicht bange. Sie lachen jetzt vielleicht und halten mich gar für einen mediciniſchen Marquis Poſa. Und ſollten Sie, — ich glaube dennoch an eine deutſche Zukunftsmedicin und laſſe mir dieſen meinen Glauben nicht nehmen. Je mehr ich in die engliſchen mediciniſchen Verhältniſſe eindringe, deſto mehr ſehe ich ein, daß wir dieſelben als Modell nehmen müſſen. Nehmen wir ja doch nur unſer eigenes Ich wieder von ihnen zurück; denn alles Große und Gute, das die Briten uns zeigen, iſt die Wirkung des angelſächſiſchen Elements. Was wir Deutſchen durch Staat und Kirche uns haben entreißen laſſen, das hat der ausgewanderte Angelſachſe in ſeiner neuen Heimath treulich gepflegt und gehegt. Iſt es doch eine Eigenthümlichkeit der germaniſchen Nation, an den heimiſchen Sitten in der Fremde ſtrenger und hartnäckiger feſtzuhalten, als in der Heimath ſelbſt! Daß uns manche Beſonderheiten der engliſchen Medicin gänzlich fremd, ja wunderbar erſcheinen, iſt auch wieder in den eigenthümlichen Verhältniſſen begründet, in denen die deutſche Medicin zum Staate ſteht. Sehr viele Aerzte werden es für paradox und für einen Anachronismus halten, wenn ich Ihnen allen Ernſtes erzähle, daß in dem Lande, in dem durch Wilberforce der erſte Anſtoß zur Abſchaffung der Sklaverei gegeben wurde, von den Aerzten noch fortwährend Seelenverkäuferei getrieben wird, ohne daß der Staat ſich einmiſcht, und ohne daß die verkauften Seelen Proteſt dagegen erheben. Noch paradorer werde ich Ihnen erſcheinen, wenn ich ſage, daß dieſe Seelenverkäuferei der Haupthebel des bedeutenden Einfluſſes und der ſocialen wichtigen Stellung der Aerzte iſt. Nicht alle Aerzte ſind vermögend, wenn ſie ihre praktiſche Carriere beginnen. In England ſtrebt wenigſtens jeder Arzt dahin, wohlhabend zu werden, während der deutſche Arzt im Allgemeinen in dumpfer Reſignation ſich damit begnügt, wenn er

und seine Familie nicht zu hungern brauchen. Dafür ist er ja ein Gelehrter, und ein solcher muß es nöthigenfalls möglich machen oder erfinden, von der Luft allein leben zu können. Der englische Arzt hat nicht diese ideale Auffassung; wenn er seine Studentenjahre hinter sich hat, dann will er auch gern Kranke behandeln, um seine Kenntnisse nicht als todtes Capital liegen zu lassen. In Deutschland hat der junge Arzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei Ihnen in Preußen besteht wenigstens freies Niederlassungsrecht, das die meisten Kleinstaaten nicht besitzen. In ihnen wird der Arzt bekanntlich als unbesoldeter Staatsdiener behandelt, er darf nur eine vom Staate ihm angewiesene Stelle annehmen, wagt er es außerdem zu praktisiren, so wird er als gemeiner Quacksalber vom Staate angesehen und bestraft, von demselben Staate, der ihm vielleicht vor einigen Wochen auf seiner Landesuniversität durch das Doctordiplom für schweres Geld das Recht ertheilt hatte, überall praktisiren zu dürfen. So kann in Deutschland der junge Arzt oft 4—5 Jahre nach vollendeten Universitätsstudien warten, bis der Staat die Gnade hat, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, sich selbst sein Brod zu verdienen. Was wird man nach 100 Jahren dazu sagen, daß in Deutschland im 19. Jahrhundert die Aerzte um dieses „natürliche Recht" erst beim Staate betteln mußten! In meiner „Emancipation der Medicin" habe ich, wie Sie sich erinnern, weitläufig auseinander gesetzt, zu welchen Unzuträglichkeiten dieses unselige System führt, und wie ich in demselben einen der Gründe des Verfalles der deutschen Therapie erblicke. Und auch in den deutschen Staaten, wo freies Niederlassungsrecht existirt, ist die materielle und damit auch die spirituelle Lage der jüngern Aerzte keine glänzende. In den großen Städten bringen sie es höchstens bis zu einer Armenarztstelle, die aber eben oft wieder die Ursache wird, daß sie zu den besseren Ständen keinen Zutritt bekommen. Denn in dieser Stellung müssen sie bei einem Gehalt, der kaum dem auf ihrer Praxis ausgegebenen Fuhrlohn und den Kosten des verbrauchten Schuhwerks entspricht, entweder sich beliebt oder unbeliebt machen. Die

Anſprüche der armen Leute, grade weil ſie es umſonſt haben, ſind eben ſo groß als die Anſprüche der Reichen, die freilich auch einen Theil der ärztlichen Bemühungen umſonſt haben, da die von dem Arzte auf ſie verwandte Zeit nicht mit ihrem Honorare im Einklange ſteht, ſondern der Arzt, wenn er ſie nach der Taxe behandelt, ihnen ebenſo wie den Armen jährlich eine bedeutende Summe ſchenkt. Wenn nun ein junger Arzt in ſeiner Armenpraxis ſich nicht den Launen ſeiner Patienten fügt, dann iſt es ſofort um ſeinen Ruf geſchehen. Dann iſt er inhuman, grob, bequem und Gott weiß, was ſonſt noch. Hat aber erſt die öffentliche Meinung ſich über einen Arzt ausgeſprochen, ſo iſt es ſehr ſchwer für dieſen, gegen ein ſolches Vorurtheil anzukämpfen. Denn was der Credit für den Kaufmann iſt, das iſt die öffentliche Meinung für den jungen Arzt. Nun iſt es aber auch dem jüngſten und liebenswürdigſten jungen Arzt immer viel leichter, in der Armenpraxis unbeliebt als beliebt zu werden. Iſt letzteres jedoch der Fall, ſo iſt raſch ſein Glück gemacht. Auf die Weiſe habe ich mehrere meiner Univerſitätsbekannten, die ſo unbegabt waren, daß es eine Verſündigung an der Wiſſenſchaft war, daß ſie den ärztlichen Beruf ergriffen, in kurzer Zeit eine bedeutende Praxis bekommen ſehen, während ich bei vielen anderen jungen Aerzten umgekehrt ſehr oft die Beobachtung gemacht habe, daß ihre Armenpraxis ihnen den Weg zu einer glänzenden Carriere abſchnitt. In dem praktiſchen England iſt dies anders. Wie der angehende Kaufmann mit einem kleinen Capitale ſein Geſchäft begründet, ſo kauft ſich der unbemittelte Arzt anfänglich eine kleine Praxis. Daß ein Arzt bis zu ſeinem Tode ſeine Praxis behält, gehört hier zu den Seltenheiten. Wenn aber ein Arzt ſeine Praxis aufgiebt, ſo verkauft er ſie; ebenſo, wenn er ſeinen Wohnſitz verändert, was in England ſehr häufig, in Deutſchland, wo noch keine Freizügigkeit war, ſehr ſelten iſt. Auf die Weiſe kommt ein junger Arzt ſofort hier in Beſchäftigung und hat nicht nöthig, wie in Deutſchland, das erſt wieder zu vergeſſen, was er auf den Univerſitäten eben gelernt hat. In London exiſtiren zu dieſem Behufe

eigene mediciniſche Agenten, die eine Liſte über alle zu verkaufenden Clientſchaften führen, mit genauer Angabe des Preiſes. Es iſt allgemein Sitte, daß der Verkauf in der Regel für das Einkommen eines Jahres Statt findet, zuweilen die Kaufſumme aber auch noch geringer iſt. Auch die Wohnung, Equipage, Inſtrumente, kurz vollſtändiges Inventar wird mit verkauft. Die Hauptjournale bringen große Spalten mit der Aufzählung der verſchiedenſten Clientſchaften in allen Theilen Englands. Nicht ſo häufig ſind die Annoncen, die Kaufgeſuche enthalten. Der junge Arzt kann nun ganz nach ſeinem Belieben wählen. Wenn er etwas Vermögen hat, kann er ſich ſofort eine einträgliche Praxis kaufen. Der Preis ſchwankt von 100 bis zu 2000 £ Sterling. Dieſe Uſance wird dadurch ſehr erleichtert, daß in England die beſchäftigten Aerzte ſich einen oder mehrere Aſſiſtenzärzte halten, wie die Kaufleute ihre Commis und Procuriſten haben. Sehr oft iſt es nun der Fall, daß ein Aſſiſtenzarzt, wenn er mehrere Jahre zur Zufriedenheit ſeines Principals und der Patienten ſeine Stelle verſehen hat, die Praxis deſſelben für eine beſtimmte Kaufſumme übernimmt. Auch der Arzt, der ganz ohne Vermögen iſt, befindet ſich dennoch in der glücklichen Lage ſich eine Praxis kaufen zu können. Es exiſtiren hier nämlich wieder beſondere Agenten, die unvermögenden Aerzten, um ſich eine Praxis kaufen zu können, gegen mäßige Zinſen Capitale borgen. Sie ſehen, ſo hoch iſt hier das Anſehen des ärztlichen Standes, daß dieſe Agenten bei einem ſolchen Geſchäfte nicht bloß nichts riskiren, ſondern ſogar ſelbſt ihr gutes Auskommen davon haben. Aber ſind denn die Patienten damit zufrieden, daß ſie verkauft werden? wenden mir die deutſchen Bureaukraten ein. Allerdings. Denn erſtere ſagen ganz richtig, ſie ſtehen ſich beſſer dabei, wenn ſie einen Arzt wieder erhalten, der ihnen als tüchtig, rechtſchaffen und gewiſſenhaft von ihrem bisherigen Hausarzte, zu dem ſie Vertrauen hatten, empfohlen iſt, als wenn ſie ſich einem wild fremden, ihnen gänzlich unbekannten anvertrauen müſſen. Dieſes Syſtem exiſtirt hier übrigens ſeit Menſchengedenken und has worked well, wie

der Engländer sich ausdrückt. Ich bin überzeugt, daß es sich auch in Deutschland ausbreiten wird, wenn dort die von mir in meiner „Emancipation der Medicin" postulirte medicinische Freizügigkeit erst zum Gesetz erhoben sein wird. Aerzte und Publicum befinden sich beide gut bei dieser Seelenverkäuferei.

Leben Sie wohl.

XXVIII.

Salterswell.

Es ist Sitte, daß auf jeder Versammlung der medical Association zwei von den „leaders" der englischen Aerzte eine Rede halten, eine Address in Medicine und eine Address in surgery. Im Uebrigen kennt man nicht das Institut der Sectionen; es finden stets Generaldebatten über die aufgeworfenen Fragen Statt. Wenn auf der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Deutschland auch manche gute Reden gehalten werden, so läuft doch auch manche mittelmäßige mit unter, die besser ungehalten geblieben wäre.

Wenn ich auch den Pinsel eines Raphael hätte, so wäre ich doch nicht im Stande, Ihnen ein so getreues Gemälde über den Zustand der englischen Medicin zu liefern, als dies John Hughes Bennet in seiner Rede gethan, die er auf der Versammlung in Chester gehalten hat. Diese Rede präcisirt in den schärfsten Zügen die heutige Medicin Englands. Ich will daher versuchen, Ihnen eine möglichst genaue Analyse derselben zu geben. Ich bemerke noch, daß die „Bennet" in ganz England eine zahlreiche ärztliche Familie bilden. In England wohnen allein 29 Aerzte, die den Namen Bennet führen. Außer diesen wohnen sieben Aerzte in London, die Bennet heißen. Von diesen sind der Gynäkologe Henry Bennet, und James Bennet durch seine Monographie über den Hydrocephalus und Uebersetzung der Kramer'schen Ohrenheilkunde, die in

Deutſchland bekannteſten. Alle an Ruhm aber überſtrahlt d[illegible] Edinburger Bennet, der in Verbindung mit Syme und Simpſo[illegible] die Blüthe der Edinburger Univerſität herbeiführte. Mit Vircho[illegible] ſtreitet er bekanntlich um die Ehre, der Entdecker der Leukocyto[illegible] zu ſein. Seine in vielen Auflagen erſchienenen „principles an[illegible] practice of medicine“ und ſeine Abhandlung „on the patholog[illegible]y and treatment of pulmonary consumption“ begründeten ſeine[illegible]n europäiſchen Ruf.

Er ſprach ungefähr folgende Worte:

„Bei der Unterſuchung, die ich vor Ihnen, meine Herren, über die Bedeutung der Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt anſtellen ſoll, würde nichts dankbarer für mich ſein, als mich bei den Wohlthaten aufzuhalten, die das menſchliche Geſchlecht durch die Heilkunde empfing, die Männer zu loben und ſie als Beiſpiel aufzuſtellen, deren Genius und Thätigkeit die Fortſchritte bewirkt, die Verbeſſerungen zu beſchreiben, die in den neueſten Zeiten gemacht wurden, bei den Lehren zu verweilen, die in dieſem Augenblick die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen oder die verkappten Verläumdungen und offenen Angriffe zurückzuweiſen, die gegen die Ehre, die Würde und Nützlichkeit der Medicin erhoben worden ſind. Solche Reden, vorzüglich in ihrer Art, ſind ſchon oft vor Ihnen gehalten worden. Die Namen von Harvey, Hunter, Jenner und Bell haben ſo gute Dienſte geleiſtet; graphiſche Darſtellung, geſunde Argumentation und lebendige Beredſamkeit haben dieſe Gegenſtände ſo gut und gründlich behandelt, daß ich mich darauf verlaſſe, daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich bei dieſer Gelegenheit es verſuchen will, mehr die Zukunft als die Vergangenheit zu berückſichtigen. Ich beabſichtige daher zu unterſuchen, wie wir von dem gegenwärtigen theoretiſchen und praktiſchen Standpunkt der Medicin ihre weiteren Fortſchritte am beſten begünſtigen und ihren Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Vollendung und öffentliches Vertrauen befeſtigen können.

Hier erlauben Sie mir zu bemerken, daß meine Stellung als

Professor der Physiologie an der Universität zu Edinburgh mich nöthigt, alljährlich die fortschreitenden Arbeiten der Histologie, Naturgeschichte, Chemie, Physik, Physiologie und Pathologie kritisch zu untersuchen, alle Wissenschaften, die das Ziel verfolgen, die Gesetze zu entdecken, welche die Lebenskraft in allen ihren Verhältnissen reguliren. Von solchem Standpunkte aus, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Theorie der Medicin während der letzten fünf und zwanzig Jahre vollständig sich verändert hat, daß viele von ihren Principien, welche ihre Ausübung als Kunst beeinflußten, jetzt nicht länger anwendbar sind, und daß während dieser Periode unsere Wissenschaft mit solch einer wunderbaren Schnelligkeit fortschritt, daß denjenigen, welche mit ihren Fortschritten Schritt halten wollen, daraus eine ungewöhnliche Schwierigkeit und Arbeit erwuchs. Andererseits bin ich als ausübender Arzt und als Professor der Klinik und Lehrer der Heilkunst am Krankenbette, über die Gleichgültigkeit erstaunt, mit der die meisten Aerzte die Fortschritte der Wissenschaft aufnehmen. Ich sehe ein Heer von Praktikern über das ganze Land zerstreut, in der Anstrengung Krankheiten zu heilen und Leiden zu lindern, sich abmühend. Unter diesen sind Viele durch eine Wissenschaft geleitet, die theils traditionell, theils durch sie selbst ihnen überkommen ist. Sie selbst nennen es Erfahrung; diese ist aber oft nicht bloß den exacten Beobachtungen geradezu entgegengesetzt und steht mit den genauen Forschungen der Neuzeit im Widerspruch, sondern nur gar zu oft widerspricht sie sich selbst. Daher herrschen die größten Verschiedenheiten in Bezug auf die beste Behandlung der Krankheiten unter den intelligenten Aerzten. Theorie und Praxis, fortgeschrittene Wissenschaft und die Autorität der Vergangenheit, Skepticismus und blinder Glaube finden sich oft neben einander.

Was mir bei dem gegenwärtigen Zustande der Medicin wünschenswerth erscheint, ist, die wissenschaftlichen und praktischen Abtheilungen des Berufs mit einander in Harmonie zu bringen und die Praktiker zu veranlassen, daß ihre Methode, Krankheiten zu be-

handeln, einen feſten und beſtimmten Charakter annehme. Um dies Ziel zu erreichen, beabſichtige ich, kurz auseinander zu ſetzen, wie der wirkliche Zuſtand der Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt in dieſem Augenblicke iſt, und zu zeigen, wie die eine die andere beeinflußt Dann werde ich darlegen, wie durch eine größere Vereinigung unter ihren Pflegern als bisher war, die Fortſchritte der Kunſt am beſten geſichert werden.

Der gegenwärtige Zuſtand der Medicin als Wiſſenſchaft.

1) Man muß zugeben, daß die beſchreibende Anatomie des menſchlichen Körpers vollkommen iſt, eine Thatſache, die in ſich ſelbſt von der höchſten Bedeutung iſt, bei der Betrachtung der Medicin als Wiſſenſchaft. Nur durch die vorzüglichen Inſtrumente iſt es gelungen, die großen Fortſchritte in der Beſtimmung der feinſten Structur in den neuern Zeiten zu machen, und es iſt jetzt als feſt angenommen, daß die Lebenserſcheinungen in Wirklichkeit von den kleinſten Theilen abhängen, aus denen jedes Gewebe zuſammengeſetzt iſt. Die Organe und Gewebe ſind in Wirklichkeit nur Verbindungen von feinen Moleculen. Nur die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines jeden Einzelnen kann uns die Kenntniß des Ganzen verſchaffen. Alle Verſuche, die Lebenskraft auf eine Zelle, einen Nucleus oder ein beſonderes Gewebselement zurückzuführen, ſcheinen mir durch eine überwältigende Reihe von Thatſachen widerlegt zu werden; die Wahrheit iſt, das Wachsthum, die Contractilität und ſpontane Bewegung laſſen ſich ebenſogut in einer Molecule von $^1/_{20000}$ Zoll im Durchmeſſer nachweiſen, als in der breiteſten Zelle oder im Muskelgewebe. Auch iſt die Lebenskraft nicht auf eine ſogenannte Molecular- oder Keimflüſſigkeit beſchränkt, ſondern ſie findet ſich ebenſo gut in der hyalinen Intercellularſubſtanz, wie im Knorpel, wo die Veränderungen, die ihn in einen Knochen verwandeln, zuerſt vorkommen. Es folgt hieraus, daß die Anſichten, wonach, wie Einige glauben, alles Organiſche von Innen heraus ſich bildet, während Andere annehmen, daß Alles

von Außen herbeigeführt werde, beide zu excluſiv ſind. Denn die Natur arbeitet bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe, hier von innen und da von außen Zellen bildend.

So weit als unſere ausgezeichneten Inſtrumente uns jetzt das Urtheil erlauben, beſteht die letzte Structur des lebendigen Körpers aus Moleculen. Dieſe beſitzen unabhängige phyſikaliſche und vitale Eigenthümlichkeiten, welche dieſelben befähigen, ſich ſo zu vereinigen und verbinden, um höhere Formen hervorzubringen. Auf dieſe Weiſe werden Kerne, Zellen, Faſern, Röhren und Membranen gebildet. Die Vereinigung dieſer gegenſeitigen Gebilde conſtituirt die verſchiedenen Gewebsformen und Organe des menſchlichen Körpers. Nicht ſelten kommt es vor, daß wenn eine Subſtanz zerfällt, eine andere nothwendig hieraus hervorgeht, ſo daß, entweder direct oder bei der Auflöſung, die zerfallenden Gewebselemente einer Periode, die erzeugenden und formativen Molecule einer anderen Periode werden. Dieſe Theorie der Organiſation verſöhnt und vereinigt nicht bloß die ſich widerſtreitenden Anſichten derer, welche ihre Anſichten über die Entſtehung auf die Zelle, oder auf einen Nucleus oder auf die Intercellularſubſtanz zurückführen, ſondern ſie ſcheint mir mit allen bis jetzt in der organiſchen Welt entdeckten Thatſachen im Einklang zu ſtehen. Als eine Illuſtration dieſes Proceſſes können wir mit Accurateſſe die Structurgeſchichte der Nahrung bezeichnen, wie ſie in und durch den Körper geht und aus demſelben hinausgeſchafft wird. So wird eine organiſche Maſſe, ſo ein Stück Brod oder ein Beefſteak zuerſt einem Gewebe und Structur zerſtörenden Proceß unterworfen, theils durch die mechaniſche Kraft der Zähne, des Magens, der Eingeweide, theils durch die auflöſende Wirkung des Speichels, des Magenſaftes und anderer Säfte, bis es auf eine Molecularſubſtanz, Chymus genannt, zurückgeführt iſt. Von dieſem Chymus wird ein Saft abgeſondert, der durch die Zotten durchdringend, in die Chylusgefäße eindringt, in die Lymphdrüſen gelangt und in den ductus thoracicus und durch eine formative Kraft die Blutkörperchen bildet, dieſe werden in

den Lungen gefärbt, circuliren eine Zeitlang, werden auf ihrem Lauf einer Gewebsveränderung unterworfen und dienen dazu, die Blutflüſſigkeit zu vervollkommnen. Dieſe klebrige Flüſſigkeit wird durch die Capillargefäße ausgeſondert, ernährt die verſchiedenen Gewebe, Molecul für Molecul durch das gewebeerzeugende Material, welches ihre Subſtanz zuſammenſetzt. Nachdem eine ſolche Subſtanz ihrem Zwecke gedient hat, iſt ſie einem gewebezerſtörenden Proceſſe unterworfen, wird wieder auf eine moleculare Flüſſigkeit reducirt und verbindet ſich wieder mit der Flüſſigkeit des Bluts. Von dieſem wird es durch verſchiedene Canäle geführt durch den Proceß der Secretion und Excretion, welche wiederum Zeugniß ablegen, von dem Geſetze der molecularen Organiſation. Nachdem ſo das Brod oder das Beefſteak dem menſchlichen Körper einverleibt war, hatte es der Reihenfolge nach manche Veränderungen ſeiner Structur erleiden müſſen; es erfreute ſich für eine Zeitlang des Lebens, und wurde zuletzt als verbrauchter und todter Stoff aus dem Körper ausgeſchieden. Gewebe und im Zerfall begriffenes Gewebe müſſen indeſſen nicht bloß hiſtologiſch, ſondern auch chemiſch betrachtet werden. Betrachten wir dieſes genauer.

2) Der große Aufſchwung, den die Thierchemie in neueren Zeiten nahm, rührt von den Arbeiten derjenigen her, welche mit ſorgfältigen Analyſen den chemiſchen Umwandlungen gefolgt ſind, welche Pflanzen und Thiere während ihrer Entſtehung, ihres Wachsthums und Abſterbens erlitten. Dieſe haben die Beziehungen nachgewieſen, die zwiſchen der Atmoſphäre, dem Boden und den Pflanzen beſtehen, was die letzteren von erſteren beiden nehmen und den Thieren geben, die von ihnen gefüttert werden. In derſelben Weiſe wie Pflanzen nur in einem ſolchen Boden wachſen können, der die Subſtanzen enthält, die nothwendig zu ihrer Gewebsbildung ſind, können Thiere nur durch ſolche Verbindungen ernährt werden, welche die chemiſchen Elemente enthalten, welche dieſelben erfordern. Dieſes iſt Alles mathematiſch feſtgeſtellt. Was uns jetzt zunächſt intereſſirt, iſt die Beziehung, die zwiſchen der Ein-

fuhr der Nahrung und dem Zerfall der Gewebe während des Lebens besteht.

Wenn man die Sache chemisch betrachtet, so kann man Nahrung als ein Gemisch von Eiweiß, Fett und mineralischen Elementen betrachten; alle diese finden sich in der thierischen Oekonomie, ersteres allerdings vorzugsweise in den faserigen Geweben, das Zweite im Fettlager und den Drüsengebilden, und die letzten in den Knochen und Zähnen. Nachdem diese Substanzen durch den vorher erwähnten Molecularproceß zubereitet sind, werden sie chemisch nur wenig verändert, bevor sie in die Gewebe übergehen. Dagegen gehen bei ihrer Ausscheidung wichtige chemische Combinationen und Zersetzungen mit ihnen vor, wodurch sie verschiedene Verbindungen hervorbringen, als Kohlensäure, Wasser, Harnstoff, zahlreiche organische Salze und so weiter. Der Hergang dieser chemischen Processe in dem menschlichen Körper ist noch nicht vollständig begriffen, so daß, obschon wir die chemische Zusammensetzung des Ein- und Ausgeführten kennen, wie das Eine in das Andere sich verwandelt bis jetzt noch nicht klar ist.

Die von Liebig aufgestellte Theorie, daß man zwischen stickstoffhaltiger und nicht stickstoffhaltiger Nahrung unterscheiden müsse, daß erstere Blut und Fleisch bilde, und die letztere zum Athmungszweck diene oder Wärme erzeuge, ist schon aus histologischen Gründen lange Zeit von mir als falsch und irrig angesehen worden. Jedes Gewebe verlangt beide Vorgänge. Sogar Chemiker haben durch Experimente bewiesen, daß die Idee, daß die Gewebe während ihres Gebrauchs oxydirt eine entsprechende Menge von Stoff gleich einer Dampfmaschine abgeben, nicht correct ist. Vor Kurzem bestiegen die Herren Wislicenus und Fick von Zürich die Spitze des Faulhorns, eines der höchsten Berge der Schweizer Alpen; die Besteigung dauerte acht Stunden. Während dieser Zeit und ebenso achtzehn Stunden vorher und sechs Stunden nachher aßen sie nur Kohlen- und Wasserstoff enthaltende Nahrung; aber eine chemische Untersuchung der ganzen Harnmenge zeigte, daß der während und

kurz nach der Besteigung abgesonderte Harnstoff nur wenig vermehrt war. Diese Thatsachen lassen sich nicht mit den herrschenden chemischen Ansichten vereinigen. Denn wenn die Muskelthätigkeit die Oxydation der eiweißhaltigen Stoffe vermehrte, so würde der Harnstoff bedeutend vermehrt worden sein; das war aber nicht der Fall; bei diesem Experiment war die Muskelthätigkeit, ohne Ermüdung, auf Kosten der kohlenstoffhaltigen Substanz des Gewebes vor sich gegangen.

In der That, zahlreich jetzt ausgeführte Beobachtungen beweisen, daß Vieles erst vollendet werden mußte, bevor die Chemie der Nahrung, die Physiologie der Nahrung, und bevor das Stück Brod oder Fleisch in seinem Gang durch den Körper mit derselben Genauigkeit chemisch als histologisch aufgefaßt wurde. Wenn dies erst geschehen ist, dann haben wir vieles zu lernen, was die Chemie uns nicht lehren kann; denn, obgleich im Laboratorium ein Pfund Fleisch bedeutend mehr Nahrungsstoff besitzt, als ein Pfund Kohl, so ist für das Kaninchen der Kohl dennoch die bessere Nahrung, während der Kohl für den Hund gar keinen Nahrungswerth hat. Hieraus folgt, daß, obgleich die Chemie uns Vieles lehren kann, der Ernährungsproceß, gleich anderen physiologischen Processen, auf die rechte Art nur von den Physiologen studirt werden kann.

3) Es ist zuzugeben, daß die Untersuchungen der Naturforscher viel Licht auf die Gesetze der Zeugung und Reproduction geworfen haben und uns über die Natur mehrerer dunklen Krankheiten aufklärten. Die Beobachtungen Bassi's über die Todesursachen des Seidenwurms in mehreren Epidemien führten zu der Entdeckung der vegetabilischen Parasiten, die Favus, Pityriasis, Mentagra und andere Krankheiten der Menschen verursachten, während die Beobachtungen von Sars, von Siebold, von Steenstrup und Anderen die Gesetze bestimmten, welche die Erzeugung der animalischen Parasiten bedingen. Dies Alles hat zu interessanten Thatsachen und allgemeinen Gesichtspunkten geführt und unsere Kenntniß der thierischen Oekonomie vermehrt. Ich brauche wohl nicht anzuspielen

auf die Unterſuchungen über den Bau der Bienen von Dzierzon, über die Fiſchzucht von Coſte, über die Korallenbildung und Entſtehung der Inſeln von Florida von Agaſſiz, über den Urſprung der Species von Darwin, Alles Beiſpiele von phyſiologiſcher Generaliſation, wovon viele wichtige praktiſche Anwendungen gefunden, und nicht wenige der Medicin directen Nutzen geleiſtet haben.

4) Das Studium der Naturphiloſophie hat in neueren Zeiten vielleicht mehr als das irgend einer anderen wiſſenſchaftlichen Disciplin dazu beigetragen, die Functionen der lebenden Weſen begreifen zu lernen. Man hat ſich lange darüber geſtritten, was phyſikaliſche, was Lebenskraft ſei. Die Anziehung, welche die Sonne auf die Erde ausübt, und die Erde auf die Magnetnadel, und eine chemiſche Subſtanz auf die andere, hat man, obgleich alle in ihrer Natur verſchieden ſind, phyſikaliſche Kräfte genannt; aber die Anziehung, welche die Intercellularſubſtanz des Knorpels auf die im Blute aufgelöſten Kalkſalze ausübt, oder diejenige Kraft, vermittelſt der ein anderes Gewebe aus der Blutflüſſigkeit die für ſich nöthige Subſtanz heraus und anzieht, nennt man Lebenskraft. Wiederum die Weiterleitung der Elektricität an einem Drahte iſt phyſikaliſch, dagegen die des Nervenfluidums im Nerven vital. Wir kennen nichts von der Natur dieſer Kräfte; aber ſo weit ſie bei lebenden Weſen vorkommen, nennen wir ſie Lebenskraft oder vitale Kräfte. Einige von dieſen ſind beſonderen Organen eigenthümlich, wie die Muskelcontraction, die Nervenreizbarkeit, die geiſtigen Functionen. Wir beobachten indeſſen an einem lebenden Weſen, daß dieſe Eigenthümlichkeiten mehr oder weniger von phyſikaliſchen Eigenthümlichkeiten abhängen. Zu beſtimmen, welche Phänomene auf die Rechnung der vitalen, welche auf die der phyſikaliſchen Kräfte kommen und die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen beiden auszumitteln, hat die Aufmerkſamkeit der ſogenannten phyſikaliſchen Schule in Anſpruch genommen.

Hier müſſen wir es bekennen, daß in dem Verhältniß, als man die bisher für vital gehaltenen Kräfte als phyſikaliſche auf-

faßte, unſere Wiſſenſchaft zunahm. Es iſt nun bewieſen, daß Vieles von dem, was man für geheimnißvoll hielt, durch die Schwerkraft, Poroſität, Endosmoſe oder chemiſche, elektriſche und mechaniſche Kräfte bedingt iſt. Da wir jetzt die Geſetze, die dieſe phyſikaliſchen Kräfte reguliren, beſſer kennen, als die, welche die vitalen beherrſchen, können wir ſie nicht bloß beſſer begreifen, ſondern wir können mit ihnen experimentiren, wenn es nöthig iſt. Wir können deshalb nicht genug Alles fördern, was phyſikaliſche Unterſuchungen für uns thun können; denn je weiter wir in der Phyſik und Chemie weiter ſchreiten werden, deſto mehr werden wir die großen Lebensgeheimniſſe aufklären.

Es iſt merkwürdig, daß während es der Chemie glückte in dem Laboratorium viele Ercrete des menſchlichen Körpers künſtlich herzuſtellen, als Harnſtoff, Ameiſenſäure, Oxalſäure, Butterſäure und andere organiſche Säuren, ſo der Hiſtologe durch die mechaniſche Vereinigung von Oel, Eiweiß und Mineralien den Erfolg hatte, künſtliche Molecule zu bilden, als Kerne, Zellen, Häute und Concretionen, die denen ſehr ähnlich ſind, die wir im Thiere finden.

Von den zahlreichen ingeniöſen Inſtrumenten, die jetzt erfunden wurden und uns befähigten mit mathematiſcher Genauigkeit die Zeit, die Fläche und Intenſität der Phänomene des menſchlichen Körpers zu beſtimmen, je nachdem man ſie anwendet, um die Schnelligkeit der Circulation, die Kraft des Pulſes, die Production der Elektricität, die Schnelligkeit der Nervenkraft u. ſ. w. zu beſtimmen, habe ich keine Zeit jetzt zu ſprechen. Ich habe meinen Aſſiſtenten, Herrn Dr. Rutherford gebeten, auf dieſe Verſammlung das ſinnreich erdachte Myographion von Du Bois Reymond mitzubringen, durch das er zeigen will, was für Viele ſehr intereſſant ſein wird, wie die Schnelligkeit des Nervenfluidums genau beſtimmt werden kann. Die Beſichtigung eines ſolchen Inſtruments, die Idee ſeiner Conſtruction und der Beweis eines der Experimente, die dem Namen Helmholtz einen ſo großen Ruf verſchafft haben, werden Sie, mehr als meine Worte es vermögen, von den großen

Talenten und der Genialität derer überzeugen, welche jetzt unſere Wiſſenſchaft in dieſer Richtung ausbauen.

5) Experimente an den niederen Thiergattungen, ich brauche es wohl kaum zu ſagen, haben unſere Kenntniſſe der vitalen Functionen ſehr gefördert. Ueber den Nutzen dieſer Unterſuchungsmethode ſtimme ich ganz mit den Worten des Dr. Sharpey überein, wenn er in ſeiner im Jahre 1862 auf dieſer Verſammlung gehaltenen Rede ſagte, daß, wenn wir die zahlloſen Myriaden der Thierwelt betrachten, welche täglich zum Unterhalt der Menſchen geſchlachtet oder beſtimmt ſind von Hunger oder durch die Strenge der Jahreszeit umzukommen, oder eine Beute ihrer natürlichen Feinde zu werden, um nicht von denen zu reden, die auf der Jagd getödtet werden, es ſicherlich nicht zu viel verlangt iſt, wenn ein unendlich kleiner Bruchtheil dieſer großen Opfer zur Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe und der Beſeitigung der menſchlichen Krankheiten verwandt würde. Es iſt indeſſen nicht nothwendig, mich bei den glänzenden Reſultaten aufzuhalten, welche dieſe Unterſuchungsmethode zu Wege gebracht hat. Ich wollte nur die Behauptung aufſtellen, daß der Widerwille dieſe Methode anzuwenden, die wichtigſten Schlußfolgerungen verderben und irreleiten kann. Ein glänzendes Beiſpiel dieſer Unterſuchungsmethode haben wir an den von Sir Charles Bell gefaßten Ideen über die Functionen der vorderen und hinteren Stränge des Rückenmarks. Nachdem er die vorderen und hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven an einem lebendigen Thiere durchgeſchnitten und gezeigt hatte, daß dadurch willkürliche Bewegung und Empfindung, mit den Theilen zuſammenhängend, die von ihnen Nerven empfingen, aufgehoben war, ſchloß er, daß die Stränge des Rückenmarks Fortſetzungen dieſer Wurzeln ſeien, und daß die Durchſchneidung derſelben auch die Bewegung und Empfindung zerſtören würde. Als aber Brown-Séquard die hinteren Stränge an einem lebenden Thiere durchſchnitt, was er mit einem beſonders für dieſen Zweck angefertigten Meſſer that, ſo fand er, obgleich die Empfindung aufgehoben ſein ſollte,

daß ein Druck auf den Schenkel den Schmerz vergrößerte. Die Urſache hiervon hat man jetzt auf's Genauſte begriffen, durch die hiſtologiſchen Unterſuchungen des Herrn Lockhardt Clarke, der, unter anderen wichtigen Thatſachen, die die Wiſſenſchaft ihm verdankt, gezeigt hat, daß die Nervenröhren der Rückenmarkswurzeln, anſtatt zum Gehirn zu gehen, wie man allgemein glaubte, direct in die graue Materie münden und dort ſo vertheilt ſind, daß kein einzelner Schnitt dieſer Stränge die Fähigkeit, Eindrücke zum Gehirn fortzupflanzen, aufheben kann. In der That, experimentale und hiſtologiſche Unterſuchungen ſind in neuerer Zeit ſo gut combinirt worden, daß ſie großes Licht auf die Functionen des Nervenſyſtems werfen. Zum Beweiſe meiner Behauptung brauche ich mich bloß auf die Arbeiten von Bernard über den Einfluß der vaſomitoriſchen Nerven auf die animaliſche Wärme zu beziehen.

6) Endlich haben die Pathologen, welche durch die Unterſuchung der kranken Körper nach dem Tode, die Beziehungen zwiſchen den kranken Bedingungen und den Symptomen oder Phänomenen, die ſie während des Lebens erzeugen, zu entdecken ſuchen, ſehr dazu beigetragen, die Wiſſenſchaft der Medicin zu vergrößern. In derſelben Weiſe, wie der geſunde Körper durchforſcht wurde, um ihn in ſeinem Bau kennen zu lernen, ebenſo hat man den kranken Körper durchforſcht, um die darin Statt gefundenen Veränderungen kennen zu lernen. Wie die beſchreibende Anatomie des Menſchen vollkommen iſt, ebenſo iſt es ſeine pathologiſche; und pathologiſche Hiſtologie iſt ebenſo weit vorgeſchritten als phyſiologiſche Hiſtologie. Man kann von ihnen ſagen, ſie bilden eine Wiſſenſchaft. Wenn die organiſche Chemie der geſunden Proceſſe unvollkommen iſt, ſo iſt die pathologiſche Chemie des Körpers es noch mehr, da letztere von erſterer abhängt. So groß iſt indeſſen die Thätigkeit, mit der die krankhaften Phänomene während des letzten Viertels dieſes Jahrhunderts durchforſcht ſind, daß wahrſcheinlich in keiner Disciplin größere Fortſchritte gemacht worden ſind.

Die Anſichten über die alten Bezeichnungen Entzündung,

Tuberkel, Krebs und so weiter, werden noch immer discutirt; aber die krankhaften Processe selbst sind jetzt wohl bekannt. Dieselben bestehen aus einer Congestion der Blutgefäße und als Folge davon, eines serösen Erguſſes des liquor des Bluts oder einer Austretung desſelben. Jedes dieſer Producte erleidet auf einander folgende Veränderungen, wodurch es in die Circulation wieder aufgenommen wird, entweder direct wie bei dem serösen Erguß oder durch Zellenwucherung wie bei der Exſudation, oder durch unvollkommene Entwickelung wie bei den inneren Blutungen. Nicht selten kommen krankhafte Gebilde vor, die entweder ihren Ursprung haben in der Irritation der bestehenden Gewebe, denen sie mehr oder weniger gleichen, oder sie gehen über in Exſudationen, die in Tuberkel, Eiter und Krebs sich verwandeln. Die Gewebe atrophiren entweder oder entarten und in dieſem letzten Falle kommen die fettigen, eiweißhaltigen, pigmentösen oder mineraliſchen Umsetzungen vor. Ablagerungen von verſchiedener Natur ſchlagen ſich in Höhlen nieder und verſtopfte Canäle geben Veranlaſſung zu ſchrecklichen Verletzungen. Es kommen animaliſche und vegetabiliſche Paraſiten vor. Endlich kann das Blut ſelbſt von einem Uebermaß oder einer Verminderung ſeiner Gewebs- oder chemiſchen Elemente Veränderungen erleiden oder es kann durch ſchädliche Gifte, die von Außen hineingelangt, oder in dem Körper entſtanden ſind, vergiftet werden.

Die Kenntniß dieſer Zuſtände hat jetzt große Fortſchritte gemacht, und unſere allgemeinen Anſichten über ihre Natur haben in Folge davon eine bemerkenswerthe Veränderung erlitten. Es iſt bewieſen worden, daß dieſelben allgemeinen Geſetze, welche das Wachsthum und die anderen Functionen während des geſunden Zuſtandes reguliren, auch dieſe beherrſchen, wenn dieſelben ſo in Unordnung gerathen ſind, um Krankheit zu erzeugen. Dieſelbe Theorie über die Organiſation, welche unſere Anſichten über die phyſiologiſchen Proceſſe verändert hat, hatte einen ähnlichen Einfluß auf die pathologiſchen. Es ſind nicht mehr die ſchlechten Säfte oder die Gefäßthätigkeit unſerer Vorfahren, denen wir Gewebs-

veränderungen zuſchreiben, es ſind vielmehr die veränderten chemiſchen, elektriſchen oder vitalen Bedingungen der feinſten Molecule der Gewebe ſelbſt. Indem dies die organiſche Urſache der Krankheiten iſt, ſo beſchäftigen ſich unſere Anſtrengungen nicht nur damit, bloß die Symptome zu ſtudiren und ſie in Uebereinſtimmung mit den künſtlichen Noſologien in eine Gruppe zu bringen, ſondern zu verſuchen, mit Genauigkeit den Charakter der Läſion ſelbſt zu beſtimmen und die genaue Textur und das Organ ſelbſt, das afficirt iſt.

Nur einen beſchränkten Begriff kann man ſich von der Stellung der wiſſenſchaftlichen Medicin bilden, dadurch, daß man überblickt, was dieſe ſechs Unterſuchungsmethoden einzeln geleiſtet haben. In ihrer Vereinigung, in der Beihülfe, die eine der anderen verleiht und in der Nothwendigkeit, die verlangt, ſie alle zu kennen, muß die Aufforderung liegen, eine geeignete Baſis für mediciniſche Ausbildung zu gründen. So lange man vorausſetzte, daß Krankheiten Gruppen äußerer Symptome ſeien, und daß die Entfernung oder Milderung derſelben das große anzuſtrebende Ziel ſei, konnten die Kunſtregeln, die aus der vorausgegangenen Erfahrung abgeleitet wurden, leicht erworben werden. Jetzt aber wird von jedem Praktiker verlangt, die Natur und den Sitz der krankhaften Veränderung genau zu kennen, er muß über letztere ſelbſt unterrichtet ſein und alle die Mittel kennen, wodurch jene entdeckt werden können. Deshalb iſt eine Kenntniß gewiſſer Disciplinen und der Geſetze, welche ihren Lauf reguliren und die gegenſeitigen Beziehungen in's rechte Licht ſetzen, die erſte gebieteriſche Bedingung, um in die Praxis geführt zu werden.

Dieſe gegenſeitige Beziehung der Disciplinen hat zu Generaliſationen von der höchſten Wichtigkeit für die Kenntniß der Lebenskraft in geſundem und krankem Zuſtande geführt. Nachdem Grove gezeigt hatte, daß die verſchiedenen phyſikaliſchen Kräfte, als Hitze, Licht, Elektricität, Schwere und chemiſche Thätigkeit alle mit einander in der genaueſten Beziehung ſtehen, wurde es auch bald offen-

bar, daß nicht bloß eine ähnliche Beziehung zwiſchen den vitalen Kräften exiſtirte, ſondern auch zwiſchen letzteren und erſteren. Es iſt ferner gezeigt worden, daß gerade wie der Stoff unzerſtörbar iſt, bloß ſeine Bedingungen verändert, ſo auch eine Erhaltung der Kraft, die bloß ihre Form verändert, exiſtirt.

Durch Studien in dieſer Richtung und in dieſem Geiſte werden wir viel dazu beitragen, die Wiſſenſchaft der Medicin zu erweitern. Zum Beweiſe werde ich mich einen Moment aufhalten bei der Beihülfe, welche die angeführten Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig geleiſtet haben, unſere Kenntniſſe der Krankheiten zu vermehren und ſie in dem lebendigen Körper zu entdecken. Wie Anatomie und Phyſiologie die Pathologie unterſtützen, und wie dieſe wiederum die Phyſiologie kräftigt und erweitert, davon haben wir ein vorzügliches Beiſpiel an der Entdeckung der Leucocythämie, die uns bewieſen hat, daß die Anſichten von Hewſon, welche lange vernachläſſigt und für zweifelhaft gehalten worden, in Bezug auf die Milz und die lymphatiſchen Drüſen, correct ſind, und daß ſie, wie er behauptete, die Blutkörperchen bilden. Brauche ich das anzuführen, was wir erreichten durch die Hülfe der Auscultation und Percuſſion und durch den Gebrauch des Mikroſkops, des Speculums, des Laryngoſkops, des Ophthalmoſkops, des Sphygmographen, des Thermometers u. ſ. w.?

Der gegenwärtige Standpunkt der Medicin läßt ſich, denke ich, deshalb folgendermaßen zuſammenfaſſen.

1) Die beſchreibende Anatomie des menſchlichen Körpers iſt vollkommen und gänzlich ausgebaut.

2) Die allgemeine Anatomie und Hiſtologie des menſchlichen Körpers iſt beinahe ebenſo weit.

3) Die Phyſiologie, obgleich ſie weit fortgeſchritten iſt, muß uns noch Vieles in Bezug auf die Functionen des menſchlichen Körpers lehren und wartet in dieſem Augenblick auf die organiſchen Chemiker, welche die Umwandlungen durchforſchen, die die Nahrung in der thieriſchen Oekonomie erleidet, und auf die Phyſiker, welche

mit neu erfundenen und feinen Inſtrumenten die vitalen Functionen, mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, zu der man erſt kürzlich gelangte, zu ergründen ſuchte.

4) Die Pathologie hat uns die Structurveränderungen kennen gelehrt, die durch krankhafte Zuſtände herbeigeführt wurden, aber es fehlt noch die Kenntniß der chemiſchen Veränderungen, die jene veranlaſſen. Dies hängt indeſſen von den Fortſchritten der Phyſiologie ab, ſo daß die Geſetze, welche viele kranke Proceſſe reguliren, noch erſt feſtgeſtellt werden ſollen.

5) Die Diagnoſe der Krankheiten, Dank unſerer combinirten Kenntniſſe der phyſiologiſchen und krankhaften Zuſtände und der phyſikaliſchen Unterſuchungsmethode in Verbindung mit der Beobachtung der Symptome, wird von Tage zu Tage exacter und verliert ihren bisherigen Conjecturalcharakter. Was John Hunter für die Chirurgie that, indem er ſie auf eine wiſſenſchaftliche Baſis erhob, das iſt jetzt das Ziel des wohlunterrichteten Arztes in Rückſicht auf die Praxis der Medicin.

Gegenwärtiger Zuſtand der Medicin als Kunſt.

Ich gehe jetzt zur praktiſchen Seite der Medicin über. Wir verſtehen darunter die nützliche Kenntniß aller der Mittel, welche direct oder indirect dazu beitragen, die Krankheiten zu heilen, das Leben zu verlängern oder die Leiden zu mildern.

Die langen Discuſſionen, die früher darüber angeſtellt wurden, ob der Praktiker durch Dogmatismus oder Empirismus ſich leiten laſſen ſollte, durch Theorie oder Beobachtung, durch Deduction oder Induction, haben ihr Intereſſe verloren. Es giebt jetzt mehr Beobachter als Denker, obgleich es ſich fragt, ob eine wirklich wahre Beobachtung nicht noch ſeltener iſt, als ein richtiger theoretiſcher Schluß. Es iſt jetzt anerkannt, daß die Theorie in den Schulen, die Praxis am Krankenbette vorherrſchen muß; je mehr Kenntniſſe wir uns von beiden verſchaffen, um ſo deutlicher ſieht man ein, daß eine gute Beobachtung die Theorie corrigirt und ver-

vollkommt, und wie die Wiſſenſchaft die Beobachtung unterſtützt und vermehrt. Beide haben ſehr zu unſeren Fortſchritten beigetragen. So wird man zugeben, daß die Lehren über die Circulation des Bluts, über die unabhängigen Functionen der Nerven, über die Reflexfähigkeit des Rückenmarks, über die Zellenbildung, der praktiſchen Medicin directe Dienſte geleiſtet haben. Keinenfalls folgt hieraus, daß große phyſiologiſche Entdeckungen oft unmittelbar auf dieſe Weiſe Nutzen verſchaffen. Der praktiſche Werth der Entdeckung Harvey's war erſt mehrere Jahre nach ſeiner Veröffentlichung anerkannt, und die kürzlich aufgeſtellten Doctrinen über die Functionen des Pankreas und der lymphatiſchen Drüſen und der Zuckerbildung der Leber, haben uns noch nicht gelehrt, die Verdauung beſſer zu reguliren oder die Bildung des Bluts zu beeinfluſſen oder Diabetes zu heilen. Aber jede phyſiologiſche Wahrheit vermehrt unſere Anſichten über die richtige Behandlung der Krankheiten. Dies will ich Ihnen jetzt auseinander ſetzen.

Auf der einen Seite ſind manche Heilmittel, die die Erfahrung als directe Heilmittel von Krankheiten ſanctionirt hat, als Chinin, Schwefelſalben, Citronenſaft, Leberthran, allein das Reſultat empiriſcher Beobachtung. Es iſt unſer beſtändiges Streben die Rationalität ihrer Wirkung zu beſtimmen. Es exiſtirt aber eine Ungewißheit in Bezug auf die Wirkung von unzähligen täglich gebrauchten Droguen; dies iſt ein Vorwurf für uns, und wir ſollten ſtarke Anſtrengungen machen, denſelben von uns abzuwälzen. Man kann nicht mit Wahrheit behaupten, daß wir, im Angeſicht der Unterſuchungen und Kenntnißbereicherungen, träge in Bezug auf dieſen Gegenſtand geweſen wären. Aber es ſteht außer Frage, daß kein kräftiger Verſuch gemacht worden iſt, noch auch, daß eine Organiſation Statt gefunden hat, die Ausſicht hätte, unſere Kenntniſſe in dieſer Richtung zu vermehren. In der ausgezeichneten Abhandlung, die auf der Jahresverſammlung dieſer Geſellſchaft Dr. Handfield Jones im Jahre 1862 vortrug, wurden die ſich widerſprechenden Meinungen, die hinſichtlich einiger unſerer geſchätzten Droguen,

mit neu erfundenen und feinen Instrumenten die vitalen Functionen mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, zu der man erst kürzlich gelangte, zu ergründen suchte.

4) Die Pathologie hat uns die Structurveränderungen kennen gelehrt, die durch krankhafte Zustände herbeigeführt wurden, aber es fehlt noch die Kenntniß der chemischen Veränderungen, die jene veranlassen. Dies hängt indessen von den Fortschritten der Physiologie ab, so daß die Gesetze, welche viele kranke Processe reguliren, noch erst festgestellt werden sollen.

5) Die Diagnose der Krankheiten, Dank unserer combinirten Kenntnisse der physiologischen und krankhaften Zustände und der physikalischen Untersuchungsmethode in Verbindung mit der Beobachtung der Symptome, wird von Tage zu Tage exacter und verliert ihren bisherigen Conjecturalcharakter. Was John Hunter für die Chirurgie that, indem er sie auf eine wissenschaftliche Basis erhob, das ist jetzt das Ziel des wohlunterrichteten Arztes in Rücksicht auf die Praxis der Medicin.

Gegenwärtiger Zustand der Medicin als Kunst.

Ich gehe jetzt zur praktischen Seite der Medicin über. Wir verstehen darunter die nützliche Kenntniß aller der Mittel, welche direct oder indirect dazu beitragen, die Krankheiten zu heilen, das Leben zu verlängern oder die Leiden zu mildern.

Die langen Discussionen, die früher darüber angestellt wurden, ob der Praktiker durch Dogmatismus oder Empirismus sich leiten lassen sollte, durch Theorie oder Beobachtung, durch Deduction oder Induction, haben ihr Interesse verloren. Es giebt jetzt mehr Beobachter als Denker, obgleich es sich fragt, ob eine wirklich wahre Beobachtung nicht noch seltener ist, als ein richtiger theoretischer Schluß. Es ist jetzt anerkannt, daß die Theorie in den Schulen, die Praxis am Krankenbette vorherrschen muß; je mehr Kenntnisse wir uns von beiden verschaffen, um so deutlicher sieht man ein, daß eine gute Beobachtung die Theorie corrigirt und ver-

vollkommt, und wie die Wiſſenſchaft die Beobachtung unterſtützt und vermehrt. Beide haben ſehr zu unſeren Fortſchritten beigetragen. So wird man zugeben, daß die Lehren über die Circulation des Bluts, über die unabhängigen Functionen der Nerven, über die Reflexfähigkeit des Rückenmarks, über die Zellenbildung, der praktiſchen Medicin directe Dienſte geleiſtet haben. Keinenfalls folgt hieraus, daß große phyſiologiſche Entdeckungen oft unmittelbar auf dieſe Weiſe Nutzen verſchaffen. Der praktiſche Werth der Entdeckung Harvey's war erſt mehrere Jahre nach ſeiner Veröffentlichung anerkannt, und die kürzlich aufgeſtellten Doctrinen über die Functionen des Pankreas und der lymphatiſchen Drüſen und der Zuckerbildung der Leber, haben uns noch nicht gelehrt, die Verdauung beſſer zu reguliren oder die Bildung des Bluts zu beeinfluſſen oder Diabetes zu heilen. Aber jede phyſiologiſche Wahrheit vermehrt unſere Anſichten über die richtige Behandlung der Krankheiten. Dies will ich Ihnen jetzt auseinander ſetzen.

Auf der einen Seite ſind manche Heilmittel, die die Erfahrung als directe Heilmittel von Krankheiten ſanctionirt hat, als Chinin, Schwefelſalben, Citronenſaft, Leberthran, allein das Reſultat empiriſcher Beobachtung. Es iſt unſer beſtändiges Streben die Rationalität ihrer Wirkung zu beſtimmen. Es exiſtirt aber eine Ungewißheit in Bezug auf die Wirkung von unzähligen täglich gebrauchten Droguen; dies iſt ein Vorwurf für uns, und wir ſollten ſtarke Anſtrengungen machen, denſelben von uns abzuwälzen. Man kann nicht mit Wahrheit behaupten, daß wir, im Angeſicht der Unterſuchungen und Kenntnißbereicherungen, träge in Bezug auf dieſen Gegenſtand geweſen wären. Aber es ſteht außer Frage, daß kein kräftiger Verſuch gemacht worden iſt, noch auch, daß eine Organiſation Statt gefunden hat, die Ausſicht hätte, unſere Kenntniſſe in dieſer Richtung zu vermehren. In der ausgezeichneten Abhandlung, die auf der Jahresverſammlung dieſer Geſellſchaft Dr. Handfield Jones im Jahre 1862 vortrug, wurden die ſich widerſprechenden Meinungen, die hinſichtlich einiger unſerer geſchätzten Droguen,

namentlich über Digitalis, Opium und China exiſtiren, auseinander geſetzt. Die Ausgleichung dieſer Differenzen liegt ſicherlich in dem Bereich der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung. Zahlreiche andere Agentien könnten wir erwähnen, deren Einfluß groß iſt, obgleich wir nichts von ihren Wirkungen kennen. Unter dieſen befindet ſich die Elektricität; ihr Einfluß auf die Nerven und die Muskeln iſt in neuerer Zeit von der phyſikaliſchen Schule bis zu einer großen Ausdehnung ſtudirt worden, ohne uns mit irgend exacten Principien für ihre Anwendung zu verſehen. Duchenne und Remak, wir erkennen es an, haben manche werthvolle Beobachtungen gemacht, aber ihre Anſichten ſind einander entgegengeſetzt. Der erſte nimmt an, daß ein unterbrochener Strom direct an die Muskeln applicirt werden müſſe, während der letztere glaubt, daß ein mächtiger beſtändiger Strom wohlthätiger ſei. Dieſe und viele ähnliche Fragen müſſen durch Unterſuchungen noch gelöſt werden.

Wenige, glaube ich, haben klar die großen Schwierigkeiten, Mühen und Zeitopfer in Erwägung gezogen, welche therapeutiſche Unterſuchungen erfordern. In der That, es mag die Frage aufgeworfen werden, ob irgend ein einzelner noch ſo talentvoller Mann für ſolche Unterſuchungen befähigt iſt. Der weiſeſte unter uns kann durch zufällige Ereigniſſe beeinflußt werden. Ein Fall oder eine Reihe von Fällen, welche unter einer beſonderen Behandlung glücklich verlaufen ſind, die unerwartete Geneſung einer anſcheinend hoffnungsloſen Krankheit, die auf die Anwendung einer beſonderen Medicin erfolgte oder die Einbildung, die in einer plauſiblen Theorie verſteckt iſt, gehen alle darauf hinaus, den Menſchen irre zu leiten. Der Einfluß eines Geiſtes ſollte durch den eines anderen corrigirt werden. Es iſt deswegen ein Ausſchuß nöthig, welcher in ſich vereinigen ſollte: die Geſchicklichkeit des anatomiſchen Operateurs, die analytiſche Fähigkeit des Chemiſten und die mannigfaltigen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe des Hiſtologen, des Phyſiologen, des Pathologen, des Therapeuten ebenſo gut als die des Arztes, deſſen Diagnoſe unanfechtbar iſt. Es wäre daher räthlich, den

energiſchen und ſanguiniſchen Charakter der Jugend durch die Vorſicht und Ueberlegung des Alters zu mäßigen. Ein phyſiologiſches Laboratorium, mit allen nöthigen Inſtrumenten und einem Hospital verbunden, wäre hierzu erforderlich. Aber wenn ein Comité ſeine Arbeiten vollendet, ſeinen Bericht abgeſtattet und ſeine Bedenken vorgetragen hätte, ſelbſt mit Hülfe von einem oder mehreren Hoſpitalärzten, dann müßte die Mithülfe von vielen Praktikern in Anſpruch genommen werden, um dieſen Unterſuchungen jene allgemeine und mannigfaltige Probe zu geben, welche nothwendig iſt, um ihren Werth zu conſtatiren. Kein einzelner Praktiker kann, ſelbſt mit der Hülfe eines Hospitals, die Hoffnung haben, ſorgfältig eine ſolche Anzahl von Fällen irgend einer Krankheit zu unterſuchen, daß ſeine Unterſuchungen großen Werth haben. Zur Zeit iſt der Mangel an Vereinigung unter den Praktikern ſehr groß, und es iſt ſehr ſchwierig, ihnen die Vortheile der gemeinſchaftlichen Arbeit, um die Wiſſenſchaft weiter zu bringen, klar zu machen, ſo daß noch mehrere Jahre verfließen werden, bevor eine Unterſuchung bis zu Ende geführt iſt und die Sanction der Menge erhalten hat.

Und hier möchte ich bemerken, daß es nur einen Weg giebt, auf dem, wie es ſcheint, eine beſondere Behandlung für die Zukunft in der That von wirklichem Einfluß werden und das Zutrauen des ganzen Berufs ſich erwerben kann. Es iſt der, daß die mit ihr zuſammenhängenden Thatſachen ſorgfältig beobachtet, und die Reſultate ſo angeführt werden, daß ſie leicht mit neuen Reſultaten, die durch andere Methoden erreicht wurden, verglichen werden können. Zu dieſem Zwecke müßte das Alter, das Geſchlecht, die allgemeine Kraft des Körpers und andere nothwendig wiſſenswerthe Thatſachen ſtets jede allgemeine Annahme in Bezug auf die gute Wirkung eines Mittels oder einer Behandlung begleiten, um den Werth derſelben ermeſſen zu können. Dies würde die endgültige Probe ihrer Nützlichkeit ſein; denn es braucht wohl kaum bewieſen zu werden, daß ſelbſt der allgemeine Gebrauch eines Mittels oder einer beſonderen praktiſchen Methode oder ein allgemeiner Glaube

an ihre Wirksamkeit irgend eine Garantie gewährt, daß sie von allen die beste ist. Beispiele hierzu liefern die blutentziehende Methode und die antiphlogistische Behandlung bei acuten Entzündungen und die sechswöchentliche merkurielle Behandlung zur Entfernung der Syphilis, welche vor dreißig und vierzig Jahren herrschten.

Es ist eine Thatsache, die nicht hinweggestritten werden kann, daß die Sterblichkeit bei einem streng durchgeführten antiphlogistischen Verfahren bei einer acuten Pneumonie einen Todten von drei betrug, und daß bloß dadurch, daß man die schwächende Behandlung aufgab, die Sterblichkeit sich auf einen von sieben verringerte. In derselben Weise ist es hinlänglich bewiesen worden, daß eine allgemeine, nicht merkurielle Behandlung der Syphilis die Krankheit durchschnittlich in zwei Drittel der Zeit heilt und ungefähr nur die Hälfte der secundären Fälle aufweist. Ob es einige Fälle von Pneumonie giebt, die die Blutentziehung noch erfordern oder einige Fälle von Syphilis, die Merkur erheischen, ist eine noch nicht entschiedene Frage, aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß wir die eben angeführten Resultate den Forschungen der Statistik verdanken. Tabellarisch verzeichnete Thatsachen und Zahlen, die genau die günstigen Resultate abschätzen, sind ein nothwendiges Requisit, anstatt vager Generalisationen, bloßen Meinungen und nur zu oft unbegründeten Annahmen. Zu diesem Ende ist eine gemeinschaftliche Vereinigung zwischen Mitgliedern des ärztlichen Standes durchaus nothwendig, aber die Schwierigkeit, diese herbeizuführen, mag nach dem Resultate eines Versuchs geschätzt werden, den die Gesellschaft im Jahre 1862 aufnahm.

Bei der jährlichen Zusammenkunft in London wurde damals ein Comité niedergesetzt, welches verschiedene Gegenstände empfahl, die zur Untersuchung von der Gesellschaft vorgeschlagen werden sollten. Gewisse Mitglieder jenes Ausschusses stimmten darin überein, ein Schema vorzubereiten, das mit dem Journal circuliren, die Berichte aufnehmen und dann die Resultate veröffentlichen sollte. Demgemäß wurden vier Schemata in Circulation gesetzt, und Sie sind vielleicht neugierig den Erfolg dieses Appells

an zweitausend Aerzte zu erfahren; achtzehn Schemata wurden an Dr. Fleming von Birmingham zurückgeschickt, die hundert Fälle enthielten, in denen der Bandwurm durch Farrenkraut behandelt worden war; 152 Schemata wurden an mich zurückgeschickt, enthaltend 152 Fälle in denen die Lungenentzündung meistens nach der restaurirenden Methode behandelt worden war. Dr. Harley wurden neun zurückgeschickt, enthaltend 29 Fälle von Gelbsucht, die mit Benzoesäure und Calomel behandelt worden waren; drei Schemata erhielt Dr. Handfield Jones, enthaltend drei Fälle von nicht syphilitischer Psoriasis, auf verschiedene Weise behandelt.

Dr. Fleming ist der Einzige, der den Bericht veröffentlicht hat. Derselbe belehrt uns, daß die ihm zugeschickten Krankheitsgeschichten es außer Zweifel stellen, daß das Oel des Farrenkrauts beim Bandwurm sehr wirksam und den anderen Mitteln gegen denselben vorzuziehen sei. Weiter sagt er, daß der Bericht sehr bestimmt und klar über die wirksame Art und Weise dies Oel anzuwenden sich ausläßt, und die ganze Untersuchung hat der Therapie einen großen Dienst erwiesen, indem es die vorzüglichen Eigenschaften des Farrenkrautöls weit bekannt machte und dessen Anwendung den Fachgenossen empfahl.

Hieraus kann man sehen, daß dieser Bericht des Dr. Fleming großen Nutzen gestiftet hat und so vollständig den Vorschlag der Gesellschaft rechtfertigt. Hundert Fälle mögen also da, wo das Problem so einfach ist als die Abtreibung eines Wurms, als hinreichend genügende Data betrachtet werden, die therapeutische Vorzüglichkeit dieses Mittels zu begründen. Wo indessen das zu lösende Problem complicirter ist, wie in den drei anderen Fällen, da muß man zugeben, daß die zurückgeschickten Schemata auf keine Weise genügen, und daß dieser Versuch, ergiebige Daten zur Bestimmung der besten Behandlung der acuten Pneumonie, der Gelbsucht und Psoriasis zu erhalten, bis jetzt nicht erfolgvoll gewesen ist.

Dessen ungeachtet, gebe ich mich dennoch der Hoffnung hin, daß dieser große Verein von Aerzten etwas thun wird, um zweifel-

hafte Weiſen und Methoden der Behandlung zur Entſcheidung zu bringen.

Für jede wiſſenſchaftliche Unterſuchung muß aus beſonders dazu errichteten Fonds das Talent und die Mühe, die eine ausgedehnte und nützliche Unterſuchung nothwendig bedingen muß, belohnt werden. Durch ſolche richtig angewendete Unterſtützung haben wir an einem Beiſpiel viel ausrichten geſehen. Der neuliche Regierungsbericht über die Rinderpeſt beweiſt z. B. wie die gemeinſchaftliche Arbeit von verſchiedenen Individuen eingerichtet ſein muß, um eine mediciniſche Unterſuchuug zu erſchöpfen. Die jährlichen Geſundheitsberichte des Dr. Simon, nach einem ähnlichen Plane angelegt, bringen eine Reihe von Unterſuchungen, die für die Aerzte unſchätzbar ſind. Es iſt keine Frage, daß eine ähnliche Reihe von Berichten über Krankheiten entweder über die Wirkungen der Heilmittel auf die Geſundheit, oder auf gewiſſe Krankheitszuſtände des menſchlichen Körpers, den Fortſchritten der Medicin großen Vorſchub leiſten und allmälig einen Einfluß ausüben würde, den man allgemein anerkennen dürfte. Wenn wir den fortgeſchrittenen Zuſtand der Medicin in's Auge faſſen, ſo braucht man nicht zu fürchten, daß ſolche Unterſuchungen zu einem excluſiven Syſtem der Therapie führen würden, zu dem früher einige Männer geleitet wurden.

Es war in jeder Beziehung ein ſeiner Stellung würdiger Vorſchlag, daß Profeſſor Acland in Oxford dem medical council proponirte, daß eine Summe von 250 £ Sterling ausgeſetzt werden ſollte, um die eigenthümlichen Wirkungen der Arzneien zu erforſchen. Aber ungeachtet es zu den Pflichten jenes „council" gehört, von Zeit zu Zeit eine Pharmakopoe zu veröffentlichen, ſo wurde der Vorſchlag aus dem Grunde abgelehnt, weil es nicht zu ſeinem Reſſort gehöre, ſolche Unterſuchungen anzuſtellen. Genau daſſelbe kann man von der Regierung ſagen, von den Corporationen, von den wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften und ebenſo von jedem Praktiker. Auf dieſe Weiſe kommen wir zu dem bekannten Para-

doron: Das was Jedermanns Geſchäft iſt, iſt Niemand's Geſchäft. Nach allen Betrachtungen, die ich über dieſen Gegenſtand anſtellen kann, ſcheint der gegenwärtige Standpunkt der Medicin folgender zu ſein:

1) Die empiriſche Methode Krankheiten zu behandeln, hat ihre äußerſte Grenze erreicht und es kann wenig Verbeſſerung von ihr erwartet werden.

2) Daß die großen Fortſchritte, die in der Wiſſenſchaft der Medicin Statt gefunden haben, führten und noch führen zu manchen Modificationen in den Principien der mediciniſchen Kunſt, die noch vor Kurzem im allgemeinen Gebrauch waren.

3) Dieſe Modificationen beſtehen hauptſächlich darin, mehr Vertrauen auf die Heilkraft der Natur zu ſetzen, ſich mehr der Beihülfe der Diät und anderer hygieniſchen Potenzen zu bedienen und in der ſelteneren Anwendung von Blutentziehungen und anderen ſo genannten heroiſchen Mitteln.

4) Der Werth mancher Heilmittel in gewiſſen Krankheiten ſteht außer Frage, ihre richtige Anwendung bringt dem Menſchengeſchlechte unſchätzbaren Segen; aber der Nutzen von anderen iſt angezweifelt oder wenig bekannt, und in Anbetracht letzterer iſt eine ſorgfältige Unterſuchung kategoriſch geboten.

5) Solche Unterſuchungen erfordern viel Arbeit, ein vorgeſchrittenes Wiſſen und manche koſtbare Stunde. Die Erfahrung hat nachgewieſen, daß es unmöglich iſt, dieſe ohne Fonds zur Zufriedenheit auszuführen, die Forſcher zu entſchädigen und zu belohnen.

6) Alle Verſuche einer wiſſenſchaftlichen Behandlung erfordern die Aſſociation und Vereinigung der Aerzte und wahrſcheinlich werden keine glaubwürdigen Reſultate ſich für die Zukunft das allgemeine Vertrauen erwerben, wenn ſie nicht auf zahlreiche Beobachtungen gegründet und durch eine correcte Statiſtik formulirt werden.

Der zukünftige Fortſchritt kann nur durch combinirte Arbeit hergeſtellt werden.

Aus dem vorhergehenden Ueberblick über den wirklichen Zu- [illegible]
ſtand der Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt drängen ſich Einem [illegible]
zwei Betrachtungen auf: 1) daß die größte Entwickelung und Auf- [illegible]
munterung allen den Unterſuchungsmethoden zu Theil werden ſollte, [illegible]
deren vereinigte Reſultate das conſtituiren, was man mediciniſche [illegible]
Wiſſenſchaft nennen kann, 2) daß die Beſtimmung, in wie weit [illegible]
dieſe Kenntniß nutzbringend iſt, wenn ſie praktiſch auf die Heilung [illegible]
oder Linderung der Krankheit angewandt wird, die möglichſt cor- [illegible]
diale Vereinigung der Aerzte im großen Ganzen erfordert. Ich will [illegible]
nur bemerken, daß, wenn, wie wir gezeigt haben, die Wiſſenſchaft [illegible]
die Baſis der Medicin abgebe, wir dann nicht an vergangenen [illegible]
Auctoritäten kleben, ſondern kühn jedes Ding einer neuen Unter- [illegible]
ſuchung unterwerfen ſollten, das nicht auf einer exacten und ſolide [illegible]
Baſis beruht. Bisher wurde mehr Gewicht gelegt, auf Meinung [illegible]
oder Glaubensausdrücke als auf Beweiſe oder Demonſtrationen. [illegible]
Hieraus entſprangen die entgegengeſetzten Anſichten von hervor- [illegible]
ragenden Koryphäen über die einfachſten Vorgänge, nicht bloß über [illegible]
die Diagnoſe und Behandlung der Krankheiten, ſondern auch über [illegible]
alle controverſen Fragen. Sollten wir nicht einen Verſuch machen, [illegible]
dieſe Differenzen auszugleichen? Aber alle Auctoritäten ſind gänz- [illegible]
lich unfähig hierzu; denn der ihnen innewohnende feindliche Charak- [illegible]
ter iſt unvermögend, irgend eine der vorhandenen Schwierigkeiten zu [illegible]
löſen. Was noth thut, iſt friſche Unterſuchung und correctes Urtheil, [illegible]
und Jeder, der mit den Hülfsquellen der modernen Wiſſenſchaft [illegible]
bekannt iſt, muß überzeugt ſein, daß, wenn dieſelben combinirt und [illegible]
in Operation geſetzt werden, dieſelben gänzlich zu dieſem Zweck [illegible]
ausreichen. In der That, ich hege das Vertrauen, daß es klar aus [illegible]
meinen Worten hervorgehen wird, daß die verſchiedenen Branchen [illegible]
der mediciniſchen Wiſſenſchaft ſo weit fortgeſchritten ſind, daß ſie
im Stande ſind, alle Schwierigkeiten zu löſen, was ſie früher nicht
konnten. Alles was erforderlich iſt, läuft darauf hinaus, daß ihre
Pfleger ſich vereinigen ſollten, das Endziel zu erreichen.

Einige behaupten, daß unſer Beruf ein gelehrter ſein ſollte

und das „medical council“ hat neulich beſchloſſen, daß, während die Kenntniß des Griechiſchen in Zukunft für den Studenten obligatoriſch ſein ſoll, die Bekanntſchaft mit der Naturphiloſophie und Logik wünſchenswerth ſei. Mit der größten Unterordnung wage ich zu denken, daß ein ſolcher Beſchluß nicht im vollen Einverſtändniß mit den Tendenzen unſerer Wiſſenſchaft oder ihrer zukünftigen Erforderniſſe gefaßt worden iſt. Es mag zweifelhaft ſein, ob die Eigenſchaften des Geiſtes, die durch Cultur des literariſchen Geſchmacks und das Studium der claſſiſchen Schriftſteller erworben werden, ſolche ſind, die den Verſtand am fähigſten machen, mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche das ernſte Studium der Lebenskraft im geſunden und kranken Zuſtande vorausſetzt. Zu dieſem Zwecke ſind Mathematik, Logik und Phyſik abſolut nothwendig.

Die britiſche „Association“ zählt unter ihren Mitgliedern Viele, welche vorzüglich geeignet ſind, wiſſenſchaftliche Forſchung und praktiſche Beobachtung mit einander zu verbinden. Wollen dieſelben in ihrer Geſammtheit Nichts thun, um genügend den zweifelhaften Punkt der Wirkung der Arzneien und der Behandlung der Krankheiten zu löſen? In dieſem Augenblick ſind wir berufen, mit einer furchtbaren Epidemie zu kämpfen; die zahlreichen individuellen Beobachtungen, die gemacht wurden, laſſen uns noch in Zweifel, ob ſie anſteckend oder nicht anſteckend, was ihre Pathologie iſt und ob ſie beſſer durch Abführmittel oder Adſtringentia behandelt wird. Welch einen edlen Anblick würde es gewähren, wenn 2000 Mitglieder unſerer Geſellſchaft darin übereinkommen würden, während des folgenden Jahres ihre Aufmerkſamkeit und Energie auf die Unterſuchung der Natur und der Behandlung der aſiatiſchen Cholera zu richten!

Wäre es nicht gut, ein Centralcomité zu erwählen, das durch Hülfe der durch das ganze Land zerſtreuten Disciplinen arbeitend, chemiſche, hiſtologiſche und pathologiſche Unterſuchungen anſtellte, combinirt mit genauen, allgemeinen und ausgedehnten Unterſuchungen? Würde Einer von uns murren über einen kleinen

Beitrag, der dazu diente, die Arbeiten, das Talent und die auf eine ſolche Arbeit zugebrachte Zeit zu belohnen?

Was Sie auch immer beſchließen mögen, meine Herren, für mich iſt es gewiß, daß wir in der Epoche der Medicin angekommen ſind, die verlangt, daß Wahrheit in der Wiſſenſchaft und Wahrheit in der Kunſt, nicht länger von einander getrennt werden ſollen, daß die Traditionen von alten und wenig erleuchteten Zeiten Platz machen ſollten dem fortſchreitenden Geiſt der Unterſuchung, der das Zeitalter charakteriſirt, in dem wir leben, und daß die abgeſonderten und weil abgeſonderten, zu häufig ſich entgegengeſetzten Anſtrengungen von Individuen ſich vereinigen ſollten in dem allgemeinen Beſtreben, durch Vereinigung und gemeinſchaftliche Arbeit jene Fragen zu löſen, an denen vereinzelte Unterſuchungen geſcheitert ſind. Das Endziel und die Tendenz der Medicin als moderne Wiſſenſchaft und Kunſt verkünden, daß der zukünftige Fortſchritt nur durch combinirte Arbeit erreicht werden kann, und ich glaube es giebt kein würdigeres und mehr geeignetes Object für die Betrachtungen unſerer Geſellſchaft, als die Art und Weiſe und die Methoden, durch die dieſes große Werk durch ihren Einfluß verfolgt und vollendet werden kann.

XXIX.

Salterswell.

Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß nur ein auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehender Arzt, nur ein Mann, der alle Disciplinen theoretiſch und praktiſch beherrſcht, ſolch ein glänzendes Aperçu über den gegenwärtigen Zuſtand der Medicin entwerfen konnte. Bennet iſt in der That ein philoſophiſch gebildeter Arzt, wie ſie heut zu Tage immer ſeltener werden, von denen aber

ſchon Celſus ſagt, daß ſie gleich den Göttern zu achten ſeien. Man könnte Bennet den engliſchen Virchow oder, wenn Sie wollen, den ſchottiſchen Virchow nennen. Denn wenn wir durchaus nicht geſonnen ſind, zwiſchen einer ſchottiſchen und engliſchen Medicin zu unterſcheiden, ſo prägt ſich doch die Verſchiedenheit des Nationalcharakters der Engländer und der Schotten auch in ihrer Medicin ab. Wenn der Engländer in ſeinem Nationalcharakter mehr Aehnlichkeit mit dem Deutſchen als mit dem Franzoſen hat, ſo exiſtirt doch eine weit größere Aehnlichkeit zwiſchen dem Schotten und dem Deutſchen. Man könnte glauben, die Angelſachſen hätten ihren mit von Deutſchland herübergebrachten Idealismus abgeworfen, und ihre Nachbarn, die Schotten, hätten denſelben aufgenommen und ſelbſtſtändig weiter cultivirt. Die Schotten bilden daher gleichſam ein Mittelglied zwiſchen den Engländern und Deutſchen; ſie ſind idealiſtiſcher als die Engländer und realiſtiſcher als die Deutſchen. Schon Buckle hat auf dieſen Unterſchied des ſchottiſchen und engliſchen Geiſtes hingewieſen. Als die Herrſchaft der ſchottiſchen Kirche geſtürzt war, die Buckle in ihren Einflüſſen für ebenſo verderblich als die ſpaniſche Inquiſition hielt, da bemächtigte ſich die ſchottiſche Philoſophie nicht, wie es in allen anderen Ländern der Fall geweſen war, der inductiven, ſondern auffallender Weiſe der deductiven Methode. Während in England die inductive Philoſophie Baco's von Verulam eine Revolution auf allen Gebieten des Geiſtes hervorbrachte, individuelle und ſpecifiſche Unterſuchung als Baſis hingeſtellt und dadurch die allgemeinen traditionellen Begriffe, worauf alle Kirchengewalt gegründet iſt, umgeſtürzt wurden, adoptirte die ſchottiſche Philoſophie die Waffen, mit der die Kirche bisher ſelbſt gekämpft hatte. Weil die Kirche in Schottland abſolut regiert hatte, gab es hier keine andere Methode. Ja, bis zum achtzehnten Jahrhundert gab es in Schottland keine Poeſie, kein Drama, keine originale Philoſophie, keine ſchöne Literatur, keine weltliche Schriftſtellerei. Die Geiſtlichen herrſchten abſolut über die ſchottiſchen Schulen und Univerſitäten. Deshalb konnte

die inductive Methode ſo ſchwer ſich Bahn brechen, und ſo iſt es erklärlich, daß die ſchottiſche Philoſophie von der Methode der Theologen ſich nicht losreißen konnte. Als die Repräſentanten dieſer Richtung müſſen wir Hutcheſon und Adam Smith hinſtellen. Erſterer eroberte dem Verſtande die ihm ſeit Jahrhunderten durch die Religion entriſſenen Gebiete zurück und die tiefſten Wahrheiten auf dem ethiſchen, moraliſchen, politiſchen und ſocialen Gebiete entdeckte er dadurch, daß er von Principien aus, vom Großen zum Kleinen, vom Idealen zum Realen, vom Abſtracten zum Concreten, vom Transcendentalen zum Sinnlichen, vom Allgemeinen zum Speciellen fortſchritt. Adam Smith bediente ſich in ſeiner „Theorie der ſittlichen Gefühle“ und ſeinem „Nationalreichthum“ derſelben Methode. Letzteres Buch könnte man die national-ökonomiſche Bibel aller Jahrhunderte nennen. Alle Schlüſſe und Betrachtungen, die Adam Smith über die Geſellſchaft im Allgemeinen, über den Urſprung und die Theilung der Arbeit, über die Verhältniſſe der edlen Metalle, über die Landpacht, über die Schwankungen im Preiſe der Nahrungsmittel, über die Corporationsgeſetze, über die Steuern, über den Urſprung der Univerſitäten, über öffentliche und Privaterziehung, über die Sklaverei, über die Söldnerheere, über die Luxusgeſetze, über Colonien, Armengeſetze, über die Banken u. ſ. w. anſtellt, leitet er auf zwei große Principien zurück, die er im Anfange ſeines „Nationalreichthums“ aufſtellt: erſtlich aller Reichthum wird nicht aus dem Boden, ſondern aus der Arbeit gewonnen und zweitens, die Summe des Reichthums hängt theils von der Geſchicklichkeit ab, womit die Arbeit geleiſtet wird, theils von der Proportion der Zahl derer, die arbeiten zu der Zahl derer, die nicht arbeiten; als bewegende Kraft nimmt er in allen Menſchen, in allen Claſſen, in allen Zeitaltern und in allen Ländern, die Selbſtſucht an und beweiſt, daß die Menſchen durch Beförderung ihres eigenen Intereſſes auch das Intereſſe anderer befördern. Dem Beiſpiel Adam Smiths folgte Hume auf rein philoſophiſchem Gebiete. Sein Gegner Reid macht, nach-

dem er Hume siegreich bekämpft, sich desselben Fehlers schuldig und obgleich er baconisch zu verfahren glaubt, verfährt er rein deductiv. Daß die Naturwissenschaften in Schottland sich diesem Einflusse nicht entziehen konnten, war nur zu natürlich. Als Vertreter dieser Richtung für die Physik und Chemie glänzt Black. Ihm folgte Leslie, dessen Hypothesen über die Wärme: „Körper, welche dieselbe am meisten zurückwerfen, strahlen dieselbe am wenigsten aus und welche sie am meisten ausstrahlen, werfen sie am wenigsten zurück" und „wenn Wärme von einem Körper ausstrahlt, ist die Intensität jedes Strahls wie der Sinus des Winkels, den er mit der Oberfläche des Körpers macht", später von allen Experimentoren bewiesen und anerkannt wurden. Auf geologischem Gebiete folgte ihm Hutton. Wenn wir in Deutschland Kant einen Geistesverwandten Hume's, so können wir Werner einen Geistesverwandten Huttons nennen. Die von Black aufgestellten Theorien verstand aber der Schotte Watt dadurch praktisch zu verwerthen, daß er die Zusammensetzung des Wassers entdeckte und die Dampfmaschine erfand. Als die Repräsentanten dieser Methode für die Medicin bemerken wir die beiden großen Physiologen Cullen und Hunter. Ohne hier näher auf die Frage einzugehen, was Cullen den deutschen Pathologen Stahl und Hoffmann verdankte, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß Cullen, die seit Galen's Zeiten herrschende Tyrannei der Humoralpathologie von ihrem Throne stürzte, die Emancipation der festen Theile herbeiführte und dadurch indirect zu den Entdeckungen Bells und Marschall Halls Veranlassung gab. Hunter könnte man den Albrecht von Haller Schottlands nennen. Weder England noch Schottland hat nach ihm einen Mann von solcher Universalität des Geistes hervorgebracht. Wie Albrecht von Haller bereicherte er die Physiologie und vergleichende Anatomie mit den größten Entdeckungen, von denen eine einzige schon hinreichend gewesen wäre, seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern. Ich will nur erinnern an seine Entdeckung der wahren Beschaffenheit der Circulation bei den Crustaceen und Insecten, des Gehörorgans

bei den Kopffüßlern, der Fähigkeit der Mollusken, ihre Schalen zu abſorbiren, des Factums, daß die Bienen das Wachs nicht ſammeln, ſondern abſondern, der halbkreisförmigen Canäle der Cetaceen, der Lymphgefäße der Vögel und der Luftzellen in den Knochen der Vögel. Zu allen dieſen Entdeckungen wurde er, wie Harvey zu ſeiner Entdeckung des Kreislaufs des Bluts, auf deductivem Wege gebracht. Hierin zeigt ſich die Wahlverwandtſchaft der ſchottiſchen und deutſchen Medicin. Während die Engländer ſeit Baco von Verulam auf rein analytiſchem Wege ihre Forſchungen anſtellten, gefielen ſich die Schotten und Deutſchen in deductiven Unterſuchungen, und erſt in der neueſten Zeit iſt auch in dieſen Ländern die Analyſe zu der ihr gebührenden Stellung gelangt. Wenn nun auch einzelne Naturforſcher und Aerzte der Schotten ſowohl als der Deutſchen in das Extrem gefallen ſind, auf rein analytiſchem Wege die Wahrheit eruiren zu wollen, ſo zeichnen ſich doch ſowohl die deutſche als die ſchottiſche Medicin dadurch aus, daß ſie durch eine glückliche Combination von beiden Methoden in ihren Forſchungen ſich leiten laſſen.

Der analytiſch-ſynthetiſche Standpunkt ſpiegelt ſich auch in der Rede Bennet's, in der alle Tendenzen der heutigen Medicin wie in einem Brennpunkt ſich concentriren, ab.

Sie könnten mich mit Recht tadeln, wenn ich die in Cheſte gehaltene Rede Bowmans über die Chirurgie, Ihnen vorenthalte wollte. Bowman gehört mit zu den Spitzen der engliſchen Chirurgen. Er iſt leitender Chirurg am King's College Hospital und zugleich Profeſſor der Phyſiologie, der pathologiſchen Anatomie und allgemeinen Pathologie an der mit dieſem Hospital verbundenen mediciniſchen Schule. Durch ſeine in Verbindung mit Todd herausgegebene Phyſiologie hat er ſich einen großen Namen erworben. Bei dieſer Gelegenheit kann ich es nicht unterlaſſen, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß es hier in England weit häufiger als in Deutſchland vorkommt, daß zwei Profeſſuren, z. B. die Profeſſur der Chirurgie und Phyſiologie, oder letztere und die der ſpeciellen

athologie, in einer Perſon vereinigt ſind. In früheren Jahren
ar dies auch bei uns der Fall, und ſelten beſtand eine mediciniſche
acultät aus mehr denn vier Profeſſoren. Die immer größere Zer-
litterung hat ihre Vortheile, hat aber auch ihre Nachtheile.
elche von beiden mehr wiegen, möchte vorläufig noch ſchwer zu
tſcheiden ſein. Auf jeden Fall hat England darin vor Deutſch-
nd den Vorzug, daß alle mediciniſchen Schulen unabhängig vom
taate daſtehen und durch die Concurrenz, die ſie ſich gegenſeitig
achen, von ſelbſt es bewirken, daß jede einzelne Disciplin durch
ie tüchtige Lehrkraft vertreten iſt.

Bowman ſprach ungefähr folgende Worte: „Die Chirurgie
t von jeher zu den Disciplinen der Heilkunde gehört, welche am
iſten auf die Phantaſie des Menſchen einwirkt und Bewunderung
egt durch promptes und geſchicktes Einſchreiten, in jähen und
oßen Gefahren, wo das Leben oder ein Glied in Gefahr ſchwebte,
nn die Laien oder Furchtſamen verzweifeln wollen, und die Krank-
it zu ſchrecklich und tödtlich erſcheint. Da tritt Einer ein, in ſeiner
nd den bezaubernden Reiz der Kenntniſſe habend, mit der Fähig-
t die verborgenen Quellen des Lebens zu finden, mit dem Muth,
zur Wiederherſtellung zu gebrauchen und in wenigen Augen-
cken, wie verändert iſt die Scene! Der arme Leidende, die wei-
nde Familie iſt wieder aufgerichtet; und Dankbarkeit, das koſt-
rſte menſchliche Gefühl für eine ſo große Wohlthat, die ſo zur
hten Zeit erwieſen wurde, miſcht ſich mit der Achtung und Ehr-
rcht, die den glücklichen Operateur begrüßen.

Geſtatten Sie mir, der ich mich bereits in der Mitte des Le-
ns befinde, zu geſtehen, daß mein knabenhafter Ehrgeiz, nicht
it von dieſem castrum der alten Römer und unter dem Einfluß
es Mannes, der ſich unter uns befindet, und von anderen, denen
) noch tiefer verpflichtet bin, dahin ſtrebte, ein großer Wundarzt
werden. Und obgleich mein Lebenslauf ſich allmälig von dieſem
ndlichen Traum entfernte, ſo ſtehe ich doch Keinem nach in meiner
chtung für die erhabene Würde der chirurgiſchen Kunſt, da ſie mit

einigen der theuerſten irdiſchen Intereſſen der Menſchen zuſammenhängt und gewiß noch immer mehr in ihrer Achtung ſteigen wird, je mehr ſie fähiger werden, Dinge und Menſchen nach dem wahren und einzigen Gradmeſſer, der Nützlichkeit, zu ſchätzen. Denn es erſcheint mir unzweifelhaft, daß die zukünftigen Zeitalter das fromme Wort eines Alten annehmen werden, daß die Chirurgie die Hand Gottes ſei. Die menſchlichen Hände, geeignete Bilder und Reflexe des ganzen Seins des Menſchen, von ſeiner Morgenſtunde der winſelnden Hülfloſigkeit, wenn die zarte Hand gegen die Bruſt gedrückt iſt, durch ſeinen ganzen Arbeitstag, bis ſie zuletzt ſich aufrichten zu Freude und Anbetung, um ein glänzenderes und ewiges Daſein zu begrüßen; die menſchlichen Hände, denen es vergönnt iſt, durch Erkennen der göttlichen Geſetze, die erhaltenden Werkzeuge jenes irdiſchen Lebens und jenes Organismus zu ſein, das Seine Macht, Weisheit und Liebe zuerſt ſchuf, erhält und ſterben läßt, wenn ihre Rolle ausgeſpielt iſt; jenes Organismus, der jede Stunde lebt und ſtirbt, der in Wirklichkeit durch Leben ſtirbt und lebt durch Sterben und der ſogar wunderbar ſeine eigenen Prärogativen und dunklen Geheimniſſe einem nachfolgenden Leben überläßt, offenbar dazu beſtimmt, allen Generationen ein undurchdringliches Wunder und Geheimniß zu bleiben.

Eine allgemeine Ueberſicht über den gegenwärtigen Zuſtand der Heilkunſt in den Ländern, die am meiſten die neueren Fortſchritte des Menſchengeſchlechts repräſentiren, möchte uns veranlaſſen, die engen Grenzen der Chirurgie als einer Specialität zu überſchreiten, auf die unſere Vorfahren uns nicht beſchränkten, und zu unterſuchen, ob wir nicht in England jetzt in Gefahr ſind, inmitten der vielen Abſchweifungen und Details der modernen Praxis, die wirkliche Einheit, die das ganze Werk des Heilens in der Welt durchdringt, aus den Augen zu verlieren; und ferner, ob wir nicht mehr dieſen Mittelpunktgedanken der Einheit accentuiren müſſen, um, durch größere Concentration unſerer Macht und unſerer Beſtrebungen für das Gute, wirkſamer die geeigneten Objecte unſeres

großen Berufs zu befördern, durch beſſer geleitete gemeinſame Anſtrengungen als in vergangenen Zeiten.

Und kann ein ſolches Thema irgendwo paſſender in die Hand genommen werden, als auf einer Verſammlung, welche bis auf den gegenwärtigen Augenblick, die einzige ſichtbare Repräſentantin der zuſammenfaſſenden Einheit aller Rangclaſſen und Grade unter den Aerzten dieſes Landes iſt und die ſeit vielen Jahren für die Verwirklichung dieſes Gedankens kämpft?

Laſſen Sie uns denn eine kurze Zeit dabei verweilen, das Ziel dieſes unſeres Werks klar hinzuſtellen, welches uns ſo ſehr intereſſirt und unſere Collegen nicht weniger. Zu dieſem Zwecke laſſen Sie uns unſere alte Geſchichte in's Gedächtniß zurückrufen, damit wir, wie aus der Entfernung, einen allgemeineren und gerechteren Ueberblick über unſere ganze Stellung gewinnen werden.

Mit den frühen Entwicklungen in den entfernten Zeitaltern haben wir wenig zu thun. Nur wollen wir bemerken, daß dieſelbe Einfachheit der Auffaſſung, welche wir noch heute bei unſern wenig unterrichteten Landleuten treffen, und die ſie in dem reſpectvoll dargebrachten Titel Doctor, mit dem ſie uns Alle anreden, ohne zwiſchen den Univerſitätstiteln von buntſcheckigem Import und den neueren Parlamentsgeſetzen zu unterſcheiden, an den Tag legen, mehr für die Aerzte einer dämmernden Civiliſation paſſen würde. Denn dieſe, obgleich ſie damals wie jetzt daran ſcheitern mußten, die ganze Wiſſenſchaft und die Macht der Behandlung zu umfaſſen, konnten kaum zuerſt etwas anderes als „general practitioners“ geweſen ſein. Vielleicht vermag der Zuſtand der Heilkunſt bei verſchiedenen wilden Stämmen und bei den alten und decrepiden Staaten des Oſtens, die erſt jetzt aus dem Torpor von zehn, vielleicht von hundert Jahrhunderten, durch die unſanfte Erſchütterung und Berührung mit der modernen europäiſchen Stärke erwacht ſind, uns ein klares Beiſpiel davon zu geben, wie es einſt bei uns ſelbſt ausſah. Wahrſcheinlich war der erſte Anfang und die erſte Form unſeres Berufs naturwüchſig und

nicht durch künſtliche Mittel befeſtigt; ausgenommen in dem Falle, wo die Politik der Häuptlinge oder der Einfluß einer heidniſchen Prieſterſchaft dieſelben zu ihren Zwecken ausbeuteten. Aber im Allgemeinen waren, wo Individuen durch eine chirurgiſche Geſchicklichkeit hervorleuchteten und ſich auszeichneten, Gelegenheiten, Erfahrungen zu ſammeln, genug vorhanden, und in Uebereinſtimmung mit ihrer Natur und Mannigfaltigkeit war die Entwicklung der Kenntniſſe und die Theilung der Praxis.

In dem darauf folgenden Zeitalter offenbarte ſich die vollendete Civiliſation der Römer und Griechen, und der ihnen folgenden Araber, nicht weniger in ihrer Kenntniß der Heilkunde, als in den anderen nützlichen Künſten, wie ihre noch vorhandenen Schriften beweiſen; unläugbar aber war es dem Chriſtenthume aufbewahrt, zuerſt unter dem Menſchengeſchlechte den wahren Geiſt, wie auch die rechte Ausübung der Kunſt, zu offenbaren durch die Errichtung von Hospitälern und Aſylen und Einführung von Krankenpflegern und Pflegerinnen für die Kranken und Gelähmten.

Aber obgleich ſich in der Ausübung der Chirurgie wie in den anderen Künſten der vorherrſchende Geiſt und die Ideen jener Zeiten abſpiegeln und dieſelbe oft roh, gemein, vag, auf unſicheren Vorausſetzungen, falſchen Analogien oder auf Vorurtheilen oder ganz abſurden Vorſtellungen beruhend, hierdurch das wurde, was wir jetzt geneigt ſind, gefühllos, ja grauſam zu nennen, ſo war doch ihr Ziel ſtets ein wohlthätiges, und ebenſo ihre Tendenzen; eine humaniſtiſche Kunſt, die ſelbſt in den wildeſten Stunden der Barbarei und des Kriegs durch Mitleid und Barmherzigkeit intervenirte.

Um auf Britannien und das dunkle Zeitalter zurückzukehren, ſo waren unſere Chirurgen eine unglückliche Bande, die unvollkommen den verachteten manuellen Theil der Behandlung, unter der Leitung einer Claſſe von Männern, entweder durch prieſterlichen Beruf oder durch Erziehung und ſocialen Rang über ihnen ſtehend, ausführten. Die Chirurgen beugten ſich vor der Auctorität dieſer Claſſe von Männern, die mit Unrecht Gelehrte genannt wurden, die bereit

waren, bei jeder Gelegenheit den Galen zu citiren, ohne ihn zu verſtehen, und im Allgemeinen unwiſſender waren, als die armen Handwerker, welche ſie beaufſichtigten; Männer, deren Ausſpruch ſelten bezweifelt, niemals widerſprochen werden konnte, obgleich ſie wegen der Falſchheit ihrer Principien, niemals in der wahren Erkenntniß Fortſchritte machen konnten. Wahrſcheinlich war es der Krieg, der immer wiederkehrende Krieg, der einige Männer von Zeit zu Zeit zu größerem Anſehn und Macht als Chirurgen brachte; denn die mächtigen Führer der Armeen müſſen zu oft die Wohlthaten der chirurgiſchen Behandlung erfahren haben; und bei großen Gefahren mußte der Wundarzt nothwendig eine Stellung in der Achtung der Menge ſich erworben haben, die diejenigen verlieren mußten, die nicht einmal eine Wunde verbinden, oder ein Leben durch eine Operation retten konnten oder wollten. Und es iſt unbegreiflich, daß, ſogar in jenen halb barbariſchen Zeiten, die erhabenen Geiſter unter den Leibchirurgen der Kaiſer und Könige ſich nicht emancipirt haben ſollten von der abſurden Abhängigkeit, die bloßen manuellen Vollſtrecker von Ausſprüchen anderer Männer zu ſein, deren phantaſtiſche Pedanterie und thatſächliche Ignoranz der praktiſchen Kunſt ſie nothwendig verachten mußten. Und im bürgerlichen Leben war ein Gegenſtück dazu vorhanden. Iſolirte Studenten, Kräuterſucher, unwiſſende reiſende Quackſalber und Marktſchreier, Knochenanſetzer und Blutſauger, flatternde, weſenloſe Creaturen in der aufdämmernden Zeit. Dann kam die Gilde der Kräuterärzte und Bartſcheerer. Dann von unſeren Univerſitäten, hauptſächlich beim Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften, Aerzte, mit einem gründlicheren Wiſſen und offenem Verſtande, denen die ganze Menſchheit ſich verpflichtet fühlen muß; Männer, in einem Zeitalter der Gelehrſamkeit gewachſen, einen Vergleich auszuhalten mit den am höchſten ſtehenden Würdenträgern des Staats und der Kirche und gerade dieſes Umſtands wegen, ihre alte Superiorität über ihre wenig gelehrten chirurgiſchen Brüder behauptend. Aber jetzt erſtand hie und da ein wirklicher Chirurg; kühn, vielleicht auch klug, glücklich in

großen Unternehmungen, des Volks Phantaſie aufregend durch einige glückliche Curen von ſchmerzvollen Leiden oder von abnormem, bisher für unheilbar gehaltenem Ausſehen. So wurde die operative Chirurgie in großen Städten die Chirurgie der größten Praktiker und überflügelte und beſchattete oft den Ruhm der gelehrten Aerzte; ohne Zweifel Eiferſüchteleien erregend, welche, wie wir zu wiſſen, ſehr ſcharf waren, über die wir jetzt aber um ſo mehr lächeln können, da wir gewiß ſind, daß dergleichen jetzt unter uns nicht mehr exiſtiren. So wurde die Chirurgie mehr und mehr von einer Claſſe von Männern ſtudirt, je höher ihr Werth ſtieg, und einige Männer ſchienen durch Geſchmack und natürliche Anlage mehr geeignet in ihr zu glänzen.

Sie wurde eine vollendete Kunſt, gegründet auf Beobachtung von anatomiſchen, ſowohl geſunden als krankhaften Verhältniſſen; ſie fing an, eine ausgezeichnete Literatur zu bekommen und einen Codex von Regeln und Vorſchriften, welche der Gegenſtand der öffentlichen Debatte und durch die Tradition überliefert waren. Ihre Profeſſoren nahmen an Zahl zu und an Wetteifer; ſie theilten ſich mit den geſchickteſten Aerzten darin, die Kenntniſſe zu cultiviren (Wiſſenſchaft kann man es kaum nennen), die zu der Heilkunſt gehören, und um unſerer Zeit näher zu kommen, ſie haben, in den letzten hundert Jahren, ſowohl in dieſem als in allen civiliſirten Ländern einen gleichen, in einigen Fällen einen hervorragenden Antheil an der Bereicherung und der Bearbeitung der ganzen Medicin genommen.

Aber ich bin nicht hier, meine Herren, um dem einen Theile unſerer Kunſt Schmeicheleien auf Unkoſten des anderen zu ſagen. Nichts könnte meiner Abſicht ferner ſein. Im Gegentheil, ich wünſche nur die Wahrheit zu ſagen, unſere gemeinſamen Beſtrebungen und Erfolge klar zu legen und das gemeinſame Band, das uns alle vereinigt, uns zu vindiciren.

Deshalb muß ich Sie bitten, mit mir für einen Augenblick zu Tudors Zeiten zurückzukehren. Wir ſind hinlänglich bekannt

mit dem Zuſtande der Praxis in unſerer eigenen Hauptſtadt an jenem Tage, als einige der vorzüglichſten Wiederbeleber der Gelehrſamkeit, auf die England ſo ſtolz iſt, eine Anſtalt errichteten, welche in jenen Tagen einen harten und, ich muß hinzufügen, glücklichen Kampf mit den Wundärzten vor dem Lord-Mayor von London und anderen Delegirten der Königin führten, für das Recht und das Privilegium, allein in chirurgiſchen Fällen innere Medicin verſchreiben zu dürfen, und was für Medicinen! — als die Apotheken und die Inſtrumente der Chirurgen bis zu einer weiten Ausdehnung noch unter ihrer Controle ſtanden, und als z. B. jener Unglückliche John Luke, Oculiſt, ein Diplom erhielt, Augenkrankheiten behandeln zu dürfen, war er auf's ſtrengſte angewieſen, nur äußere Mittel zu gebrauchen und alle inneren Arzneien ihm unterſagt, ausgenommen unter dem Beiſtande und Rathe eines gelehrten und erfahrenen, von dem College accreditirten Arztes.

Alle dieſe ernſten und gelehrten Männer ſpielten ihre Rolle gut, natürlich zu ihrem Nutzen. Sie hielten unter den Höchſten und Gebildeten des Landes, was, wie wir freudig anerkennen, auch ihre Nachfolger bis auf den heutigen Tag thun, die Würde des Berufs und das Ziel ihrer Wiſſenſchaft aufrecht. Und wenn ſie dieſe Würde zuweilen nicht auf ihre rechte Stelle ſetzten, auf die Erkenntniß der Geſtalt, welche die edelſte auf der Erde iſt und auf die Kenntniſſe der leidenden Menſchheit nützlich zu werden, wenn dieſelben zuweilen ſich den Schein gaben, als ob ſie Einen aus ihrer Mitte ausſtoßen müßten, der die Kühnheit hatte zu behaupten, Galen ſei eines Irrthums fähig, ſo mögen wir uns daran erinnern, was ſie thaten, um Anatomie in England einzuführen und die Chirurgie ſelbſt auszubilden. Als ſie von Lord Lumley ein Vermächtniß unter dem großen Siegel für die Errichtung eines Lehrſtuhls der Chirurgie an jenem Collegium erhielten, nahmen ſie mit Dank eine ſo ehrenvolle und generöſe Gabe an und bauten weitere und geräumigere Säle für die beſſere Feier dieſer höchſt feierlichen Vorleſung. Und unter dieſen ſtand Einer auf, deſſen wohlbekannte Dienſte für un-

ſeren gemeinſamen Beruf und für die Menſchheit nie gebührend genug geehrt werden können, vorzüglich wegen des prophetiſchen, durchdringenden und verſtändlichen Charakters ſeines Verſtandes und der Klarheit ſeiner Gedanken; ſein Name wird bis zu den ſpäteſten Nachkommen unter die größten engliſchen Koryphäen geſtellt werden. William Harvey war Profeſſor der Anatomie und Chirurgie an dem „College of physicians“. Sein Charakter war in jeder Beziehung groß. Der Hauptzug deſſelben war die höchſte Wahrheitsliebe und eine große Sehnſucht, in die Geheimniſſe der organiſchen Natur zu dringen, und deshalb betont er ſtets das Recht und die Pflicht, direct zu den Urquellen der Natur einzudringen, keine Auctorität in natürlichen Dingen anerkennend, ſondern nur Thatſachen und das Zeugniß der Sinne.

Beſcheiden, gentil, uneigennützig, höflich, nicht lüſtern nach Ehre und Ruhm, war er unerſchrocken in der Durchfechtung von neuen Wahrheiten und glaubte an die ihnen innewohnende belebende und befruchtende Kraft; er beeilte ſich nicht, Irrthümer zu bekämpfen, wohl wiſſend, daß ſie, ſo wie auch die beſchränkten und vorurtheilsvollen Geiſter mit ihren Schmähungen von ſelbſt aufhören würden, wenn das hellere Licht erſt durchzudringen Zeit gefunden hätte. Bei alledem hegte er vor dem Schöpfer die tiefſte Ehrfurcht, die von ſelbſt aus der Betrachtung der eignen Schwäche des Menſchen entſpringt, inmitten ſo erhabener und ſo minutiöſer Werke. Welche tiefe Wahrheit drückt er ſo ſchön aus, wenn er ausruft: „Wenn ihr mit Heraklit beim Ariſtoteles in ein Arbeitshaus um niedrigere Geſchöpfe zu beſehen, eintreten wollt, ſo kommt hierher, denn die unſterblichen Güter finden ſich hier in derſelben Weiſe, und der große und allmächtige Vater offenbart ſich oft am meiſten in ſeinen niedrigſten und unanſehnlichſten Geſchöpfen!“

Die Fackel Harvey's war in Italien angezündet, wo, während die ſchönen Künſte raſch abnahmen, die Wiſſenſchaft ihre Fahne emporhob; und in Padua, wo er auf die Lehren der größten Meiſter der Anatomie, der Chirurgie und Medicin lauſchte, auf Fabricius

von Acquapendente, Minados und Caſſerius, muß er ohne Zweifel mit einem noch größeren, mit Galilei verkehrt und deſſen Geiſt in ſich aufgenommen haben. Zu Hauſe hat er wahrſcheinlich, perſönlich, Gewiß aus ſeinen Werken, den unſterblichen Auctor des „advancement of learning“ gekannt. So wurde die Wiſſenſchaft nicht von einem Lande, ſondern von der ganzen Welt angebaut.

Wenn ich aber jetzt die Fortſchritte der Heilkunſt in England ſchildern ſoll, ſo werden wir finden, daß die Inſtitutionen, welche zuerſt auf den Traditionen und Gewohnheiten, welche die Convenienz eines unvollkommenen und vorübergehenden Geſellſchaftszuſtandes und einen rein individuellen Geſchmack repräſentirte, unter dem Einfluß von Formen und Titeln verknöcherten und um ſich abſperrende perſönliche und Corporationsintereſſen ſchaarten, die nicht immer im Einklange ſtanden mit jenen höheren Objecten, durch welche ſie allein im Anfang gerechtfertigt werden konnten und danach ſtrebten, obgleich mit abnehmender Kraft, die beiden großen Gruppen eines gemeinſamen Berufs getrennt zu halten.

Die inneren Aerzte, man muß es im Ganzen behaupten, obgleich einige Ausnahmen Statt finden, wichen von dem Geiſte und den Traditionen Harvey's während des letzten Jahrhunderts ab, während ſie Reden zu ſeinem Gedächtniß hielten. Man darf ſich nicht darüber wundern, daß Anatomie und Chirurgie nicht mehr von einem Collegium gefördert wurde, das allmälig ſeinen Einfluß auf die chirurgiſche Domaine der Praxis verlor, je mehr die Wundärzte ſich der alten Feſſeln zu entledigen ſuchten.

Die inneren Aerzte waren jetzt, dadurch, daß ſie ſich von aller manuellen Behandlung fern hielten, in eine Lage von zunehmender Iſolirung auf einem großen Felde des Erfahrungsgebietes verſetzt; ſie waren Specialiſten aus einem großen Fehler, aus Selbſtverläugnung; und die Folge war, daß Viele von den höher begabten unter ihnen ſich mit einer zu excluſiv kliniſchen Beobachtung der Krankheiten, ganz analog dem Verfahren der Alten, und nicht hinreichend durch tiefe und eigene Studien der organiſchen Structur

und der Geſetze des Lebens unterſtützt, beſchäftigten; während andere durch gelehrte und philoſophiſche Werke ſich auszeichneten, die mehr oder weniger wichtig waren und mehr oder weniger mit dem Berufe in Verbindung ſtanden.

Die Folge davon war, daß die mediciniſche Welt mehrere Syſteme oder Behandlungsmethoden geſehen hat, die auf ungenügender Baſis errichtet, aber mit großer Prätenſion der Einfachheit, wofür die Natur keine Garantie giebt, verkündet waren, und die eins nach dem anderen der erſten Mahnung der Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes nachgeben mußten, nicht ohne den ganzen Beruf in der öffentlichen Meinung in Mißcredit zu bringen, und nicht ohne eine Art Schutz jener Leichtgläubigkeit zu verleihen, mit der in unſerem eigenen Jahrhundert die geiſtloſen Thorheiten der oberflächlichſten und einfältigſten, der leichtgläubigſten und prahleriſchſten aller mediciniſchen trügeriſchen Secten, der ſich ſelbſt Homöopathen nennenden, von dem Publicum aufgenommen wurden.

In den neueren Zeiten indeſſen haben die Richard Farre, Mathew Baillie und Richard Bright mit Geduld das Studium der Krankheiten betrieben, nicht bloß während des Lebens, ſondern ſie haben mit ihrer eigenen Hand und ihrem eignen Meſſer die wahre Kenntniß durch die perſönliche Unterſuchung nach dem Tode ſich zu verſchaffen geſucht. Sie haben alſo einen wichtigen und lebhaften Antheil an den Fortſchritten der phyſikaliſchen, chemiſchen und phyſiologiſchen Wiſſenſchaften; auf dieſe Weiſe ſtellten ſie ein glänzendes Muſter auf und gewannen eine Stellung wie der, der ihnen ſonſt ſehr gefährlich geworden wäre.

Die Wundärzte hatten ſich als die wahren Nachfolger Harvey's erwieſen. Sie hielten ſich immer an die Anatomie, als an die Hauptſache ihres Berufs und ſie fanden ſich immer mehr veranlaßt, ſo zu verfahren und fanden immer geeigneteren Stoff, die mehr nach Außen gelegeneren und weniger verborgenen Krankheiten, die ihnen begegneten, zu ſtudiren, wie auch die offenen Wunden und die

von ihnen ſelbſt gemachten. Und ſo brachten ſie Anatomie, Pathologie und Chirurgie in eine natürliche Verbindung, die dem Fortſchritte ſehr günſtig war und immer neue Früchte erzeugte und an Einfluß zunahm. So ſtellten ſie in unſerer Armee, in unſeren großen Hospitälern und in unſerer Flotte eine Gleichheit des Ranges mit unſeren gelehrten, aber, wir ſagen es in aller Freundlichkeit, unhandlichen Brüdern her; und ohne Prahlerei bewieſen ſie, daß des Wundarztes Hand von des Wundarztes Geiſt und Gewiſſen geführt werden müſſe, und daß ſie niemals hiervon wieder getrennt werden dürfe.

In dem letzten Jahrhundert erhoben ſich in unſerem eigenen Vaterlande zwei Männer vor allen Uebrigen. Es waren zwei Schotten. Sie gaben der Heilkunſt einen großen Aufſchwung. Durch die Geburt Brüder, hatten die Hunter beide denſelben Geſchmack und denſelben Fleiß und faſt daſſelbe Genie, obgleich John durch die Schärfe ſeiner Auffaſſung und die Univerſalität ſeiner Anſichten beſonders hervorragte. In ihrer Jugend waren beide Chirurgen und Anatomen, in Harveys Werkſtätte arbeitend, und William erlangte ſeinen Ruhm als Geburtshelfer. Beide wurden berühmt durch die Muſeen, die ſie ſchufen; das eine von dieſen wurde durch den Staatsankauf und die folgenden Arbeiten von Richard Owen und von mehreren wohlgeſinnten Männern, unterſtützt durch die freigebige Unterſtützung des College of surgeons, die großartigſte Beſitzung des großen Berufs, die die Welt jemals geſehen hat; das zweite befindet ſich in der Stadt Glasgow, der die Freigebigkeit ſeines Gründers es mit einem Vermächtniß zu ſeiner Unterhaltung hinterließ.

John Hunter war ſo anhaltend während vieler Jahre beſchäftigt, ſeine Kenntniſſe zur Linderung der menſchlichen Leiden zu verwenden, daß es in der That wunderbar iſt, wie er zur ſelben Zeit ſo angeſtrengt auf dem allgemeinen Felde der Wiſſenſchaften des Lebens gearbeitet haben konnte. Aber dieſe doppelte Arbeit, welche ſeit der Zeit Harveys kaum je in einem Manne vereinigt war,

kann man ſich erklären durch die Art und Weiſe, vermittelſt der ſein[illegible] Geiſt ſtets phyſiologiſche Principien auf die Details der täglichen[illegible] Praxis verwandte und ſich wiederum wechſelweiſe bemühte, durch[illegible] das Studium dieſer Details, ſeine allgemeinen Anſichten der Le[illegible] bensproceſſe zu erläutern und fortzubilden. Wären dieſe beide[illegible] Gedankenfelder von ihm getrennt und ſeparat aufgefaßt worden, ſ[illegible] ſo würde er nicht in beiden ſo große Siege errungen haben; wenn man[illegible] es unterſucht, wird man finden, daß in jedem Gebiete ſein Erfol[illegible]g allein von der wirklichen Einheit abhing, die, wie er mehr als in[illegible] gend einer ſeiner Zeitgenoſſen oder gar ſeiner Vorgänger erkannt[illegible], zwiſchen beiden exiſtirte. Die engliſche Chirurgie und die engliſch[illegible]e Medicin ſind in allen ihren Theilen ſeitdem von dieſem Princi[illegible]e befruchtet. Dies iſt in der That die bleibende Lehre, welche ſein[illegible]e Lehre und ſeine Arbeiten denen verkündet haben, welche ihm in de[illegible] edlen Amte den Verwundeten und Kranken zu helfen, in ſeine[illegible] eigenen Lande und der ganzen Welt, folgten.

Die beiden Hunter mögen als die Typen angeſehen werden, wie die großen Meiſter und die Leiter der Heilkunſt ſein ſollen. Sie waren Anatomen; ſie waren Phyſiologen; ſie waren Pathologen, nicht aus zweiter Hand, aus dem Munde oder den Schriften anderer Männer lernend, obgleich ſie dies nicht verachteten, ſondern Beobachtung und Befragung der Natur ihrer ſelbſt wegen liebend, durch gründliches Studium aller Winkel der Geſundheit und Krankheit. Sie gaben nicht zu, daß ein trennender Schleier, entweder aus Mode oder Caprice oder Selbſtſucht zwiſchen Provinzen und Dinge geworfen wurde, die von Natur verwandt waren, ſondern ſie faßten das ganze Ziel der Kunſt als ein großes und weites Feld eines edlen Studiums und einer wohlthuenden Thätigkeit auf, eins durch die Einheit des menſchlichen Körpers, dem es einen freiwilligen und liebenden Dienſt erzeigt, eins durch die Identität der Unterſuchungsmethoden, durch welche die Geheimniſſe des Körpers gelöſt werden ſollen, eins durch das gemeinſame Ziel und Streben jeder Behandlung, der innerlichen oder äußerlichen, arznei-

lichen oder präventiven, eins endlich durch die Einfachheit der moraliſchen Stellung, die uns in unſeren Beziehungen zu einander, zu den Patienten und dem Gemeinweſen, in dem wir arbeiten, zu Gliedern einer Corporation ſtempeln ſollte.

Meine Herren, ich faſſe die gegenwärtige Verſammlung, die eingeborene Mitglieder jeder Branche unſeres Berufs umfaßt (ich wollte, wir könnten für die Zukunft viele Collegen aus anderen Ländern willkommen heißen), als eine ſolche auf, die die Idee repräſentiren ſoll, die den Doctoren unſeres Landes nicht genug eingeprägt werden kann, welche Männer wie Harvey und Hunter auch unterſtützt und verfochten haben würden, die Idee der Einheit unſeres gemeinſamen Berufs. Und können wir behaupten, daß es nicht nöthig ſei, dieſe Idee zu verfechten? Denn könnten wir uns vorſtellen, daß dieſe Größen der Vergangenheit hier bei uns verſammelt wären, welche Aufmunterungen oder günſtige Gelegenheiten zur Verfolgung ſeiner Lieblingsthemata, fragen wir, würde Harvey in dem einſt von ihm begünſtigten „College of physicians“ finden, deſſen Wohlfahrt und Verbeſſerung, ſo berichtet man uns, ſein Hauptziel waren, das ſeinen Geiſt mehrere Jahre vor ſeinem Tode beſchäftigte, wo aber feierliche Vorleſungen über Chirurgie nicht mehr gehalten werden, wo kein anatomiſches oder chirurgiſches Werk verrichtet wird, wo kein „repository for simples and varieties“ exiſtirt, wie er hoffte, daß es durch ſeine Wohlthaten und ſein Beiſpiel gegründet ſein würde, auch kein Muſeum für pathologiſche Anatomie, nach dem ſich Baillie und Bright geſehnt haben! Auf der anderen Seite, würde es wahrſcheinlich ſein, daß Harvey, ein Fellow des „College of physicians“ zugelaſſen würde, auf dem Hunter'ſchen Theater den Kreislauf des Bluts zu demonſtriren? Könnte William Hunter, nachdem er, wie geſchehen, im Alter von acht und dreißig Jahren ein Licentiate des „College of physicians“ geworden war und nicht mehr bona fide chirurgiſche Praxis trieb, Theilnehmer an den Verſammlungen des Hunter'ſchen Collegiums oder an der Lieblingsarbeit ſeines

Muſeums werden oder könnte er deſſen Stuhl durch ſeine Beredſamkeit zieren? Endlich könnte ſein größerer Bruder, unſterblich durch ſeine Abhandlung über das Blut, weil er bloß ein Chirurg war, in jene Räume, welche ihren Hauptruhm von dem Entdecker der Circulation des Bluts ableiten, Eingang finden, um über das große Thema zu ſprechen?

Es würde mir, unbedeutend und gedankenarm wie ich bin, ſchlecht anſtehen, irgend einen Tadel über dieſe ehrwürdigen Corporationen zu äußern, welche, bei allen ihren menſchlichen Unvollkommenheiten, jede auf ihrer Seite ſo viel gethan haben und noch thun, unſern gemeinſamen Beruf zu ehren und weiter zu bringen, und wenn keine von beiden die Freiheit bis jetzt gehabt hat, jenen Claſſen- und Collegienintereſſen, jenen Rechten und Privilegien, welche ein früheres Zeitalter durch den jetzt allgemein in Mißkredit gekommenen Eid zu ſichern ſuchte, zu was für guten Zwecken ſie auch einſt gedient haben mögen, einen untergeordneten Werth beizulegen, ſo muß man es frei bekennen, daß Vieles von beiden Corporationen auf verſchiedenen Wegen in der neueſten Zeit ausgeführt worden iſt, um ein liberales und weiteres Syſtem anzunehmen, das wahrſcheinlich weit beſſer die Claſſenintereſſen durch ſie ſelbſt vertritt, indem es für dieſelben, ſo weit ſie gut und nützlich ſind, die Unterſtützung des ganzen Berufs in Anſpruch nimmt.

Einige Geiſter, fähiger als ich, mögen in der That daran zweifeln, ob die Zeit jetzt ſchon gekommen ſei, den Verſuch zu machen, dieſe und ähnliche verwandte Corporationen zu verſchmelzen und zu vereinigen. Man könnte glauben, wir befänden uns noch in einem Uebergangsſtadium, in dem wir zufrieden ſein müßten, hier und dort ein Bischen zu thun, um allmälig eine beſſere Organiſation und wahrere Anſichten zu erzielen. Ich weiß es nicht. Aber ich muß meine eigene Ueberzeugung dahin ausſprechen, daß die alten Eiferſüchteleien der „inneren Aerzte“ und „Chirurgen“ nun tief in der Bruſt von allen Männern von Verſtand zu Grabe getragen ſind; oder daß, wenn ſie wirklich noch leben, es nur in den Ueberbleib-

ſein der traditionellen Politik des Ausſchuſſes der Corporationen iſt, indem die Majorität ihrer Mitglieder zu aufgeklärt iſt, um dieſelben noch länger gegen die offenen und wohlverſtandenen Intereſſen eines ganzen Berufs zu beſchützen. Ich bin überzeugt, daß die leitenden Geiſter der beiden mächtigſten Corporationen mit der großen Menge der denkenden Aerzte in allen drei Königreichen übereinſtimmen, daß dieſe großen und edlen Inſtitutionen, ſo weit als ſie in ihrer Conſtitution oder in ihren Formen die Spuren verjährter Vorurtheile und beſchränkter Begriffe eines längſt vergangenen Zeitalters zurückhalten, dieſelben ummodeln und den Bedürfniſſen einer unterrichteten Zeit anbequemen ſollten, in der die mediciniſche Welt, die jetzt an Erfahrung älter und weit zahlreicher iſt, ebenſo eine beſſere Erziehung genoſſen hat und weiſer iſt denn vorher. Der ganze ärztliche Beruf hat ein vollkommenes Recht, vor Allem in unſerm den Fortſchritt liebenden England, ſeine eigenen Inſtitutionen den Bedürfniſſen einer Periode anzupaſſen, die eine ſociale Thätigkeit und einen Fortſchritt ohne Beiſpiel entfaltet, indem alle die alten Hinderniſſe des Verkehrs von Tag zu Tag wie durch Berührung mit einem Zauberſtocke dahin ſchwinden, und über das ganze Land fähige und intelligente Mitglieder unſeres Berufs verbreitet ſind, deren gemeinſames Wirken aufgemuntert und ſorgfältig organiſirt werden ſollte, nicht nur um ihre eigenen Wünſche zufrieden zu ſtellen, ſondern noch mehr um des unberechenbaren Aufſchwungs wegen, der dadurch der Verfolgung jener gemeinſamen Gegenſtände gegeben würde, die zu cultiviren uns als einer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Corporation ſo ſehr am Herzen liegt.

Hier mag es, denke ich, zweckmäßig ſein, das Gedächtniß von vier Männern uns auf wenige Augenblicke aufzufriſchen, von Männern, die, wenn ſie uns erhalten wären, durch einen umfaſſenden Ueberblick über alle Intereſſen, richtige Rathſchläge und eine freiſinnige Ausführung ſich würden ausgezeichnet haben.

Benjamin Collin Brodie war in jeder Beziehung ein Mann, der uns Allen angehörte. Ein großer Wundarzt, war er ein ebenſo

großer Arzt, obgleich er nicht unter dieſem Titel hätte „einregiſtrirt“ werden können. Aber er war ein bedeutender Medicochirurg, fähig in jedem complicirten Falle das Richtige zu erkennen, Medicin zu verſchreiben oder abzurathen, zu operiren oder gegen die Operation Widerſpruch zu erheben. Dieſe Vielſeitigkeit entſprang aus ihrer natürlichen und geſchichtlichen Quelle; er hatte als junger Mann mit Eifer den von Hunter eingeſchlagenen Weg verfolgt. Er kannte den Körper und ſeine Functionen durch ſeine eigenen Sinne; er hatte tief über die inneren Phänomene des Lebens nachgedacht; er hatte an Thieren experimentirt; er hatte die Kenntniſſe ſeiner Zeit vermehrt. Als die Sorgen einer ihn überwältigenden Praxis ſchwer auf ihm lagen, ließ er die Wiſſenſchaft dennoch nicht im Stiche und wir verdanken ihm, außer ſeinen vielen praktiſchen Werken einige ſehr geiſtreiche Beiträge zur phyſiologiſchen Pſychologie. Sein wiſſenſchaftlicher Ruhm, überall hin ſich erſtreckend, iſt eine Ehre für den mediciniſchen Stand, nicht allein für die Wundärzte, ſondern für uns Alle. Joſeph Henry Green hatte zu viele Fähigkeiten, um allein ein Wundarzt zu ſein. Früh metaphyſiſchen Studien ſich hingebend, für die ſein erhabener und feiner Geiſt beſonders ſich eignete, war er ebenfalls ein weiſer und kluger Mann der That. Seine Anſichten über unſere Kunſt waren immer weitſichtig und freiſinnig; er umfaßte in ſeiner Stellung die ganze Welt des Lebens; er ſah, daß die ſogenannte reine Chirurgie eine enge und unmögliche Specialität ſei; er faßte die Krankheit auf, wie er ſie in der Natur fand, und glaubte, daß eine chirurgiſche oder manuelle Behandlung nicht ausreiche, eine Claſſification abzugeben. Erſtere war für ihn ein edler Theil, aber auch nur ein Theil der edlen Kunſt. Er war ſtets bemüht, gleich Brodie, die Baſis unſeres Berufs auszudehnen, den Grad der Kenntniſſe bei deſſen Mitgliedern höher zu ſtellen und die Disciplinen, die zu ihr gehören, weiter zu bringen.

Mit Dankbarkeit erinnere ich mich der Unterhaltungen in den letzten Jahren, der intimen und vertrauten Beſprechungen, die ich

mit dieſen beiden bedeutenden Männern pflog. Der Dritte, auf den ich jetzt anſpielen muß, war im engen Sinn mein geliebter und geehrter Freund und Mitarbeiter. Zum Wundarzte wie zum inneren Arzte erzogen und immer für Chirurgie die größte Liebhaberei habend, ein Lehrer der Anatomie, ein Profeſſor der Phyſiologie, der allgemeinen und pathologiſchen Anatomie, ein eifriger Arbeiter im phyſiologiſchen Laboratorium, in einer wirklich praktiſchen Weiſe alle Details ſeines Gegenſtandes beherrſchend, war Robert Bentley Todd zugleich ein fruchtbarer Schriftſteller als auch ein eifriger Förderer der literariſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten bei anderen Männern. Denn er wurde ein kliniſcher Lehrer und ein praktiſcher Arzt, unermüdlich in den Sälen des Hospitals und übertraf einige ſeiner engliſchen Zeitgenoſſen durch die beſtändigen Beziehungen, die er in ſeinem Unterricht auf die anatomiſchen und phyſiologiſchen Thatſachen und Principien nahm. Mit den Geſchäften der verſchiedenſten Art überladen, bemühte er ſich ſtets ernſtlich, in ſeinem eigenen Collegium ebenſo gut als anderswo das Studium ſeiner Lieblingswiſſenſchaften auszudehnen, und er war entzückt, von jenen bedeutenden Männern zu reden, den Zeitgenoſſen und frühen Nachfolgern von Harvey, welche durch ihre anatomiſchen Unterſuchungen einen Glanz auf jenes Collegium geworfen hatten; namentlich Franz Gliſſon, omnium anatomicorum exactissimus; Thomas Willis, der Verfaſſer des noch claſſiſchen Werks, die Anatomie des Gehirns, und Clopton Havers, hauptſächlich bekannt durch ſeine Unterſuchungen über die Knochen.

Einer, welcher genau den Fußſtapfen Harveys und der ſpäteren britiſchen Anatomen folgte, deſſen Geiſt merkwürdig ſcharfſichtig und praktiſch zugleich war, deſſen Charakter die Kraft hatte, einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen auszuüben, konnte nicht verfehlen, einen thätigen und nützlichen Theil daran zu nehmen, die Einheit unter uns zu befördern. Ich wage es auszuſprechen, daß, ſo wie ſeine Collegen von einer größeren Entfernung auf ſeine Laufbahn zurückblicken werden, er noch mehr in ihrer Achtung

ſteigen wird, und ſeine Freunde werden die Vortrefflichkeit ſeines Herzens und Geiſtes bezeugen, indem ſein Name und ſein würdiges Betragen in ihrem Gedächtniß aufgefriſcht ſind durch die marmorne Statue, die zu ſeiner Ehre in dem Hospital errichtet wurde, zu deſſen Gründung er ſo freigebig beiſteuerte. In dem vierten Namen, den ich nennen will, werden Sie Charles Haſtings errathen, der erſt kürzlich ſtarb und den Mitgliedern unſerer Geſellſchaft ſo theuer war. Sein größtes Verdienſt hat darin beſtanden, daß er zuerſt die Idee faßte, alle die verſchiedenen Claſſen unſeres Berufes zu gemeinſamen Zwecken zu vereinigen, und den vorzüglichſten Antheil daran nahm, dieſe Vereinigung zu fördern und unter mannigfachen Entmuthigungen und Enttäuſchungen bis zu dem Punkt brachte, den wir jetzt erreicht haben. Ich hege das Vertrauen, daß der Geiſt ſeiner Weisheit und Verſöhnlichkeit, ſeine große Hochherzigkeit, ſeine geiſtige Weitſichtigkeit bei den Berathungen unſeres Berufes vorherrſchen und uns Alle zu einer vollſtändigeren Vereinigung des Gedankens und der That in allen den Dingen, deren Fortſchritt er ſo ſehr ſchätzte, führen wird:

Indem wir für eine Weile auf ein oder zwei charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten unſeres Jahrhunderts hinblicken, laſſen Sie uns jetzt unterſuchen, ob die Zeit ſelbſt uns nicht auffordert, unſeren Beruf von einem weiten Geſichtspunkte aus aufzufaſſen und die Netze einer Periode von verhältnißmäßiger Unreife zu durchbrechen. Wir ſehen die Menſchheit immer mehr zu einer Familie ſich vereinigen, hauptſächlich durch die Zunahme der Herrſchaft der Menſchen über die Natur, durch Vermehrung der Kenntniſſe ihrer Geſetze.

Es iſt noch nicht lange her, daß Galvani und Volta, indem ſie an harmloſen Fröſchen Experimente anſtellten, in dem höchſten Geiſt der Wiſſenſchaft, neue Unterſuchungsgebiete aufſchloſſen, in denen Davy, Oerſted, Ampère und Faraday bald die Welt durch die Schnelligkeit und den Glanz ihrer Entdeckungen in Staunen ſetzen ſollten. Und es kommt mir noch wie geſtern vor, als unſer

Wheatſtone, unter den erfahrenen Augen von Daniell, den Drath ſeiner Batterie unter die Themſe legte in Gegenwart des jetzt beweinten Prinzen, den wir grade als den Conſort unſerer Königin an unſeren Küſten willkommen geheißen hatten, und die Möglichkeit des ſubmarinen Durchgangs jener feinen Vibrationen bewies, deren Reiſeroute, wie wir jetzt wiſſen, in ſehr hohem Grade die des Willens entlang den Nerven übertrifft. Denn ſchon jetzt, durch eine Combination von Unternehmungsgeiſt und unvergleichlicher Geſchicklichkeit, vereint der magiſche Drath zwei Continente und entziffert des Menſchen Gedanken mit nicht irrender Wahrheit durch ſchweigend ſprechende Symbole, die auf das Feinſte gearbeitet ſind und durch zarte Erſchütterungen des Metalls, ſchwächer aber weit ſchneller als die Töne der Aeolsharfe, ſie durchkreuzen jeden Moment, ſogar wenn ich ſpreche, die ehrfurchtsvolle Einſamkeit des atlantiſchen Meeres unter Meilen von ringsumfließendem Waſſer; wohin kein Ton, das Licht ſelbſt nicht hindringen kann, ganz unbekümmert um die Nebel, die Eisberge und die Stürme auf der Oberfläche, 15000 Fuß darüber. Und bald wird der Erdball ſelbſt von einem die Zeit aufhebenden Netzwerk umgeben ſein, ein geſegneter Vorläufer, wie auch ein Beförderer des guten Willens und Friedens für alle Menſchen und ſicherlich eine Erfüllung der liebevollen Geſinnungen des ewigen und unendlichen Gottes gegen unſer Geſchlecht, deren volle Tragweite Keiner von uns bis jetzt noch ſchätzen kann.

Aus dem Bette dieſer Waſſertiefe, die nicht länger unergründliche Tiefen ſind, hat der Menſch Beweiſe hervorgezogen, daß auch dort lebende Weſen exiſtirten, von denen er jetzt weiß, daß ſie durch langſame und allmälige Anhäufung, in geologiſchen Altern von nicht mehr beſtimmbarem Alter, Schichten der jetzigen feſten Kruſte von 10000 Fuß Dicke aufgebaut haben; dieſe hingegen enthalten die fragmentariſchen, aber beglaubigten Erinnerungen einer Reihe von Organismen, die den jetzt exiſtirenden Formen vorausgegangen ſind, und welche mit anderen daneben laufenden Beweiſen Einem

die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Leben auf unſerm Planeten von dem erſten Urſprung der organiſchen Weſen an beſtändig geweſen iſt, durch aufeinander folgende, erzeugende Entwicklungsglieder bis auf die heutige Zeit hinab, in der wir leben. Während wir dies Alles betrachten und durch Harveys „optiſches Glas“ von höherer Macht in den zarten Elementen der Drüſe des Inſects oder des gigantiſchen Vierfüßlers, eine Identität deſſelben Baues mit den entſprechenden Theilen unſeres eigenen Körpers entdecken, und wenn wir uns daran erinnern, daß, während unſere charakteriſchen Glieder ſchon von dem Allmächtigen geſehen wurden, jeder von uns ganz und allein aus ſo zarten Elementen beſtand; wer will dann ſagen, daß die Berührungslinie, grade die Berührungslinie einer geheimnißvollen organiſchen Verwandtſchaft dort nicht ſein ſollte, obgleich es bis jetzt nicht mit Gewißheit nachgewieſen und bewieſen werden kann. Der Stammbaum des Menſchen ſelbſt befindet ſich im Verhör vor dem Gerichtsſtuhle der Wiſſenſchaft, und ein wahrer Ausſpruch kann vielleicht in einer gar nicht entfernten Periode gefällt werden. Wer immer die Wahrheit und den Gott der Wahrheit liebt, möge jenen mit vollkommener Ruhe abwarten, obgleich er wohl kaum mit den Vorurtheilen der Furchtſamen zuſammenfallen kann. Ich hege die ernſte Hoffnung, daß unſer Beruf, der vor anderen an der Schwelle ſolcher Fragen ſteht, durch die Natur ſeiner Studien und die Gewohnheit des Denkens, und der vorzugsweiſe ſich durch ſeine Wahrheitsliebe und ſeine Achtung gegen die Religion auszeichnet, trotz der gemeinen Echos von alten Anſchuldigungen gegen uns, einen nützlichen und mäßigenden Antheil an dieſem Kampfe nehmen wird, indem er weniger unterrichtete Perſonen beruhigt und grundloſen Lärm dämpft.

Laſſen Sie uns den unſerem Stolz ſo ſchmeichelnden Gedanken bei Seite werfen, daß des Menſchen Würde im entfernteſten Grade von der Art des Urſprungs ſeiner materiellen Organiſation abhängt, weder in Bezug auf das Individuum, noch auf die Race, noch auch von der Structur ſeiner frühen materiellen Organe,

ſondern vielmehr von der Befähigung zur Aufnahme des göttlichen Geiſtes und zur Gemeinſamkeit mit Gott und ſeinen Werken, was Alles mit der fortſchreitenden Entwickelung kommt, womit er aber in den früheren Momenten ſeines Urſprungs nicht verſehen war. Es iſt wohl der Betrachtung werth, ob die menſchliche Natur nicht Vortheile empfängt von der Umkehrung des Ausſpruchs des witzigen Redners des Scheldonian Theaters, und daß es eine edlere, ja ſogar eine chriſtlichere und weniger heidniſche Anſicht über unſere Beſtimmung ſei, daß wir, nach Gottes Rathſchluß, zu einer aufſteigenden als abſteigenden Reihe auf der Skala der Weſen gehören. Wir mögen ebenſo gut durch die Wiſſenſchaft als durch die Offenbarung zu den Kenntniſſen gelangen, daß unſere körperliche Organiſation in der Vergangenheit aus dem Erdenſtaube entſtand, obgleich nur durch aufſteigende Formen; und was unſere Zukunft betrifft, ſo haben wir, obgleich wir jetzt noch nicht wiſſen, was wir ſein werden, dennoch die Verſicherung, daß wir ſein werden wie die Engel und Gott in ſeiner Herrlichkeit ſchauen.

Möchte doch die Geiſtlichkeit Englands und ihre ehrwürdigen Leiter, unter den Schwierigkeiten ihrer Lage, allezeit, nicht bloß in Worten des edlen, ſo mit dem Geiſte der Kirche zuſammenfallenden Princips eingedenk ſein, daß ſolche Fragen, ſo weit als ſie zur Herrſchaft des menſchlichen Verſtandes gehören, allein gelöſt werden müſſen und können, gemäß den Geſetzen ſeiner Natur und dem Laufe ſeines Gedankens, nur im Intereſſe der Wahrheit, ohne die Conſequenzen zu berückſichtigen. Möchten ſie doch Alle Glauben hegen an die Wiſſenſchaft, möchten ſie dieſelbe umfaſſen, ſie begreifen und kein Mißtrauen in ſie ſetzen! Möchten ſie feſt überzeugt ſein, daß ihre wahren Reſultate, wenn ſie gut bewieſen und ſchließlich von allen competenten Geiſtern angenommen ſind, nach tiefen Unterſuchungen, ſo zu ſagen, Gottes Stimme werden. Möchten ſie ſich erinnern, daß eine Stimme ſo ſtark ſein kann, daß ſie ſich zu der Höhe zu erheben vermag, welche einſt den Apoſtel beſtimmte, ſeine eingewurzelten Vorurtheile fallen zu laſſen und auszurufen: was

war ich, daß ich Gott widerſtehen konnte! Ohne in irgend einer Weiſe über ſchwebende Fragen aburtheilen zu wollen, muß es ſicherlich klug ſein, ſowohl im Intereſſe der Wahrheit als auch der Religion, ſeinen Geiſt unparteiiſch zu halten; nicht nachzugeben einer unwürdigen Furcht vor der göttlichen Fähigkeit der Vernunft, noch auch die zu verachten, welche dieſelbe ehrlich innerhalb der Sphäre ihrer Wirkſamkeit anwenden, ſondern einen über Furcht ſtehenden Glauben zu haben, an den gewiſſen Sieg, den ſowohl die Religion als auch die Vernunft erwartet, beides Gottes koſtbare Gaben für die Menſchen in ihrer Dunkelheit und beide gewiß, zuletzt in ihm ſich harmoniſch zu vereinigen.

Um nun flüchtig einige der Fortſchritte der mediciniſchen Wiſſenſchaft in neuerer Zeit zu berühren, ſo laſſen Sie uns bemerken, wie unzertrennlich ſie ſich vermiſchen und gegenſeitig erleuchten den allgemeinen Fortſchritt außerhalb unſerer eigenen Provinz. Man kann ſie bequem in zwei Worte faſſen, „wiſſenſchaftliche Einſicht" in das Werk der Heilung, indem die wirklichen Bedingungen des Körpers im geſunden und ungeſunden Zuſtande leichter unterſcheidbar geworden ſind, indem ihre gegenſeitige Wirkung und Beziehungen beſſer verſtanden werden und unſere Mittel zur rechten Zeit einzuſchreiten, zugleich zahlreicher, beſtimmter und leichter ausführbar geworden ſind.

Vor einer ſo vollſtändig unterrichteten Geſellſchaft, wie Sie ſind, meine Herren, finde ich es nicht nöthig, zu verſuchen, dieſen Theil meines Programms durch weitläufige Argumente oder langſame Auseinanderſetzungen zu beweiſen; Beiſpiele ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Harvey hatte die geſunden Herztöne gehört, aber ſeine kranken Töne unterrichten uns jetzt über die Natur ſeiner Gewebedefecte. Die Athmungsgeräuſche müſſen ſeit unberechenbarer Zeit das Ohr erreicht haben, aber es war unſeren Tagen vorbehalten, dieſelben zu ſtudiren, ſo daß jeder Schüler fähig iſt, zu ſagen, in welchem Zuſtande ſich die unſeren Augen verborgenen Organe, die für das Leben ſo unentbehrlich ſind, befinden. Und ebenſo mit der

Percuſſion. Ja, mit unſeren Augen können wir jetzt in der erſten Zeit ſeiner auflebenden Thätigkeit jenen wunderbaren Mechanismus in ſeinen ausgezeichneten und Freude einhauchenden Bewegungen ebenſo gut, als wenn er durch Krankheit niedergedrückt iſt, ſehen; wie eine Schildwache befindet er ſich am Eingange der Athmungsorgane, von denen die Stimme und Sprache abhängt. Und brauche ich an andere Anwendungen des optiſchen Mechanismus zu erinnern oder aufzuzählen, wie Eins das Andere weiter gebracht, bis die verſchiedenen inneren Oberflächen und Gewebe, vorzüglich die des Geſichtsſinnes, jetzt der ſtündlichen Einſicht, der exacten und zarteſten Durchforſchung geöffnet ſind, ſo daß oft ſogar die Pulſation der kleinſten Arterien und Venen und die phyſikaliſchen Bedingungen der Capillargefäße, mit den früheſten und leichteſten Zeichen von krankhaften Veränderungen entdeckt, und als Führer für die Therapie benutzt werden können. Viel könnte ich in Bezug auf dies Thema bemerken. Krankhafte Zuſtände ſo dem ſicheren Blicke des Auges unterbreitet, werden von dem Geiſte mit einer Klarheit aufgefaßt, die für die Praktiker von unſchätzbarem Werthe iſt, um ſeine Schlüſſe hinſichtlich der Behandlung zu bilden, und er kann durch das directe Zeugniß der Sinne beurtheilen, wie weit er dieſen folgen darf. Mit einem Wort, alle die Vortheile, die bisher der Wundarzt, dadurch, daß die Thatſachen ihm vor den Augen ausgebreitet waren, gehabt hatte vor dem inneren Arzte, der es mit verborgenen Krankheiten zu thun hat, genießt der „physician“ jetzt in Bezug auf viele innere Organe. Der Wundarzt nimmt Theil an dieſer Ausdehnung unſeres Geſichtsfeldes, weil der Arzt in vielen Fällen ſich in dem Dilemma befindet, entweder rein chirurgiſche Operationen zu vollziehen oder einige Abtheilungen der Behandlung und einige wichtige Organe ganz aufzugeben, die die Gewohnheit bisher ihm zugewieſen hatte. Viele haben die gute Idee gehabt, nur ihrer Patienten Vortheil in's Auge zu faſſen und nicht den Ehrenpunkt ihres Standes und ſo hat eine beträchtliche und, wie ich es anſehe, ſehr zufriedenſtellende Zerſtörung von

alten und künſtlichen Schranken zwiſchen verſchiedenen Graden von Praktikern Statt gefunden. Der zukünftige Fortſchritt der phyſikaliſchen Diagnoſe wird dieſe noch weiter führen.

Nehmen Sie ein anderes Beiſpiel. Durch den modernen optiſchen Triumph, durch das zuſammengeſetzte Mikroſkop, kann ein unterrichteter Praktiker, wenn er auch nicht gerade ſehr begabt iſt, ſondern nur gewiſſenhaft, aufmerkſam und beobachtend von einem Organ, das tief in dem vor ihm verfallenden Organismus liegt, das er nicht erreichen kann, das außerhalb ſeines Geſichtsſinnes liegt, das keine Töne von ſich giebt und keine Schmerzen hat, ſagen: „dieſe Drüſe iſt gewiß durch dieſe oder jene wichtige Veränderung zerſtört worden, ſie iſt jetzt ſo und ſo, ich kann ſie wieder herſtellen oder wahrſcheinlich zur Linderung nur dies thun, und dies oder jenes wird das Ende ſein.“

Um Sie, meine Herren, nicht mit mehr Beiſpielen auf dem diagnoſtiſchen Gebiete zu ermüden, ſo braucht man nur hinzuweiſen auf die Reſultate der chemiſchen Unterſuchung, die häufig durch das Mikroſkop unterſtützt werden, um ihren außerordentlich wichtigen Platz in dieſer unvollkommenen Skizze einzunehmen, durch die weitere Hülfe, die ſie der phyſikaliſchen Unterſuchung der Zeichen und des Verlaufs der Krankheit, die die moderne Wiſſenſchaft uns brachte, angedeihen laſſen.

Bis zur innerſten Natur der Krankheit und der Geſundheit, iſt die moderne Phyſiologie ein Söller, zu dem alle Praktiker einen gleich berechtigten Zutritt haben, wo ſie ſich ſtets begegnen und bei jeder Wendung auf einander ſtoßen und überall von einem gemeinſchaftlichen Gedanken und gemeinſchaftlicher Thätigkeit getragen werden. Alle geben zu, daß die Krankheit ſolch eine Abweichung von der Geſundheit iſt, welche jene nicht definirbaren Grenzen überſchreitet, die der Organismus ohne Schaden, ohne Verletzung ſeiner Integrität ertragen kann. Aber dies ſind jetzt nicht ſolche leere Worte, wie ſie es einſt geweſen ſind; denn helles Licht iſt auf viele verwickelte Probleme geworfen, die uns früher in Ver-

wirrung ſetzten; die Details der ineinander verflochtenen Gewebe und der complicirten Functionen unſeres verwickelten Organismus ſind mit Eifer und Beharrlichkeit von einigen ſehr ſcharfſinnigen Beobachtern und Männern von hellem Verſtande feſtgeſtellt worden; die Ernte dieſer Forſchungen iſt ſo reichhaltig, ſo eng mit einander verbunden und im Ganzen ſo wunderbar, ſo gegenſeitig ſich beleuchtend, daß ſogar viele Kenntniſſe der jüngſten Generation dadurch veraltet und abgenutzt erſcheinen. Und wir mögen es als eine Wahrheit hinnehmen, daß jeder Schritt weiter in der Erkenntniß des geſunden Körpers, wie er wirklich iſt, uns nothwendig auch zu einem beſſeren Verſtändniß der Krankheit führen muß und ſomit auch zu dem Vermögen, dieſelbe zu bekämpfen, entweder auf dem Wege der Prophylaxis, der Erleichterung oder der Heilung.

Was die moderne Therapie betrifft, ſo will ich nur bemerken, daß die directe und darauf gerichtete Tendenz allen Fortſchritts dahin ging, erſtere rationeller und einfacher zu machen, d. h. ſie mehr den präciſen Bedingungen anzuſchmiegen, ſie correcter in jedem Falle zu erkennen und den Fall zu beſtimmen, bei dem Einſchreiten unſererſeits für den Leidenden vortheilhaft iſt oder nicht.

Der Gedanke an die großen Fortſchritte in den mediciniſchen Wiſſenſchaften darf uns indeſſen nicht verleiten, anzunehmen, daß die Medicin ſelbſt eine Wiſſenſchaft iſt, oder jemals eine werden wird in dem Sinne, daß man dieſelbe nach untrüglichen und exacten Principien ausüben kann. Es iſt nicht in irgend einem wahren Sinne eine Wiſſenſchaft, ſondern die Anwendung von vielen Wiſſenſchaften und in der That von allen geeigneten und nützlichen Kenntniſſen, weß Gattung ſie auch ſein mögen, zur Linderung der Leiden. In Wirklichkeit iſt ſie eine Kunſt, wie der Vater der Medicin ſie lange genannt hat, und wehe den Patienten, welche in die Hände von Männern fallen, die ſich bemühen, alle, die zu ihnen kommen, und alle Krankheiten nach einem einzigen, ſogenannten einfachen Princip zu behandeln, welches in Wirklichkeit nichts an-

deres ſein kann, als die Verläugnung alles geſunden Menſchenverſtandes und aller wohl erkannten Bedingungen unſerer Kunſt. Es iſt eine Kunſt, welche indeſſen, weil ſie immer in engſter Beziehung auf die individuellen Thatſachen des Falls angewandt werden muß, in dem Intereſſe jedes Patienten in einem wiſſenſchaftlichen Geiſte ausgeführt werden ſollte; denn nur auf dieſe Weiſe können die Thatſachen gehörig gedeutet, und unſere Therapie zweckmäßig angewandt werden. Und es ſcheint der ſpecielle Ruhm der Fortſchritte der Heilkunſt unſerer Tage zu ſein, daß ſie von der Art ſind, jene vagen, allgemeinen Beobachtungen unnöthig zu machen, durch die früher einige Männer von ſeltener Begabung ſcharfſichtige, richtige, zuweilen wahre Vermuthungen in Bezug auf die Natur und verborgene Beziehungen der Krankheiten (obgleich dieſe begabten Männer zuweilen in beklagenswerthe Irrthümer verfielen) machten, während die meiſten ohne genaue Karte oder Compaß ſteuerten, oder noch ſchlimmer unter der trügeriſchen Führung von falſchen, verführeriſchen, obgleich prahleriſchen Theorien. Obgleich jetzt noch bei den ungewiſſen und ſich ſtets verändernden Phaſen der Heilkunſt, wir keinem von uns es zugeſtehen können, die Hülfe unſerer eigenen ungeſchriebenen Erfahrung gering zu achten oder jene allgemeinen Eindrücke, die unſerm Geiſt durch eine lange Reihe von empiriſchen Beobachtungen eingeprägt ſind, für unbedeutend zu halten, obgleich in ihnen noch kein Schlüſſel zu einer genügenden Erklärung gefunden worden iſt, ſo ſtehen doch dieſe letzten Fortſchritte zur Verfügung eines Jeden, der ehrlich genug iſt, zu wünſchen, die Natur der Krankheit eines ſeiner Sorge anvertrauten Mitmenſchen zu entdecken, und ſich bei gewöhnlichem Verſtand in den phyſikaliſchen Hülfsmitteln unterrichten will. Dieſelben ſollten, ſo weit ſie ſich erſtrecken, auf's Höchſte geſchätzt werden. Sie tragen den Stempel aller wahren Kenntniß in ſich, indem ſie nützlich, vortheilhaft und unfähig zu täuſchen ſind. Wenn man ſich dieſelben einmal angeeignet hat, werden ſie das unveräußerliche Erbtheil aller Menſchen, und ohne Zweifel der Ausgangspunkt für zukünftige Eroberungen.

Die Anästhetica gehören zu denjenigen Gegenständen, die hier nicht übergangen werden dürfen.

Dunkle Andeutungen über die Anwendung medicinischer Agentien, um Schmerzen bei chirurgischen Operationen vorzubeugen, fehlen selbst in den frühesten Zeiten nicht; und der Wunsch und die Hoffnung, einige Mittel zu finden, um dies auszuführen, war gewiß von mehr als einer Person im letzten Jahrhundert gefühlt. Ja, sogar eine Methode, die Nerven zu comprimiren, war wirklich in einem Londoner Hospital ausgeführt worden. Aber die gegenwärtige allgemeine Anwendung dieses großen Segens für die leidende menschliche Natur ist erstlich das Resultat der Fortschritte der reinen, nicht der medicinischen, Wissenschaft, dann der Anwendung der reinen Wissenschaft von Männern, die besonderen Specialitäten der Praxis sich gewidmet haben. Beide Hemisphären theilen sich in den Ruhm.

Lassen Sie uns Cavendish, Priestley und Lavoisier in ihren pneumatischen Laboratorien betrachten, oder Beddoes mit dem jungen Davy in Bristol, wie sie die Einathmungen von Gasen für die Medicin nutzvoll zu machen versuchen, indem sie Lachgas einathmeten und seine Wirkung aufzeichneten, oder jenen öffentlichen Lehrer in Boston vor fünfzig Jahren, dessen wohlbekannte Wirkungen vor einem Auditorium ausführend, unter dem ein Zahnarzt sich befand, oder den plötzlichen Gedanken desselben, es als ein Heilmittel bei sich selbst anzuwenden, denn er war von einem heftigen Zahnschmerze gequält. Es gelang; aber später, nachdem er einen großen Operateur veranlaßt hatte, dasselbe anzuwenden, und es in Wirklichkeit mehrere Male versucht war, wurde die Unsicherheit seiner Wirkungen die Ursache, daß es wieder gänzlich aufgegeben wurde. Aber der Gedanke hatte sich einigen Beobachtern zu stark eingeprägt, um wieder verloren gehen zu können. Faraday hatte schon seit langem die große Aehnlichkeit der Wirkungen des Lachgases und des Aethers gezeigt, und dies wurde den Studenten der Chemie als etwas Bekanntes gelehrt. Aber beinahe noch zwei Jahre verflossen, ehe ein

anderer Zahnarzt, welcher bei dem früheren Verſuch zugegen geweſen war, den Aether verſuchte und ihn in ſeiner Wirkung ſo ausgezeichnet und ſo anwendbar fand, daß er es der ganzen Welt verkündete, und bald war es von den Wundärzten aller Länder adoptirt.

Aber jetzt ſchlug, auf das Anrathen eines begabteren Mannes, ein Chemiker in Liverpool ein anderes Mittel vor, das Product der modernen Chemie, zu gleicher Zeit in Europa und Amerika vor 16 Jahren entdeckt, das mediciniſch ſchon in Anwendung gebracht war und deſſen Name philoſophiſch nach ſeinen Beſtandtheilen durch einen der erſten Chemiker Frankreichs beſtimmt war. Der begabte Mann war ein Geburtshelfer in Edinburg, deſſen weltberühmter Name ſich nicht bloß allein an dieſes Factum knüpft. Nachdem er es in ſeiner eigenen Praxis angewandt hatte, und der Aether allmälig aufgegeben war, wurde das Chloroform raſch von den Chirurgen adoptirt, und die ganze Menſchheit wird Nutzen daraus ziehen, bis bei den ſicheren Fortſchritten der Kunſt andere Anäſthetica gefunden werden, ſogar ohne die leichten Inconvenienzen, die dieſes bietet. Indem wir auf die Anäſthetica zurückblicken, müſſen zwei Thatſachen uns in die Augen ſpringen. Die erſte iſt, daß, während die Chirurgie vorzüglich ihren Einfluß fühlte und ihre Praxis in bemerkenswerthem Grade verändert wurde, die Wundärzte nur paſſive Empfänger der Gabe waren, die ihnen von einem Seitenzweige ihrer eigenen Specialität entgegengebracht wurde, über die einige der bedeutendſten zuweilen verächtlich ſich geäußert. Die zweite iſt, daß die edle Schweſter der inneren Medicin, auch als Specialität betrachtet, keinen Antheil hatte an dieſem bedeutendſten Mittel der neueren Wiſſenſchaft zur Erleichterung und Linderung der menſchlichen Leiden. Ich muß indeſſen Dr. Beddoes ausnehmen und kann nicht unterlaſſen, mit dankbarer Anerkennung den wichtigen Antheil zu erwähnen, den der verſtorbene und liebenswürdige Dr. Snow, ſowohl in den theoretiſchen, wie in den praktiſchen Theilen dieſes wichtigen Gegenſtandes nahm, ebenſo gut wie die neueren Arbeiten von Dr. Richardſon.

In dieſem Beiſpiel, wie in faſt allen, welche am meiſten die moderne Heilkunſt auszeichnen, ſehen wir ſie befeſtigt und befördert, um nicht zu ſagen, umgewandelt, durch den Einfluß der allgemeinen Wiſſenſchaft auf Gebieten, die von unſerer Wiſſenſchaft getrennt ſind, in Verbindung mit den Einflüſſen der ſpeciellen Disciplinen, die man beſonders die mediciniſchen und praktiſchen nennen kann, weil ſie hauptſächlich durch praktiſch beſchäftigte Männer cultivirt werden, mit der Abſicht, ſie in der Behandlung der Krankheiten anzuwenden. Deshalb ſollen aber weder einzelne Beförderer noch ſolche, die ſich gemeinſam verbunden haben, hiemit prahlen, denn dies würde ſehr unvernünftig ſein.

Es ſcheint, daß, wie die Erde Früchte von ſelbſt hervorbringt, zuerſt ein Blatt, dann die Aehre, dann das volle Korn in der Aehre, ſo die Welt in unſerer Zeit Reſultate einerntet, die alle der Menſchheit zum Segen gereichen und die lange und auf verſchiedene Weiſen und an verſchiedenen Plätzen vorbereitet wurden; wenn wir dies betrachten, ſollten unſere Gefühle eher dankbar als übermüthig ſein. Dies Gefühl ſollte uns oft verleiten, uns ſelbſt zu fragen: Können wir jetzt oder für die Zukunft etwas thun, durch gemeinſames Arbeiten, die Ernte noch reicher zu machen?

Dies führt mich darauf, über die wirkliche Vertheilung unſerer Berufsmacht und Stärke heut zu Tage in dieſen und anderen civiliſirten Ländern zu ſprechen.

Die Ausdehnung des Feldes der mediciniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt iſt der Art, daß kein Geiſt fähig iſt, dieſelbe ganz zu umfaſſen, und die tägliche Ausdehnung derſelben in allen Richtungen muß es immer noch ſchwieriger machen, dies zu thun. Hieraus gehen die großen Specialitäten der Medicin und Chirurgie hervor, obgleich es unmöglich iſt, eine genaue Grenze zwiſchen beiden zu ziehen; dieſelben haben lange exiſtirt und müſſen fortfahren vorzuherrſchen. Die Gründe dafür liegen 1) in der Nothwendigkeit der Theilung der Arbeit in weiten Vereinigungen; 2) in den ungefähr gleichen Verhältniſſen der ſchweren und ernſten mediciniſ-

ſchen und chirurgiſchen Krankheiten in den Umſtänden des menſch-
lichen Lebens; 3, in dem verſchiedenen Geſchmack des Indivi-
duums, der die Urſache iſt, daß der eine ſich mehr oder weniger an
gewiſſe Gebiete der Praxis beſchränkt. Aber die große Majorität
der Aerzte muß fähig ſein, jeder Behandlung ſich zu unterziehen,
ſeitdem die Erforderniſſe der Geſellſchaft es nothwendig machen.

Jetzt haben dieſelben Urſachen, welche ſeit Jahrhunderten die Heilkunſt unter zwei großen Gebieten entwickelt haben, innerhalb des letzten Jahrhunderts und hauptſächlich in der letzten Zeit, zu der Vervielfältigung von untergeordneten Branchen geführt, die man oft unmöglich durch ſtricte Grenzen einſchließen kann.

Specialitäten ſind deshalb natürliche Producte einer Fortſchrittszeit und gewiſſer äußerer günſtiger Bedingungen der Geſellſchaft; als ſolche ſollte man ihnen die Freiheit laſſen, ſich in Uebereinſtimmung mit ihren Tendenzen zu entwickeln. Die Politik der Aerzte, in Bezug auf ſie, ſollte dahin gehen, ſie eng an ſich zu feſſeln, ſie mit der ganzen mediciniſchen Kunſt im Zuſammenhong zu halten, da ſie ja nur einen Theil derſelben bilden und nur zu verſuchen, ihr Wachſen und ihre Thätigkeit zu beſchränken, wenn dieſelben ſich zu iſoliren anfangen, was in Bezug auf ihre eigene Nützlichkeit verderblich, dem vereinigenden Geiſt unſerer Kunſt aber fremd iſt und als eine Verletzung unſerer Einheit als Corporation angeſehen werden muß.

Aerzte, unter einem gemeinſchaftlichen Impulſe verfahrend, ſind fähig wie andere eine einſeitige oder, wie man es nennen könnte, eine zünftige Anſicht über alle neuen Vorgänge zu gewinnen, die dieſelbe als Claſſe oder in großer Anzahl betreffen. Laſſen Sie uns indeſſen bedenken, daß unſer Ziel mit dem Wohle der Menſchheit zuſammenfällt; und wenn wir das Gute und Schlechte, das neue Specialitäten anſtiften, erwägen, ſo ſollen wir an keinen anderen Geſichtspunkt appelliren, als an das öffentliche Wohl. Trägt dieſes oder jenes zum Beſten der Menſchheit, unter der wir leben, bei? Unſer eigener Credit als eine Corporation, und unſer

esonderes Wohlergehen wird sich im Allgemeinen gut dabei stehen nd wenn nicht, so sollten wir mit Freuden es dem allgemeinen Besten zum Opfer bringen.

Dies sind triftige Gründe, Specialitäten zuzulassen, mögen e nun von einer kleineren oder größeren Anzahl ausgeübt wer- en, damit sie je nach ihrer natürlichen Verschiedenheit Fortschritte achen können. Einige Specialitäten mögen ihren Ursprung haben uf einer ungenügenden und unreellen Basis oder aus einem indi- iduellen Interesse, gestützt vielleicht durch eine besondere persönliche eigung, durch Talent oder locale Verhältnisse, hervorgehen; diese erden von selbst scheitern, wenn sie sich allein überlassen sind. Was sie auch immer für ein Unglück anstiften mögen, indem sie das Wohlwollen von gesunderen Canälen ableiten oder Zeit und gün- ige Gelegenheiten verschwenden, so sind dies ohne Frage geringere Uebel, als wenn in der öffentlichen Meinung aus irgend einem ernünftigen Grunde sich das Gefühl bilden sollte, daß wir selbst eschränkt seien und uns den Fortschritten der Kunst widersetzten.

Die natürlichen Specialisten, wie man sie nennen kann, wid- nen sich den Geisteskrankheiten, der Geburtshülfe und der Ophthal- nologie. Diese beziehen sich im Allgemeinen auf die natürliche Vertheilung der Organe im Körper oder sind so, daß die Menschen sie gern annehmen und ihren besonderen Nutzen erkennen, da die- selben ebenso wohl den Patienten als den Aerzten zu Gute kommen und zum Fortschritte der Wissenschaft führen. Diese sollten an Zahl zunehmen und ihre Stellung befestigen. Sie sollten an die professionelle Corporation durch jedes nützliche Band gefesselt wer- den. Zwei Sachen haben mir von diesem Gesichtspunkte aus Ver- gnügen gemacht; erstlich, daß das Collegium der Wundärzte vor einigen Jahren die Weisheit hatte, die Zahnärzte Englands durch angemessene Bande an sich zu fesseln, zweitens, daß die große Bi- bliothek des „college of physicians“ kürzlich, unter den Auspicien seines beliebten und geehrten Präsidenten, die Scene einer der erstaun- lichsten, historischen Ausstellungen von geburtshülflichen Apparaten

war, die man je in einem Zimmer vereinigt ſah. Eine glückliche Vorbedeutung; denn ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo alle Zweige und Abtheilungen der Medicin unter einem weiten geräumigen Portico vereinigt ſein werden.

Wäre der ganze ärztliche Beruf mit ſich ſelbſt einig, ſo könnte er auf viele wichtige Gegenſtände mit zehnfacher Kraft ſeine Arbeit verwenden. Ich für meine Perſon beſcheide mich, alle Verſuche, politiſchen Einfluß zu bekommen oder durch Titel das perſönliche oder corporative Verdienſt anerkannt zu ſehen, von untergeordneter Wichtigkeit zu halten. Denn ich bin feſt überzeugt, daß, was immer in dieſer Beziehung unſeres Ehrgeizes werth iſt, von ſelbſt folgen wird, und zwar ohne unſere Anſtrengungen, wenn wir uns ſelbſt in einer höheren, und zwar unſerer geeigneten, Sphäre frei ſind; wenn wir uns bemühen, als Praktiker uns nützlicher zu machen, wo wir auch immer ſind, in unſeren Privatcirkeln, wo die meiſten arbeiten müſſen, oder in einer öffentlichen Anſtellung.

Unſere beſſere Organiſation kann nur durch uns ſelbſt hergeſtellt werden. Denn wir allein verſtehen unſere Bedürfniſſe, und der Staat bekümmert ſich wenig oder gar nicht um das, was nicht direct die öffentliche Geſundheit betrifft, obgleich wir anerkennen müſſen, daß er ſich bei manchen Gelegenheiten bereit gezeigt hat, unſere Wünſche zu fördern, wenn dieſelben geſchickt vorgebracht waren. Die Einrichtung des „medical council“ iſt ein Schritt von immenſer Wichtigkeit für unſere zukünftige Einigung, ebenſo wie das Werk dieſer Körperſchaft, die Anfertigung eines gemeinſchaftlichen Regiſters von allen qualificirten Praktikern und die Veröffentlichung einer Pharmakopöe für das ganze Königreich. Sein ſegensreicher Einfluß wird auf gleiche Weiſe allmälig gefühlt werden, in den beſſeren Einrichtungen für die Zulaſſung zum ärztlichen Beruf auf einer gemeinſchaftlichen Baſis.

Aber es giebt viele Geſchäfte, die mit der Regierung in Verbindung ſtehen, die aber ein ſo wichtiger Beruf, wie der unſerige, durch ſeine eigenen wohlbeſtellten Organe durchſetzen könnte, an

denen er jetzt als Körperſchaft keinen Antheil nimmt, die aber gegenwärtig unregelmäßig ausgeführt werden, wie der Zufall oder die Laune es beſtimmen mag, entweder durch eine Verweiſung an die eine oder die andere der verſchiedenen Corporationen, oder durch irgend eine vom Miniſter gewählte Perſönlichkeit, deren Name ſogar vielleicht nicht einmal bekannt iſt und die deshalb ihren Berufsgenoſſen für den Rath, den ſie ertheilt, nicht verantwortlich iſt. Allmälig iſt in den letzten Jahren, ſeitdem die Sorge für die öffentliche Geſundheit mehr und mehr die Aufmerkſamkeit des Parlaments auf ſich gezogen hat, dieſer Mangel durch die Anſtellung von Medicinalbeamten für ſpecielle Branchen im Regierungsdepartement beſeitigt; ſehr vollſtändig haben ſich dieſe ihrer Pflichten entledigt, wie die von Zeit zu Zeit von dem „board of health“ unter dem „privy council“ herausgegebenen Documente hinreichend bezeugen. Und die Arbeiten der Commiſſionen zur Verhütung der Krankheiten in der Armee und der Rinderpeſt illuſtriren in anderer Weiſe, wie die Dienſte der Aerzte bei gewiſſen Gelegenheiten und Unglücksfällen benutzt werden können. In Bezug auf denſelben Zweck könnte noch mehr erreicht werden. Eine vollſtändige und anerkannte Organiſation des ganzen Berufs würde indeſſen in Bezug auf unſer Verhältniß zum Staate offenbar eine Maßregel von großer Wichtigkeit ſein.

Aber verlaſſen wir jetzt dieſe öffentlichen Fragen und betrachten wir die ganze Natur unſerer Stellung und fragen wir uns ſelbſt, ob wir als Corporation als eine Körperſchaft von Männern, denen ſolch große humane Intereſſen anvertraut ſind, nicht hoffen dürfen, mehr zu thun, als wir bisher gethan haben, dieſe Intereſſen zu fördern, zum Nutzen unſerer eigenen Tage und derer, welche uns folgen werden. Wir haben ein großes Erbe der Vergangenheit; wir ſollten es um Vieles erweitert und verbeſſert unſeren Nachfolgern einhändigen.

Einzelne Aerzte haben viel geleiſtet, thun viel und werden viel thun. Aber ich rede von der Richtung eines gemeinſamen Beſtre-

bens, das mit Vorbedacht erſonnen iſt, ſich auf wohl betrachtete Gegenſtände erſtreckt und durch den vereinigten Willen einer aufgeklärten, zahlreichen und im Ganzen mächtigen Berufsclaſſe, unterſtützt wird, jene Branchen der Wiſſenſchaft, welche die Baſis einer rationellen Therapie bilden, zu fördern und zu erweitern.

Ich bin nicht hier, irgend Jemandem zu ſchmeicheln, noch viel weniger, um die an's Verbrechen grenzende Schmeichelei gegen meine eigene Claſſe auszuſprechen, um das herunter zu ſetzen, was unſer höheres Ziel ſein ſollte, und ich ſage bei aller Liebe und Achtung für meine Collegen und mit einem tiefen Gefühle meiner eigenen Unzulänglichkeit, daß wir als Körperſchaft das nicht thun, was wir in Britannien thun ſollten, das wiſſenſchaftliche Fundament unſerer Kunſt zu erweitern und zu vertiefen.

In der Eigenſchaft als Corporation ſollten wir vorzugsweiſe jene Departements für Unterſuchungen hegen, die am wenigſten von Einzelnen ohne ſolche Aufmunterungen aufgenommen werden, welche in der That überall kaum unterſucht werden können, ohne die Mittel und Apparate, die über die Kraft des Einzelnen gehen. Wir bedürfen in England der öffentlichen Anſtalten und Apparate für Originalunterſuchungen und Beobachtungen, beſonders für unſere jüngeren Kräfte, in den Wiſſenſchaften, die der Medicin dienſtbar ſind, vorzüglich phyſiologiſche und pathologiſche Laboratorien und ſolche für organiſche Chemie. Dieſe ſollten theilweiſe mit Muſeen, mediciniſchen Schulen und Hospitälern zuſammenhängen. Die Begründer der großen Hospitäler ſollten veranlaßt werden, es zu ihren wichtigſten Pflichten zu zählen, daß keine unnöthige Verſchwendung der unter ihren Schutz geſtellten koſtbaren Mittel, zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaft, Statt fände.

Der Fortſchritt, den die letzten Jahre bekundet haben, zeichnet mit hinreichender Klarheit die Richtung, in der die nächſten Schritte eingeſchlagen werden müſſen. Es iſt dies das Feld der exacten wiſſenſchaftlichen Unterſuchung über Fragen und Probleme, die die neueſten Fortſchritte dem Blicke aufgeſchloſſen haben. Hier mag

jedes neue Factum und Princip, das mit Geduld auf vorausgegangene Erkenntniß gegründet und über allen Streit aufgebaut ist, obgleich es für eine Weile als ein nutzloser und unwichtiger Zusatz zum allgemeinen Schatze des Wissens angesehen worden, zur soliden und nützlichen Generalisation dienen, anwendbar in der unerwartetsten Art und Weise für die menschliche Glückseligkeit und den Erfolg unserer Curen. Bei jedem Schritt, den der ärztliche Beruf für die Aufmunterung und Beförderung der medicinischen Wissenschaften unternimmt, sollten wir nicht auf unmittelbare Resultate der Art sehen, die in der gewöhnlichen Sprache als „nützlich" bezeichnet werden, d. h. solche, die sich unmittelbar zum gegenwärtigen Nutzen anwenden lassen. Wir erinnern daran, daß großer Nutzen lange unbenutzt liegen kann und dann durch seinen Glanz zu überwältigen vermag. Das Chloroform dient als Beispiel. Von Natur sind Individuen geneigt, Studien zu verfolgen, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie durch einen frühen Erfolg gekrönt werden. Wenige haben Zeit oder Gelegenheit für weit abliegende Resultate zu arbeiten und aus reiner Liebe zur Wissenschaft; die aber, welche dies thun, müßten mehr Unterstützung und Hülfe finden. Als eine Corporation müssen wir eine gesetzte Politik befolgen und weiter und tiefer sehen. So ist die Natur unserer Studien, daß gegenwärtig wirkliche Fortschritte mehr in der Tiefe als in dem Umfang der Arbeit gesucht werden müssen. Nur dadurch, daß wir in die Tiefe steigen, können wir hoffen, den Kern der Dinge zu ergründen und solche Grundsätze aufzufinden, die zu gleicher Zeit einfach und hülfreich sind. Wir sollten deshalb die augenblicklich weniger nützlichen Materien der wissenschaftlichen Untersuchungen aufmuntern, da die Erfahrung vernunftgemäß zeigt, daß dieselben große und weite, wenn auch noch entfernte Wohlthaten in Aussicht stellen. Die königliche Gesellschaft wurde einfach zur Beförderung der Naturwissenschaft gegründet, und welche Resultate hat dieselbe zum Segen der Menschheit hervor-

Mit einem Worte, wir haben die Gewißheit, durch die Geſchichte und durch die Natur der Dinge ſelbſt, daß aus jeder Wiſſenſchaft eine nützliche Anwendung hervorgeht, und wohl unterrichtete Männer werden heutigen Tages ſelbſt über den geringſten Fortſchritt nicht klein denken oder ſpotten, wenn er nur wahr iſt in dem Reich der unbekannten Naturphänomene, obſchon er keine unmittelbaren Früchte hervorbringt oder keinen augenblicklichen Vorgeſchmack von Nutzen giebt. Man wird immer finden, daß die Fackel, welche leuchtet, auch wärmt und des Menſchen Leben auf Erden erheitert; und dies gilt namentlich in den mediciniſchen Disciplinen, da ſie von Männern angebaut werden, deren ganze Neigung und Tendenz dahin geht, die Wiſſenſchaft anwendbar zu machen.

Die Zeit iſt zu kurz für mich, die Grenzen oder die Gebiete für Unterſuchungen aufzuzählen, die ſo von uns aufgemuntert werden müßten; ein Gegenſtand muß aber bei dieſer Gelegenheit nothwendig berührt werden.

Da exiſtirt eine Art von Sentimentalität, von der ich die Behauptung aufzuſtellen wage, daß ſie ſich in ihrer Entwickelung nicht als männlich und ſtark charakteriſirt, deshalb auch nicht moraliſch geſund oder auf richtiger Vernunft gegründet iſt, die ſich abmüht, die Geringſchätzung und Verachtung des Volkes, das durch Reden und öffentliche Verſammlung aufgeſtachelt und durch künſtliche Reize aufgeregt war, auf die Männer der Wiſſenſchaft zu werfen, die danach ſtreben, in der Lehre vom Leben große Principien aufzufinden durch Experimente an lebendigen Thieren. Da ich früher, als die Umſtände mich in dieſe Region der Forſchung führten und in der Erfüllung meiner Pflicht als Profeſſor der Phyſiologie, an ſolchen Unterſuchungen theilnahm, ſo weiß ich ſehr gut, wie durch dieſe Experimente die Wiſſenſchaft eine bedeutende Zunahme von Kenntniſſen erlangt und immer noch erlangen wird, und ich müßte mich vor mir ſelber ſchämen und glauben, eine moraliſche Pflicht zu vernachläſſigen, wenn ich es unterließe, dieſe paſſende Gelegenheit zu ergreifen, um mit all' meiner Kraft wider die Imputation einer an-

den Thieren begangenen Grauſamkeit zu proteſtiren, die zuweilen auf dieſem Grund gegen die Aerzte erhoben worden iſt.

Als Erben der Arbeiten und, laſſen Sie es uns hoffen, des wiſſenſchaftlichen Geiſtes Harvey's, deſſen Werke hinlänglich beweiſen, daß die Entdeckung des Kreislaufes ſelbſt, nur ſolchen Experimenten zu verdanken war, würden wir gegen unſere Vorfahren und gegen unſere Ueberzeugungen unwahr ſein, wenn wir zögerten, öffentlich, wenn es nöthig iſt, die Geſetzmäßigkeit, den Nutzen, nein ſogar die Nothwendigkeit ſolcher Experimente zu vertheidigen, und es ſcheint mir, daß wir einen Fehler begingen, in unſerer Eigenſchaft als Corporation nicht mehr thätigen Theil als gegenwärtig zu nehmen, dieſe Experimente an geeigneter Stelle zu fördern, neben anderen verwandten Endzielen.

Eine Geſellſchaft, die achtbar und lobenswerth iſt, wenn ſie ihre Pfeile gegen die Geſinnungsloſigkeit und Selbſtſucht der gemeinen und brutalen Naturen richtet oder wenn ſie ſich bemüht, auf verſchiedenen Wegen die Schmerzen zu verringern, die man den Thieren zufügt, die zu dem menſchlichen Nutzen verwendet werden, welchen die allgemeine Uebereinſtimmung nicht weniger als die weiteſte Naturanſicht billigt, kann nicht länger geachtet werden, wenn ſie ein Vorurtheil zu erheben wagt, gegen die begrenzten und ehrenwerthen Unterſuchungen von Männern von Erziehung, die ſich bemühen, auf geſetzmäßige Weiſe einen Wiſſenszweig, der auf's innigſte die menſchlichen Intereſſen berührt, weiter auszubilden. Denn jeder wirkliche Fortſchritt, der in der Wiſſenſchaft des menſchlichen Lebens gemacht wird, iſt ein Theil des Fortſchritts, der ohne Frage der menſchlichen Glückſeligkeit hinzugefügt wird, nicht bloß für die Gegenwart, ſondern für die Zukunft. Es ſind nur jene wohlwollenden Perſonen, welche wenig mit den nothwendigen Elementen, den oft unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſolcher Unterſuchungen und offenbar noch weniger mit den Motiven der höheren Claſſe der wiſſenſchaftlichen Forſcher bekannt ſind; ſonſt würden ſie es ſich nicht herausnehmen, in ein Gebiet einzudringen

zu verſuchen, in dem kein Mißbrauch eine Intervention erfordert. Ich denke, es würde weiſer für die vortrefflichen in Frage ſtehenden Perſonen ſein, ſich auf diejenige Sphäre der Thätigkeit zu beſchränken, in der alle guten und wiſſenſchaftlichen Männer ſie herzlich willkommen heißen, anſtatt zu verſuchen, ſich durch einen thörichten Kreuzzug gegen etwas, was ohne Frage gerechtfertigt iſt und ſogar von allen Wohlwollenden unterſtützt werden muß, einen éclat zu geben, wenn wir zugeſtehen, wie die Geſellſchaft in dieſem Augenblick geneigt ſcheint zu thun, daß die Anwendung von Thieren zu Zwecken, die den Menſchen zu Gute kommen, ein Endzweck ihrer gegenſeitigen Beziehungen auf der Erde iſt.

In dem Lande Harvey's und in der Mitte des Berufs, der ſo manchen Ruhm von ſeinem Namen ableitet, in dem Lande von John Hunter, von Aſtley Cooper und Brodie ſollten keine Zweifel erhoben werden, gegen die Zuläſſigkeit von Viviſectionen für die Ausbreitung der Wiſſenſchaft, wann immer die Unterſuchungsmethode es verlangt, über die nur diejenigen ein geeignetes Urtheil haben, deren Geiſt mit der Verfolgung dieſer Zwecke beſchäftigt iſt. Dem Gewiſſen und den menſchlichen Gefühlen dieſer Männer mag immerhin die Discretion überlaſſen werden, bis wie weit die Ausübung dieſer menſchlichen Prärogative über alle niederen Organiſationen ausgeführt werden darf, ohne den Mißbrauch der Verurſachung unnöthiger Schmerzen.

Jetzt, wo Anäſthetica im allgemeinen Gebrauche ſind, werden Phyſiologen, wir können uns deſſen verſichert halten, die erſten ſein, dieſelben anzuwenden, wenn anders die Natur der Unterſuchung es zuläßt, und das Publicum möge ſich damit zufrieden geben, daß in Britannien wenigſtens diejenigen, die am genaueſten die innere Structur der thieriſchen Geſtalt kennen, ſo wie die Bewegungen welcher Art auch immer, die die Offenbarungen des wunderbaren Lebens ſind, die erſten ſein würden die nutzloſe Zufügung von Schmerzen gegen die niedrigſten von Gottes Creaturen zu verabſcheuen.

Laſſen Sie uns nicht die Unſchicklichkeit begehen, ſolche Fragen vor ein öffentliches Auditorium zu ziehen, für die dieſelben gänzlich unpaſſend ſind. Mögen die Opponenten der ordnungsmäßigen Experimente an niederen Thieren von einer Beſtrebung abſtehen, die, wenn ſie auch wohlgemeint iſt, nicht als ihr Hauptziel angeſehen werden kann, und die ſie ſelbſt der Anſchuldigung ausſetzen mag, die einmal gegen Perſonen von ganz verſchiedener Bedeutung vorgebracht wurde, daß ſie die Thore der Wiſſenſchaft verſperrten, indem ſie weder ſelbſt hineingingen, noch litten, daß Andere in ſie eindrängen.

Ich beabſichtigte, hätte meine Zeit es erlaubt, nach verſchiedenen anderen Seiten mich zu wenden, bei denen eine vereinigte Corporation Gelegenheit finden könnte, den wiſſenſchaftlichen Ausbau zu fördern; ein Hauptpunkt von dieſen möchte der ſein, uns mehr mit den Producten der fremden mediciniſcheu Literatur bekannt zu machen, als es bisher geſchehen iſt. Die Männer der Wiſſenſchaft haben ein gemeinſchaftliches Feld und gemeinſchaftliche Zwecke zu verfolgen, aber bis jetzt nicht eine gemeinſchaftliche Sprache; für die Meiſten von uns können Ueberſetzungen den Mangel erſetzen; wenn aber Ueberſetzungen uns nicht raſch und erträglich gut übermittelt werden, ſo haben ſie vergleichungsweiſe geringen Werth. Auch können nicht unſere wöchentlichen und Vierteljahrsjournale, ſo gut ſie mit ſichtlich zunehmender Fähigkeit redigirt ſind und alle eine Rubrik für fremde Literatur umfaſſen, dieſem beſonderen Mangel abhelfen.

Unſere neue Sydenham-Geſellſchaft verdient alles Lob, aber ihre Sphäre iſt zu begrenzt, und ihre Veröffentlichungen ſind nur für ihre Mitglieder beſtimmt, und da dieſe nur 2500 betragen, ſo ſind ſie zu wenige für einen ſo großen Stand. Die Originalſchriften und Werke in der Medicin und verwandten Wiſſenſchaften nehmen einen beträchtlichen Antheil an der Geſammtzahl der wiſſenſchaftlichen Productionen der Welt; und man mag eine Idee hiervon bekommen, wenn man ſich an die Thatſache hält, daß die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Memoirs und Werke aller Länder, deren

Titel bestimmt werden konnte und die in den Jahren 1800—186[illegible] erschienen sind, und unter die Auctorität des Präsidenten und d[illegible] Raths der königlichen Gesellschaft gelangten, die erstaunliche Sum[illegible] von 120,000 erreichen, während die Menge eines jeden Jahr[illegible] größer ist, als die des vorhergehenden.

Die medicinische Literatur Deutschlands, Frankreichs u[illegible] Hollands und anderer Continentalländer hat ein sehr reichhaltig[illegible]es, werthvolles Material sowohl für die Männer der Wissenschaft, als auch für die Praktiker (wie unsere, ohne Zweifel, auch für sie). Wenn wir aber nicht in jedem Wissenszweige die Verbesserungen und Vermehrungen, die sie uns bringen, gewahr werden, so gerathen wir in Gefahr, in der Verfolgung des Fortschrittes nachzulassen und können kaum hoffen, unseren Patienten und uns selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Aber, meine Herren, ich muß schließen. Ich würde gern in fähigere Hände das Amt gelegt haben, das Ihr Ausschuß mir übertragen hat. Umstände und meine Neigungen haben mich veranlaßt, für einige Zeit zu wünschen, meine niedrige Rolle geräuschlos in dieser Welt zu spielen, und ich bin weniger im Stande gewesen, als ich es zuweilen wünschen konnte, an dem Vergnügen und dem Nutzen unserer fachgenoßlichen Versammlungen Theil zu nehmen. Ich habe deshalb mehr als andere Männer als ein Zuschauer von Außen auf viele öffentliche Thaten unseres Berufs zu blicken Gelegenheit gehabt, dessen Wohlergehen, Glück und Ehre ich über Alles schätze und durch jeden Grund zu fördern gezwungen bin.

Ich muß sagen, daß ich mit Freude jedes Zeichen des Geistes der Versöhnung und der Annäherung wahrgenommen habe, zwischen den alten, ehrwürdigen, und mit Recht geehrten, aber noch unabhängigen und getrennten, vielmehr noch nicht vereinten Corporationen, welchen so viele von uns Gehorsam schulden, förmlich durch einen feierlichen Act übernommen. Es hat mir geschienen, daß wir zum Guten schwächer waren, als wir es hätten sein sollen und speciell in der Beförderung jener wohlthätigen Objecte, die keine Classe verfol-

n kann als unſere eigene, und keine ſo gut als die unſerige, welche halb uns veranlaſſen ſollten, mit aller Kraft ſie zu fördern, und ran wir wegen unſerer Trennungen gar zu wenig gedacht haben. cht in Wirklichkeit ſind unſere Gefühle getheilt, noch exiſtirt eine te oder tiefe Kluft zwiſchen unſeren Intereſſen, ſondern nur ein ngel an gemeinſamer Thätigkeit, durch die fortdauernde Exiſtenz i iſolirten Inſtitutionen in ihrer zu traditionellen Geſtalt, wel- wir in ihrer gegenwärtigen Form etwas entwachſen ſind, und che einiger nothwendigen Veränderungen und Reformationen ürfen, wenn dieſelben die veränderte Geſtalt des ganzen Berufs räſentiren ſollen, ſo wie derſelbe ſich in unſerm Zeitalter des aunlichen Fortſchritts geſtaltet hat.

Ich habe jetzt verſucht, Ihnen meine allgemeinen Anſichten er dieſen Punkt zu entwickeln, wie ich hoffe, ohne Einen zu be- digen und mit Aufrichtigkeit, wenn auch gewiß mit Ungenauig- t. Ich habe lange dieſe Aſſociation als das Element unſeres rufs angeſehen, von dem feſtere Banden der Vereinigung zwi- en allen Rangclaſſen unſeres Berufs mehr als durch irgend etwas deres geſchaffen werden ſollten; denn ſie iſt geſchaffen auf der faſſendſten Baſis und ſo organiſirt, daß alle Intereſſen alle eile unſeres Vaterlandes ihren Platz und ihre Stimme in ihr den können.

Möge dieſelbe jedes Jahr mehr und mehr eine Arena ſein, wo weiſe von ihrem Gründer beabſichtigten Zwecke mit Maß, aber tig und mit Ernſt verfolgt werden mögen, vor allen Dingen in em Geiſte der Einigung; mögen die leitenden Geiſter unſeres rufes deren gemeinſchaftliches Arbeiten uns ſo ſehr nöthig iſt, d das wir ſo ſehr ſchätzen, immer mehr ſich uns anſchließen, um e große und edle Heilkunſt zu fördern, der in dem einem oder deren Departement, unſer Aller Leben gewidmet iſt."

Wenn ich Ihnen heute zu viel geſchrieben habe, zürnen Sie r nicht. Nächſtens empfangen Sie wieder kürzere Briefe. Leben ie wohl!

XXX.

Salterswell.

Sie erinnern mich in Ihrem vorigen Briefe daran, daß ich Ihnen noch keinen Bericht über meinen Beſuch bei Dr. Waters abgeſtattet habe. Meine Mittheilungen über die „british medical association“ und die engliſche Medicin hatten mich dies ganz vergeſſen laſſen, wenn Sie mir nicht Ihr quos ego zugerufen hätten. Verfahren Sie in Zukunft aber ebenſo. Wo Sie glauben, daß meine Berichte an Sie Lücken enthalten und Unverſtändliches bringen, da laſſen Sie mir nur immerhin Ihre Monita zukommen; Sie werden mir ſtets ein willkommener Mentor ſein.

Als ich zu Dr. Waters kam, ſchien ſein Bedienter mich für einen Patienten zu halten; denn ich wurde in ſein Studierzimmer geführt. Comfort, Eleganz und eine muſterhafte Ordnung gaben demſelben ein wohlthuendes Aeußere. Nicht lange mochte ich gewartet haben, als Dr. Waters erſchien und nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Höflichkeitsbezeugungen grade ſein Krankeneramen mit mir anſtellen wollte, bis ich es für angemeſſen hielt, mich ihm vorzuſtellen. Eine kleine Täuſchung ſpiegelte ſich wie ein Wölkchen auf ſeinem fein geſchnittenen, menſchenfreundlichen Geſichte ab. Hatte er in mir vielleicht ſchon einen „intereſſanten Fall“ gewittert, an dem er eine geiſtreiche Diagnoſe zu ſtellen und eine glückliche Cur durchzuführen ſich ausgeſonnen hatte? — Dr. Waters iſt von mittlerer Größe, ſteht am Ausgange der Vierziger. Seine wirklich frommen und doch ſo klugen Augen erhalten ihr Relief durch eine ſehr gedankenvolle Stirn, um die ſein blondes Haar in gelehrter Zerſtreuung herabfällt. Man erkennt an ihm beim erſten Blick den Gelehrten und den Denker. Dr. Waters empfing mich jetzt ſo herzlich, als wenn wir alte Bekannte wären. Von den Aerzten Cheſters ſteht er in dem Ruf, der gelehrteſte und der tüchtigſte zu ſein. Er beſitzt eine ausgebreitete feine Praxis, hat dieſelbe aber in der

letzten Jahren beſchränkt, um ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen mehr nachgehen zu können. — Nachdem wir eine Weile geplaudert, führte er mich zu ſeiner Frau, die unterdeſſen ſchon mit der meinigen Bekanntſchaft gemacht hatte. Seine Gattin ſtammt aus einer alten engliſchen Adelsfamilie und ſoll ein großes Vermögen beſitzen. Die ganze Einrichtung ihres Hauſes läßt dieſes auch erkennen; denn Dr. Waters wohnt ſo elegant und geſchmackvoll, wie Sie ſich immer nur einen reichen Bremer oder Hamburger Kaufmann eingerichtet denken können. Nachdem wir uns eine Zeitlang im drawing room unterhalten hatten, wo nach engliſcher Sitte alle Tiſche mit Büchern in eleganteſten Einbänden belegt waren, gingen wir in das dining room, um ein ſplendides luncheon einzunehmen. Dr. Waters entwickelte hier alle Eigenſchaften eines liebenswürdigen und gaſtfreien Wirthes. Seine Frau zeigte eine große Beleſenheit in der deutſchen Literatur. Sie kannte alle unſere großen Dichter nicht bloß vom Hörenſagen, ſondern hatte ſie in den beſten Ueberſetzungen ſelbſt geleſen. Sie brachte mich wirklich durch ihre Parallelen, die ſie mit den engliſchen Dichtern zog, oft in Verlegenheit; denn ich muß Ihnen geſtehen, ſo ſehr ich mich überhaupt für engliſche Geſchichte und Literatur intereſſire, ſo wenig habe ich ſeit 20 Jahren Zeit gehabt, mich eingehend damit zu beſchäftigen. — Milton, Dante, Klopſtock, Schiller, Leſſing, Göthe, Mozart und Beethoven wurden ſämmtlich von Mrs. Waters auf's Tapet gebracht, ſo daß ich mit ihrem Mann zu eigentlich mediciniſchen Geſprächen gar nicht kommen konnte. Sie entwickelte übrigens in ihrer Unterhaltung viel Urtheil und Geiſt. Als ſie mich fragte, wen ich höher ſtellte, Milton oder Klopſtock, bat ich ſie, ihre Frage gefälligſt zurücknehmen zu wollen, weil, wenn ich auch Milton's „verlorenes Paradies" geleſen hätte, ich lügen müßte, wenn ich ſagen wollte, auch Klopſtock's „Meſſias" ganz geleſen zu haben. —

Ich muß bekennen, vielleicht iſt es Ihnen ähnlich ergangen, daß ich nicht bis über die beiden erſten Geſänge hinaus gekommen bin, obgleich ich mehrere Male den Verſuch gemacht habe, alle zu

leſen. Als conſequente Engländerin hatte Mrs. Waters hierin mehr geleiſtet als ich, ſie war eine von den wenigen Menſchen, die mir bis jetzt im Leben vorgekommen ſind, die Klopſtock ganz geleſen haben. Von Schiller hatten „die Jungfrau von Orleans“ und „die Räuber“ ihr am beſten gefallen; auch iſt ſie eine große Verehrerin der Mozart'ſchen und Beethoven'ſchen Muſik. Eine merkwürdig geiſtig bewegte Frau! — übrigens ſehr tolerant in ihrem Urtheil. Ich glaube, ich bin noch nie in meinem Leben ſo oft in die Lage verſetzt worden, überhaupt ein Urtheil abgeben zu müſſen. Mrs. Waters kam vom hundertſten auf's tauſendſte zu ſprechen und wollte über jeden Gegenſtand meine Meinung hören. Ich übertreibe nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie während des luncheon wenigſtens 20 Mal zu mir ſagte: don't you think so?

Mrs. Waters muß in früheren Jahren ſehr ſchön geweſen ſein. An der Wand des Eßzimmers hingen Oelgemälde von Beiden in Lebensgröße.

Ich konnte mich anfänglich gar nicht beſinnen, mit wem Dr. Waters eine ſo frappante Aehnlichkeit hatte, zuletzt fand ich es. Es war der verſtorbene Paſtor Nagel, Prediger an der St. Ansberti-Kirche in Bremen, in den weiteſten Kreiſen durch ſeinen Kirchenſtreit mit den bremiſchen orthodoxen Paſtoren bekannt. — Wie oft habe ich gefunden, daß Leute, die in ihren Geſichtern mit einander eine große Aehnlichkeit hatten, auch durch eine Gleichheit des Charakters und der ganzen geiſtigen Richtung ſich hervorthaten! Nagel war ein ſcharfer und tiefer, religiöſer Denker. Dr. Waters genießt denſelben Ruf unter den engliſchen Aerzten.

Nachdem wir unſer luncheon zu uns genommen, gingen Dr. Waters und ich nach der „infirmary“ von Cheſter. Das Hospital liegt nach Südweſten, dicht an der Stadtmauer, auf einem geräumigen freien Platz. Wie alle Hospitäler wird es durch freiwillige Beiträge unterhalten. Dr. Waters iſt „consulting physician“ deſſelben. Das Hospital hat 200—300 Betten, es hat keine großen Dimenſionen; man könnte es aber in Bezug auf Ventilation, Rein-

lichkeit und Sauberkeit in den einzelnen wards ein Musterhospital nennen. — Die Hospitalsluft, die auch aus den am beſten ventilirten Krankenhäuſern Einem entgegen weht, habe ich hier nicht verſpürt. Der house-surgeon, der natürlich, wie es überall in England der Fall, der Hausapotheker iſt, führte uns durch alle Säle. Am meiſten zog meine Aufmerkſamkeit die Frau auf ſich, an der Spencer Wells bei ſeinem Beſuche der „british medical association“ die Ovariotomie mit glücklichem Erfolge vollzog. Obgleich ſich in der letzten Zeit einige Cholerafälle in Cheſter gezeigt hatten, ſo gehörte Dr. Waters, in Bezug auf ihr allgemeines Herrſchen, zu den Ungläubigen. Er meinte, jeder mit einem Durchfall Behaftete würde jetzt zu einem Cholerakranken geſtempelt. — Mit der deutſchen Literatur zeigte Dr. Waters eine ungewöhnliche Bekanntſchaft; dies kam wohl daher, weil er in Wien unter Rokitansky und Skoda, die er Beide hochverehrte, ſeine Studien gemacht hatte. — Die meiſten Engländer bringen ihre Studien durch einen Aufenthalt in Paris zum Abſchluß. Es iſt verhältnißmäßig ſelten, daß Berlin und Wien von ihnen beſucht werden; nur Göttingen übte, wahrſcheinlich durch die hundertjährige Vereinigung von Hannover mit England, noch bis auf die Neuzeit ſeine Anziehungskraft auf die Engländer aus. Im Allgemeinen finden wir noch häufiger Engländer in Deutſchland, als Deutſche in England ſtudirend. Paris hat es von jeher verſtanden, auch die Metropole der mediciniſchen Mode zu ſein. Die deutſchen und engliſchen Aerzte ſind ſich darin aber ganz gleich, daß ſie beide beſſer Franzöſiſch als reſp. Engliſch und Deutſch verſtehen. Auch Dr. Waters hatte ſein Deutſch beinahe vollſtändig verlernt, und nur noch einige Phraſen, die er mit einem gewiſſen Wohlgefallen im Geſpräch anzubringen ſuchte, waren ihm geläufig.

In dem ſehr freundlichen Bibliothekzimmer des Hospitals waren die beiden vorzüglichſten mediciniſchen Journale „the medical Times“ und die „Lancet“ aufgelegt. Dr. Waters fragte mich, welche ich für beſſer halte; ich antwortete ihm, daß ich kein

Urtheil abgeben könnte, da ich bis jetzt nur die „medical Times“ geleſen hätte. Er ſelbſt räumte der „Lancet“ entſchieden den Vorzug ein.

Von den mediciniſchen deutſchen Koryphäen iſt in dieſem Augenblicke ohne Zweifel Virchow in England der bekannteſte und populärſte. Seine Vorleſungen über Cellularpathologie ſind ja auch in's Engliſche überſetzt. Dr. Waters erkannte die Größe Virchow's an; doch konnten wir uns über ihn nicht verſtändigen, indem er ihn mit Brouſſais verglich und meinte, was Brouſſais in ſeiner Weiſe für Frankreich, ſei Virchow für Deutſchland. Meiner Anſicht nach, iſt dieſer Vergleich gar zu hinkend, und ließe ſich Brouſſais viel beſſer mit dem Schotten Brown vergleichen. Brouſſais und Brown ſind Beide die Syſtematiker κατ' ἐξοχην. Auf rein deductivem Wege gelangten Beide zur Aufſtellung ihres Syſtems. Während Brown an Cullen, den Begründer der Solidarpathologie, ſich anlehnend, auf dem Begriff der Erregung ſein ganzes Syſtem aufbaut und Sthenie, wenn Ueberreizung, Aſthenie, wenn nicht genug Reizung vorhanden iſt, entſtehen läßt, unterſcheidet ſich Brouſſais bloß dadurch, daß er dieſe Grundſätze chemiſch und humoral-pathologiſch verwendet und ſo zu ſeiner Irritation, Congeſtion, Inflammation, und wenn die Reizung nicht hinlänglich vor ſich geht, zu dem adynamiſchen Zuſtand der diminution gelangt. — Brouſſais unterſcheidet ſich von Brown vorzüglich nur dadurch, daß er keine allgemeinen Krankheiten annimmt und aus der gastro-enterite alle übrigen Krankheiten ableitet. Deshalb konnte Brouſſais die Kenntniß der gastritis und gastro-enteritis den Schlüſſel der Pathologie nennen. Beider Syſteme konnten nur deshalb Eingang bei den Praktikern finden, weil das damalige Zeitalter offenbar eine inflammatoriſche Conſtitution zeigte. Die Achillesferſe Beider, woran ſie zu Grunde gingen, war die Verleugnung, die Verwerfung der Autokratie der Natur. Nicht ſo Virchow. Er gelangte nicht auf deductivem, ſondern auf rein analytiſchem Wege zur Begründung ſeiner Cellularpathologie, ohne ſie zu einem

beſonderen Syſteme für Pathologie und Therapie, wie obige Beide, verwenden zu wollen. Während Brown die Solida, und Brouſſais das Blut zu abſoluten Alleinherrſchern auf den Schild erheben wollten, vindicirte Virchow der Zelle und den Zellenterritorien ihre natürlichen Rechte. — Virchow vertritt in der deutſchen Medicin das demokratiſche Princip; er will nicht, wie Brown, die abſolute Herrſchaft des Nervenſyſtems, noch die conſtitutionelle des Bluts, ſondern auch die Zellenterritorien, den Arbeiterſtand des menſchlichen Körpers, in ihre natürlichen Rechte einſetzen. Weder Brown noch Brouſſais bereicherten die Wiſſenſchaft durch wichtige Entdeckungen; Virchow dagegen iſt ein Pfadfinder der Wiſſenſchaft, der Columbus der pathologiſchen Anatomie, deſſen Vasco de Gama Rokitansky iſt. Virchow hat ſich nie die eitle Mühe gegeben, ſeine großen Entdeckungen für das Prokruſtesbett der Therapie zuzuſtutzen. An dem Brown'ſchen und Brouſſais'ſchen Syſteme ſind gewiß Tauſende von Patienten geſtorben. Von Virchow's Cellularpathologie wird dies der Neid nicht behaupten wollen. Möglicherweiſe datirt von ihm noch einmal eine neue Aera der Therapie. — Dr. Waters griff hauptſächlich die Beredtſamkeit Virchow's an, und meinte, letzterer ſei ein ſo gewandter Redner, daß ſeine Zuhörer Alles glauben müßten, was er ihnen vordemonſtrire.

Beim Abſchiede war Dr. Waters ſo freundlich, mir einen Empfehlungsbrief an Dr. Paget und Dr. Savory in London mitzugeben. —

Wir beſuchten dann die elegante Hängebrücke über dem Fluß Dee und gingen von da nach der Kathedrale. Dieſelbe macht einen eigenthümlichen Eindruck, indem ſie aus dem in Cheſhire gehauenen rothen Sandſtein aufgeführt iſt; da dieſer aber ſehr locker und porös iſt, ſo ſind die oberen Schichten bereits verwittert, was nun ganz beſonders ausſieht. Die Kathedrale iſt eine der älteſten Kirchen Englands und iſt aus einem alten angelſächſiſchen Kloſter hervorgegangen. Im Inneren bemerkt man einige Theile im byzantiniſchen, andere im gothiſchen und normanniſchen Stile aufgeführt.

Einen großen Ruf genießt die theologiſche Bibliothek der Kirche. — Unſer Führer war ein ganz origineller Mann, der bei Allem, was er uns zeigte, ſeine witzigen Bemerkungen machte; dabei ein Terſites von Häßlichkeit. Eine große ſtruppige Perrücke bedeckte ſeinen, zu ſeinem übrigen Körper gar nicht im Verhältniß ſtehenden, beinahe viereckig gebauten Kopf; kleine funkelnde graue Augen blitzten unter den unordentlich herabhängenden Haaren hervor. Sein Rücken befand ſich fortwährend in einer Curve, ſeine Sprache war dabei ſo ſchnell, daß wir kaum ſeinen, oft in dem ſalbungsvollſten Predigertone vorgetragenen Demonſtrationen folgen konnten. Als wir uns in der Bibliothek befanden, nahm er mich plötzlich beim Arme, ſetzte ſich in einen ſanften Trapp und ſagte: „ſo, nun will ich Sie in Ihr Vaterland führen.“ Im erſten Augenblick dachte ich wirklich, der heilige Georg habe den unglücklichen Cicerone verlaſſen, da er auf einmal den Einfall bekam, mit mir über die Nordſee oder den Canal zu fliegen; doch die Fahrt dauerte nicht lange; denn plötzlich ſtoppte er ſeinen Gang, und wir befanden uns vor einer großen Bücherbort, auf der die Neander, Dorner, Hengſtenberg, Marheineke und eine Menge anderer berühmter theologiſcher Schriftſteller in eleganten Einbänden aufgeſtellt waren. —

Durch eine beſondere Eigenthümlichkeit, die ich ſonſt nirgends gefunden habe, zeichneten ſich die Sitze in der Kirche aus; die meiſten waren nämlich ſo eingerichtet, daß jeder auf ihnen Sitzende gezwungen war, die Predigt des Geiſtlichen wachend anzuhören. Denn ein Schlafender, der ja immer etwas von ſeinem Sitze hinabrutſcht, wird vermittelſt eines an den Stühlen angebrachten Mechanismus durch ein lautes Geräuſch aus ſeinem Schlafe aufgeweckt und kommt einen ganzen Fuß tiefer zu ſitzen, als er anfänglich ſaß. An der Kanzel und den Stühlen befinden ſich ausgezeichnete Holzſchnitzereien. Sehr weitläufig und groß ſind die Gewölbe, in denen die Mönche ihre Convivien hielten. — Noch älter als dieſe Kirche iſt die St. Johannis des Täufers. Wie man in einigen Theilen Deutſchlands, z. B. in Angeln und Sundewitt es findet, ſo ſteht ihr

Thurm ganz getrennt. Sie liegt sehr hübsch an dem hohen Ufer des Dees, und hat man von hier einen prächtigen Ueberblick über die Hängebrücke und den ganzen Fluß. Diese Kirche wurde schon im Jahre 962 erbaut. Die Schiffe und Bogengänge im Innern, die auf kolossal dicken Säulen ruhen, sind im byzantinischen Stile aufgeführt; auf der einen Seite, die neuerlich reparirt werden sollte, entdeckte man sehr alte Frescos. — Sie sehen, verehrtester Freund, daß noch immer einige vorhippokratische Anschauungen in mir stecken, weil ich nicht bloß auf medicinische Gegenstände mein Augenmerk richte, sondern den kirchlichen ebenso sehr eine Würdigung schenke. Dies geschieht aber nicht, weil ich der Ansicht von Windischmann und Ringseis bin, die eine Reformation oder richtiger eine Restauration der Medicin nur von ihrer Wiedervereinigung mit der Religion erwarten, sondern weil vom culturhistorischen Standpunkt aus, der Einfluß der Religion auf die Medicin in socialer und wissenschaftlicher Hinsicht nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

So berühmt Chester durch seinen Käse ist, — große, weitläufige Gebäude, in denen die Verpackung und Versendung derselben vorgenommen wird, liegen in unmittelbarer Nähe der infirmary, — so erfreut es sich eines fast ebenso großen Rufs in England durch die Bolland'sche Conditorei; dieselbe befindet sich in der „east-gate-street" in den vorher von mir erwähnten Gallerien „rows". Als wir sie betraten, fanden wir so viele Menschen dort angesammelt, daß wir kaum noch Platz erhielten. Obgleich ich sonst die Süßigkeiten nicht liebe, ebenso wenig mit Eis meinen Magen beschweren mag, so mußte doch diesmal eine Ausnahme gemacht werden. Ueberdies befanden sich meine Geschmacksorgane in einem für culinarische Reize sehr empfindlichen Zustande, da ich seit meiner Abreise von Deutschland noch keine Cigarre geraucht habe. Ich nahm mir nämlich vor, in England das Rauchen ganz zu unterlassen; wenn ich dies auch nicht als Kasteiung that, so halte ich es doch für sehr gut, von Zeit zu Zeit liebgewordene Gewohnheiten

ganz aufzugeben, um meine Willenskraft zu ſtärken. Daß die Feinheit der Zunge nicht durch das Rauchen erhöht wird, iſt bekannt. Gourmands und Friands glauben eine Sünde an dem heiligen Geiſt zu begehen, wenn ſie bei einem feinen Glaſe Wein eine Cigarre anſtecken, wäre es auch eine Upman. — Ich muß geſtehen, die Bolland'ſche Conditorei macht ihrem Rufe alle Ehre; wie hoch derſelbe ſteht, können Sie daraus abnehmen, daß der Prinz von Wales, als er ſich vermählte, ſeinen Hochzeitskuchen aus dieſer Conditorei kommen ließ.

Müde, aber ſehr vergnügt, gelangten wir ſpät am Abend in unſerem freundlichen Salterswell wieder an. Während wir den ganzen Tag in Cheſter von dem ſchönſten Wetter begünſtigt waren, hatte es hier fortwährend mit Mollen, wie man bei uns ſagt, gegoſſen.

XXXI.

Salterswell.

Beinahe hätte ich vergeſſen, Ihnen von Eaton Hall zu erzählen. Wir paſſirten dieſen prächtigen Landſitz des Marquis von Weſtminſter geſtern auf unſerer Tour nach Cheſter. Eaton Hall iſt allein eine Reiſe nach England werth. Es iſt ein Palais, in rein gothiſchem Stile aufgeführt, deſſen kein Kaiſer ſich zu ſchämen brauchte. Die Hauptfront iſt 450' lang, unzählige Thürme ſchmücken das impoſante Gebäude. Der Marquis von Weſtminſter ſoll der reichſte Privatmann Englands ſein; ſein tägliches Einkommen beträgt 1000 Guineen. Der Park, der unmittelbar an dem Fluß Dee liegt, iſt ebenſo geſchmackvoll angelegt. Wer einen Begriff von engliſchem Reichthum, Luxus und Comfort bekommen will, der braucht bloß Eaton Hall zu beſichtigen. Alle Schätze der alten und neuen Welt finden Sie hier zuſammengehäuft. Auf viele

Meilen iſt dieſer Prachtbau ſichtbar, bei hellem Wetter kann man ihn von Salterswell aus ſehen.

Da wir morgen von hier abzureiſen gedenken, ſo machten wir heute noch einen langen Spaziergang. Wir beſahen den prächtigen Park des Lord Biring; um dahin zu gelangen, mußten wir durch Tarporley, das mit den kleinen deutſchen Städten das Schickſal theilt, ein ſchreckliches Pflaſter zu haben.

Ich will noch erwähnen, daß das angelſächſiſche Idiom der engliſchen Sprache ſich nirgends reiner erhalten hat, als in Cheſhire; — es exiſtiren deshalb beſondere Wörterbücher für das hier geſprochene Patois. Viele hier ganz gebräuchliche Wörter möchten Sie in einem gewöhnlichen Lexicon gar nicht finden. Hier ſagt man z. B. für Schwein meiſtens swine, ſtatt pig. — Ferner iſt Cheſhire die Grenzſcheide für das you. Im nördlichen England gebraucht man im gewöhnlichen Leben oft für das deutſche Du: thou, deſſen ſich ſonſt nur die Quäker und die Dichter im übrigen England bedienen.

Lobend muß ich noch die engliſchen Chauſſeen hervorheben; man kennt hier nur Grandchauſſeen, und werden ſie ausgezeichnet erhalten. Die kleinſten Dörfer ſind durch ſie mit einander verbunden. In der Nähe von Bremen iſt man wenigſtens noch 100 Jahre hinter England in dieſer Hinſicht zurück; die nächſten Dörfer Bremens kann man bisweilen im Winter, theilweiſe gar nicht ohne Lebensgefahr erreichen. Was mir aber in England auffiel, iſt, daß man hier noch die ſelbſt in Baiern ſchon abgeſchafften Chauſſeebäume, an denen man Weggeld bezahlt, beibehält. — Leben Sie wohl! Morgen gedenke ich nach der alten Muſenſtadt Oxford abzureiſen.

XXXII.

Oxford.

Als ich ein kleiner Knabe war, und das bei Brockhaus erscheinende „Pfennig-Magazin“ für die Familie das war, was jetzt die „Gartenlaube“ ist, da machte die Abbildung der Oxforder Bibliothek, die ich damals im erstgenannten Blatte sah, einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich förmlich von einem Heimweh befallen wurde, dieselbe zu sehen. Ich kannte zu jener Zeit noch keine Bibliotheken. Durch das Bild wurde nun eine unbestimmte Ahnung in mir erweckt, daß die Oxforder einzig in ihrer Art sei. Noch immer erinnere ich mich des Eindrucks so, als wenn es mir erst gestern passirt wäre. Noch heute sehe ich meinen guten Vater, der nun längst verstorben, lachen, als ich ihn bat, mich nach Oxford reisen zu lassen. Sehen Sie, jetzt kann ich mit Göthe ausrufen: „was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ —

Gestern Morgen verließen wir unser idyllisches Salterswell. Daß der Abschied uns nicht leicht wurde, bräuche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. — In Beeston hatten wir nicht lange auf den von Chester kommenden Zug zu warten. Tarporley und das romantische Beeston castle war bald unsern Blicken entzogen; in Crew war wieder ein unübersehbares Gewühl von Menschen. Die Hallen des Bahnhofs, so wenig schön sie in architektonischer Hinsicht sind, bringen doch einen großartigen Eindruck auf den Beschauer hervor. Wir mußten hier einen anderen Zug besteigen. — Von Warwick bis Birmingham glaubt man, sich beständig in Einer Stadt zu befinden; wenn auch in kleinen Zwischenräumen einmal ein Feld oder eine Wiese erscheint, so ist man gleich darauf doch wieder mitten in einem Complex von Häusern. Man sieht beinahe nichts als kleine Wohnungen von rothen Backsteinen, Schornsteine neben Schornsteinen, und das Ganze in einen solchen schwarzen Rauch gehüllt, daß man höchstens 300 Schritte weit sehen konnte. Ich kann wohl sagen,

wir waren ordentlich froh, als wir dieſe düſtere Gegend hinter uns hatten. In Wolverhampton wurden abermals die Wagen gewechſelt. In Birmingham hatten wir dann wieder einen kurzen Aufenthalt. Was London und Liverpool für den engliſchen Handel, das iſt Birmingham für die engliſche Induſtrie; es iſt die Metropole des engliſchen Fabrikweſens. Von hier aus wurde ein erbitterter Krieg geführt gegen jenes Thier, deſſen Fleiſch zur Martinizeit ebenſo beliebt, als ſeine Federn überhaupt geſucht waren. Man ißt noch heute ſeine Martinigans in Bremen mit dem nationalen Braunkohl und Pinkeln. Wer aber ſchreibt noch mit Gänſefedern?! Birmingham trug den Sieg davon, ſeine Stahlfedern haben ſich die Finger der ganzen ſchreibenden Welt erobert. — Die Eiſenbahn durchſchneidet hier mitten die Stadt, Alles iſt in dunklen Rauch gehüllt. Die einförmige Gegend nimmt erſt bei Leamington einen freundlichen Charakter an. Leamington iſt das deutſche Aachen, die hieſigen warmen Quellen enthalten Schwefel und werden von den mit Rheumatismus und Gicht behafteten Patienten, an denen hier, was die Gicht betrifft, noch weniger Mangel herrſcht als in Deutſchland, ſehr ſtark frequentirt. England iſt das Vaterland der Gicht. Schon Sydenham ſchrieb vortrefflich über dieſe Krankheit. Ein ältlicher engliſcher Lord und Gicht ſind unzertrennliche Begriffe. — Hier in Leamington wird das wieder gut gemacht, was Wohlleben und Mangel an körperlicher Arbeit und Bewegung verſchuldet haben. Die Stadt liegt in einer ſehr freundlichen Gegend, auf wellenförmigem Terrain. Es iſt der größte Badeort Englands und übertrifft an Zahl der Patienten noch Bath. Uebrigens iſt hier die Badeſaiſon nicht wie in den meiſten deutſchen Bädern an eine beſtimmte Zeit gebunden, vielmehr iſt ſie das ganze Jahr durch, und ſelbſt im Winter finden ſich viele Patienten ein. Die vorzügliche Jagd, die hier iſt, giebt den sportmen, und mehr oder weniger ſind dies alle Engländer, Gelegenheit, ihrer Leidenſchaft hier nachzuhängen. —

Auf dem Leamingtoner Bahnhof ſah ich die erſten engliſchen

Soldaten. Kann ein Engländer ſich mehrere Wochen in Deutſchland aufhalten, ohne ſagen zu können, er hätte keine Soldaten geſehen? gewöhnlich iſt dies das erſte, deſſen Bekanntſchaft der Fremde in Deutſchland macht. — Es war ein ganzes Regiment, das nach Oſtindien ſollte. Die Leute ſahen trefflich aus; es waren alle wohlgenährte, friſch und blühend ausſehende Männer. Die rothe Uniform ſtand ihnen ſehr kleidſam. Was man nun auch dagegen ſagen mag, ich habe immer die rothen engliſchen Uniformen, mit denen auch die alte hannoverſche Armee vor dem Regierungsantritt Ernſt Auguſt's bekleidet war, von allen am liebſten leiden mögen. Roth iſt die Farbe des Bluts, deshalb ſollte der Mann, deſſen Beruf es iſt, Menſchenblut zu vergießen, auch dieſe Farbe ſymboliſch durch ſeine Uniform zur Schau tragen. — Einen etwas längeren Aufenthalt hatten wir in Banbury, dem engliſchen Nienburg. Wie letzteres, ein unfreundliches Landſtädtchen, in einer der ödeſten Gegenden der Lüneburger Haide, ſelbſt von den mit der Geographie am wenigſten vertrauten Damen, wegen ſeines trefflichen Bisquits, der durch ganz Deutſchland geſchickt wird, gekannt iſt (unſere deutſchen Damen ähneln darin bekanntlich den Franzoſen, daß Geographie für beide die Achillesferſe ihres Wiſſens iſt), ſo erfreut ſich Banbury eines ähnlichen Rufes bei den engliſchen Damen. Es werden hier kleine Kuchen von Blätterteig angefertigt, und enthalten ſie in ihrem Innern Corinthen und kleine Stücke von Citronenſchalen. Sie ſollen die wunderbare Kraft beſitzen, die Damen, die ſie täglich genießen, ſüß und liebenswürdig zu machen. Sie können ſich nun denken, welchen Abſatzes dieſe ethiſche Panacee ſich bei dem weiblichen Geſchlecht erfreut. Es iſt wohl ſelbſtredend, daß wir dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen durften, um dieſe merkwürdigen Kuchen, die die entgegengeſetzte Wirkung des Zaubertrankes der Circe beſitzen, zu probiren. Ich muß geſtehen, daß dieſelben wenigſtens in gaſtronomiſcher Hinſicht ihrem Rufe entſprechen; es war in der That ein feines Gebäck, das auch jede für ſolche Delicateſſen ſchwärmende deutſche Dame mit Vergnügen genoſſen haben würde.

Sehr ermüdet von der langen und ſchnellen Fahrt gelangten wir gegen 6 Uhr Abends in dem alten Muſenſitz an und fuhren nach dem Clarendon Hotel in Corn Market Street. Es iſt dies ein vorzügliches Wirthshaus; das ganze Haus iſt mit Teppichen belegt; alle Bettgeſtelle von Mahagoniholz, die Tiſche mit Marmorplatten.

Von Leamington bis Oxford machten wir die Bekanntſchaft einer Dame, die ſehr liebenswürdig war und ſehr viel Intereſſe für deutſche Verhältniſſe und unſere dort eben ſtattgefundene Revolution zeigte. Am wunderbarſten war es ihr, daß dieſelbe von der conſervativen preußiſchen Regierung ausgegangen war. Uebrigens gehörte ſie zu den wenigen engliſchen Damen, die auf Seiten Preußens ſtanden, und die die preußiſch-deutſche Politik durchaus billigte. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen berichten, daß die meiſten Herren, die ich bisher kennen gelernt hatte, preußiſch, die meiſten Damen dagegen öſterreichiſch geſinnt waren. Pſychologiſch läßt ſich dieſer Umſtand daraus erklären, daß das ſchöne Geſchlecht ſich leicht durch das Mitleiden beſtimmen läßt und immer Sympathien für den unterdrückten Theil zeigt, während der Mann leicht ein fait accompli anerkennt und es lieber mit dem Sieger hält. Dieſe Dame ging in ihrer deutſchen Sympathie ſo weit, daß ſie, wie ſie erzählte, ſich eigens den „Standard“ hielt, der, ihrer Behauptung zufolge, von allen engliſchen Blättern den beſten Reporter in Deutſchland hätte. Derſelbe macht eine Rundreiſe durch ganz Nord-Deutſchland und ſucht ſich über die Stimmung der Einwohner, über ihre bisherigen Zuſtände ein Urtheil zu bilden. Von Hannover aus giebt er eine höchſt pikante und draſtiſche Schilderung; er erzählt: „daß die Stadt jetzt, ſeitdem die Preußen dort eingezogen, einen freundlicheren Anblick gewähre, als vorher. Die Garniſon beſtehe meiſt nur aus Landwehrmännern, die auf dem Wege nach ihrer Heimath ſind und ſich nun damit beſchäftigen, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Die Einwohner haben ſich bereits darein gefunden, daß ſie Preußen werden

müſſen, und daß Niemand vor dieſem Schickſal, das ſie ſicherlich abgewandt haben würden, wenn ſie es gekonnt hätten, ſie bewahren kann. — Selbſt die wichtige Claſſe der Commune, die Dienſtmädchen, die in Naſſau und Heſſen-Darmſtadt bis auf's letzte die nationale Sache, d. h. die Sache von Heſſen-Darmſtadt und Naſſau vertheidigt und die Preußen von den Straßen vertrieben haben, „have accepted the situation", und ein Abendſpaziergang wird Jeden überzeugen von der „entente cordiale", die zwiſchen beiden exiſtirt. Die Hannoveraner werden ihr Schickſal „with all German Geduld" ertragen. Es giebt Diſtricte in Hannover, in denen die Annerion nicht bloß jetzt populär iſt, ſondern wo ſie ſeit 1859 der geheime Wunſch der Einwohner war; aber die Bewohner der Reſidenz, und der größte Theil der Bevölkerung des Königreichs bedauern den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit. An den Fenſtern der Buchläden erblickt man eine Menge von Brochuren zu Gunſten der Annerion, meiſtens Pamphlete gegen den Erkönig und die Erkönigin. Dieſe Schriften werden in Bremen und Hamburg gedruckt, und ich muß bekennen, ich war von dem Beweiſe der Feigheit und Schamloſigkeit ergriffen, als ich dieſe Pamphlete an den Fenſtern der Hofbuchhandlung erblickte. Mir däucht, das Volk, das ſich den unterthänigen Diener Georg V. nannte und entzückt war von ſeiner Patronage, mußte ſich nicht zu ſolchen Angriffen auf ihn hergeben, während ſeine Frau und Tochter noch in Herrenhauſen leben und durch die Straßen Hannovers fahren. Die hannoverſche Dynaſtie hatte das Unglück, die Einwohner dieſer beiden Städte gegen ſich zu erzürnen, indem ſie verſuchte, Rivalen gegen ſie zu gründen. Auf Harburg und Geeſtemünde ſoll die hannoverſche Regierung Millionen von Thalern verſchwendet haben, um Häfen in ihnen zu gründen, die den Handel aus Bremen und Hamburg abziehen ſollten. Der Verſuch ſcheiterte indeſſen; aber nichts deſtoweniger wurden obige beide Städte hierdurch erzürnt, die überdies gerechten Grund zu Klagen darin fanden, daß die hannoverſche Regierung nur ſolche Eiſenbahnanlagen erlaubte, die jene Häfen

begünſtigten. Hamburg und Bremen ſind aber mächtige Städte, und ihr Einfluß iſt in Hannover weit verbreitet. Dies erklärt einigermaßen die Hinneigung zur Annexion, welche exiſtirt. Der Reſt kommt auf jene Diſtricte, die vor dem Wiener Congreſſe preußiſch geweſen ſind und ihre preußiſchen Sympathien bewahrten. Dies iſt hauptſächlich in Oſtfriesland der Fall und zweitens bei den enthuſiaſtiſchen Deutſchen, welche Alles für die deutſche Einheit gern opfern wollen und deren Traum ein großes Deutſchland mit einer enormen Armee und einer Flotte, die wenigſtens ſo mächtig iſt, um über die engliſche den Sieg davon zu tragen und der Welt Geſetze vorzuſchreiben. Die Zahl dieſer Perſonen, deren Aufrichtigkeit alle Anerkennung verdient, iſt freilich in Hannover klein, aber auf der anderen Seite machen ſie viel Lärm in den Volksverſammlungen und in den Zeitungen. Die dritte Partei, die für die Annexion iſt, beſteht aus den Städten, die, wie Hildesheim, ſich in materiellen Fragen von der Regierung ungerecht behandelt glauben, weil der Hauptverkehr von Braunſchweig nach Berlin ihre Stadt hätte paſſiren müſſen. Mit Ausnahme dieſer Leute beklagen die Hannoveraner ſehr den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit. In der That, ſie haben Urſache hierzu; ob aber dieſe Gründe die deutſchen und europäiſchen Intereſſen aufwiegen würden, iſt eine andere Frage. Es iſt wahr, König Georg war nicht das Modell eines conſtitutionellen Fürſten. Aber das Schlechteſte, was ſeine Feinde gegen ihn zu ſagen haben, muß Berliner Einflüſſen zugeſchrieben werden, es iſt das, daß er unglücklich war in dem Verſuche, jene abſolute Herrſchaft herzuſtellen, deren ſich der König von Preußen triumphirend verſicherte. Die Bundesverſammlung beſeitigte auf das Verlangen der hannoverſchen Regierung einige der Grundrechte der Conſtitution, die von Ernſt Auguſt in den Revolutionsjahren bewilligt waren; aber der Tadel dieſer reactionären Maßregel laſtet auf dem preußiſchen Hofe, der es zugab, ebenſo gut, als auf der hannoverſchen Regierung, die es provocirte. Der König iſt ſeitdem oft in Colliſion mit den Abgeordneten des Landes geweſen; aber es

iſt eine Thatſache, daß zur Zeit der preußiſchen Invaſion das hannoverſche Volk mehr Macht über die Regierung beſaß und liberalere Geſetze hatte, als die Preußen. Der Unterſchied iſt der, daß die hannoverſchen Liberalen hartnäckig den Maßregeln ihres Souverains ſich widerſetzten, welche ſie für unconſtitutionell hielten, die preußiſchen Liberalen dagegen küßten die Füße des Mannes, der ſie getreten hatte. Der König von Hannover iſt blind und hat die nicht unnatürliche Schwäche, ſo zu thun, als wäre er nicht blind. Seine anderen Sinne, wie es oft bei ſolchen Fällen vorkommt, ſind wunderbar entwickelt und erſetzen auf ein kleines Maß den Verluſt des Geſichts. Er trieb dieſe Schwäche vielleicht zu weit, und hieraus haben ſeine Ankläger ein Verbrechen der ſchwärzeſten Art gemacht. Was indeſſen König Georg war, kommt nicht in Betracht. Die Frage für Hannover iſt die, was es verloren oder gewonnen hat durch ſeine Annexion an Preußen. Die Gefühle des Volks widerſtreben dem Preußenthume. Es iſt nicht der geringſte Zweifel, daß bei einer freien Abſtimmung drei Viertel des Volks ſich zu Gunſten der Unabhängigkeit ausſprechen würden. Wie löſt die preußiſche Preſſe dieſe Schwierigkeiten, Schwierigkeiten wenigſtens für ſolche, welche behaupten, liberale Principien zu vertreten? Erſtlich ſagen ſie, daß, wenn die Hannoveraner nicht zu Gunſten der preußiſchen Annexion ſind, ſie es doch ſein ſollten; eine ſehr loyale Argumentation! Und ferner, es kann nicht ſchlecht ſein, denn die engliſche Preſſe billigt es. Man muß ſich amuſiren über die Rolle, die die engliſche Preſſe und vorzüglich die „Times“ in dieſer Sache ſpielt. Wenn ein franzöſiſches, ein belgiſches oder ein ſüddeutſches Blatt es urgirt, daß Preußen, indem es dieſe Bevölkerungen wider ihren Willen annectirt, das große Princip eines Volkes, über ſich ſelbſt zu beſtimmen, verletzt, und die rohe Herrſchaft der Gewalt herſtellt, ſo iſt die Antwort: England liebt Deutſchland nicht. Die „Times“ war immer ein Gegner der deutſchen Einheit und verleumdete Preußen ſcheußlich. Aber England ſieht mit Zufriedenheit die Vorgänge in Preußen an, und die „Times“ er-

ſchöpft ſich ſelbſt in Artikeln, ihre Legitimität und Recht in der Mißachtung der Rechte, der Wünſche und Intereſſen der annectirten Völker wegen der großen Sache der Vergrößerung Preußens zu beweiſen. Wenn die „Times“, die uns haßt, dieſes ſagt, ſo muß es Recht ſein. Man ſpreche uns nicht mehr von den Gefühlen des Volks, ſie werden ebenſo gute Preußen ſein, als die im Jahre 1815 abſorbirten Sachſen. Und in dieſem letzten Punkte haben ſie durchaus Recht. Die Hannoveraner beklagen den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit, aber die gebildeten Männer, wie die meiſten gebildeten Deutſchen haben wenig oder gar kein Gefühl für Loyalität. Loyalität und Ehrfurcht ſind nur dem kleinen Mann geblieben. In wenigen Jahren wird der Hannoveraner, wenn er nicht zu hart behandelt wird, ein guter Preuße werden und wird Luſt haben, andere unter daſſelbe Joch zu bringen, welches ihn einſt in Furcht und Schrecken ſetzte. Alles hängt davon ab, ob das gegenwärtige preußiſche Syſtem die alten Traditionen befolgen und den Unterthanen den Wechſel leicht machen will. Wenn wir vorausſetzen, daß eines Tages in Preußen eine parlamentariſche Regierung eingeführt wird, ſo werden die Einwohner keine Urſache haben, mit dem Wechſel unzufrieden zu ſein.“

Ja, das muß man den Engländern laſſen, ſie ſind eine vielſeitige Nation und haben deshalb vielſeitige Intereſſen. In Deutſchland würde man vergeblich bei den Gebildeten ein ſolches Intereſſe für engliſche Verhältniſſe ſuchen, als die Engländer durchweg für die Entwickelung der deutſchen Politik an den Tag legen.

Als höchſt praktiſch muß ich die Einrichtung der Eiſenbahnwaggons erſter Claſſe hervorheben, die ſo eingerichtet ſind, daß jeder Sitz mit einer beſonderen Seitenlehne verſehen iſt. Uebrigens befinden ſich auf jeder Reihe eines Wagens nur drei, und nicht, wie in Deutſchland, vier Sitzplätze; — obige Einrichtung iſt deshalb ſo empfehlenswerth, weil man dadurch nicht von ſeinen Reiſegefährten moleſtirt wird. — Neben mir ſaß ein wohlgenährter Engländer mit einer ſpecifiſchen Portweins- oder Burgundernaſe. — Die

Gegend, die wir durchfuhren, ſchien die Monotonie, die in ſeinem ganzen Weſen lag, zu erhöhter Thätigkeit anzuſpornen, denn es dauerte nicht lange, ſo lag er ſanft in Morpheus' Armen und entwickelte ein ſo kräftiges Schnarchen, daß daſſelbe das durch den Eiſenbahnzug verurſachte Geräuſch übertönte und ſicherlich jeden Anderen unſeres Coupés, der Schlafverſuche hätte machen wollen, hieran verhindert haben würde. Wenn die Armlehne nicht dageweſen wäre, ſo hätte ich ſicherlich das Vergnügen gehabt, da ich an ſeiner grünen Seite ſaß, ihm als Schlummerkiſſen zu dienen; ſo aber nahm die Lehne mir dieſen Liebesdienſt ab. — Einige Meilen vor Oxford nimmt die Gegend wieder den gewohnten, freundlichen Charakter an; Oxford ſelbſt aber liegt auf einem durch ſanft aufſteigende Hügel intercoupirten Terrain. — Wälder, Flüſſe und Hügel ſind die nothwendigen Attribute einer ſo ehrwürdigen Muſenſtadt. Eine Reſidenz wie Berlin, München und Karlsruhe büßt nichts von ihrem Charakter ein, wenn ſie in einer unfruchtbaren, ſandigen, an Naturſchönheiten armen Gegend liegt. Eine Univerſitätsſtadt, als Sitz der Muſen und Grazien, ſollte immer nur in einer ſchönen und lieblichen Gegend liegen.

XXXIII.

Oxford.

Ich ſtehe noch fortwährend unter dem Eindruck, den Oxford's äußere Erſcheinung auf mich hervorgebracht hat. Ehe ich daran ging, in das Allerheiligſte einzudringen, hatte ich mir vorgenommen, mir einen Ueberblick von dem Aeußeren zu verſchaffen. In der That, ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ganz bewältigt und hingeriſſen bin von dem wunderbaren Eindruck, den dieſer geweihte Sitz der Wiſſenſchaft in mir erweckt hat. Es waren Gefühle ſehr

emiſchter Natur, die mich bewegten. Mit Intereſſe wird jeder Studirte jede deutſche Univerſitätsſtadt betreten. Die Gefühle weren aber auch gemiſchter Natur ſein; manchmal werden die erhaenen Empfindungen, die Einen bewegten, einer ſatiriſchen Stimmung Platz machen, wenn man das lebensgefährliche Pflaſter ſo mancher deutſchen Univerſitätsſtadt, die verfallenen Gebäude, in welchen die Profeſſoren ihre Collegien leſen, das knabenhafte und mittelalterliche Treiben der ſogenannten Muſenjünger, den bedienenhaften und hochmüthigen Charakter der Profeſſoren kennen lernt. Daß dies nicht der rechte Ort ſein kann, wo der junge Mann ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten ſoll, wird Einem auf einmal klar, und man begreift leichter die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands, wenn man mehrere Univerſitätsſtädte beſucht. — Umgekehrt giebt es manche Univerſitätsſtadt, wo, wie z. B. Jena, ein ganzes Stück Welt- und Culturgeſchichte mit einem Blick vor unſern Augen aufgeführt wird. Jena war ſeit Jahrhunderten die Wiege des Fortſchritts auf den Gebieten der Literatur, der Philoſophie, der Politik und der Religion. Ahnungsvolle Schauer erfüllen Jeden, der dieſen nie von dem Makel der Reaction befleckten Muſentempel betritt! Doch noch ganz anders iſt der Eindruck, den Oxford macht. Unwillkürlich muß ſich da Jedem der Gedanke aufdrängen, daß mächtiger als alle Könige und Fürſten, mächtiger als alle Schätze und Reichthümer der Welt, mächtiger ſelbſt, als alle Prieſter und Päpſte, die freie, nach Wahrheit forſchende Wiſſenſchaft iſt, daß die emancipirte Wiſſenſchaft nicht in Hütten, ſondern in Paläſten wohnt! —

Wenn man durch die Straßen der Stadt geht und die Menge von palaſtartigen Gebäuden, um deren einzelnes jede deutſche Reſidenzſtadt Oxford beneiden würde, erblickt, dann traut man anfänglich ſeinen Augen nicht; denn die mit der größten Munificenz ausgeſtatteten Univerſitäten haben in ihrem Univerſitätsgebäude nur eines aufzuweiſen, die man hier dutzendweiſe und viel größer und prächtiger trifft. —

Oxford iſt in der Form eines Oblongs gebaut. Die Broad-
ſtreet mit ihrer Fortſetzung der Holywellſtreet, und die Queenſtreet
mit ihrer Fortſetzung der Highſtreet laufen beinahe parallel mit
einander und durchſchneiden die ganze Länge der freundlichen Stadt.
Beide Hauptſtraßen ſind durch eine Menge von Querſtraßen ver-
bunden. Die Collegien und Hallen dieſer Paläſte der Stadt liegen
durch ganz Oxford zerſtreut, ſowohl zwiſchen dieſen beiden Haupt-
ſtraßen, als an den Seiten von beiden. Die Stadt iſt äußerſt
ſauber und reinlich und macht ganz den Eindruck einer thüringiſchen
Stadt. Man ſieht hier nicht die dunklen, einförmig ſchwarz aus-
ſehenden Häuſer der engliſchen Fabrikſtädte. Beinahe jedes Haus
hat hier einen Oelfarbenanſtrich. Die Straßen ſind breit, und die
Trottoire bequem, Parkanlagen umgeben die ganze Stadt. Faſt
jedes College und Halle liegt in der Mitte eines ſchönen Gartens
oder Parks. Die Iſis ergießt ſich hier in die Themſe, die aber
noch als eine zarte Jungfrau erſcheint, wie die Fulda bei Kaſſel
und der Neckar bei Heidelberg, und nichts von dem kosmopolitiſchen
Charakter zur Schau trägt, den ſie bei London entfaltet. — Un-
zählige kleine Ruderböte liegen hier auf der Themſe, es gehört zu
den gewöhnlichſten Vergnügungen der Studenten, mit dieſen Böt-
ten, von denen einige ſo groß ſind, daß ſie ganze Geſellſchaften auf-
zunehmen vermögen, Fahrten den Fluß auf- und abwärts zu machen.
Man könnte Oxford das Paradies Englands nennen. Wenn man
von Neapel geſagt hat, daß wer dieſe Stadt geſehen hat, ruhig
ſterben kann, ſo ſang ein engliſcher Dichter von Oxford:

> Qui videt Oxoniam, peregrinas visere terras
> Desinet, est nihil quod praeposuisse potest,
> Si Deus in terris aliquando habitaret opinor,
> Sedibus Oxonii se voluisse frui.

Daß es alſo hier, wo es ſogar dem lieben Gott am beſten
gefallen haben würde zu wohnen, auch mir vorzüglich gefällt, und
daß ich, wenn ich in England bleiben könnte, nirgends lieber als
hier, meinen ſtändigen Wohnſitz aufſchlagen würde, brauche ich

Ihnen wohl nicht zu ſagen. Oxfords Alter verliert ſich bis in's graueſte Alterthum. Der Sage nach, ſoll ſchon 1000 Jahre vor Chriſti Geburt hier eine Stadt, Namens Momphric, geſtanden haben, die unter Claudius, dem Eroberer Englands, zerſtört wurde. — Die Angelſachſen, die ſpäteren Eroberer Britanniens, legten dieſer, damals zu einem Dorfe herabgeſunkenen, Stadt den Namen Orenford, Ochſenfurth, bei, beſtimmten ſie zu einem Sitz der Gelehrſamkeit und thaten Alles für ihr Aufblühen. Alfred erhob ſie ſogar zu ſeiner Reſidenz. Unter den mancherlei Stürmen, die die Stadt im Mittelalter und in den verſchiedenen engliſchen Bürgerkriegen auszuhalten hatte, verlor ſie nie wieder ihren urſprünglichen Charakter. Sie war und blieb bis auf dieſen Augenblick ein Sitz der Muſen.

Es iſt mir wohlbekannt, daß die engliſche Einrichtung der Univerſitäten, namentlich unter den Deutſchen, viele Feinde und Gegner zählt. Auch kenne ich das harte Urtheil, welches jener Erdenſohn terrae filius in ſeiner „secret history of Oxford“ über dieſe Univerſität ausgeſprochen hat; auch die Urtheile von Gibon und Knox ſind mir nicht unbekannt. Doch frage ich Sie, wo giebt es in der Welt eine vortreffliche Einrichtung, die nicht ihre Schattenſeiten hätte und durch auf ihr wuchernde Auswüchſe und Paraſiten den Gegnern die Waffen zum Angriff in die Hände gäbe! Die hohe, würdevolle Stellung der engliſchen Univerſitäten erblicke ich darin, daß die Wiſſenſchaft als ſolche ſich ganz frei vom Staate erhalten hat und ſich nicht, wie bei uns in Deutſchland, zur Dienerin des Staats hat degradiren laſſen. Dieſes muß aber um ſo höher angeſchlagen werden, weil Oxford und Cambridge Staatsuniverſitäten ſind. Freilich nicht Staatsuniverſitäten in unſerm Sinne, als der Staat die Mittel zu ihrer Erhaltung hergiebt, die Verwaltung leitet und das alleinige Recht der Ernennung der Profeſſoren beſitzt, ſondern nur inſofern Staatsuniverſitäten, als der engliſche Staat die anglikaniſche Kirche als Staatskirche anerkennt. Jeder, der daher in Oxford oder Cambridge ſtudiren will,

muß der anglikaniſchen Kirche angehören; es iſt einem Diſſenter oder einem Katholiken ganz unmöglich, hier ſeine Studien zu betreiben. In allem Uebrigen ſtehen beide Univerſitäten, ebenſo unabhängig vom Staate, als die Privatuniverſität London. Obige Vorſchrift iſt allerdings ein fauler Fleck, denn die Wiſſenſchaft ſoll ebenſo wenig von der Kirche als vom Staate abhängen. Ich bin aber überzeugt, daß in einigen Jahren auch dieſe Satzungen abgeſchafft ſein werden. Daß dieſes nicht längſt geſchehen, erklärt ſich aus dem conſervativen, hiſtoriſchen Sinn der Engländer. Darin liegt aber eine große Macht; denn viel Unglück entſtand im ſocialen Leben der Völker daraus, daß ſie nichts gelernt und Alles vergeſſen hatten. Die Engländer hängen mit Wärme an ihren alten Inſtitutionen, was den Vätern und Großvätern lieb war, iſt auch den Söhnen theuer. Wenn der Romane auf dem Wege der Revolution zum Fortſchritt mit Gewalt übergehen will, um nachher einer deſto ſtärkeren Reaction in die Arme zu fallen, ſo liebt der Angelſachſe den langſamen, aber ſicheren Weg der Reformation. Der Hauptunterſchied der engliſchen Univerſitäten beſteht darin, daß ſie nicht dazu beſtimmt ſind, irgend einen Studirenden zum Staatsdiener abzurichten und zuzuſtutzen, ſondern, daß es ganz frei und unabhängig daſtehende wiſſenſchaftliche Corporationen, Verbände von Lehrenden und Lernenden ſind, deren einziger Zweck darin beſteht, die Wiſſenſchaft auszubilden und zu fördern und den Studirenden nicht zum Staatsmann, zum Advokaten, zum Theologen, zum Arzte, ſondern zum gentleman zu erziehen. Die universitas literarum iſt das eigentliche Ziel und die Bedeutung der engliſchen Univerſitäten, die Weiterbildung der Wiſſenſchaften als ſolche und die Zuſammengehörigkeit aller Wiſſenſchaften iſt die Tendenz derſelben. Die engliſchen Univerſitäten ſind daher ebenſo ſehr der Profeſſoren als der Studenten wegen da. Der Mann der Wiſſenſchaft wird durch ſie in die Lage verſetzt, nur für und um die Wiſſenſchaft zu leben. Das Lehren derſelben iſt für ſie Nebenzweck. Während in Deutſchland letzteres die Hauptſache iſt, ergiebt

s ſich von ſelbſt, daß der Profeſſor oft ſeine ganze Zeit dem Unter-
richte, anſtatt dem Weiterbau der Wiſſenſchaften widmen muß. Hier in England iſt es grade umgekehrt der Fall, — das Forſchen, das Weiterentwickeln der Wiſſenſchaft iſt die Hauptſache, der Unterricht iſt Nebenſache und wird nicht ſo ſehr von den Profeſſoren, als von den beſonders für dieſen Zweck exiſtirenden tutors beſorgt. Oxford und Cambridge haben ſich ſeit Jahrhunderten dadurch ausgezeichnet, daß auf erſterer Univerſität die claſſiſchen philologiſchen Studien, auf letzterer die mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen geblüht haben. Dieſer Unterſchied exiſtirt auch noch heute. Eine eigentliche Fachbildung wird daher auf keiner dieſer beiden Univerſitäten erzielt. Alle Studenten wohnen entweder in den Colleges oder in den Halls; — jedes dieſer Stifte bildet für ſich wiederum eine wiſſenſchaftliche Corporation, welche ihre eigenen Geſetze und ihre beſondere Verfaſſung hat. Jedes dieſer Colleges hat ſeinen eigenen Vorſteher, welcher entweder Dean, Rector, Provost, Warden, president Master oder Principal benannt wird. Die Mitglieder zerfallen in members on the foundation oder dependent members und members not on the foundation oder independent members. Jene erhalten ein jährliches Einkommen aus dem Fond des College, dieſe nicht; ſie müſſen ihren Aufenthalt im College aus eigenen Mitteln beſtreiten. Zu den dependent members gehören außer dem Vorſteher 1) die fellows, nur in dem Collegium Christ Church students genannt, 2) die scholars, im Magdalen College demies genannt, 3) die chaplains bible clerks und andere Beamte. Die fellows haben das Recht, die Vorſteher zu wählen; dagegen iſt die Wahl der fellows nach den Statuten der einzelnen Collegien verſchieden. Es werden entweder ſolche Studirende gewählt, die ſich in den Colleges ausgezeichnet haben, oder es werden nur gewiſſe engliſche Provinzen berückſichtigt, oder die Verwandten der Gründer des Collegiums haben beſondere Vorrechte. Die meiſten Colleges ſind aus den Vermächtniſſen von Privatmännern geſtiftet. Einige ſind ſo reich, daß ſie

wirklich fürſtlicher Einkommen ſich erfreuen. Die Vorſteher u[nd] die fellows bilden die dirigirende Behörde des College. Die i[n] den Colleges Studirenden ſind entweder probationary fellows, doch haben ſie die Ausſicht, dereinſt fellows zu werden; in anderen erhalten ſie nur während ihrer Studienzeit eine gewiſſe Summe jährlich, ohne Anſprüche auf ſpäteres Einkommen erheben zu können. Man unterſcheidet ferner noch die exhibitioners. Es ſind dieſe ſolche Studirende, welche nicht aus dem Fond des College unterhalten werden, ſondern Stipendien, exhibitions, erhalten, welche von einzelnen Privatperſonen oder von Corporationen den Colleges vermacht worden ſind. Ungefähr auf derſelben Stufe mit dieſen ſtehen die ſogenannten servitors; dieſelben erhalten beſtimmte Emolumente aus den Colleges. Diejenigen von den fellows, die die Aufſicht über die Studirenden übernehmen und ihren Unterricht leiten, heißen tutors. Einige Studenten haben auch ihre tutors ganz für ſich allein; dieſe heißen private tutors. —

Die independent members zerfallen in 3 Claſſen: 1) noblemen, 2) gentlemen Commoners, 3) Commoners. Erſtere ſind die Söhne der Pairs von England, Schottland und Irland, zu den zweiten gehören die Söhne von den angeſehenſten bürgerlichen Familien und der gentry, zu den Commoners alle übrigen Studenten, die aus ihren eigenen Mitteln ihre Studien beſtreiten. Uebrigens ſtehen ſowohl die dependent als independent members unter denſelben Geſetzen und müſſen alle in den Collegen und Hallen wohnen. Eigenthümlich iſt, daß nur die erſten Söhne der Pairs zu den noblemen gehören, während die zweitälteſten Söhne zu den gentlemen Commoners gezählt werden. Wenn man das Leben der engliſchen Studenten mit dem der deutſchen vergleicht, ſo findet man zwiſchen beiden einen auffallenden Unterſchied. Dieſer Unterſchied iſt um ſo größer, wenn man bedenkt, wie ſehr die Engländer durch alle ihre auf dem Princip der Selbſtregierung beruhenden Inſtitutionen von den Deutſchen ſich unterſcheiden. Der Engländer ſcheint aber bei der Erziehung der Studenten von dem Grund-

satze auszugehen, daß es dem Menschen für gewisse Jahre heilsam sei, wenn seinen Trieben, Begierden und den Ausbrüchen der Jugend Fesseln angelegt werden, und daß eine strenge Erziehung in diesen Jahren nur einen wohlthätigen Einfluß auf den ganzen Charakter des Menschen ausüben kann. Während der deutsche Student daher, während seiner Studienzeit sich der zügellosesten und ungebundensten Freiheit erfreut, genießt der englische Student nicht einmal die Freiheiten, die jeder deutsche-Gymnasiast für sich in Anspruch nimmt. Welches System das bessere sei, möchte schwer zu beantworten sein. So viel ist gewiß, daß der englische Student während seiner langen Studienzeit sich an Sitte, Zucht und regelmäßiges Leben gewöhnt. Wie groß ist aber die Macht der Gewohnheit! Consuetudo fit altera natura. Die Engländer loben ihr System, sie sagen selbst von ihm aus, daß es has worked well. Daß auf den deutschen Universitäten mehr junge Studenten geistig und körperlich zu Grunde gehen als auf den englischen, davon bin ich auch überzeugt, ebenso, daß das auf den deutschen Universitäten von vielen Studenten geführte rohe, unwissenschaftliche Leben einen solchen Einfluß auf sie ausübt, daß sie auch später im bürgerlichen Leben dieselbe Lebensweise, vielleicht nur unter veränderten Formen und einer anderen Maske fortsetzen. Ich habe wenigstens gefunden, daß die meisten Studenten in ihrer späteren Carriere nicht andere wurden, wie sie auf den Universitäten waren; der fleißige, der wissenschaftliche Student leistete später alles das, was man von ihm mit Recht erwarten durfte, während der rohe, faule und wüste, in Baccho et Venere schwelgende Student es manchmal im späteren bürgerlichen Leben noch zu einer hohen Stellung brachte, aber doch weiter nichts documentirte, als den Lichtenberg'schen Spruch: „ihm war viel gelehrt worden." Die Eindrücke der Jugend sind aber die wichtigsten und nachhaltigsten. Es ist viel schwerer für Jemanden, der in seiner Jugend nicht gesäet hat, zu ernten, als für den, der in seiner Jugend gesäet hat, nachher aber von den Stürmen des Lebens ergriffen und auf die schiefe Ebene

der Lüſte und des Laſters geführt wird. Im Allgemeinen mag da-
her das engliſche Syſtem das richtigere ſein. Uebrigens muß man
auch den Punkt ſtets im Auge behalten, daß die engliſchen Univer-
ſitäten nicht dazu da ſind, um den Studenten ein Brodſtudium bei-
zubringen, ſondern um ihn zum gentleman zu erziehen, und auch,
daß ſie nicht weniger dafür exiſtiren, um es den Profeſſoren mög-
lich zu machen, ganz ihrer Wiſſenſchaft zu leben und ebenſo den
fellows ſich zu Gelehrten auszubilden, ohne durch die kleinlichen
und zehrenden Sorgen des täglichen Lebens beläſtigt zu werden.
Wenn man dieſes erwägt, wird man es natürlich finden, daß dieſe
ſtrenge, kloſterartige Zucht von dieſem für die Freiheit glühenden
Volke nicht als ein Widerſpruch mit ſeinen übrigen Inſtitutionen
aufgefaßt wird, ſondern vielmehr als ein Mittel, dieſe ſeine poli-
tiſchen und bürgerlichen Freiheiten in den ſpäteren Lebensjahren
mit Würde und Anſtand zu genießen. In Deutſchland hat der
Student das Privilegium, während der Studentenjahre auszu-
raſen, um nachher das Joch des Philiſterthums und ſtaatlichen
Lebens mit Reſignation tragen zu können. Es werden daher für
dieſe Periode den Sinnen alle möglichen Freiheiten eingeräumt,
damit in der ſpäteren Periode des Lebens der durch die Staats-
geſetze in Sklaverei gehaltene Geiſt deſto leichter ſich an dieſen Zu-
ſtand gewöhne. Der Engländer hat Rede- und Preßfreiheit, freies
Aſſociations- und Verſammlungsrecht und alle diejenigen politi-
ſchen und ſocialen Freiheiten, von denen wir ſeit 1848 entweder
nur Anklänge oder Carricaturen beſitzen. Zu letzteren gehört das
bis auf dieſen Augenblick noch beſtehende Preßgeſetz des jetzt zu
Grabe geläuteten deutſchen Bundes. — Inſofern erinnert das deut-
ſche Studentenleben an die Faſchingszeit der Katholiken. Wie
es in dieſen Tagen den Sinnen erlaubt iſt, auszuraſen, um von
Aſchermittwoch an in Sack und Staub Buße zu thun und durch
Hungern, Faſten und Beten ſich vor Gott zu rechtfertigen und
den Eingang zum Himmelreich zu verdienen, — ebenſo verhält
ſich das Studentenleben zum ſpäteren Philiſterium. Nicht minder

Überzeugt bin ich, daß in dem deutſchen Studentenleben die Urſache unſerer bisherigen traurigen politiſchen Zuſtände mit zu ſuchen iſt. Ich weiß es nicht, verehrteſter Freund, ob Sie ein ehemaliger Burſchenſchafter oder Corpsbruder waren, oder ob Sie zu den ſogenannten Wilden gehörten. Nehmen Sie es mir daher nicht übel, wenn ich meine Anſichten bei dieſer Gelegenheit Ihnen entwickele und etwa Ihr burſchenſchaftliches oder corpsbrüderliches Herz verwunden ſollte. Die Corps betrachte ich als die Brut- und Pflegſtätte der Bureaukratie unſeres Beamtenthums oder mit anderen Worten, als der theologiſchen, mediciniſchen und juriſtiſchen Bureaukratie. Der in das Corps getretene Student, der Fuchs, muß ſofort ſeinen Geiſt gefangen geben, er muß auf das Dogma der Burſchen ſchwören, wird auf eine unwürdige Weiſe zu allerlei kleinen Verrichtungen von den ein paar Jahre älteren Studenten gebraucht, um, wenn dieſe Zeit erſt hinter ihm, dieſe kindiſch albernen Gebräuche an den neuen Füchſen auszulaſſen. Selbſt im zweiten Semeſter, als Brandfuchs, ſteht er noch immer zu den übrigen in einem helotenmäßigen Verhältniſſe und erſt im dritten Semeſter fängt er an aufzuathmen. Der Comment beſteht hauptſächlich darin, daß die Füchſe ſich gegen die Herren Senioren des Corps höchſt unterthänig und gehorſam benehmen und ſehr oft auf einer Spritztour und bei anderen Gelegenheiten es als eine Ehre betrachten müſſen, dieſelben frei zu halten. Biertrinken, Duelliren, Reiten, Hunde dreſſiren ſind die einzigen Themata, für die ein guter Corpsbruder Intereſſe haben darf. Die Kneipen regelmäßig beſuchen, den Fechtboden frequentiren iſt wichtiger als in's Colleg gehen und ſtudiren. Mit den Philiſtern und Knoten ſich prügeln, Laternen und Fenſter ochſen, die Wilden und Progreſſiſten hänſeln, in Kanonenſtiefeln einher ſtolziren, auf der Landwehr die Zobel pouſſiren und auf den Muſeumsbällen den Profeſſorentöchtern den Hof machen, bilden die höheren Studien des Corpsbruders. Mit einem Worte es wird ein modificirter, etwas weniger markirter „Zachariäiſcher" Renommiſt in Scene geſetzt. Schnell ſind die 6—8 Semeſter abgelaufen; —

es muß jetzt das Examen gemacht werden; in aller Eile werden einige Privatissima genommen, an die Einpauker die nöthigen Ld'ors. verschwendet, und der auf diese Weise gründlich ausgebildete Student besteht ein ausgezeichnetes Staatsexamen, beantwortet alle, womöglich noch mehr Fragen als er gefragt wird dem Staatsexaminator, und wird jetzt Staatsbeamter. Der souveräne Corpsgeist, der die Corps auszeichnende Auctoritäten- und Dogmenglauben steckt noch in ihm, während schon als Student das ganze Leben ihm in ein leeres Formwesen aufging, und Regieren und Herrschen ihm als das Liebste galt, so werden diese Grundsätze jetzt im Philisterium nun noch mehr bei ihm bestärkt; tritt er jetzt vollends in das Stadium, wo das Knorpelstadium seiner Ideen und Associationen in das Verknöcherungsstadium übergeht, so ist der Bureaukrat, der deutsche Mandarine, fix und fertig. Das Wesen ist ihm gleichgültig, er kennt nur Form und leere Formalitäten; der unwissende Student hat sich in einen vorzüglichen Superintendenten, Landrath, Oberamtmann oder Medicinalrath verwandelt und nicht lange, so belohnt ihn die Regierung wegen seiner ausgezeichneten Dienste um den Staat bei der Leitung der letzten Wahlen mit den Guelphen- oder Adlerorden vierter Classe. Der ehemalige Corpsstudent fühlt sich bis zum Ende seiner Tage dem Staate gegenüber stets als Fuchs oder Brandfuchs; die Regierung betrachtet er als den senior, an dem er immer mit Respect hinaufsieht und sich glücklich schätzt, für ihn eine Pfeife zu stopfen oder einen gefügigen, regierungsfreundlichen Abgeordneten auf der Wahl durchzusetzen. Betrachten Sie nun die Burschenschaften oder Progressisten, die ja bekanntlich, während die Corps ihren Ursprung bis in die ältesten Zeiten der Universitäten verlegen, erst der Restaurationsperiode nach den Befreiungskriegen ihren Ursprung verdanken. Dieselben Studenten, die die Franzosen aus Deutschland gejagt hatten und mit ihrem Gut und Blut die deutschen Fürsten auf die Throne ihrer Väter hatten zurückführen helfen, dieselben Studenten gründeten, als sie nach beendigtem Kriege das Schwert mit der Feder wieder vertausch-

ten und die lärmenden Dienſte des Gottes Mars quittirten, um den ſtillen Umgang der Muſen zu pflegen, als die ſchwärzeſte Reaction wie ein Alp auf die befreiten deutſchen Lande ſich legte, und die wortbrüchigen Fürſten den deutſchen Völkern ſtatt des verſprochenen Mannas der Freiheit die Steine des Abſolutismus und der Polizeigewalt boten, dieſelben Studenten gründeten dann die deutſche Burſchenſchaft, deren Tendenz dahin ging, die geiſtigen Güter zu gewinnen, für die ſie den heiligen Kampf aufgenommen hatten. Das Beſtreben war gut, und dieſe Generation von Studenten, durch den Krieg ſelbſt an Erfahrung reif geworden, war auch dieſen Beſtrebungen gewachſen. Da kam aber eine neue Generation von Studenten und abermals eine neue. Es waren junge, unreife Burſchen, die das Leben nur aus Büchern kannten. Si duo faciunt idem, non est idem! So ging es hier. Dieſe Burſchenſchaft konnte den Völkern nicht den Frühling der Freiheit bringen. Hohle Declamationen, eitle Phraſen, geſpreizte Worte wurden genug gewechſelt; ebenfalls wurde genug berathen, zu Thaten aber fehlte die Männlichkeit, die reife Erfahrung, die Kenntniß der Menſchen und des Lebens, was Alles nicht Attribute der Jugend, ſondern des Mannes ſind. Da kam das Hambacher Feſt. Daſſelbe bot den Regierungen eine willkommene Handhabe, gegen die Burſchenſchaften einzuſchreiten. — Weil die Burſchenſchaften aber gar nichts erreicht haben, im Gegentheil die Laibacher und Karlsbader Beſchlüſſe nur verkündeten, daß die Regierungen nach wie vor die Abſicht hatten, alle freiheitlichen Regierungen im Keime zu erſticken, ſo klebte der Fluch der Lächerlichkeit den Burſchenſchaften an. Unter dieſem Fluche hatten ſie bis auf die neueſte Zeit zu leiden gehabt. Während die Corps ſich aus dem wohlhabenden und reichen Adel, aus dem Beamtenthum, aus Kaufmannsſöhnen u. ſ. w. recrutirten, und die Corpsbrüder durch eine prononcirte Sinnlichkeit ſich auszeichneten, zog die Burſchenſchaft ihr Contingent aus hungernden Schullehrerſöhnen, armen Predigerſöhnen, kurz aus dem armen, aber talentvollen Proletariat; meiſtens körperlich caſſirte Jüng-

linge wollten das geiſtige Titanen- und Gigantenthum repräſen-
ſiren. Die Burſchenſchaften waren die Bilderſtürmer der Freiheit;
aber es erging ihnen wie Thomas Münzer und Genoſſen, ſie mach-
ten ein trauriges Fiasco. — Der freiheitlichen Entwicklung Deutſch-
lands konnte es aber nur zum Schaden gereichen, daß unbärtige
Jünglinge, die ſich ſelbſt noch nicht regieren konnten, die Völker
beglücken, die Weltenbefreier, die Fürſtenvertilger ſpielen wollten.

In Sand concentrirte ſich wie zu einem Prototypus die deut-
ſche Burſchenſchaft, während man Kotzebue als einen Repräſen-
tanten der deutſchen Corps auffaſſen kann. Wenn man die Sache
von dieſem hiſtoriſchen Geſichtspunkt anſieht, dann wird es Jeden
klar ſein, daß unſere deutſchen Univerſitäten mit ihren Corps und
Burſchenſchaften eine Haupturſache unſerer politiſchen Ohnmacht
waren und blieben. Denn ſie waren einestheils die Pflanzſtätte
von kriechenden und despotiſchen Beamten, anderntheils von ohn-
mächtigen, geiſtig impotenten Idealiſten und Phantaſten. — Nur
ein Bismarck vermochte die deutſche Einheit durch Eiſen und Blut
herzuſtellen, nachdem alle Träumereien der Burſchenſchaften in leere
Seifenblaſen ſich aufgelöſt hatten.

Die Paulskirche zeigte in Lichnowsky und Gagern die beiden
Gegenſätze der ehemaligen Corpsſtudenten und Burſchenſchafter im
praktiſchen Leben. Das Gothanerthum war weiter nichts als die
in's Leben getretene, auf dem Felde der Politik ſich bewegende
Burſchenſchaft, — politiſch-ätheriſche Gefühlsſchwärmerei — ſocia-
ler Jeanpaulianismus.

Erſt in Königgrätz wurden dieſe beiden Gegenſätze durch die
Bluttaufe ausgeglichen, und das vom Grafen Bismarck zum Prin-
cip erhobene Selbſtgovernment, und die angebahnte deutſche Einheit
werden hoffentlich von jetzt an ſo auf unſer deutſches Studenten-
leben zurückwirken, daß daſſelbe einer gänzlichen Reform entgegen-
geht, und ſowohl die Corps als auch die Progreſſiſten in Zukunft
nur der Geſchichte angehören werden. — Dieſe Vergleiche mit den
deutſchen Univerſitäten haben mir meine eigenen Studienjahre ſo

lebhaft wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, daß es mir vorkommt, als hätte ich gestern erst den Musen Valet gesagt. Doch ich breche hier ab, denn Wehmuth schleicht mir in's Herz hinein, wenn ich an die Papiermühle, an den Seel'schen Garten und daran denke, daß ich selbst einmal einem Corps angehörte. — Morgen schreibe ich Ihnen mehr über Oxford.

XXXIV.

Oxford.

Ich war gestern Abend noch so viel umhergestreift, hatte mir das Aeußere aller der verschiedenen Collegen und Hallen angesehen, daß ich mich todtmüde zu Bette legte. Als ich heute erwachte, trieb mich die rosenfingrige Morgenröthe, um mich der Worte des Nestors der Barden zu bedienen, sofort aus dem Bette; ich machte rasch Toilette, frühstückte und nahm meine Wanderungen, meine **rambles** durch Oxford wieder auf.

Große Thore, die zugleich die Wohnung des pylorus enthalten, verschließen den Eingang jedes College. Ohne zu schellen, ist es nicht möglich in die geweihten Räume einzudringen. Jeder Ein- und Austretende muß sich der Controle des pylorus unterziehen, der wie Cerberus in der Unterwelt von seinem Fenster aus die Thüren und das Ganze überwacht. Wie würde einem deutschen Studenten, namentlich dem, der schon ein paar Jahre auf einer deutschen Hochschule studirt hätte, das Leben in einem solchen collège ankommen! Der freie Engländer fügt sich wie Pegasus willig in dieses Joch; er will keine anderen Rechte genießen als sein Vater und Großvater auch hatten, wohnt er doch vielleicht sogar auf demselben Zimmer, auf dem seit mehreren Generationen seine Vorfahren auch gewohnt hatten. Das Leben in einem solchen College

gleicht beinahe dem Mönchsleben. Jeden Morgen und Abend findet in der, bei jedem College befindlichen Capelle ein Gottesdienst Statt, an dem ſich alle Inſaſſen betheiligen müſſen. Beim Beginn des Abendgottesdienſtes muß ſich jeder Student innerhalb der Ringmauern befinden, indem dann die Thore für die Nacht geſchloſſen werden. Keiner darf die Nacht außerhalb des College zubringen. Jeder Student, der nach Thorſchluß kommt, wird dem Decan angezeigt und erhält ſeine Strafe, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand. — Die Strafen beſtehen darin, entweder ein langes Strafpenſum aus irgend einem Auctor zu überſetzen, oder wenn das Vergehen ein ſchweres war, den Termin zur Erlangung eines akademiſchen Grades hinauszuſetzen, oder gar, was die höchſte Strafe iſt, von der Univerſität relegirt zu werden. Letzteres ſoll indeſſen ſelten vorkommen; überhaupt ſollen die Exceſſe der engliſchen Studenten lange nicht den Grad erreichen, wie die der deutſchen, die ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen ſind.

In Deutſchland wird bekanntlich ſeit mehreren Jahren die Frage ventilirt, ob es nicht zweckmäßiger ſei, die kleineren Univerſitäten ganz aufzuheben, ſie mit größeren zu verſchmelzen und ſie nach größeren Städten hin zu verlegen. Sehr viele Gelehrte haben ſich hierfür ausgeſprochen, auch iſt als Grund angeführt, daß das wilde Studentenleben, durch das ſich viele kleine Univerſitäten auszeichnen, dann von ſelbſt wegfallen würde, da in den großen Städten der Student als ſolcher nicht in Betracht komme, und ſich wie jeder andere Bürger fühle. Wer für die Errichtung von Univerſitäten in großen Städten iſt, der gehe nach Oxford, wohne einige Wochen hier, ſtudire die Einrichtungen und das Getreibe der Profeſſoren und der Studenten; es wird ſich ihm dann die Ueberzeugung aufdrängen, daß nur in den kleineren Städten der Student ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung mit Vortheil ſich aneignen könne. Die großen Städte bieten der Zerſtreuungen zu viele, die den ſtillen Studien nicht günſtig ſind. Der Student bedarf aber in den erſten Semeſtern der Ruhe und Zurückgezogenheit, wenn er wirklich mit

Ernſt den Muſen ſich weihen will. Eine kleine Univerſitätsſtadt, in einer durch Naturſchönheiten ausgezeichnetn Gegend gelegen, möchte daher auf alle Fälle, ſowohl für den Theologen, als auch für den Mediciner und Juriſten am angemeſſenſten ſein. Die universitas literarum wird in einer ſolchen kleinen Stadt dem Studenten ſo recht vor die Augen gerückt, während er in den größeren Städten nur zu leicht Gefahr läuft, ſich einem bloßen Brodſtudium zu ergeben. Göthe hat Recht, wenn er ſagt: „Es bildet ein Talent ſich in der Stille, doch ein Charakter im Geräuſch der Welt.“ — Auch für den Mediciner iſt der Beſuch einer kleinen Univerſität in den erſten Semeſtern ebenſo vortheilhaft, als der in einer großen Stadt befindlichen. Für die ſpäteren Semeſter iſt es allerdings anders; da empfiehlt ſich der größeren Hospitäler wegen der Beſuch einer großen Stadt. Daß indeſſen auch kleine Städte Hospitäler beſitzen können, wenn nur die nöthigen Mittel vorhanden ſind, die jede Concurrenz mit den beſten und größten Hospitälern der größten Städte nicht zu ſcheuen braucht, beweiſt das Juliushospital in Würzburg. Für das geiſtige Leben Deutſchlands würde es vom größten Nachtheil ſein, wenn man die kleinen Univerſitäten, die Brennpunkte der Wiſſenſchaft, zuſammenſchmelzen oder aufheben wollte. Im Gegentheil, man ſollte noch mehrere errichten; denn ſeit der franzöſiſchen Revolution hat ſich die Zahl der Univerſitäten nicht vermehrt, ſondern verringert. Gerade die kleinen Univerſitäten: Jena, Heidelberg, Göttingen und Würzburg haben eben auf die Entwicklung des deutſchen Geiſtes den größten Einfluß gehabt. Das eine Oxford und Cambridge aber repräſentirt den ganzen engliſchen Geiſt. Oxford iſt die Geſchichte der engliſchen Wiſſenſchaft. Bis auf dieſen Augenblick haben die beiden engliſchen Univerſitäten ihren urſprünglichen Charakter, eine Aſſociation von Lehrern und Lernenden zu bilden, ſich rein erhalten. Obgleich ſie Staatsuniverſitäten ſind, ſo iſt doch der Einfluß des Staats auf ſie ſehr gering und bedeutet nur inſofern etwas, als der Staat die anglikaniſche Kirche als Staatsreligion anerkannt und deshalb kein dieſer Kirche

Angehöriger, z. B. kein Diſſenter, in Oxford und Cambridge ſtudiren und einen akademiſchen Grad empfangen kann. — Ich habe die Verfaſſung der Oxforder Univerſität auf's Genaueſte ſtudirt und kann Ihnen folgende Mittheilungen darüber machen:

Die Univerſität iſt ebenſo wie Cambridge ein corporate body. Sie beſteht aus dem chancellor, masters und scholars. Ihre Privilegien ſind durch eine Menge von königlichen Charten von der früheſten Periode an anerkannt und vermehrt, und alle dieſe ſind durch das Parlament beſtätigt. Mit Ausnahme von ſeltenen Interventionen und einem noch neuen Dazwiſchentreten des Parlaments, hat ſich die Univerſität ſtets durch von ihr ſelbſt gemachte Geſetze regiert. Alle über die Univerſität erlaſſenen Geſetze und Beſtimmungen, die oft mit einander in Widerſpruch ſtanden, da ſie von den älteſten Zeiten herſtammten, ſind unter der Kanzlerherrſchaft des Erzbiſchoffs Lauds von beſonderen Deputirten redigirt, zuſammengeſtellt und ratificirt durch convocation unter dem Titel corpus statutorum universitatis Oxoniensis, welches noch die Baſis der gegenwärtigen Statuten iſt. Der Laudianiſche Codex war im Jahre 1636 verfaßt. Vor dieſer und von dieſer Zeit an bis zum Jahre 1854 machte die Univerſität alle ihre Geſetze und erledigte alle ihre Geſchäfte als eine Corporation in zwei beſonderen Verſammlungen, durch das Haus der congregation und convocation. Das Haus der congregation beſteht aus regents, entweder necessario regentes oder regentes ad placitum. Alle Doctoren von jeder Facultät und alle masters of arts ſind necessary regents für den Raum von 2 Jahren nach ihrer Zulaſſung zur Regierung, das iſt für 2 Jahre von dem erſten Dienſtag im Juli, welcher zunächſt nach ihrer Zulaſſung zu ihren bezüglichen Graden folgt. Folgende Perſonen ſind regents ad placitum: alle Profeſſoren, alle Doctoren von jeder in der Univerſität beſtehenden Facultät, alle Präſidenten der Collegien und Hallen oder in ihrer Abweſenheit ihre Deputirte, die masters der Schüler und die deans und Cenſoren der Collegien. Der Terminus regent bedeutet Regierung oder Auf-

ſicht in den öffentlichen Schulen der Univerſität über die Disputationen und die andern akademiſchen Uebungen (ſind von den deutſchen Univerſitäten verſchwunden und haben ſich in die Hörſäle der Privatdocenten zurückgezogen). Necessary regents konnten nur der Reihe nach oder nach einem beſtimmten Turnus, dagegen regents ad placitum, wenn es ihnen beliebte, jene Uebungen übernehmen und Candidaten für Grade examiniren. Das Haus der congregation begreift deshalb alle jene Perſonen, welche in alten Zeiten vorzugsweiſe mit der Erziehung und der Disciplin der Univerſität, entweder öffentlich oder in verſchiedenen Colleges und Hallen beauftragt waren. Das Haus of convocation beſteht aus regents und non-regents, d. h. aus allen Perſonen, welche zur regency zugelaſſen worden ſind, vorausgeſetzt, daß von der Zeit ihrer Zulaſſung zu dem Grade, welches ſie zu regents machte, ihre Namen beſtändig in den Büchern deſſelben college oder hall geführt wurden, und daß ſie alle Unkoſten getragen und alle Koſten bezahlt haben, die durch die Statuten von ihnen gefordert wurden. Master of arts und Doctoren, welche aufgehört haben, Mitglieder der Univerſität zu ſein, ſich aber in das Buch irgend eines college oder hall haben einſchreiben laſſen, können beanſpruchen, in das Haus zugelaſſen zu werden. Aber keine ſolche Perſon iſt berechtigt, in der convocation zu ſtimmen, bevor 180 Tage ſeit ihrer Zulaſſung verfloſſen ſind. Daſſelbe Geſetz giebt für die, welche zu dem Grade eines master of arts oder Doctors in irgend einer von den drei Univerſitäten durch Diplom oder durch Beſchluß of convocation zugelaſſen ſind. Ein bloßer Ehrengrad giebt kein Recht mitzuſtimmen. Der Kanzler oder der Vicekanzler oder einer von ſeinen vier Deputirten oder die zwei proctors oder ihre bezüglichen Deputirten präſidiren in beiden Häuſern, und ihre Gegenwart iſt bei allen Gelegenheiten unumgänglich nothwendig. Die Zahl der regents, um eine congregation, wir würden ſagen, den kleinen Senat zu bilden, iſt außer dem Vicekanzler und den proctors neun; für eine convocation iſt keine beſondere Zahl erforderlich. Jede Frage wird

durch einfache Majorität der Stimmen entſchieden. Zur beſſeren Regierung war durch den König Karl I. eine Art council eingeführt. Es beſteht aus den Präſidenten, den beiden Häuſern und den proctors. Da es jeden Montag eine Sitzung zu halten beſtimmt iſt, ſo bekam es den Namen hebdomadal board, aber es wurde auch durch den Vicekanzler an anderen Tagen verſammelt, wenn eine Gelegenheit es verlangte. Die Aufgabe dieſes Collegiums war, ſich zu berathſchlagen über alle Geſchäfte, die ſich auf die Aufrechterhaltung der Privilegien und Freiheiten der Univerſität oder der nöthigen Aufrechterhaltung ihrer Statuten und Gebräuche beziehen, und alle Maßregeln hinſichtlich der Verbeſſerung der Univerſität zu erwägen und zu discutiren, bevor ſolche dem ganzen in convocation verſammelten Univerſitätskörper vorgelegt wurden. Es hatte ſomit die Initiative bei aller Geſetzgebung, und in Wirklichkeit kann keine Frage, ohne die Sanction des board erlangt zu haben, der Verſammlung der convocation vorgelegt werden.

In der ſchon erwähnten Parlamentsnote, bezüglich der Einrichtung der Univerſität, war eine beträchtliche Veränderung gemacht worden. Es wurde nämlich eine dritte Verſammlung hinzugefügt, die in den terms of the act „the congregation of the university of Oxford“ genannt wurde und alle die powers und privileges des alten hebdomadal board einem andern Körper von Perſonen, dem hebdomadal council, übertrug. Dieſe neue congregation beſteht aus gewiſſen officiellen Perſonen und aus allen Mitgliedern, welche innerhalb $1^1/_2$ Meilen von Oxford für 20 Wochen während des Jahres wohnen. Ein Regiſter von allen Perſonen iſt jedes Jahr durch den Kanzler veröffentlicht. — Wie in den anderen beiden Häuſern führen der Kanzler und der Vicekanzler das Präſidium. Da dem hebdomadal council all powers, privileges and functions possessed or exercised by the hebdomadal board ihm übertragen ſind, ſo beſitzt es deshalb die Initiative in der ganzen Geſetzgebung. Das alte Haus der

congregation hat nichts mit der Gesetzgebung in irgend einer Form zu thun und sein Geschäft ist ausschließlich in der Bewilligung von Graden begrenzt, ein Geschäft, für das in alten Zeiten die Personen, aus denen das Haus bestand, nothwendig die geeignetsten Richter waren.

Wenn ein Student alle Examina durchgemacht, alle „terms" inne gehalten und die „grace" seines eigenen college empfangen hat, so ist es nothwendig für ihn, zu suppliciren, um die „grace" von diesem Hause für seine Zulassung zu erhalten. Und wenn ein Supplicant as it is called, is read out, so hat jedes Mitglied des Hauses die Gewalt, seine Bewilligung der „grace" drei Mal in drei besonderen Versammlungen, ohne einen Grund für seine Weigerung anzuführen, zu suspendiren. Nach seiner dritten Weigerung ist jedes Mitglied verpflichtet, dem Vicekanzler und den zwei proctors den Grund seiner Weigerung privatim mitzutheilen, der dann dem Urtheil der ganzen Versammlung ohne Veröffentlichung des Namens des Verweigerers unterbreitet wird. Die Frage ist dann durch Stimmenmehrheit entschieden, wenn nicht der Vicekanzler allein oder die beiden proctors ihr Veto einlegen, was ihnen bei jedem Beschlusse erlaubt ist. Sollte die „grace" so das vierte Mal verweigert werden, so muß ein ganzes Jahr verfließen, ehe der Candidat sich wieder melden kann. Die wirkliche Verschiebung einer „grace" ist indessen schon beinahe ein unbekanntes Ding, aber die Drohung damit wird oft angewandt, um zur Bezahlung von Schulden zu zwingen.

Die Geschäfte der neuen congregation beschränken sich hauptsächlich auf die Gesetzgebung. Wenn das hebdomadal council einige neue Statuten entworfen hat, so müssen dieselben erst in dieser Versammlung veröffentlicht werden und erst nach Verlauf von drei ganzen Tagen kann es hier entweder zur Annahme oder Ablehnung vorgelegt werden. Bei Gelegenheit der Veröffentlichung haben die Mitglieder der congregation das Recht über die Statuten in englischer Sprache zu reden und dem hebdomadal council

Amendements ſchriftlich vorzuſchlagen, welches letzteres gebunden
iſt, in Erwägung zu ziehen, entweder es anzunehmen oder abzu-
lehnen. Wenn das hebdomadal council einige Abänderungen
macht, ſo müſſen die Statuten von Neuem veröffentlicht werden.
Wenn die Statuten der congregation zur Annahme oder Verwer-
fung unterbreitet ſind, ſo muß wieder eine Debatte Statt finden;
dieſelbe muß dann aber in lateiniſcher Sprache geführt werden,
wie in dem Hauſe der convocation. Kein Veto iſt dem Vice-
kanzler in dieſer Verſammlung erlaubt, ſondern jede Frage wird
durch Stimmenmehrheit entſchieden. Ein durch die congrega-
tion angenommener Beſchluß muß nach Verlauf von 7 Tagen
der convocation zur Schlußannahme oder Verwerfung vorgeleg
werden.

In dem Hauſe der convocation, beſtehend aus allen Meiſtern
der Künſte und allen Doctoren der drei oberen Facultäten, welche
ihre Namen in die Bücher irgend eines College oder Halle einge-
tragen haben, muß jeder formelle Act der Univerſität und ihrer
Geſchäfte als einer Corporation mit Ausnahme deſſen, was ſich auf
die Bewilligung von gewöhnlichen Geldern bezieht, abgehandelt und
beſchloſſen werden. Beſchlüſſe, die die congregation angenommen
hat, werden nicht eher bindend, als bis ſie die Zuſtimmung dieſer
Verſammlung gefunden haben. Specielle oder perſönliche Angele-
genheiten oder ſolche, die ſofortige Erledigung erfordern, werden
durch einen Beſchluß der convocation abgemacht.

Ehrengrade werden durch einen übereinſtimmenden Beſchluß
der convocation ausgetheilt, und berühmte Perſonen erhalten einen
Grad by diplome. Leases of lands (dieſelben ſind ſehr zahlreich)
Petitionen an das Parlament und andere Documente, welche das
gemeinſchaftliche Siegel der Univerſität für ihre Gültigkeit verlan-
gen, empfangen hier die Sanction des Univerſitätskörpers. Sonſt
wird nichts vor ihn gebracht, was nicht ſchon vom hebdomadal
council gebilligt iſt. Beinahe alle Ernennungen zu Pflichten „in
the gifts of the university“ finden in convocation Statt; ebenſo

die Wahl der Profeſſoren und der Beamten der Univerſität. Bei dieſen Wahlen präſidirt der Vicekanzler.

Für beſondere Geſchäfte der Adminiſtration ernennt die convocation beſondere Delegirte, z. B. für die Preſſe, für das Muſeum u. ſ. w. — Der Kanzler wird durch die Glieder der convocation ernannt. Man könnte die convocation als den großen Rath bezeichnen, dagegen wird der seneschall oder high steward durch den Kanzler erwählt und durch die convocation beſtätigt. Der Hauptunterſchied zwiſchen den engliſchen Univerſitäten und den deutſchen möchte darin beſtehen, daß erſtere eine conſtitutionelle, man könnte ſagen republikaniſche Verfaſſung haben, während letztere meiſtens abſolut vom Staate regiert werden. Ferner ſind die Vorleſungen hier eine Nebenſache. Man kann als scholar, exhibitioner, servitor oder, wenn man von ſeinem eigenen Vermögen lebt, als nobleman, gentleman-commoner oder commoner und in dem Collegium Christ Church, auch als „student“, 4—5 Jahre leben, ohne eine Vorleſung gehört zu haben.

In Deutſchland beſucht man Vorleſungen, um zu ſtudiren und hier ſtudirt man, ohne Vorleſungen zu beſuchen. Man beſucht die engliſchen Univerſitäten ja nicht um ein Brodſtudium zu erlernen, ſondern um ſich in der edelſten Beziehung des Wortes zu einem gentleman auszubilden. In dieſer Beziehung entſprechen ſie den in Deutſchland ehemals beſtandenen, jetzt untergangenen Akademieen oder akademiſchen Gymnaſien. Auch wir beſaßen in Bremen ein ſolches, das im Mittelalter ſich eines großen Rufes erfreute.

Das Carolinum in Braunſchweig und das Johanneum in Hamburg ſind, ſo viel ich weiß, die beiden einzigen, die ſich bis auf dieſen Tag erhalten haben. Auch dieſe haben die Tendenz, ihren Schülern eine claſſiſch-philoſophiſch-naturwiſſenſchaftliche Bildung beizubringen. — Den eigentlichen Unterricht in Oxford beſorgen die in jedem College wohnenden tutors. Sie entſprechen unſern deutſchen Privatdocenten oder den ſogenannten Einpaukern; demnach halten dieſelben keine öffentlichen Vorleſungen.

Alle Facultäten zuſammen enthalten 30 Profeſſuren. Man theilt dieſelben in königliche oder Stiftungsprofeſſuren. Letztere bilden wieder eine engliſche Eigenthümlichkeit, die man ſonſt nirgends findet. Wenn ein reicher Kaufmann oder Edelmann ſtirbt und ſeinen Sinn für die Wiſſenſchaft für alle Zeiten verewigen will, ſo ſtiftet er für irgend eine Branche oder Disciplin eine Profeſſur, ſetzt ein beſtimmtes Legat dafür aus, deſſen Zinſen dann die Einnahme des Profeſſors bilden. Die Profeſſur wird dann nach dem Namen des Stifters genannt. Die ganze Univerſität Orford beſitzt 5 Profeſſuren, deren Legate vom König Heinrich VIII. geſtiftet ſind, und ihre Inhaber heißen deshalb professores regii; es giebt zwei königliche Profeſſoren of divinity, einen of civil law, einen of medicine, einen of Hebrew und einen of Greek. — Die beiden Profeſſoren der Theologie ſind in dieſem Augenblicke William Jacobſon und Robert Smith, Travers Tewis bekleidet die Profeſſur der Jurisprudenz, Henry Accland die der Medicin und Edward Pouſey und Benjamin Jowett, den Lehrſtuhl für ebräiſche und griechiſche Sprache. Außerdem giebt es ein 1) Margaret professorship of divinity, durch Margarethe, Gräfin von Richmond, geſtiftet, 2) Savilian professorship of Astronomy and Geometry, 3) Sedleian professorship of natural philosophy, 4) Whyted P. of moral philosophy, 5) Caenden P. of ancient history, 6) Tomlin P. of anatomy. Dieſelbe wurde ſchon im Jahre 1624 gegründet und iſt jetzt mit der Profeſſur der Phyſiologie vereinigt, 7) Professorship of music durch Heather, 8) P. Laudian of arabic, 9) P. of botany, 10) P. of poetry, 11) Lord Almoners p. of Arabic, 12) Regius p. of modern history, 13) P. of experimental philosophy, von Creve geſtiftet, 14) P. of common law, durch Venetian geſtiftet, 15) clinical p., 16) Rawlingsonian professorship of Anglo-Saxon, 17) Aldrichian of Anatomy, the practise of medicine and chemistry, 18) P. of Mineralogie and Geologie, 19) P. of political Economy, 20) P. Boden of Sanskrit, 21) P. of

logic, 22) P. pastoral theology and ecclésiastical history, 23) P. of exegesis of holy scripture, 24) P. of modern european language, 25) P. of latin literature, 26) Chischeles p. of european law and diplomaty and of modern history, 27) Waynflete p. of moral and metaphysic philosophy and of chemistry, 28) Linacre p. of physiology, 29) Hope p. of zoology, 30) Grienfield lecture.

Sie ſehen, verehrteſter Freund, daß hier über ſehr viele Gegenſtände nicht geleſen wird, die ſie in dem Lectionskataloge jeder kleinen deutſchen Univerſität nicht vergeblich zu ſuchen brauchen. Jeder Autodidakt hat aber hinreichend Gelegenheit, ſeinen Wiſſensdurſt hier zu ſtillen.

XXXV.

Oxford.

In meinem letzten Briefe hatte ich Ihnen die innere Einrichtung der engliſchen Univerſitäten auseinander zu ſetzen mich bemüht und knüpfe ich in meinem heutigen Schreiben hier wieder an, indem ich noch mehrere Eigenthümlichkeiten hervorheben muß, wodurch ſich die engliſchen Univerſitäten von den deutſchen unterſcheiden. Hierzu gehört vor allen Dingen, daß die Studenten ſich nicht während des ganzen Studienjahres auf der Univerſität aufzuhalten brauchen. Man kennt hier nicht die Eintheilung in Semeſter, ſondern man nimmt, wie auf den meiſten deutſchen Gymnaſien, vier Studienzeiten an, die hier terms genannt werden. Der erſte heißt der hilary term und geht vom 14. Januar bis zum 30. März, 2) easter term vom 17. April bis zum 5. Mai, 3) trinity term vom 30. Mai bis zum 6. Juli, 4) michaelmas

term vom 10. October bis zum 17. December. Während dieſer Zeiten ſind die Studenten verpflichtet, in den Collegen ihre Studien zu treiben. — Die Erlangung der Univerſitätsgrade, die in Deutſchland ſo leicht und oft zu einem bloßen Comödienſpiel herabgeſunken ſind, iſt hier mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und ein Doctor von Cambridge oder Orford iſt auch in der Medicin kein inhaltsloſer Titel.

Wenn die engliſche Medicin, in Bezug auf ihre äußere Geſtalt, von der deutſchen ſich dadurch unterſcheidet, daß die Lehre, die Erlernung und die Ausübung derſelben nicht unter der Aufſicht des Staates, ſondern des Standes ſelbſt ſteht, ſo muß man als eine Eigenthümlichkeit hervorheben, daß ſeit uralten Zeiten, die engliſche Medicin ſich in zweifacher Weiſe nach Außen hin manifeſtirte, durch die Univerſitäten als Wiſſenſchaft und durch die verſchiedenen Corporationen als Kunſt. In Deutſchland exiſtirte, wie bekanntlich, urſprünglich auch erſteres Verhältniß, bis der Staat ſich auf den Thron ſetzte, den die Wiſſenſchaft anfänglich eingenommen hatte, ſie herunterſtürzte und zu ſeiner Dienerin degradirte. Ein auf einer deutſchen Hochſchule erworbener Doctortitel gab in früheren Jahren nicht bloß das Recht auf dieſer Hochſchule die Arzneikunde zu lehren, ſondern ſie auch im ganzen römiſchen Reiche auszuüben. Als der Staat ſich an die Stelle der Wiſſenſchaft ſetzte, wurde dieſes Recht mit Füßen getreten und augenblicklich bedeutet ein deutſcher Doctortitel gar nichts mehr. Wenn ich ſagte, daß die engliſche Corporation die Stelle des deutſchen Staats und die Gerechtſame zur Ausübung der Medicin in Großbritannien von ihr und nicht vom Staate ertheilt wird, ſo iſt es denſelben doch nie in den Sinn gekommen, ſich an den Würden der Wiſſenſchaft zu vergreifen. Deshalb bedeutet ein Doctor der Univerſität von Orford und Cambridge mehr als ein bloßer physician, und wenn das college of physicians durch ein Examen die Licenz zur inneren Praxis in ganz Großbritannien zu ertheilen berechtigt iſt, ſo hat ein Doctor von Orford ſelbſtverſtändlich dieſe Rechte, ohne ein Mitglied dieſes

Colleges zu ſein oder zu werden. Die verſchiedenen Grade zerfallen in bachelor, master und doctor. Sehr ſelten werden Grade bewilligt durch decree of convocation oder durch Diplome an Perſonen, welche nie frühere Mitglieder der Univerſität waren.

Die Bedingungen für die gewöhnlichen Grade ſind (as is commonly called) residence time and standing, examination or exercise, und wenn der Grad genommen wird, Bezahlung von Koſten, Unterſchreibung der Artikel der anglikaniſchen Kirche, Eidesleiſtung, Zuſtimmung von des Candidaten Halle oder College und der congregation, was von der ſittlichen Aufführung und dem Charakter des Candidaten abhängt.

Um bachelor of arts zu werden, muß der Student 16 terms beigewohnt haben, welche jedoch bis auf 12 erlaſſen werden können. Die privilegirten Studenten jedoch, alle Pairs, alle Söhne von den Pairs, alle Baronets, ihre älteſten Söhne und endlich alle Ritter können ſchon nach 8 terms dieſe Würde beanſpruchen. Doch haben ſie das Recht, bei der Immatriculation freiwillig auf dieſes Privilegium zu verzichten. Dieſe Würde wird erlangt nach Statt gefundenen „responsions“ und einer „public examination“. Nach 12 weiteren terms erlangt er die Würde eines master of arts. Dieſe Würde entſpricht dem deutſchen Doctor der Philoſophie. Nach zwei ferneren terms findet die Bewerbung um die Würde eines bachelor of arts Statt und endlich nach noch 12 terms wird die höchſte Würde, die eines Doctors der Medicin, erworben. Alſo mehr als ein Studium von 10 Jahren iſt erforderlich, um die Würde zu erlangen, die in Deutſchland bis vor einigen Jahren noch in absentia ausgetheilt wurde, mit der die Facultäten förmlich Schacher trieben und ſie an Individuen austheilten, die nicht einmal ihre eigene Mutterſprache ſprechen konnten, geſchweige, daß ſie fähig waren, lateiniſche oder griechiſche Claſſiker in der Urſprache zu leſen. Ganz ähnlich ſind die Schwierigkeiten, um die juriſtiſche und theologiſche Doctorwürde zu erlangen. Weil aber die Schwierigkeiten ſo groß ſind und nur ein wirklich gelehrter und unterrich-

teter Mann dieſe Würde empfängt, ſo gilt auch ein engliſcher D tor noch etwas; denn je ſeltener eine Waare iſt, deſto höher ſteht im Preiſe. Dies trifft auch bei den wiſſenſchaftlichen Würden Es iſt in der That erquicklich zu ſehen, wie England ſeine wiſſ ſchaftliche Ehre zu allen Zeiten zu wahren gewußt hat, im Geg ſatz zu Deutſchland, wo wiſſenſchaftliche Würden an die unwiſſ ſchaftlichſten Köpfe ausgetheilt wurden, und wiſſenſchaftliche Cor porationen mit ihrer Ehre Schacher trieben, wie die Juden mit ihren Trödlerwaaren.

Es iſt ein Scandal für die deutſche Wiſſenſchaft, daß ſolchem wiſſenſchaftlichen Schacherhandel nicht ein Ende gemacht wird. Wir haben bis auf dieſen Augenblick noch immer einige philoſophiſche Facultäten, die jedem hergelaufenen Menſchen für jede beliebige Abhandlung, wenn auch nur über Miſt oder Knochen, für die beigeſandten 50 Thlr. das Doctordiplom zuſenden. In England weiß man dies auch ſehr gut. In früheren Jahren reiſten deshalb ſpeculative Engländer nach Deutſchland, um an einer deutſchen Univerſität zu promoviren und ſpäter auf ihren Karten oder auf ihren Schildern das M. D. glänzen zu laſſen, das ihnen dann einen großen, wiſſenſchaftlichen Nimbus verlieh, da das Publicum es für ein in Oxford oder Cambridge erworbenes M. D. hielt. Ein deutſcher Doctortitel gilt bei den wiſſenſchaftlichen Engländern deshalb gar nichts, vielmehr iſt der Ausdruck high german doctor ſogar ein Spottname, es bedeutet ſo viel als Quackſalber. Von den engliſchen Univerſitäten können wir daher in der That viel lernen, und es würde mancher deutſchen Facultät von den heilſamſten Wirkungen ſein, wenn ſie ihre Ferienreiſe dazu brauchen wollte, nach England zu reiſen, ſich in Oxford und Cambridge aufzuhalten und durch Augenſchein ſich davon zu überzeugen, daß hier die Wiſſenſchaft nicht zum Popanz herabgeſunken iſt, ſondern die Fahne ihrer Ehre ſiegreich und ſtolz emporträgt.

Die ausgeſetzten Preiſe, die oft eine beträchtliche Höhe haben, tragen ſehr dazu bei, den Wetteifer der Studenten anzuſpornen.

Die verſchiedenen Colleges enthalten ſo viele scholarships, daß es auch den armen Studenten möglich gemacht wird, hier ihre Studien zu treiben, ohne durch Hunger und Sorgen genöthigt zu werden, wie es in Deutſchland ſo oft der Fall iſt, durch Privatſtunden ihr kümmerliches Daſein zu friſten. Die Hauptpreiſe, die in Oxford jährlich zur Vertheilung kommen und um die eine große Bewerbung Statt findet, ſind: 1) the cancellors prize — latin verse — english essay — latin essay, 2) english verse, 3) Elerton theological essay, 4) Denyer theological essays, 5) english poem on a sacred subject, 6) Arnold historical essay, 7) Stanhope historical essay, 8) the gaisford prizes, 9) Johnson memorial prize essay.

Glauben Sie nun aber ja nicht, geehrter Freund, daß mir nur die engliſchen Univerſitätseinrichtungen in jeder Hinſicht als muſterhaft erſcheinen. Tadeln will ich nicht das klöſterliche, ſtreng beaufſichtigte Leben, da es ſich ſeit Jahrhunderten bewährt hat, und der Engländer ſelbſt es lobt. Daß Alles hier in einen religiöſen Mantel gehüllt iſt, daß die Studenten verpflichtet ſind, zweimal täglich dem Gottesdienſte beizuwohnen, will mir durchaus nicht gefallen. Unmöglich kann die wahre Religion dadurch befördert werden, wenn ſie von Oben herab den jungen Männern anbefohlen und eingetrichtert werden ſoll. Die Religion muß aus dem Herzen kommen und beſteht nicht in der Beobachtung von beſtimmten Litaneien und Ceremonien. Solch ein Syſtem muß nothwendig zur Heuchelei führen; denn es iſt total unmöglich, daß ein junger Student zweimal täglich in einer ſolchen religiöſen Stimmung ſich befinden ſoll, um mit wirklicher Herzensandacht dieſen moraliſchen und ascetiſchen Kaſteiungen beizuwohnen. Leider muß ich denn auch bekennen, daß die engliſchen Geiſtlichen an blindem Glaubenseifer und fanatiſcher Intoleranz ſelbſt unſere deutſchen Pietiſten, die ja doch ſchon etwas Erkleckliches in dieſem Punkte leiſten, übertreffen. —Die übrigen gelehrten Stände ſind mehr oder weniger von dieſem frömmelnden Glorienſchein angehaucht; es fehlt ihnen auf dieſen

Gebieten die absolute Freiheit des Geistes, die den deutschen F[illegible] scher und Gelehrten auszeichnet. Deshalb wage ich die Behaupt[illegible] aufzustellen, daß der deutsche Gelehrte auf religiösem Gebiete e[illegible] weit höhere und würdevollere Stellung einnimmt, und daß die m[illegible] sten gelehrten Engländer sich noch nicht religiös emancipirt hab[illegible] Während sie politisch und social frei sind, sind sie religiös no[illegible] unfrei.

Sie erinnern sich der Schritte der Oxforder Professoren gegen die Essayisten. Unterstützt wird dieser Glaubenseifer der Priester der anglikanischen Kirche durch ihre meistens reich dotirten Stellen, namentlich die höchsten Würdenträger befinden sich in einer materiellen Lage, um die mancher deutsche Raubfürst, besonders seit Sadowa, wo das Gespenst der verkümmerten und beschränkten Souveränetät Manchen nicht wird schlafen lassen, dieselben beneiden könnte. An der Spitze der englischen Kirche stehen zwei Erzbischöfe, die 26 Bischöfe unter sich haben. Das geringste Einkommen der Bischöfe ist 4000 £, einige haben aber ein Einkommen von 20,000 £, stehen sich also besser als mancher deutsche Großherzog. — Der königliche Professor Jacobson in Oxford ist vor Kurzem Bischof in Chester geworden; derselbe steht an der Spitze der Glaubenseiferer. Sie gingen in ihrem Fanatismus so weit, den Professor Jowett, den ausgezeichneten Kenner des Griechischen, der sich nicht blindlings den Satzungen der anglikanischen Kirche fügte, absetzen zu wollen und dieses hätten sie sicherlich durchgesetzt wenn die Regierung nicht intervenirt hätte.

Trotz alledem muß ich meine Ansicht über die englischen Universitäten dahin zusammen fassen, daß ich sage, ihre Formen sind verknöchert, aber das Wesen ist gut.

XXXVI.

Oxford.

Die Radcliffe'ſche Bibliothek würde allein hinreichen, Oxford's Namen über die ganze Erde zu tragen. Dieſelbe iſt wieder ein Symbol des engliſchen Gemeinſinns und wiſſenſchaftlichen Patriotismus. Sie wurde im Jahre 1737 für 40,000 £ Strl. erbaut, die der praktiſche Arzt Radcliffe, Leibarzt Wilhelm III. und der Königin Anna, zu dieſem Zwecke ausſetzte. Es iſt ein großes, prächtiges im Rotundenſtil aufgeführtes Gebäude. Radcliffe hatte ſich ſein Vermögen bloß durch Praxis erworben, indem er von Haus aus mittellos war. Bei ihm bewahrheitete ſich der jetzt nicht mehr geltende Ausſpruch „dat galenus opes“. — Außer obiger bedeutender Summe ſetzte er für den Bibliothekar eine jährliche Summe von 150 £ Strl., für den Ankauf von Büchern 100 £ Strl. und für Reparaturkoſten ebenfalls 100 £ Strl., aus. Das Gebäude ſelbſt macht einen eigenthümlichen Eindruck, indem alle möglichen Stile an ihm verſchwendet zu ſein ſcheinen. Wie eine Bibliothek dazu dient, die Bücher aus allen Jahrhunderten zu ſammeln, ſo iſt eine ſolche mehr denn irgend jedes andere Gebäude dazu geeignet, ein ſolches architektoniſches Potpourri auch in ihren äußeren Formen zur Schau zu tragen. Die korinthiſchen Säulen, die das hohe Gewölbe tragen, bringen einen impoſanten Eindruck hervor; 12 Jahre lang dauerte der Bau dieſes Gebäudes. Radcliffe gründete dieſe Bibliothek, um das mediciniſche Studium in Oxford zu heben; daher führte ſie auch urſprünglich den Namen der physic library. Im Jahre 1861 wurde die Bibliothek nach dem „new University Museum“ geſchafft und die ausgezeichneten Räume zu Leſezimmern für die Bodleian'ſche Bibliothek eingerichtet. Alle neuen Bücher und Schriften ſind hier ausgelegt, und die Mitglieder der Univerſität und die Studenten haben nicht bloß das Recht, bei Tage dieſelben

zu benutzen, ſondern auch Abends, und wird dann durch Gas für eine helle Beleuchtung Sorge getragen.

Unmittelbar an die Radcliffe-Bibliothek ſtößt die Bodleian'ſche, für die Philologen und namentlich für die Orientaliſten das Eldorado ihrer Sehnſucht und Forſchungen. Die arabiſche und Sanskritliteratur iſt hier durch die ſeltenſten Bücher vertreten. Auch dieſe Bibliothek verdankt der Freigebigkeit und dem wiſſenſchaftlichen Sinne eines Privatmannes ihr Daſein. Nachdem Humphrey, Herzog von Glouceſter, der Sohn Heinrich IV., den erſten Grund zur Orforder Univerſität gelegt hatte, beſchloß Sir Thomas Bodley, als er ſich von der Arena des Lebens und Diplomatie zurückzog, nachdem er der Krone Großbritanniens durch ſeine Dienſte als Diplomat, in dem damals politiſch ſo bedeutenden Holland, wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſich ſelbſt und ſein ganzes Vermögen der Wiſſenſchaft zu weihen. Sehr naiv drückt er ſich ſelbſt hierüber aus, indem er ſagt, daß er durch und durch überzeugt war, daß er ſich ſelbſt nicht beſſer nützlich machen könnte, als daß er den Platz verkleinerte, der wüſt und zerſtört für den öffentlichen Gebrauch der Studenten dalag. Auf dieſem Gebäude wurde nun die jetzige Bibliothek errichtet. Sie wurde mit der alten, ſchon vorhandenen Bibliothek vereinigt, und zwar beſteht der jetzige öſtliche Flügel aus dem Bodleian'ſchen Anbau. Bodley erlebte nicht mehr die Vollendung des Gebäudes, indem daſſelbe erſt ein Jahr nach ſeinem Tode beendigt wurde. Der weſtliche Flügel wurde ſpäter angebaut, als Dr. Selden ſeine ganze Bibliothek der Univerſität vermachte. — Als Ritter Bodley die Bibliothek gründete, befand ſich die alte Bibliothek in einem ſo traurigen Zuſtande, daß nicht mehr als vier Bücher vorhanden waren. Als unter ſeinen Auſpicien die Eröffnungsfeierlichkeiten Statt fanden, war die Zahl der Bücher bereits auf 2000 geſtiegen. Später ſind noch verſchiedene Anbaue hinzugekommen. Jetzt erſcheint die Bibliothek als ein großes viereckiges Gebäude. Die Mitglieder der Univerſität haben das Recht, auf der Bibliothek ihre Studien zu betreiben, ebenſo die Nichtgraduir-

ten, die junior students, diese aber nicht ohne Empfehlung von ihrem tutor (Privatlehrer), welcher natürlich selbst Mitglied der Universität ist. Die Bibliothek wird jeden Nachmittag um 4 Uhr geschlossen, aber die ausgewählten Bücher zur Abendlecture werden dann der Radcliffe-Bibliothek gebracht und können hier auch Abends bei Gas studirt werden. Die Curiositäten der Radcliffe-Bibliothek sind sämmtlich nach dem Museum geschafft. In der Bodleian'schen Bibliothek dagegen sind alle Seltenheiten unter Glaskasten arrangirt. Sie finden darunter die seltensten Manuscripte, Autographen, Copien des Koran, die älteste, bekannte Handschrift der Bibel. Unter den Briefen ist hervorzuheben einer von Henriette Marie von Frankreich, Gemahlin Karls I., einer der Königin Elisabeth, ein Autograph der Prinzessin von Wales, so wie sämmtlicher Prinzen.

Verschiedene Universitätsmitglieder, welche dieser Bibliothek Bücher vermachten, haben ihren Namen in den hölzernen Schränken, welche die Börte der oberen Bücherreihen stützen, eingetragen. Besonders hervorragend ist der Name von Dr. Selden. An beiden Seiten des großen Saales befinden sich kleine Cabinette, in denen die Professoren und Studenten studiren. Sehr praktisch ist die Einrichtung, vermittelst der die Bücher gefunden werden können. Am Ende des großen Saales steht ein großer Tisch, auf dem 12 große Folianten liegen, die jedes Buch enthalten, das auf der Bibliothek sich befindet und seinen Standpunkt angiebt.

Die große Gemäldegallerie hat mehr historischen als künstlerischen Werth; doch enthält sie auch einige werthvolle Gemälde. Sie finden da das Porträt des Gründers der Bibliothek von Cornelius Jansen, einen Van Dyk von Junius, ein Porträt von Selden durch Mytens angefertigt und den englischen Sprengel, der das von den Franzosen Le Clerc unvollendete Geschichtswerk wieder aufnahm, ich meine Friend. Die Porträts der meisten Könige und Königinnen von England, so wie sämmtlicher Kanzler der Universität hängen hier in Lebensgröße in Oel gemalt. Die Gallerie macht übri-

gens einen großartigen Eindruck. Wenn man von dem Bibliothekſaale auf einer ſehr bequemen Treppe zu ihr hinaufgeſtiegen iſt, ſo iſt man ganz überraſcht, ſo auf ein Mal von einer Bibliothek in eine Pinakothek verſetzt zu ſein.

Am Intereſſanteſten iſt die dort aufgeſtellte Sammlung von Modellen von verſchiedenen Tempeln. Die meiſten ſind von Fouquet in Paris gearbeitet. Das Pantheon, der Tempel der Veſta in Tivoli, der Tempel der Fortuna virilis in Rom, des Neptun in Päſtum, das Theater von Herculanum und eine Menge Anderer ſind auf's Geſchmackvollſte dort arrangirt und aufgeſtellt. Das Schönſte von allen aber iſt ein prachtvolles Alabaſtermodell des Domes in Calcutta, und ſehr intereſſant das Modell eines Hindutempels, das zu beſſerer Ueberſicht in der Mitte getheilt war. Derſelbe hat fünf Stockwerke und wird von den Hindus als Tempel, von den Europäern aber als Zufluchtsort gegen die Hitze benutzt. Man bekömmt einen ſo klaren Ueberblick über das im Innern vor ſich gehende Treiben und Leben, daß man ſich ſelbſt dorthin verſetzt glaubt. Alle fünf Stockwerke ſind durch Treppen mit einander verbunden, Springbrunnen bringen in alle Räume Kühlung. Dies Modell iſt von einem Hindu angefertigt. Alle Collegen wetteifern mit einander in Pracht, Comfort und Eleganz, in ihrem Innern ſind ſie aber alle verſchieden. Von den Hallen iſt die Magdalenen-Halle die ſchönſte; ſie wurde ſchon im Jahre 1487 von dem Biſchof Waynflete gegründet. Sehenswerth iſt die mit dieſer Halle verbundene Capelle. Es wurden, als wir ſie beſahen, große Reparaturen an ihr vorgenommen. Für das Publicum befinden ſich dort auch beſondere Bänke, und hat es an den Wochentagen freien Zutritt. Der Cuſtos, der uns umherführte, explicirte uns, daß es früher auch am Sonntag dort zugelaſſen geweſen wäre, da aber der Zudrang ein ſo ſtarker, habe man es für nöthig gehalten, die Zahl auf die zu beſchränken, welche eine geſchriebene Erlaubniß von einem der Senioren des Colleges erhalten hätten. — Die Capelle zeichnet ſich durch einige prächtige Fenſter von

flämiſcher Glasmalerei aus. Der Altar iſt ganz aus Marmor bearbeitet.

Der Eßſaal bekundet durch ſeine ganze Einrichtung, daß die Inhaber dieſes Colleges das mens sana in corpore sano auch praktiſch zu würdigen wiſſen.

Von der Magdalenen-Halle gingen wir zum Christ Church college. Dies iſt von allen das älteſte und vornehmſte; denn der älteſte engliſche Adel treibt hier ſeine Studien. — Wenn man von einem Rechtsgelehrten oder Staatsmann gehört hat, daß er ein fellow des Christ Church college geweſen ſei, ſo weiß man auch ſchon, daß er meiſtens von einem ſehr alten Adel iſt.

Die angelſächſiſche Nonne St. Frideswide gründete im Jahre 740 hier ein Kloſter, der Prior Guimond erweiterte daſſelbe zu einer Kathedrale und Cardinal Wolſey erhielt die Erlaubniß, ein College hier zu gründen, das von Heinrich VIII. im Jahre 1546 vollendet wurde. So intereſſant es iſt, alle Collegen und Hallen zu beſuchen, ſo gänzlich falſch würde es ſein, wenn man zuerſt Christ Church und dann die übrigen beſuchen wollte. Mit Christ Church college ſollte man vielmehr ſeine Wanderungen durch Oxford beſchließen. — Denken Sie ſich alle Dome Deutſchlands in einer Stadt; ebenſo unſinnig wie es dann ſein würde, zuerſt das Straßburger oder Freiburger Münſter zu beſuchen und darnach den Halberſtadter oder Bremer Dom; ebenſo falſch würde es ſein, wenn man, nachdem man zuerſt das Christ Church college beſichtigt, dann noch alle übrigen beſehen wollte.

Durch das unter dem Namen tom-gate bekannte Thor, deſſen Kuppel die große, zur Osney-Abtei gehörende Glocke enthält, die 17,000 Pfd., beinahe das Doppelte der Glocke in der St. Pauls-kirche wiegt, gelangt man auf einen großen viereckigen Platz, der eine Länge von 264′ und eine Breite von 261′ hat. Wolſey hatte urſprünglich den Plan, dieſen prachtvollen Platz zum innern Hofraum zu beſtimmen und ein in Quadratform errichtetes Gebäude rings um dieſen Platz zu bauen. Doch die Ungnade ſeines Fürſten

verhinderte ihn an der Ausführung ſeiner Pläne, ſo daß nur die Südſeite des urſprünglichen Monſtregebäudes aufgeführt iſt. Christ Church hat von allen die ſchönſte Gemäldegallerie; ſie befindet ſich in dem untern Stockwerke der Bibliothek. Unter den Gemälden haben viele einen hohen Kunſtwerth, namentlich eins von Correggio, das ihn ſelbſt als Inhaber eines Schlachterladens darſtellt, ſeine Brüder aſſiſtiren ihm als Geſellen, im Hintergrunde ſteht ſeine Mutter. Es ſoll eins ſeiner beſten und originellſten Bilder ſein. Ueber der Gallerie befindet ſich die ausgezeichnete Bibliothek, und die Spitzen des Colleges treiben hier ihre Studien; die Nichtgraduirten bekommen auf Empfehlung ihrer tutors die Erlaubniß, die Bücher auf den Zimmern zu benutzen. — Alle Schönheiten dieſes Palaſtes gipfeln in dem Refectorium, das das beſte in ganz England ſein ſoll. Die Decke iſt fächerförmig gewölbt, die Glasmalereien der Fenſter von einer ausgezeichneten Schönheit, namentlich ein vom Cardinal Wolſey beſonders angefertigtes. An den Wänden hängen in Lebensgröße die Porträts von den berühmteſten Mitgliedern dieſes Colleges. Das Porträt Lord Derby's, des augenblicklichen Kanzlers der Univerſität mußte zurückgewieſen werden, weil er nicht Mitglied dieſes Colleges war. — Unſer Cuſtos zeigte uns die verſchiedenen Tiſche, an denen die alten Studenten, die commoners und die Pairs ſpeiſten.

Vom Eßſaale gingen wir hinunter, um die berühmte Küche zu ſehen; aber Alles war in einer ſolchen Unordnung, und ſo viele Arbeitsleute waren dort beſchäftigt, daß wir gezwungen waren, von einer genauen Beſichtigung abzuſtehen und zu der Capelle zu gehen; dieſelbe iſt zugleich die Kathedrale der Stadt Oxford. Die Nonne Frideswide, deren Grabmal hier gezeigt wird, legte den erſten Grund zu dieſem prächtigen Gebäude. Wolſey ließ die Capelle theilweiſe niederreißen und führte in gothiſchem Stile das jetzige Gebäude auf. Der Chor iſt einzig in ſeiner Art und bringt einen überwältigenden, erhebenden Eindruck hervor. Der Morgengottesdienſt war gerade vorüber, und die feierlichen Klänge der Orgel

ſpielten die Andächtigen zur Kirche hinaus, als wir dieſelbe betraten, die Chorknaben und Prieſter kamen vom Chor uns entgegen, gefolgt von zwei Caplanen. — Sehr intereſſant iſt das eine Fenſter, das in ſehr hübſchen Glasmalereien Scenen aus dem Leben der St. Frideswide darſtellt. Man hat kürzlich vorgeſchlagen, den Theil der Capelle, den Cardinal Wolſey niederreißen ließ, wieder herzuſtellen. Der Führer, der uns zurecht zeigte, machte uns aufmerkſam auf die Ueberbleibſel von gemalten Figuren an den Pfeilern, nahe dem Oſtende, und es ſcheint unzweifelhaft, daß ſie alle in der ganzen Kirche zu Wolſey's Zeiten ſo bemalt waren. Als die Pfeiler nun gewaſchen, und der Kalk davon entfernt wurde, entdeckte man dieſe Malerei. — Bemerkenswerth ſind die vielen Säulen in der Kirche.

Durch das Canterbury-Thor verließen wir dieſes College und gelangten von hier in den prächtigen Park, der zur Christ Church gehört. Uralte Ulmen bilden hier eine wunderſchöne Allee, die um eine üppige Wieſe entlang geht. Der broad walk, der von Jedem, der nach Oxford kommt, aufgeſucht werden ſollte, ſteht in vollſter Harmonie mit ſeinen alten Paläſten, und ich kann mir lebhaft vorſtellen, wie angenehm in des Morgens goldner Stunde es ſich in dieſen heiligen Räumen meditiren laſſen müſſe. — Das new college, das wir jetzt zunächſt beſahen, wurde von William von Wykeham im Jahre 1386 gegründet. Bis auf wenige Veränderungen ſind alle Theile dieſes weitläufigen Palaſtes noch in demſelben Zuſtande, wie ſein Gründer ſie hergeſtellt hatte, und ebenſo hat der Name ſich bis auf dieſe Stunde erhalten. Wir beſichtigten zunächſt die ſehr ſchöne Capelle, die ſich durch ihre prachtvollen Fenſter auszeichnet; die im Süden ſind von flämiſchen Malern. Die Sonne ſchien grade hindurch, ſo daß wir keine ſchönere Beleuchtung hätten haben können. Berühmt iſt der Chor dieſer Capelle. Von den Reichthümern dieſes Colleges bekömmt man einen Begriff, wenn man weiß, daß jährlich allein 2000 £ Strl. verausgabt werden, um den Chor vollſtändig zu erhalten. Früher waren die Studenten

der Theologie verpflichtet, in dem Chor mit zu wirken. Weil dies aber ihre Studien beeinträchtigte, ſo wurden ſie von dem Geſange dispenſirt, und eigene Chorſänger engagirt, die nicht genöthigt ſind, zu gleicher Zeit Studenten zu ſein. Der Führer zeigte uns den Paſtoralſtab des Gründers, der mit Juwelen geſchmückt war. Die Decke der Halle beſteht aus kunſtvoll ausgeſchnitztem Eichenholze, welches alles auf den Gründen dieſes Colleges gewachſen war. Der große Garten iſt theilweiſe von den alten Mauern und Wällen Orfords umgeben. —

Von allen Colleges und Hallen ſind dieſe drei die intereſſanteſten und prächtigſten. Die übrigen ſind: Das Corpus Christi college, 1516 gegründet, das Merton college, gegründet 1264, St. Alban hall 1230, Oriel college 1326, St. Mary hall 1333, Brasenose college 1509, Wadham college 1613, St. Edmund hall 1226, St. Mary Magdalen college 1456, Queen's college 1340, University college 872, All Soul's college 1437, Lincoln college 1427, Exeter college 1314, Jesus college 1571, Trinity college 1554, Balliol college 1263, St. John's college 1555, Worcester college 1714, Pembroke college 1624 gegründet.

Wenn man alle Univerſitätsgebäude Deutſchlands in einer Stadt concentrirte, wie würden ſie abſtechen gegen dieſe Paläſte! Die Geſchichte der engliſchen Wiſſenſchaft iſt an dieſe heiligen Hallen geknüpft. —

Wenn die Studenten ſich in den großen, ſchönen Speiſeſälen des Mittags verſammeln, und alle die Gemälde der großen Männer, die jedes College aufzuweiſen hat, von den Wänden auf ſie herniederblicken, muß dann nicht Jeder zum Fleiße und zur Tugend angeſpornt werden! Muß nicht die geiſtige Gegenwart ſo vieler großer Geiſter ermunternd, belebend und veredelnd einwirken? Doch laſſen Sie mich hier abbrechen; ich bin heute von meinen Excurſionen in Orford ſo müde, daß ich Ihnen in mehreren Tagen nicht ſchreiben werde.

XXXVII.

Oxford.

Heute Morgen war mein erster Gang zu Dr. Child, den ich aber leider nicht zu Hause traf; — er wohnt im Exeter college. Wie die meisten Professoren und Studenten war er verreist. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich in Ihren „kritischen Blättern" Dr. Child's Broschure über das Canalisationssystem kritisirt habe. Er ist einer der Pioniere der englischen Hygiene und hat eine Lanze gegen das Canalisationssystem, das sich in London so schlecht bewährt hat, und das man trotzdem bei Ihnen in Berlin einführen will, eingelegt. Siegreich hat er Thudichum und Andere, die für das Canalisationssystem sich ausgesprochen haben, bekämpft. Sein oder Nichtsein, Canalisation oder Abfuhr, das ist die Frage, die nicht bloß England, sondern den ganzen Continent augenblicklich in Bewegung setzt, eine Frage an der sich Laien, Chemiker, Architekten, Aerzte gleich lebhaft betheiligen, und die von keinem einseitigen Gesichtspunkte aus entschieden werden darf. Der Kosten- oder vielmehr der Billigkeitspunkt sollte hier am wenigsten in Betracht kommen, sondern nur allein die Momente sollten die Entscheidung abgeben, welche auf die allgemeine und private Hygiene den wohlthätigsten Einfluß ausüben. — Obgleich die Frage noch auf's Eifrigste von allen Parteien ventilirt und discutirt wird, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß die Meisten augenblicklich sich zu Gunsten des Abfuhrsystems aussprechen. Theoretische Gründe und praktische Erfahrungen sprechen für dieses System. Auch in Oxford hat das Canalisationssystem, wie Child in seiner Broschure nachgewiesen hat, sich nicht bewährt. Sehr interessant wäre es mir gewesen, die persönliche Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Arztes zu machen. Sein Hauptgegner in dieser Frage ist der Professor Thudichum in London, ein geborener Deutscher. Ihre Stadt kann

ſich glücklich ſchätzen, daß England in dieſer wichtigen Frage dafür ſorgt, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Ich zweifle nicht daran, daß durch Hülfe der Statiſtik, die hier in England ſo umſichtig gehandhabt wird, dieſe Frage in einigen Jahren endgültig entſchieden werden wird.

Ich begann dann meine Promenaden durch die Stadt. Die Iſis iſt ein lieblicher Fluß, ſie, wie die Themſe, waren mit unzähligen Böten angefüllt. In Folge des vielen Regens waren beide Flüſſe aber ſo angeſchwollen, daß man befürchtete, ſie würden aus ihren Betten treten. Nach einem Gang durch die prachtvolle Ulmenallee wandte ich mich zum new college, um das Martyr's memorial zu beſehen. Es iſt eine ſehr ſchöne, in gothiſchem Stile aufgeführte Gedenkſäule, zum Andenken der drei proteſtantiſchen Biſchöfe Ridley, Latimer und Cranmer, die zur Zeit der Reformation hingerichtet waren. Wie Huß mußten ſie ihre Ueberzeugungstreue auf dem Scheiterhaufen büßen. Das Denkmal ſteht gerade auf der Stelle, auf der ſich der Scheiterhaufen befand, hier rief der Biſchof Latimer ſeinem Todesgefährten Ridley zu, als ſie an den Pfahl gebunden wurden: „wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die nie wieder verlöſchen ſoll.“ Die Fackel leuchtet noch, die Zeiten der Scheiterhaufen ſind vorbei, und dennoch bin ich der Meinung, daß die Fanatiker der hochengliſchen Kirche den Biſchof von Natal noch heute gern verbrennen möchten, wenn — ſie nur könnten.

Das Convocation-house bildet einen Theil der Bodleian'ſchen Bibliothek; — hier wurde die Verſammlung der Convocation gehalten. Jeder Student, der in einem College gewohnt, bleibt für ſein ganzes Leben lang Mitglied der Univerſität, natürlich muß er einen jährlichen Beitrag bezahlen, hat dafür aber auch das Recht, in den Verſammlungen mit zu ſtimmen. Welch einen Einfluß die Univerſität ſich dadurch verſchafft, daß ihre Mitglieder ihr nicht nur für einige Jahre, ſondern Zeitlebens angehören, kann leicht ermeſſen werden. Bonus vir semper tiro iſt hier praktiſch ausgeführt.

In diesem Hause werden alle Geschäfte der Universität erledigt. Es sticht übrigens gewaltig ab gegen das Theater, die Schöpfung des Erzbischofs Sheldon. Die prächtige Aula faßt 4000 Menschen. Alle feierlichen Universitätsacte werden hier vorgenommen. An der Decke ist allegorisch der Sieg der Religion, der Künste und Wissenschaften über ihre Feinde, den Neid, die Gewalt und die Unwissenheit dargestellt. Die Decke erregt, wenn man sie zuerst erblickt, einen kleinen Schauder, man meint, sie müsse jeden Augenblick hinabstürzen; denn die von Christoph Wren angefertigte Hängedecke ruht auf keinem Pfeiler. Hier ging die denkwürdige Promotion Kaisers Alexander von Rußland und Königs Friedrich Wilhelm von Preußen vor sich. Der ganze Saal hat die Form eines römischen D. Beider Monarchen Bildnisse, ebenso wie das des Gründers dieses Gebäudes, sind hier aufgehängt.

Unmittelbar an das Theater stößt die berühmte Clarendon-Druckerei, ein schönes, in Form eines Oblongs errichtetes Gebäude. Eine prächtige Vorhalle mit dorischen Säulen schmückt den Eingang des Gebäudes. Auf der Frontseite stehen die neun Musen. Denken Sie sich, dieser Palast verdankt einem Buche seinen Ursprung! Hyde von Clarendon hatte mit großem Fleiße eine Geschichte der bürgerlichen Kriege, „history of rebellions“ verfaßt, 1702 ein Werk, das heut zu Tage noch für classisch gilt. Sein Sohn vermachte das Manuscript der Universität. Das Buch erregte damals eine solche Sensation und brachte einen so großen Gewinnst ein, daß aus dem Ertrage dieses Prachtgebäude aufgeführt wurde. Gewiß ein höchst seltenes Schicksal, das diesem Buche widerfuhr. Freilich schon Horaz sagt: habent sua fata libelli. Einen solchen Erfolg möchte aber schwerlich irgend ein anderes Buch aufzuweisen haben. Die Clarendon'sche Druckerei zeichnet sich dadurch aus, solche Werke zu drucken, die wegen ihres gelehrten Inhalts auf einen zu kleinen Absatz rechnen und daher keinen Verleger finden würden. Ueberdies besitzt sie das Monopol für englische Bibel und das

common prayer book. Sechs Preſſen ſind dafür in ununterbrochener Arbeit.

Das Aſhmolean'ſche Muſeum hat inſofern eine Bedeutung, als es das älteſte in ganz England ſein ſoll. Ein Holländer, John Tradescent, war ein großer Blumenfreund und Dilettant in der Naturwiſſenſchaft. Sein Sohn machte ein Reiſe nach Virginien und gründete von den Pflanzen und anderen Curioſitäten, die er mitbrachte, das Tradescent'ſche Muſeum. Elias Aſhmole erbte dieſe ganze Sammlung. Er fügte dieſen Antiquitäten Gemälde, Medaillen, Münzen, römiſche und ſächſiſche Alterthümer hinzu. Die ganze Sammlung vermachte er der Univerſität, die dieſelbe annahm und durch Chriſtoph Wren im Jahre 1682 das jetzige Gebäude errichten ließ. Die ſeltenen Bücher wurden ſpäter der Bodleian'ſchen Bibliothek einverleibt. Alle auf Naturgeſchichte ſich beziehende Gegenſtände wurden aber in das neue Muſeum geſchafft; dieſes iſt erſt im Jahre 1860 vollendet worden. Es zieht ebenſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich durch ſeinen rein gothiſchen Stil, als durch den werthvollen Inhalt ſeiner Sammlungen. Es iſt nur der Naturwiſſenſchaft gewidmet, und ſeine Sammlungen umfaſſen die Geologie, Chemie, Anatomie und Naturgeſchichte. Die ganze ehemalige Radcliffe'ſche Bibliothek befindet ſich hier, ebenſo wie mehrere Laboratorien und Leſezimmer. Das chemiſche Laboratorium, das an den ſüdöſtlichen Theil des großartigen Gebäudes ſtößt, macht den Eindruck einer alten Kloſterkirche. Ebenſo befinden ſich hier die Secirzimmer, aber in abgeſonderten Wohnungen. Hier präſentirt ſich die mediciniſche Bedeutung Oxfords. Nirgends iſt es dem Studenten der Medicin vielleicht bequemer gemacht, ſeine Studien zu treiben. — Von den Profeſſoren der Medicin iſt Henry Wentworth Dyke Acland der bedeutendſte. Er ſtammt von einem ſehr alten Adel in Devonſhire, iſt regius professor of medicine und Arzt an dem Radcliffe infirmary, ebenſo Bibliothekar der Radcliffe'ſchen Bibliothek. Als Schriftſteller that er ſich durch ſein Werk „on the extention of

the education in the university of London" und ſein „memoir on the cholera at Oxford", hervor. Sehr populär wurde er durch ſein reizend geſchriebenes Buch „health, work and play", in dem er den Einfluß der Naturwiſſenſchaft auf die Erziehung des Menſchen auseinander ſetzt und zu dem Schluſſe gelangt, daß durch Abwechſelung in der Arbeit und im Spiel die körperliche und geiſtige Geſundheit des Menſchen gewonnen und erhalten werden könne. Er iſt übrigens durchaus orthodox, man könnte ihn den Ringseis von Oxford nennen. Als man beſchloß, die Leſezimmer der Bibliothek des Sonntags Abends zu öffnen, ſtimmte er dagegen; er iſt durchaus für eine ſtricte Beobachtung des Sonntags, denn wie er ſagt: I am convinced that a genuine observance of the sunday adds to the happiness of working and professional men. Das Buch verdiente trotzdem in's Deutſche überſetzt zu werden.

Da gerade Ferien ſind, ſo habe ich nicht Gelegenheit gehabt, die Profeſſoren und Studenten in ihren Ornaten zu ſehen und kann ich daher nur relata referre. Uns Deutſchen erſcheint es als Zopf, daß die Engländer ein ſolches Gewicht auf die Form legen und ſo ſehr an alten Sitten und Gebräuchen kleben. Urtheilen wir nicht ungerecht, — iſt dieſer conſervative Sinn, der auch die Formen für heilig hält, nicht viel beſſer, als das raſtloſe Streben, ſtets die Mode mitzumachen?! Iſt anderntheils Weſen und Form nicht zu eng mit einander verwachſen, um getrennt werden zu können? Liegt nicht jeder Ceremonie, jeder äußeren Form, ſie mag ſich in Geberden, Worten oder Trachten äußern, eine ſymboliſche Bedeutung zu Grunde? — Warum ſoll denn der Gelehrte, der Studirende es nicht auch in ſeiner Tracht bekunden, daß ſein ganzes Streben, ſein Denken, ſein Sinn nur auf die Erforſchung der Wahrheit gerichtet iſt, daß ſie das Alpha und Omega ſeiner ganzen Geiſtesrichtung iſt? Promotionen und andere feierliche Univerſitätsacte ſollen ſchon eben durch die Mannigfaltigkeit der dabei entfalteten Coſtüme auf den Zuſchauer einen gewaltigen Eindruck hervorbringen. Sämmt-

liche Doctoren haben ein dreifaches Ornat. Sie bedienen ſich deſſelben entweder zum täglichen Gebrauche, zu beſtimmten Amtsgeſchäften oder bei feierlichen Univerſitätsacten. Das gewöhnliche Ornat beſteht aus einem Chormantel mit aufgeſchlitzten Aermeln (the gown und mit einem breiten Streifen, welcher vom Hals über den Rücken laufend, hinabhängt, (the hood). Dieſer Streifen iſt nach den verſchiedenen academiſchen Graden verſchieden geſtaltet. Dieſe Mäntel ſind alle ſchwarz, Rock, Beinkleider und Weſten ſind keinen Vorſchriften unterworfen. Die Hüte haben eine eigenthümliche Geſtalt, ſie haben keine Krempen, aber einen viereckigen Deckel, an dem eine Troddel befeſtigt iſt. Bei Staatsfeierlichkeiten werden von den Doctoren, ſtatt der ſchwarzen Mäntel, ſcharlachrothe getragen. Die Doctoren der Medicin unterſcheiden ſich von den Doctoren der Jurisprudenz und Theologie dadurch, daß erſtere rothe, letztere ſchwarze Sammtaufſchläge haben. Die Doctoren der Muſik tragen weiße Mäntel mit carmoiſin Aufſchlägen. Die Edelleute unter den Studirenden ſind von den commoners dadurch unterſchieden, daß ſie an ihrem Mantel einen Goldbeſatz tragen und eine goldene Troddel am Hute haben. Die gentleman commoners ſind wiederum von den gewöhnlichen commoners und scholars unterſchieden. So kann man an der Tracht hier jede Rangclaſſe der Studirenden erkennen. Welch ein Unterſchied exiſtirt doch zwiſchen einem deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Studenten! Der franzöſiſche Student will nichts Anderes ſein als der gewöhnliche Bürger und iſt auch gar nicht, weder in ſeinen Sitten noch in ſeinen Trachten, von dem Bürger zu unterſcheiden; der deutſche Student will mehr ſein als der Philiſter, er beanſprucht für ſich eine eigene Gerichtsbarkeit, womöglich beſondere Geſetze, er glaubt ſich durch beſondere Sitten auszeichnen zu müſſen, will womöglich das Ritterthum des Mittelalters mit ſeiner Zauberpracht wieder in's Leben einführen. Der engliſche Student will Student ſein, und als ſolcher ſich auch in ſeiner äußeren Tracht von dem gewöhnlichen Bürger unterſcheiden.

Der Abſchied von Oxford wird mir ſchwer; gern würde ich noch länger hier verweilen, doch ich muß nach London.

XXXVIII.

London.

Da bin ich denn heute Abend glücklich in dem „little village“ wieder angelangt, von dem ich bei meiner Ankunft in England nur einen oberflächlichen Ueberblick bekommen hatte. — Da bei einem längeren Aufenthalte in London das Leben in einem Hotel ungemüthlich iſt, ſo gaben wir einer Privatwohnung den Vorzug. Wir fanden in Conduit street, in der Nähe von Hannover square eine ſehr comfortable eingerichtete Wohnung, nicht zu weit vom Weſtende und nicht zu weit von der city entfernt. Der Zufall wollte es, daß unſer Hauseigenthümer ein Deutſcher war.

Doch ehe ich Ihnen von London erzähle, muß ich Ihnen noch einige nachträgliche Mittheilungen von Oxford machen. — Ich weiß nicht mehr, welcher deutſche, mediciniſche Schriftſteller über die engliſchen Promotionen die Lüge verbreitet hat, dieſelben ſeien weiter nichts als eine bloße Form, und der engliſche Doctortitel ſei noch leichter als der deutſche zu erwerben. Eine falſchere Anſicht kann es nicht geben. Schon in einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen die hierüber geſetzlich beſtehenden Bedingungen, die ich aus Geſprächen mit Oxfordern erfuhr, mitgetheilt. Am letzten Tage meiner Abreiſe gelang es mir „Ackermann's description of the University of Oxford“ und „Wood historia universitatis oxoniensis“ habhaft zu werden, und bin ich jetzt im Stande, Ihnen über das Studium daſelbſt die genaueſten Aufſchlüſſe zu geben. Sie werden daraus erſehen, um wie viel ſchwerer die engliſchen Univerſitätseramina ſind. In civil law iſt keiner als Student zugelaſſen, bis er nicht alle Examina, die für den Grad eines

B. A. erforderlich ſind, durchgemacht hat; um B. c. L. zu werden, muß er ein neues Examen beſtehen, ferner um Doctor werden zu können, muß er öffentlich eine von ihm ſelbſt verfaßte Diſſertation, in Gegenwart des Profeſſors regius vertheidigen. — So kann auch Keiner ein Student der Medicin werden, bevor er nicht alle Examina, die für den Grad eines B. A. erforderlich ſind, überſtanden hat. Um B. M. zu werden, muß er zwei Examina beſtehen, von welchen jedes im November jedes Jahres abgehalten wird. Das erſte wird abgehalten durch den Profeſſor regius der Medicin und drei andere Perſonen, welche entweder zur regency zugelaſſen, oder Master of arts oder Doctoren ſind, oder jährlich durch den Vicekanzler unter Zuſtimmung der convocation dazu erwählt werden. Das zweite wird auch durch den Profeſſor regius und zwei auf dieſelbe Weiſe ernannte Profeſſoren abgenommen. Die Gegenſtände des erſten Examens ſind: menſchliche Anatomie und Phyſiologie, vergleichende Anatomie und Phyſiologie, Botanik und Chemie. Die Gegenſtände des zweiten Examens ſind: Theorie und Praxis der Medicin (eingeſchloſſen Krankheiten der Frauen und Kinder), materia medica, Therapie, Pathologie, die Principien der Chirurgie und Geburtshülfe, gerichtliche Medicin und allgemeine Hygiene. Jeder Candidat wird überdies beim zweiten Examen über zwei alte claſſiſche Schriftſteller examinirt, über Hippokrates, Areteus, Galen und Celſus oder in einem von dieſen vier und einigen neueren, Morgagni, Sydenham und Boerhave. Der Profeſſor regius leitet dieſe Auswahl. Schon durch dieſe Beſtimmung iſt jeder Candidat darauf hingewieſen, die Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft zu ſtudiren, während bei uns bekanntlich nur der gegenwärtige Zuſtand in's Auge gefaßt wird. Das Studium der Geſchichte der Medicin vermag allein den Arzt vor Einſeitigkeit, blindem Auctoritätenglauben und Pythagoräerthum zu ſchützen. Deshalb lege ich beſonders Gewicht auf dieſe Beſtimmungen der engliſchen Examina.

Bevor ein Candidat zum zweiten Examen zugelaſſen wird, müſſen zwei Jahre nach ſeinem erſten Examen verfloſſen ſein, und

er muß dem Professor regius genügende Zeugnisse über den Besuch eines Hospitals von gutem Rufe beibringen. Will er dann Doctor werden, so muß er eine von ihm verfaßte Dissertation öffentlich vertheidigen. — Vor der Zulassung zum Grade eines M. A., B. A. oder „Doctor of any of the three superior" Facultäten, muß jedes Mitglied die bekannten 39 Artikel der anglikanischen Kirche und die drei Artikel in dem 34. Canon unterschreiben und folgende Eide ablegen:

1) Die Statuten, Privilegien, Gebräuche und Freiheiten der Universität zu fördern und zu „act faithfully, creditably and honestly in the two houses of congregation and convocation" in Allem was sich auf „graces for degree and elections" bezieht.

2) Den oath of supremary.

3) Den oath of allegiance.

Wenn in jedem Jahre in Oxford eine große Menge von „masters of arts" und „bachelors of arts" gewählt werden, so ist die Zahl der Doctoren im Vergleich mit Deutschland sehr gering. Einestheils finden Sie überhaupt verhältnißmäßig wenig Aerzte, die den Doctortitel führen, anderntheils erwerben die meisten sich denselben auf der Universität Edinburg. Im Jahre 1865 wurden zu Doctoren creirt: in divinity 5, darunter 1 by decree of convocation, 14 in civil law, darunter 8 Ehrengrade und nur 1 in der Medicin.

Auch über die Collegen und Hallen kann ich Ihnen noch einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen. Die Collegen sind ursprünglich zum Zwecke der Studien und der Erziehung gegründet und haben als solche mit der Universität nichts zu schaffen, sondern sind ganz unabhängig von ihr. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet das Wort college ebensowohl das Gebäude der Gesellschaft, als auch die Gesellschaft selbst. Vor dem Jahre 1855 konnte Keiner Mitglied der Universität werden, ohne vorher seinen Namen in das Buch eines College oder einer Halle eingeschrieben zu haben. Erst in diesem Jahre empfingen Mitglieder der convocation die Er-

laubniß, Privathallen für die Aufnahme von Studenten zu eröffnen. Sehr wenige aber ſollen hiervon Gebrauch gemacht haben. Die Corporation eines jeden College, mit Ausnahme von zwei „comprises a head, fellows und scholars“ in verſchiedener Zahl, außerdem werden je nach ihren Pflichten und Titeln beſondere Beamte erwählt. Alle dieſe ſind Mitglieder der Stiftung und empfangen Stipendien aus den Revenüen. Die beiden Ausnahmen bilden „all Souls“ und „Christ Church“. In erſterem ſind gar keine Schüler, in letzterem iſt ein capitular body of canons, welche jüngere und alte Studenten genannt werden. In Merton college werden die Schüler „postmasters“ in Magdalen college „demies“ semi soci, genannt.

Auch die Spitzen der Collegen haben nicht alle denſelben Titel. An University, Balliol und Pembroke heißen ſie „master“, warden“ in new college, in all Souls u. Wadham c. „rector“ in Exeter und Lincoln c., „provost“ in Oriel und Worcester c., „president“ in Magdalen, Corpus Christi, Trinity und St. John's, „principal“ und „dean“ in Christ Church college. Die „heads und die „fellows“ ſind in jedem College der regierende Körper; der „head“ wird durch die „fellows“ gewählt. Die „fellows“ werden durch „fellows“ und „scholars“ gewählt. Die fellowship wird vacant durch Heirath oder geiſtliche Beförderung, oder durch Gelangung zum Eigenthum bis zu einem gewiſſen Grade, — ſonſt gelten ſie für's ganze Leben. Die scholarship gilt für 5 Jahre. — Das von Alfred dem Großen gegründete university college beſteht aus einem „master“, 12 „fellows“ und 10 scholars“.

Die Hallen haben mit den Collegen das gemein, daß ſie auch Häuſer ſind für die Aufnahme von Studenten, die in ihnen unter Aufſicht und Disciplin leben, bis ſie ſich gewiſſe Grade erworben haben. Sie unterſcheiden ſich aber dadurch, daß ſie keine Körper ſind und keine Stipendien für „fellows“ haben. — In den älteſten Zeiten ſollen alle Studenten in den Hallen gewohnt haben; ſie

sie wählten dann selbst ihren „principal“ oder „master“. Allmälig traten die colleges an ihre Stelle und verdrängten erstere. In den colleges erhielten die Studenten einen besseren Unterricht und genießen andere Vortheile. Zur Zeit der Königin Elisabeth gab es noch acht Hallen, von denen drei in colleges verwandelt wurden. Lord Leicester bemühte sich eine strenge Ordnung und Disciplin in den Hallen wie in den Collegien herzustellen. Er verschaffte sich und seinen Nachfolgern das Recht, Principale für alle Hallen zu bestimmen, und setzte das alte Gesetz in Kraft, daß jeder Student in einem College oder in einer Halle wohnen mußte. Diese Statuten blieben bis vor wenigen Jahren in Geltung; erst seit 1855 haben die Mitglieder der convocation das Recht, Privathallen zu errichten. Alle „heads“ der fünf Hallen heißen „principals“; vier von ihnen ernennt der Kanzler der Universität.

XXXIX.

London.

Von Oxford nach London passirten wir eine schöne, wohlangebaute Gegend. Wie volkreich England ist, im Vergleich zu Deutschland, fällt Einem namentlich an den Bahnhofsstationen auf. Alle waren so gefüllt, wie bei uns nur am Sonntag oder zur Zeit der Schützenfeste und Jahrmärkte. An jeder Station befindet sich ein fliegender Buchladen, und Bücher in den buntesten Einbänden strahlen Einem entgegen. Alle diese Buchläden stehen im Cartell mit einander; man kann ein Buch auf der einen Station leihen und an einer anderen wieder abgeben. Trotzdem das Lesen und Schreiben in Deutschland unter allen Ständen gleichmäßiger verbreitet ist als hier, wird in England doch weit mehr gelesen.

Auch auf der kleinsten Station wurden uns stets Zeitungen und Flugschriften angeboten. Man könnte behaupten, das Anbie-

ten von geiſtiger und körperlicher Nahrung ſtehe in Deutſchland und England in einem umgekehrten Verhältniſſe. Auf einer kleinen Station hinter Oxford ſah ich zum erſten Male einen Kellner mit Erfriſchungen ſich den Waggons nähern und ſeine Waare anbieten. In Deutſchland iſt hieran bekanntlich kein Mangel; news papers werden aber wohl nur in den größeren Städten feil geboten.

England theilt mit den übrigen Culturvölkern das Schickſal, daß die Zahl ſeiner Geiſteskranken von Jahr zu Jahr zunimmt. Es iſt ja bekanntlich ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß das Heirathen unter Blutsverwandten nicht bloß eine körperliche Verſchlechterung des menſchlichen Geſchlechts bedingt, ſondern namentlich die Urſache der zunehmenden Geiſteskranken iſt. Dieſer Grund fällt hier aber mehr weg, weil das Heirathen unter nahen Blutsverwandten verboten iſt; — ein Vetter kann nicht ſeine Couſine heirathen, er bedarf dazu einer beſonderen, mit vielen Unkoſten verbundenen Dispenſation. Das freie England giebt hier einmal wieder auf hygieniſchem Gebiete das Muſter einer zweckmäßigen Geſetzgebung. Die Geſetze eines Landes ſollten ſtets ſo beſchaffen ſein, daß ſie der freien, körperlichen und geiſtigen Entwickelung des Individuums den größten Vorſchub leiſten; daß ſie aber alles, was zum Ruin, zur Degeneration des Einzelnen, wie des ganzen Volks führen kann, auf's Strengſte verbieten. Da lobe ich mir die Spartaner. Vom chriſtlichen Standpunkte aus, mag es uns jetzt roh und hart erſcheinen, daß dieſelben ihre neugeborenen Krüppel umbrachten, — hygieniſch — präventiv war dieſes Geſetz aber jedenfalls. Nur ſo konnten die alten Lacedämonier Jahrhunderte ihre Hegemonie über Griechenland behaupten, nur ſo war es ihnen möglich, über die an Geiſt und Cultur ſie himmelweit überragenden Athenienſer ſchließlich im peloponneſiſchen Kriege den Sieg davon zu tragen.

Gleich hinter Oxford präſentirten ſich unſeren Blicken zwei palaſtartige Gebäude, beide Irrenhäuſer zweier Grafſchaften. Die Zahl der Irren hat nämlich ſo zugenommen, daß beinahe jede Grafſchaft ihr eigenes Irrenhaus hat, in dem die Irren aus den unteren

und mittleren Ständen für eine unbedeutende Summe untergebracht werden. Daneben existiren aber noch eine Menge Privatirrenanstalten, von denen sich viele eines sehr großen Renommé's erfreuen. Die Trunksucht soll die Haupturſache der Zunahme der Irren hier sein.

Auch Sie werden mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß bei uns in Deutschland die Trunksucht gegen früher abgenommen hat. Die zunehmende Volksaufklärung und der allgemein gewordene Genuß des Bieres mögen als die beiden Haupturſachen angesehen werden. Von England kann man nicht behaupten, daß die Volksaufklärung in den unteren Ständen mit der in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat. Deshalb möchte durchschnittlich der kleine und arme Mann in Deutschland auf einer höheren Stufe der Cultur als in England stehen. Erst jetzt denkt man hier an eine Reorganisation des Volksschulwesens. Wenn wir in Norddeutschland doch seit 1848 überall eine Reorganisation des elementaren Volksunterrichts erreicht haben, und die Volksschulen in Hannover, Oldenburg und Bremen als ganz vorzüglich bezeichnet werden müssen, so ist man in England auf diesem Gebiet nicht fortgeschritten, sondern steht noch auf Bell- und Lancaster'schem Standpunkte. Bell führte bekanntlich schon im vorigen Jahrhundert das nach ihm genannte System, vermittelst dessen ein Schüler den andern unterrichtet, in England ein, nachdem er in Ostindien die segensreichen Wirkungen seiner Methode an den Malabaren erprobt hatte. Dieselben Ideen verfoglte Lancaster; beiden Männern gelang es durch ihren Feuereifer überall Schulen für die Armen in's Leben zu rufen und denen, die fast ganz ohne Unterricht aufgewachsen wären, die ersten Elemente zu lehren. — Die Bell'schen und Lancaster'schen Schulen unterscheiden sich dadurch, daß erstere unter dem Schutze der hohen Kirche stehen, indem sie schon im Jahre 1817 einen charter of incorporation erhalten haben und deshalb Nationalschulen heißen. Zwei große Privatvereine, die ihre Präsidenten, Schatzmeister und Secretäre haben, leiten diese, über ganz England

verbreiteten, Schulen. In den Nationalſchulen wird der kirchliche Katechismus nach den 39 Artikeln als Baſis angenommen. In den Lancaſter'ſchen Schulen dagegen wird nur die Bibel als Norm hingeſtellt, und alle Diſſenters können hier am Unterrichte ſich betheiligen. Die Nachtheile dieſes Syſtems beſtehen hauptſächlich darin, daß die Schüler bloß mechaniſch dreſſirt werden. Im Weſentlichen ſollen in der Unterrichtsmethode ſelbſt keine Fortſchritte gemacht worden ſein. Nur die urſprünglichen Lancaſter'ſchen Lehr- und Strafmittel ſind abgeſchafft worden. Dieſelben erinnerten in mancher Weiſe an das alte Sparta und waren ein Spott auf den Geiſt der Pädagogik. Träge Kinder wurden in eine Wiege geſteckt; entfernten ſie ſich von ihrem Platze, ſo wurden ſie wie Hühner in einen ſchwebenden Korb gelegt, den Hochmüthigen wurde eine papierene Krone aufgeſetzt, — faule wurden in Stricken gebunden, in eine Decke gehüllt und auf dem Fußboden liegen gelaſſen, halsſtarrigen wurde ein hölzernes Joch angelegt. Daß hier in England daher die Privatinſtitute und Penſionsanſtalten, weil das öffentliche Schulweſen noch durchaus im Argen liegt, blühen, iſt ſelbſtredend. Dieſelben haben oft einen hochtrabenden Titel, ſie ſtehen nicht unter Aufſicht des Staats und erreichen ihren Zweck nur dadurch, daß ſie ſich gegenſeitig Concurrenz machen und dadurch verhindern, daß ſie nicht zu bloßen Geldſpeculationen herabſinken. Es iſt ganz gewöhnlich, daß ſolche Inſtitute den bombaſtiſchen Namen von Akademien führen und als ſolche auch in den Zeitungen annoncirt werden. Auch die höheren oder grammar schools ſind keine Staatsanſtalten. Von dieſen haben Eaton, das wir neulich paſſirten und welches, nahe bei Windſor, höchſt romantiſch liegt, — ſo wie Wincheſter und Harrow ſich ſogar einen europäiſchen Ruf erworben. Die Reorganiſation des Volksſchulweſens iſt in England eine noch immer nicht erledigte Frage. Auf dem Feſtlande iſt dieſes bekanntlich anders; da hat theils die Kirche, theils der Staat ſich der Schule bemächtigt. Meiner Meinung nach muß die Schule von beiden unabhängig ſein und in einem ähnlichen

Verhältniſſe wie die Medicin zum Staate ſtehen. Auch hierin geht uns Nordamerika mit einem richtigen Beiſpiele voran. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß von allen Nationen der Welt die nordamerikaniſche diejenige iſt, welche durchſchnittlich einer gleichmäßigen Bildung ſich erfreut und hier zu der engliſchen in diametralem Gegenſatze ſich befindet. Die beiden Pole der tiefen Gelehrſamkeit und der groben Unwiſſenheit werden Sie in Amerika nirgends finden. Die Urſache hiervon muß in dem Schulſyſtem geſucht werden. Weder der Staat noch die Kirche haben ſich bemüht, die Hegemonie über die Schule ſich anzueignen. Letztere iſt Sache der Gemeinden, ſie iſt deshalb weder ſo ſchlecht wie in anderen Gegenden, wo entweder die Kirche principiell die Bildung des Volkes vernachläſſigt, um daſſelbe in Dummheit zu halten, noch ſo vortrefflich wie in den Staaten, wo alljährlich bedeutende Summen für den Volksunterricht verausgabt werden. So vorzügliche Wirkungen wir in Deutſchland mit unſerm Syſtem erreicht haben, indem bei Sadowa nicht das Zündnadelgewehr, ſondern die Intelligenz über das Concordat den Sieg erfocht, ſo halte ich das Princip doch für falſch und bin der Anſicht, daß der Staat nur für alle höheren Lehranſtalten, deren Gründung und Aufrechterhaltung die Kräfte des Einzelnen überſteigen, Summen aus öffentlichen Mitteln beiſteuern ſollte. Ueberdies iſt es nicht mehr als billig, daß den Staatsbeamten auch die Mittel und Wege geboten werden, ſich für ihren Beruf auszubilden. Unmöglich kann der Staat verlangen, daß ſie ſich allein aus eigenen Mitteln den für ihren Beruf nothwendigen Bildungsgrad aneignen ſollen. Im Uebrigen aber ſei der Unterricht Sache der einzelnen Gemeinden und gelte auch hier das Princip der Concurrenz. Alle Stände, die nicht im Dienſte des Staats ſtehen, mögen auf ſolchen Lehranſtalten ſich ihre Bildung erwerben. Wenn wir daher für das Militärweſen, für die Marine, für die juriſtiſchen und mediciniſchen Staatsbeamten: Staatsuniverſitäten und Staatsakademien beanſpruchen, ſo mögen dagegen die Kauffahrteiofficiere, die Advokaten, die Aerzte,

die Geiſtlichen, die Lehrer ſich ihre Bildung dort holen, wo ſie dieſelbe ſich am leichteſten und billigſten aneignen können. Am wenigſten ſollte es dem Staate, wie in Deutſchland, erlaubt ſein, ſich um die Studien dieſer Stände zu bekümmern, Studienzwang anzuordnen, Studiengeſetze zu entwerfen u. ſ. w. Rußland und China übertreffen bekanntlich alle anderen Staaten darin. Was haben dieſelben aber in der Wiſſenſchaft geleiſtet? Sind ſie nicht ganz auf wiſſenſchaftlichen Import beſchränkt?

In Deutſchland haben wir in dieſer Beziehung ſeit 50 Jahren entſchiedene Rückſchritte gemacht. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts war die Wiſſenſchaft in Deutſchland factiſch frei. Sicherlich hätte der Aufſchwung im Jahre 1813 nicht erfolgen können, wenn der bureaukratiſche Geiſt von heute damals die Gemüther beherrſcht hätte. Von Frankreich will ich gar nicht reden. Bei allen Auswüchſen, die die Freiheit ſtets mit ſich bringt, kann ich nicht anders, als England und Amerika als Muſter in dieſer Beziehung hinzuſtellen. Man vergleiche nur einmal die Londoner Univerſität mit der Orforder. Da ſieht man ſo recht, was die Concurrenz vermag. Ich weiß wohl, daß die Deutſchen ſich ſchwer an dieſe Zuſtände gewöhnen werden; ſie werden es aber müſſen, wenn ſie fortſchreiten wollen. Bis jetzt haben wir uns in wiſſenſchaftlicher Beziehung für das erſte Volk der Welt gehalten. Die deutſchen Schulen, die reichen literariſchen Hülfsmittel werden uns auch noch lange dieſes Privilegium ſichern. Aber in Nordamerika wächſt ein junger Rieſe auf, der, wenn er in Bezug auf Form, Schule, Geſchichte und Beiſpiel noch hinter uns zurückſteht, dennoch aber durch die Freiheit ſeiner ganzen Denkweiſe und ſeiner politiſchen Einrichtungen uns mit der Zeit überflügeln wird. Die Wiſſenſchaft bedarf zu ihrem Gedeihen der Sonne der Freiheit; wo dieſe fehlt, verkümmert ſie oder ſie verwandelt ſich in ein exotiſches Treibhausgewächs.

Was daher auch die Gegner des engliſchen Volksſchulweſens ſagen mögen, und ich ſelbſt gebe ja gern zu, daß die Cultur der

unteren Stände des engliſchen Volkes gegen jene in Deutſchland zurückſteht; ſo viel iſt ausgemacht, daß England nicht die hohe Stufe der Cultur erklommen haben würde, wenn der Staat oder die Kirche wie in Deutſchland und den katholiſchen Ländern, die Schule unter ihr Joch geführt hätte. England iſt nun einmal das Land der Gegenſätze. Wenn die unterſten Stände in vielen Theilen deſſelben eine ſehr geringe Bildung an den Tag legen, ſo zeichnen die höheren Stände ſich dafür durch eine Univerſalität der Bildung aus, wie wir ſie durchſchnittlich in Deutſchland vergeblich ſuchen. Es frägt ſich übrigens ſehr, ob es zu den Pflichten des Staats gehöre, den Volksunterricht in die Hand zu nehmen. Wir möchten dieſe Frage entſchieden verneinen. Wenn es ein Gebot des Staats wäre, ſich in dieſer Weiſe des geiſtigen Wohls ſeiner Bürger anzunehmen, ſo könnte man für die körperlichen Bedürfniſſe daſſelbe prätendiren. Wir würden ſo Proudhon und Laſſale in die Arme getrieben. Deutſchland, Frankreich und die Länder des Continents, wo die Cultur nur unter der Zwangsjacke des Staats oder der Kirche ſich entwickelte, können und dürfen uns hierin nicht zum Muſter dienen. In England war die Entwickelung eine völlig unbeeinflußte. Wenn wir nun der Wahrheit die Ehre geben wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß das engliſche Syſtem „beſſer gearbeitet" hat. Die Engländer ſind das mächtigſte, angeſehenſte und freieſte aller Völker. Wir Deutſchen können erſt ſeit Sadowa auf den Namen einer Nation einen Anſpruch machen, bisher waren wir die Parias unter den Völkern. Der Zukunft bleibt die Entſcheidung übrig, ob eine allgemeine Durchſchnittsbildung, wie ſie in Deutſchland durch Hülfe des Staats, in Amerika durch Hülfe der Gemeinden in's Leben gerufen wurde, für die Größe und Bedeutung eines Staats erſprießlicher iſt, oder ob die engliſchen Zuſtände, wo die wohlhabenden Claſſen durch eine höhere Bildung ſich auszeichnen, die unterſten im Zuſtande der Unwiſſenheit ſich befinden, beſſere Früchte tragen. Dieſe Frage kann deductiv und inductiv entſchieden werden; a priori möchte ich behaupten, daß das engliſche Syſtem größere Reſultate

auf die Dauer erzielen wird. Es wird niemals auf der Erde ein Ikarien geben, ſondern die Gegenſätze von Armuth und Reichthum werden überall und ſtets ſich geltend machen, ebenſo wird ſich immer unter einer beſtimmten Zahl von Menſchen eine beſtimmte Anzahl finden, die unfähig iſt, ſich eine höhere geiſtige Cultur anzueignen, die lieber ein bloß vegetatives als ein ſpirituelles Leben führen wird. Die Statiſtik wird auch hierin ganz conſtante Verhältniſſe nachweiſen. Was würde es helfen, dieſer Claſſe von Leuten mit Gewalt eine Bildung aufdrängen zu wollen, die ſie nur noch unglücklicher machen würde, als ſie einmal ſo ſchon ſind. Die Nationalökonomie wolle daher nicht das Unmögliche möglich machen. Ebenſo wenig wie die Negerrace durch alle Culturbeſtrebungen, wenn auch eine Million Wilberforce ſich zu dieſem Zwecke vereinigen würde, je die Fähigkeiten der kaukaſiſchen Race ſich aneignen wird, ebenſo wenig laſſen ſich alle Individuen eines Volkes auf eine gleiche Stufe der Bildung bringen. Es wäre dies daſſelbe, als wenn ein Staat es ſich zur Aufgabe machte, nur Reiche zu ſeinen Unterthanen zu zählen. Arm und reich, ungebildet und gebildet ſtehen aber in einer ſo nahen Beziehung zu einander, daß es mir als eine reine Utopie erſcheint, gewiſſen Leuten eine Bildung aufdrängen zu wollen, die dieſelben nur noch unglücklicher macht. — Der Staat thut meiner Anſicht nach am beſten, aller Beglückungstheorien ſich zu enthalten, dagegen nur ſolche Geſetze zu erlaſſen, durch die die freie Entwickelung des Individuums nicht beſchränkt wird. Iſt letzteres der Fall, dann kann Jeder, er mag noch ſo niedrig geboren, oder ſeine Mittel mögen noch ſo beſchränkt ſein, doch ſtets die geſellſchaftliche Stellung ſich erobern, zu der ſein Talent und ſein Fleiß ihn befähigt. Auf jeden Fall nützen ſolche Geſetze, die der geiſtigen Entwickelung vollſtändige Freiheit laſſen, wo der Staat ſich nicht darum bekümmert, auf welche Weiſe das Individuum ſein Brod ſich erwirbt, wenn er nur mit der Juſtiz nicht in Colliſion geräth, weit mehr dem Ganzen, als wo, wie in Deutſchland, das Gegentheil Statt findet, wo der Staat fortwährend die Rolle eines peinlichen und ſtrengen

Vaters ſpielt, mit der einen Hand giebt, um mit der anderen wieder zu nehmen, die Unterthanen fortwährend in den Kindeswickeln oder am Gängelbande zu halten, ſich bemüht, damit ſie ſelbſt oder das öffentliche Wohl keinen Schaden erleiden. — England thut als Staat nichts für den Volksunterricht, aber es hinderte ſeine Unterthanen nicht an der Ausübung ihrer natürlichen Rechte, an Berufsfreiheit, Freizügigkeit u. ſ. w., und England eroberte mit dieſem Syſtem die Welt und machte ſeine Sprache zur Weltſprache. In Deutſchland war man ſeit der Reformation in vielen Theilen auf das Sorgfältigſte bemüht, das körperliche und geiſtige Wohl der Unterthanen zu fördern, dadurch, daß man Staatsſchullehrer, Staatsärzte, Staatsadvokaten, Staatsprediger, Staatsſchornſteinfeger, Staatsabdecker, Staatscontrolleure u. ſ. w. einführte, das Volk aber an der Ausübung natürlicher Rechte hinderte. Was ſind die Folgen geweſen? Die engliſche Nation iſt nicht bloß durchſchnittlich reicher, ſondern auch durchſchnittlich geſunder; denn die Statiſtik hat nachgewieſen, daß das Durchſchnittsalter hier in England drei Jahre höher iſt, als in Deutſchland. Die Geſundheit iſt aber theilweiſe von der großen oder kleinen Schwierigkeit bedingt, durch die das Individuum ſeinen Lebensunterhalt ſich zu erwerben vermag. Was hilft dem Deutſchen aller Schulunterricht, was hilft ihm ſeine geprieſene Bildung, wenn der Staat ihm überall, wo er ſeine Kenntniſſe in Anwendung bringen will, hindernd in den Weg tritt? In der That, wir Deutſchen haben bisher eine lächerliche Figur geſpielt, — wir ſind wirklich wie die Kinder behandelt. Der Staat giebt uns ein Stück Fleiſch in die Hand, zeigt uns zugleich aber die Ruthe, wenn es uns einfallen ſollte, dieſes Stück Fleiſch zur Kräftigung zu verſpeiſen. So lange wir nicht vollſtändige Gewerbefreiheit und Freizügigkeit haben werden, ſo lange wird der gute Schulunterricht, den die Deutſchen genoſſen, dieſen nicht den gewünſchten Vortheil bringen. Je länger ich in England verweile, je mehr ſehe ich ein, daß dieſes Land bei allen Mißbräuchen und Mängeln, die ſein ſociales Leben bietet, dadurch einen großen Vor-

zug genießt, daß es ſich von dem Krebſe der Bureaukratie und der Vielregiererei frei gehalten hat.

Neu war es mir, daß in dem Fahren auf Eiſenbahnen eine Urſache der zunehmenden Geiſteskrankheiten angenommen wird. Die dadurch bedingte Erſchütterung des Gehirns ſoll eine Prädispoſition zu Geiſteskrankheiten hervorrufen, und die Statiſtik ſoll nachgewieſen haben, daß bei den Perſonen, deren Beruf oder Gewerbe ein häufiges Fahren auf Eiſenbahnen mit ſich bringt, die Geiſteskrankheiten häufiger ſeien, als bei denen, die jene ſelten benutzen.

Bei Slough, dem Orte, der durch Herſchel's Aufenthalt berühmt geworden iſt, wäre ich beinahe mit einem ältlichen Herrn in Colliſion gekommen. Es iſt das einzige Mal, daß ich unter der Unhöflichkeit eines Engländers leiden mußte, — er kaufte ſich dort nämlich die ſo eben erſchienene „Times“. Wie Ihnen bekannt iſt, beſteht dieſelbe aus 13 Quartſeiten, die die Größe haben, daß ſie die Fenſter eines Waggons vollſtändig bedecken. Der gute Mann mochte wohl ſo etwas nicht beabſichtigen; er vertiefte ſich aber ſo in ſeine Lecture, daß die Ausſicht nach der einen Seite vollſtändig abgeſperrt wurde, und der ſchöne Blick auf Windſor und Richmond mir ganz verloren ging. Als aber intervenirt wurde, legte er ſogleich die Zeitung bei Seite und fing an zu ſchlafen.

XL.

London.

Wir haben uns hier ganz eingelebt. Wie freue ich mich aber, daß ich zuvor in Llandudno geweſen bin und für meinen Geiſt und Körper friſche Kräfte geſammelt habe, denn eine Strapaze iſt das Leben hier, wo die ganze Welt ſich concentrirt. Wenn man nicht des Morgens eine Dispoſition über ſeine Zeit entwirft, ſo würde

kann es hier zu nichts bringen oder vielmehr ſeine Zeit zerſplittern; die Entfernungen ſind gar zu groß.

In Bezug auf das Aeußere kann London keinen Vergleich mit Paris aushalten, auch die eleganteſten Theile können nicht mit den Boulevards concurriren, und eine Partie, wie das Alſterbaſſin in Hamburg, habe ich in ganz London nicht finden können. Ueberhaupt hat der ganze Charakter der Stadt etwas Ernſtes, Feierliches, Gemeſſenes im Gegenſatz zu Paris, wo Alles Luſt, Freude und Heiterkeit athmet. Der beſtändige Rauch, der über London lagert, trägt offenbar viel dazu bei, dieſen melancholiſchen Eindruck hervorzubringen, alle Häuſer haben nämlich einen ſchwärzlichen Anſtrich; ſogar die neuen, ſchönen Gebäude ſcheinen alle wie mit einem ſchwarzen Flor überzogen zu ſein. Der Kohlenſtaub, der hier die ganze Luft imprägnirt, iſt ſo ſtark, daß man mehrmals des Tages ſein Geſicht und ſeine Hände waſchen muß, weil derſelbe ſich förmlich in die Haut ablagert. Am deutlichſten erkennt man die Einwirkung der Atmoſphäre an den Hemdskragen. Wenn man ſtets ſauber erſcheinen will, ſo muß man hier wenigſtens 2 Mal täglich die Wäſche wechſeln. — In Bezug auf die Reinlichkeit der Straßen nimmt London von allen großen Städten, die ich geſehen, den erſten Rang ein. Die Canaliſirung erſtreckt ſich über die ganze Stadt. Daß das Waſſer in der Themſe für die Fiſche vergiftet iſt, und eine ungeheure Menge von Düngſtoffen verloren geht, geben auch die eifrigſten Anhänger dieſes Syſtems zu. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß die Waſſercloſets, die ſich in allen Häuſern finden, geruchlos ſind; es ſteigen fortwährend Gaſe aus den unteren Regionen in die Höhe und dieſe dringen nicht bloß in die Aborte ſelbſt, ſondern in die Häuſer ein. Ich habe ſehr empfindliche Geruchsorgane, und ſo war mir die Wahrnehmung dieſer Cloakengaſe in vielen Häuſern ſehr auffallend. — Ihr Berlin kann ſich glücklich ſchätzen, daß es bis jetzt das koſtbare Experiment London's nicht nachgeahmt hat; denn nach allen Erfahrungen, die ich ſelbſt über dieſen Punkt geſammelt habe, glaube ich nicht, daß das

Londoner Syſtem ſich bewähren wird. Nationalökonomiſch iſt es längſt gerichtet, und hygieniſch dürfte es von zweckmäßigeren Syſtemen überflügelt werden. Ich ſtehe jeden Morgen um 6 Uhr auf und beginne dann gleich nach einem ſubſtantiellen Frühſtück meine Excurſionen durch London. Ich habe meinen Tag ſo eingetheilt, daß ich den Morgen dazu anwende, um das mediciniſche London kennen zu lernen, den Nachmittag und Abend dagegen, wie es ißt und trinkt und wie es ſich amuſirt. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich ein Nachtſchwärmer bin. — Des Abends leſe ich noch manchmal — lachen Sie nur — Stuart Mill. Nun ja, wenn man den ganzen Tag ſo viele Eindrücke in ſich aufgenommen hat, dann bedarf man einer geiſtigen Sammlung und dieſe finde ich bei dem großen engliſchen Philoſophen, der vielleicht der größte engliſche Denker der Gegenwart iſt. Hätte Kant die Präciſion der Sprache und die Eleganz des Stils, ſo würde man eine Parallele zwiſchen beiden ziehen können. Alle übrigen deutſchen Philoſophen übertrifft Mill dadurch, daß er die Sprache dazu gebraucht, ſeine Gedanken durch ſie auszudrücken, und ſich nicht hinter einer Terminologie verſteckt, die einen philoſophiſchen Nimbus um ſich werfen ſoll, die aber im Grunde weiter nichts als Phraſe iſt.

Die Orientirung in London iſt mir ſehr leicht geworden. Wenn die Themſe in gerader Linie die Stadt durchſtrömte, ſo würde Jeder noch viel leichter ſich zurecht finden; der Fluß macht aber einen großen Bogen von Weſten nach Oſten, woran man, wenn man eine der prachtvollen Brücken überſchritten, fortwährend ſich erinnern muß, weil man ſonſt leicht in den Wahn geräth, man befände ſich auf dem rechten Ufer, während man auf dem linken iſt. Im Uebrigen hat die Stadt eine ſo beſtimmte Phyſiognomie, in Bezug auf ſeine einzelnen Theile, wie man es kaum bei einer größeren Stadt in dem Maße trifft. London iſt ein Weltorganismus; ſeine Mitte, die „city“ mit der Börſe und der Bank, könnte man das Herz Europas nennen. Wie das Herz den ganzen Körper mit Blut verſorgt, ſo ſetzt die Londoner Börſe die ganze Handelswelt

Europas in Vibrationen. An der Londoner Börse können Sie Europa en miniature sehen. Wer wollte es aber läugnen, daß in diesem Augenblick der Handel alle anderen Interessen beherrscht, daß der Kaufmannsstand über den Adel, den Soldaten, den Gelehrten, was Macht und Einfluß betrifft, den Sieg davon getragen hat. — Hier in der „city" wird es mir klar, daß das Geld keine Chimäre ist; — Könige und Fürsten hat es zu allen Jahrhunderten gegeben; aber die Rothschilde, — und will ich lobend hinzusetzen — die Peabody sind erst ein Product der Neuzeit. — Ja, dem Handel gehört die Welt! Dieser Gedanke drängt sich Einem so unwillkürlich auf, wenn man die „city" betritt und in das Börsengewühl hineingeräth, daß man ihn nicht wieder los werden kann.

Westlich von der „city" liegt das „Westend", Westminster, dem aristokratischen, fashionablen Theil von London, östlich ist das Ostende, „Eastend", die Gegend der Fabriken und des Proletariats, südlich am Flusse „Southwark" mit einer vorwiegend seemännischen und gewerbetreibenden Bevölkerung.

Wissen Sie, was mich am meisten von allen Wundern Londons interessirt? Es ist die unterirdische Eisenbahn. Man fährt ca. $^3/_4$ Stunden auf derselben; sie bringt Einen vom Westende bis in die City. An den verschiedenen Stationen wurden Passagiere aus- und eingesetzt. Der ganze Tunnel, der unter den Straßen und Häusern wegläuft, ist mit Gas erleuchtet, so daß man darin recht gut lesen kann. Zwei Gleise laufen nebeneinander. Alle 5 Minuten geht ein Zug ab und kommt einer an. Wenn der unter der Themse führende Tunnel lange nicht den an ihn gestellten Erwartungen, in Bezug auf Frequenz, entspricht, so rentirt die ersterwähnte unterirdische Eisenbahn dagegen vortrefflich. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man die tiefen Treppen, die, ich weiß nicht genau, wie viele Tritte enthalten, hinabsteigt, auf den Perron des unterirdischen Bahnhofs kommt und dann seine unterirdische Reise beginnt.

Heute habe ich verſchiedene Hospitäler beſucht, mich im James- und Regent's-Park herumgetrieben und London nach allen Richtungen zu Fuß und per „handsome“ „fly“ und „omnibus“ durchſtreift. Es iſt ſo meine Weiſe, und habe ich es immer ſo gehalten: ich ſuche mir erſt einen Geſammteindruck zu verſchaffen; derſelbe bildet dann ſpäter gewiſſermaßen die Skizze, der ich durch Detailſtudien die Schattirung und das Colorit zu geben mich bemühe.

XLI.

London.

Sie werden es natürlich finden, daß meine Briefe hier eine etwas aphoriſtiſche Form annehmen, da meine Zeit mir ſo knapp zugemeſſen iſt, daß ich nicht ſo lange mit Ihnen plaudern kann.

Der Tag geht mir hier wie eine Secunde hin. Mit meinen mediciniſchen Studien und Beobachtungen bin ich vollkommen zufrieden. Die engliſche Medicin gewinne ich täglich lieber und immer mehr drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß, wenn wir in Deutſchland keine mediciniſche Revolution erleben wollen, wir ſelbſt Hand anlegen müſſen, um eine Reformation an Haupt und Gliedern durchzuführen. Auch die engliſche Medicin bedarf einer Reformation; — ihre Form paßt nicht mehr für den Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts. In England fällt aber die Hauptſchwierigkeit weg, welche in Deutſchland die Reformation ſo erſchwert. Die engliſche Medicin iſt unabhängig vom Staate, die deutſche muß hiervon zunächſt ausgehen. Befreiung aus den Banden des Staates, Trennung der Staats- und der Privatmedicin muß hier die erſte Loſung ſein; — doch hierüber ſpäter mehr.

Heute Morgen beſuchte ich Dr. Paget, an den Dr. Waters

mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Leider traf ich ihn nicht zu Hause, da er eine Reise nach Deutschland angetreten hatte, wie mir sein Bedienter berichtete.

Heute Abend besuchten wir das Ihnen per Renommé gewiß bekannte Wachsfigurencabinet der Madame Tussaud; dasselbe befindet sich im ersten Stockwerke des großen, an der Bakerstreet, Portmann's Square liegenden Bazars. Man findet hier jeden Abend ein sehr feines Publicum versammelt, das unter den Klängen einer sehr guten Concertmusik die meisterhaften Wachsfiguren in Augenschein nimmt. Ich weiß nicht, was man an dieser Sammlung mehr hervorheben soll, die künstlerisch vollendete Ausführung jeder einzelnen Figur, die Treue in dem Costume oder die meisterhafte Gruppirung. Wer Weltgeschichte studiren oder repetiren will, der braucht nur acht Tage lang jeden Abend das Cabinet der Madame Tussaud zu besuchen. Hier wird uns die Weltgeschichte in lebenden Bildern vorgeführt. — Die ganze Sammlung befindet sich in sechs in einander gehenden Räumen. Beim Eingange betritt man ein kleines Zimmer, das allein dem englischen Patriotismus geweiht ist, — hier ruht der Herzog von Wellington auf einem Paradebette in full dress. Daneben hängt sein, sehr gut von Haynther angefertigtes, Porträt; es stellt ihn dar, wie er die Ruhestätte Napoleons besucht.

In dem zweiten Saale findet man Könige und Staatsmänner, Reformatoren und Gelehrte, Krieger und Philosophen, alle in dem Costume ihrer Zeit und in sprechender Aehnlichkeit, neben einander aufgestellt. Da fallen uns zunächst die Lords Derby und Palmerston bei einander stehend auf, der Führer des jetzigen Toryministeriums und der langjährige Zugführer der Whigs, der die Politik, die Diplomatie, das ganze Leben vom humoristischen Standpunkte auffaßt. Deutschland hat er sich nie sehr hold gezeigt. Er starb früh genug, um das Fiasco seiner Politik nicht mehr zu erleben. Am feindlichsten zeigte er sich gegen Deutschland stets in der schleswig-holsteinischen Frage, und es fehlte nur damals der Bismarck, der

auf einen Palmerſton-Witz mit einer That antwortete. Nicht weit von dieſer erſten Gruppe erblickt man die königliche Familie, links von ihnen Disraeli und Ruſſel, getrennt von ihnen ſtehen die Prinzeſſin Helene und Prinz Chriſtian von Auguſtenburg. Ob mit Abſicht? — Im Publicum ſagt man ſich, Prinzeſſin Helene habe anfänglich ihren Verlobten nicht heirathen wollen, nur dem Zureden ihrer königlichen Mutter ſei es gelungen. Auf jeden Fall hat der Prinz Chriſtian ein weit beſſeres Loos gezogen, als der unglückliche Prätendent von Schleswig-Holſtein. Wie man auch jetzt über ihn urtheilen mag, er iſt der nächſte Urheber der jetzt eben glücklich beendigten Revolution in Deutſchland. Er gab den erſten Anſtoß zum Kriege mit Dänemark, ohne ihn würde weder Oeſterreich noch Preußen, noch der deutſche Bund zum Schutze Schleswig-Holſteins herbeigeeilt ſein. Er buhlte um die Gunſt des ſchleswig-holſteiniſchen Volkes, doch die aura popularis iſt noch wetterwendiſcher als die Liebe eines Weibes. — Prinz Chriſtian wählte daher das beſcheidenere, aber ſichere Loos; durch ſeine Apanage und Erhöhung zum General genießt er ein Einkommen, das größer iſt, als das manches deutſchen Fürſten. Dazu beſitzt er in hohem Grade das Vertrauen ſeiner königlichen Schwiegermutter, — was dem Prinz-Gemahl und dem Prinzen von Wales nicht geſtattet war, iſt ihm erlaubt worden, denn er hat im Schloß Windſor, ſo wie in Balmoral, ſein eigenes Rauchcabinet. — Ganz im Hintergrunde in eine Ecke gedrängt, ob abſichtlich oder zufällig, erblickt man den König von Hannover, ihm gegenüber ſeinen Collegen, den Exkönig Franz II von Neapel und neben dieſem Garibaldi und Cavour. Nicht weit davon ſtehen Lincoln und Johnſon einander gegenüber, beide tragen höchſt plumpe, plebejiſche Geſichter zur Schau, neben ihnen Grant und Mac Clellan. Der berühmte Schauſpieler Kean iſt bloß durch Walter Scott von Wickliffs getrennt, der eine große Bibel in der Hand hält. Neben ihm unterhält ſich Voltaire mit einer Kokette, die mit allem verſchwenderiſchen Putz der damaligen Toilette überladen iſt. Es folgt dann der Papſt Pius IX., Car-

dinal Wiſeman und Antonelli, dann Pater Mathew, Lord Brougham und Oliver Cromwell.

Ganz allein auf hohem Piedeſtal erhebt ſich über alle Anderen Shakeſpeare, neben ihm ſteht Havelock, der Bezwinger des indiſchen Aufſtandes, der Beſieger Nana Sahibs, der heroiſche Vertheidiger Lucknows, neben dieſem Lord Clyde, der Held an der Alma, von der Königin wegen ſeiner Tapferkeit zum Pair erhoben. An ihn reiht ſich Heinrich VIII., einer der thatkräftigſten Könige, die je das Scepter Englands in ihren Händen hielten. Er ſtürzte den Papismus und gründete die anglikaniſche Kirche, — feſter Wille und unzähmbarer Eigenſinn iſt ſeinen Geſichtszügen aufgeprägt. Er iſt umgeben von ſeinen ſechs Frauen: Catharina von Arragonien, Anna Boleyn, Jane Seymour, Anna von Cleve, Catharina Howard und Catharina Parr. — Wie Nero an Brandſtiftungen Vergnügen fand, ſo hatte Heinrich VIII. eine ſpecifiſche Leidenſchaft, ſeine Unterthanen hinrichten zu laſſen; — an ſeinen eigenen Frauen ließ er ſeine blinde Wuth aus. Seine zweite Gemahlin, Anna Boleyn, die Mutter Eliſabeths, die er hinrichten ließ, während er ſchon die Vorrichtungen zur Hochzeit mit Jane Seymour traf, muß von blendender Schönheit geweſen ſein. Ihre Couſine, Catharina Howard, wurde ſchon 18 Monate nach ihrer Vermählung mit Heinrich VIII. hingerichtet. Der Sohn Heinrich's, Eduard VI., ſchließt dieſe tragiſche Gruppe. Eine nichtsſagende Gutmüthigkeit ſpiegelt ſich auf ſeinem Geſichte ab.

Man wird dann durch ein Kleeblatt gefeſſelt, das durch höchſt intereſſante Phyſiognomien ſich auszeichnet; daſſelbe beſteht aus dem wohlgenährten Reformer Bright, der noch fortwährend für die Hebung der materiellen Intereſſen der unteren Claſſen Englands eine Lanze gegen die Tories einlegt, — dem durch eine ſcharf hervorſtehende Naſe und kluge Augen frappirenden Richard Cobden, dem England die Abſchaffung der Korngeſetze zu danken hat, und endlich dem an Patriotismus Waſhington gleich kommenden erſten Expräſidenten der Republik Liberia, Roberts.

Soll ich Ihnen ſagen, wer von Allen aber am meiſten die Aufmerkſamkeit auf ſich zog und immer von einer Gruppe von Zuſchauern umgeben war? Kein Anderer, als unſer jetzt ſo populär gewordene, preußiſcher, man darf wohl ſagen, deutſcher Miniſterpräſident, Graf Bismarck. Er ſteht in einer Ecke, nicht weit von Eduard, dem ſchwarzen Prinzen, und iſt bekleidet mit einem ſchwarzen Rock, ſchwarzer Cravatte, grauen Beinkleidern und einer gelben Weſte; — Allen imponirt die hohe Stirn und ſein durchbohrendes, ſtechendes Auge. Er ſteht da, den Zeigefinger der rechten Hand emporhebend, mit der linken denſelben Finger ſenkend, als wollte er Europa zurufen: ſo ſoll es ſein. Unter ſeiner Statue ſteht: Prince of Bismarck. — Sie ſehen hieraus, daß die Engländer es verſtehen, die Geſchichte zu anticipiren.

Bismarck gegenüber, rechts am Eingange, ſtehen nicht weniger patriotiſche Männer, — Franklin mit ſchneeweißen Haaren, in ſchwarzem Sammt gekleidet, neben ihm Waſhington. Auch die Begründerin dieſer intereſſanten Sammlung, die Madame Tuſſaud, iſt nicht vergeſſen. — Alle dieſe Figuren ſind mit künſtleriſcher Schönheit gearbeitet, und deshalb genießt dieſes Cabinet ja auch einen europäiſchen Ruf. Man kann wirklich bisweilen durch die vollendete Aehnlichkeit dupirt werden. Da ich von dem vielen Sehen etwas ermüdet war, ſetzte ich mich zuletzt auf eine, in der Mitte des Saals ſtehende, Bank, neben einem Herrn mit einer großen goldenen Brille, der bald darauf den Kopf langſam nach mir wendete. Ich wollte ihn gerade anreden, um ihn um Auskunft über etwas zu bitten, als er den Kopf ebenſo bedächtig wieder abwendete, und ein näherer Blick mich nun überzeugte, daß ich nur bei einer Wachsfigur, bei dem Staatsmann William Cobbett, ſaß. Meine Nachbarn weideten ſich an meinem Erſtaunen und meiner Verlegenheit.

Hat man ſich in dem erſten Saale hinlänglich müde geſehen, ſo gelangt man in den zweiten, in die „hall of kings“. In dieſer ſind ſämmtliche engliſche Könige ſeit Wilhelm dem Eroberer bis

auf die Königin Victoria, in dem Costume ihres Jahrhunderts aufgestellt. Wir finden hier noch einmal die ganze königliche Familie mit allen Kindern, wie sie noch klein waren. — Man gelangt von hier in das Napoleonszimmer, wo man eine hübsche Gruppirung findet: den Marquis von Anglesey, den Kaiser Alexander von Rußland, den Feldmarschall Blücher, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, den Kaiser von Oesterreich, Murat, den König von Neapel, den Marschall Ney, Napoleon selbst und Talleyrand. — An diesen Saal stößt die sogenannte „Chamber of Horrors".

Eigentlich sollten Jedem, der diese betritt, einige Schillinge geschenkt werden, statt dessen aber wird ein besonderes Entrée von denen, die diese Schreckenskammer besichtigen wollen, erhoben. Es war schon ziemlich spät geworden, ich konnte dennoch dem Verlangen nicht widerstehen, dieselbe zu sehen. Nun können Sie sich aber die eigenthümlichen Gefühle vorstellen, als plötzlich auf einmal alle Gasflammen zu erlöschen anfingen. Von einem Herrn erfuhr ich, daß dies ein Zeichen sei, sich zu entfernen, da das Cabinet präcise 11 Uhr geschlossen würde, weil die Eigenthümer gefunden hätten, daß dies das einzige Mittel sei, um die Besucher zur bestimmten Zeit aus dem Locale zu bringen. Nun, es war mir ganz lieb, denn ich hatte genug gesehen. Beinahe ebenso interessant als die Verbrecher selbst, waren die daselbst aufgestellten Modelle. Unter diesen die Original-Guillotine, vom Physiker Guillotin erfunden. Wenn derselbe hätte ahnen können, daß später an 30,000 Menschen durch diese seine Erfindung ihr Leben verlieren sollten, so hätte er sicherlich seine Erfindung nicht veröffentlicht. — Von allen Verbrecher-Physiognomien habe ich keine einzige gesehen, die nicht einen unangenehmen, Widerwillen erregenden, Zug in ihrem Gesichte hatte. Ein jedes Gesicht hatte etwas Abschreckendes, Unheimliches. Von Nana Sahib, Fieschi, Ravaillac, Murat und Franz Müller, würde ich gewiß öfters träumen, einen so widerwärtigen Eindruck haben sie auf mich gemacht, wenn nicht jeder Tag zu viel Zerstreuung und Abwechselung brächte.

In der „goldenen Kammer“ ſuchte ich die in dem Verbrecherzimmer erhaltenen Eindrücke wieder los zu werden. Dieſelbe enthält eine Menge Reliquien des Kaiſers Napoleon I., unter anderen ſein Feldbett, das er während ſeines ſiebenjährigen Aufenthalts in St. Helena brauchte, ſein Krönungsgewand, die Wiege des Königs von Rom; ferner der berühmte Wagen, in dem der Kaiſer den Feldzug nach Rußland machte, der aber in der Schlacht bei Waterloo erbeutet wurde, dann den in St. Helena von ihm benutzten Gartenſtuhl, ſeine goldene Repetiruhr, den Atlas, den er bei ſeinen Feldzügen gebrauchte und mehrere von ſeiner Hand gezeichnete Pläne enthält. Außerdem eine Menge anderer Raritäten; merkwürdigerweiſe auch den Medicinkaſten Napoleon III.

Sic transit gloria mundi war mein Gedanke, als ich ermüdet und verwirrt, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum, nach meiner Wohnung hinſchlenderte.

XLII.

Brighton.

Eine wahre Stickluft war dieſer Tage über London ausgebreitet; ſeit mehreren Tagen hatte es nicht geregnet. Wir ſtehen freilich jetzt ſchon im Herbſte, die Sonne ſcheint aber nachholen zu wollen, was ſie im Sommer unterlaſſen hat. Ich hatte eine wahre Sehnſucht, Seeluft wieder einzuathmen; in kaum zwei Stunden war mein Wunſch erfüllt.

Wie ſtark der Verkehr zwiſchen London und Brighton iſt, mögen Sie daraus abnehmen, daß von den beiden Stationen London bridge und Victoria täglich 20 Züge abgehen. Der Expreßzug, den wir benutzten, hielt nur einmal an, um ſich mit dem von London bridge kommenden Zug zu vereinigen. An den übrigen ſechs Stationen

wurde, ohne anzuhalten, vorbeigefahren. Wir paſſirten Earlwood, wo die größte Idiotenanſtalt Englands iſt; dieſelbe liegt ſehr malerisch auf einem Hügel in einer ſehr freundlichen Gegend. Sydenham mit ſeinem Glaspalaſt laſſen wir links liegen und befinden uns dann immer zwiſchen Villen und Gärten, Hügeln und Wäldern. Eine ganz kurze Strecke kommen wir durch eine Haidegegend, die erſte, die ich in England geſehen habe. Hier hörte übrigens der rothe Sandſtein auf und an ſeine Stelle trat weißer Kalkſtein. Terraſſenförmig erhebt ſich auf der Bergkette Downs das freundliche Brighton. Schon eine halbe Stunde, bevor man in die Stadt einfährt, merkt man an der friſchen erquickenden Luft, daß man ſich in unmittelbarer Nähe der See befindet. Wie ſchlecht in London die Luft iſt, können Sie daraus erſehen, daß, wenn man eine leere Porcellantaſſe einige Stunden in einem Zimmer, deſſen Fenſter geöffnet ſind, ſtehen läßt, man nach einigen Stunden den Kohlenſtaub dort deutlich darauf abgelagert findet. Einem guten Londoner Kinde ſoll man daher, wie man im übrigen England ſagt, es anriechen können, ob es aus London kömmt.

Brighton war noch im Anfange dieſes Jahrhunderts ein armſeliges Fiſcherdorf, und erſt als Georg IV. es zu ſeiner Sommerreſidenz wählte, hat es einen ſtädtiſchen Charakter angenommen. Die Stadt hat deshalb ein ganz modernes Ausſehen; ſie erſtreckt ſich in der Länge von $1^1/_2$ Stunden dem Meeresufer entlang. Die unmittelbar am Strande verlaufende Straße iſt durch eine hohe, ſteinerne Mauer gegen die Wogen der See geſchützt und iſt wohl eine der ſchönſten Promenaden der Welt. Zwei andere Straßen laufen durch die Länge der Stadt parallel mit dieſer. Wenn man die Strandpromenade als den Diameter eines Halbkreiſes auffaßt um den die Stadt peripheriſch ſich herumzieht, ſo verlaufen alle übrigen Straßen von der Peripherie wie die Radien eines Kreiſes zum Mittelpunkt der Strandpromenade.

Das war am Mittag ein Gewühl am Strande, — das ganze feine London war hier verſammelt. Brighton iſt unter allen See-

bädern der Magnet für die Ariſtokratie Englands. Wer ſich für ſchöne Pferde, elegante Equipagen, auffallende Herren- und Damentoiletten intereſſirt, der darf nicht verſäumen, einen Mittag oder beſſer noch einen Nachmittag auf der Strandpromenade in Brighton zuzubringen.

Die Saiſon dauert hier das ganze Jahr und die Winterſaiſon ſoll oft eben ſo belebt ſein als die Sommerſaiſon.

Um einen Totaleindruck zu bekommen, nahmen wir uns einen Wagen und fuhren von dem einen Ende der Stadt bis zum anderen. Glaubt man nun am Ende zu ſein, nachdem man drei engliſche Meilen zurückgelegt hat, ſo befindet man ſich plötzlich im Anfange einer ganz neuen Stadt. Es iſt dies Cliffton, das zu Brighton in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie Altona zu Hamburg, und architektoniſch ebenſo angelegt iſt. Die ſchönſten Häuſer, die Paläſte der engliſchen Ariſtokratie befinden ſich an der Strandpromenade. Abwechſelung wird herbeigeführt durch die herrlichſten, mit ſaftigen Raſen und üppig belaubten Bäumen gezierten Squares. Dieſelben ſind auch hier, wie in London, meiſtens von einem eiſernen Geländer eingeſchloſſen, da ſie ja meiſtens Privateigenthum ſind.

Nachdem wir uns Cliffton angeſehen hatten, fuhren wir nach dem höchſten Punkte der Stadt. Es befindet ſich daſelbſt in einem wohlunterhaltenen Park die Trinkanſtalt von künſtlichen und natürlichen Mineralwaſſern. Der Beſitzer derſelben iſt ein Deutſcher und hat durch Ueberpflanzung der Struve'ſchen Mineralwaſſer auf engliſchen Boden es hier zu einer angenehmen und pecuniär vortheilhaften Stellung gebracht. Doch erzählte er mir, daß, ſeitdem der deutſche Arzt Dr. Frey in Brighton geſtorben ſei, der Verbrauch der Mineralwaſſer abgenommen habe. Hier ſteht Alles unter dem Einfluß der Faſhion. Dieſer Terminus entſpricht nicht ganz dem Worte Mode. Er ſagt vielmehr noch Etwas, was ſich eigentlich gar nicht definiren läßt. Wenn man die Engländer nach dem Grunde von dieſem oder jenem fragt, ſo erhält man ſehr oft

keine andere Antwort als, daß es Faſhion ſei. So gehört es jetzt auch in Brighton zur Faſhion, neben den Seebädern die Struve'ſchen Mineralwaſſer zu benutzen. Von hier aus genießt man die ſchönſte Ausſicht über die unter Einem lagernde Stadt und das weite Meer.

Nachdem wir uns an der großartigen Ausſicht weidlich ſatt geſehen, begaben wir uns nach dem ſüdlichen Theil der Stadt. Das ſchön gelegene Hospital wurde bloß von Außen beſichtigt. Ich wollte, da ich in London täglich Hospitäler beſucht hatte, mir meine heitere Stimmung nicht durch den Anblick der traurigen Kranken verderben. Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch ſo geht. Zum wirklichen Genuß des Lebens, ſei es, daß ich mich dem Eindrucke des ſchönen Wetters, oder der Schönheit der Natur hingebe, kann ich nur gelangen, wenn ich den Arzt gänzlich abgeworfen habe. Zu Hauſe laſſen mich die ſchlimmen Kranken, deren man, auch zur geſündeſten Jahreszeit, einige doch immer hat, niemals zu einer harmoniſchen Stimmung des Geiſtes kommen, wie ich ſie auf meinen Reiſen fortwährend habe. Meine Frau pflegt deshalb immer zu ſagen, ich ſei ein ganz anderer Menſch, ſo wie ich Bremen hinter mir habe und Keiner würde den beſtändigen Humor bei mir dort ſuchen, den ich auf Reiſen ſtets entwickle.

Es begegnete uns eine große Schaar von Kindern, von ihren Lehrern begleitet. Sie ſollten einen tea-fight halten, wie man es hier nennt. Unſere Aufmerkſamkeit wurde durch eine große Menge von Menſchen in Anſpruch genommen, die den Eingang in den chineſiſchen Palaſt zu gewinnen ſuchten. Chineſiſchen Palaſt! denken Sie, giebt es denn in Brighton chineſiſche Paläſte! Nun doch. Wenn man dieſen erblickt, ſo ſollte man wähnen, man befände ſich in Pecking oder Nanking. König Georg IV. zeichnete ſich bekanntlich durch wunderbare Bizarrerien und einen barocken Geſchmack aus. Wahrſcheinlich hätte er ſich beſſer zu einem Beherrſcher des himmliſchen Reichs geeignet, als zu einem Könige des conſtitutionellen Großbritanniens. Dieſer Palaſt legt ein beſtändiges Zeugniß ſeines

eigenthümlichen Geſchmackes ab. Es iſt ein ausgedehntes Gebäude, an dem alle Stile des Morgenlandes verſchwendet ſind. Daher macht es bald den Eindruck einer Moſchée, bald den einer Pagode; es iſt mit unzähligen Minarets und Kuppeln überladen; zum Glück iſt der anſtoßende Park nicht in dieſem indiſch-chineſiſchen Stile angelegt; das Ganze macht aber doch einen ſo eigenthümlichen Geſammteindruck, daß man wähnen könnte, man befände ſich in den ſchwebenden Gärten der Semiramis.

So gern Georg IV. hier weilte, ſo wenig theilte Prinz Albert ſeinen Geſchmack. Er ſoll nur ein einziges Mal in Brighton geweſen ſein. Die Königin Victoria verkaufte deshalb der Stadt dieſen mit ſo enormen Koſten hergeſtellten Palaſt. Die jeden Herbſt Statt findende Blumenausſtellung war die Urſache des großen Conflurs von Menſchen. Sie war in der That werth geſehen zu werden und übertraf Alles, was ich bisher in dieſem Genre geſehen hatte. Namentlich die auſtraliſche Flora war durch ſeltene und ſchöne Exemplare vertreten. Am vorzüglichſten von allen verſchiedenen Species war die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Farrenkräuter. Es waren viele darunter, die ich noch nicht kannte; eine Art hatte ganz feine, zarte Blätter; der Saum jedes Blattes war mit einer goldgelben Contour eingefaßt; fielen die Strahlen der Sonne hierauf, ſo gab dies einen wunderbar ſchönen Anblick ab. Alle Obſtarten, Weintrauben, Pfirſiche, Aprikoſen u. ſ. w. ſah ich hier in einer Vollkommenheit und Größe, wie ich ſie in Frankreich und Deutſchland nie geſehen habe. Als ich mich nach der Urſache hiervon erkundigte, da mir dies mit dem Klima Englands in Widerſpruch zu ſtehen ſchien, wurde ich auf die Kohle, die ja überhaupt den Reichthum Englands bedingt, hingewieſen. Alle dieſe Früchte waren in den Gewächshäuſern getrieben; durch die Kohlen wird eine ſolche tropiſche Hitze entwickelt, wie die Natur ſie weder in Frankreich, noch Deutſchland hervorbringen kann.

Man kann kaum in einer engliſchen Stadt verweilen, ohne nicht irgend ein großartiges Bauwerk ihrer Ingenieure bewundern

zu müſſen. Nicht die abſolute Nützlichkeit, ſondern die reine Liebe für ſolche Rieſenwerke ſcheinen manchen von dieſen den Urſprung gegeben zu haben. Zu dieſen gehört die am Mariae Square gelegene, 400 Schritt in's Meer hineingebaute, eiſerne Kettenbrücke. Die Beſichtigung derſelben koſtet 2 *d.* und wenn man abonnirt, monatlich 2 ₰. Da man nirgends ſchönere und reinere Seeluft einathmet, als auf dieſer, wie eine in's Meer hineinragende Mola, ſo iſt dieſelbe immer ſehr belebt. Auch Reſtaurationen befinden ſich darauf, um den von der Meeresluft verſtärkten Appetit zu befriedigen. Daß die unvermeidlichen Wageſtühle auch nicht fehlten, brauche ich Ihnen wohl kaum zu bemerken. Die Eigenthümerin war ein junges Mädchen von 16 Jahren; ſie ſchien kein anderes Land als England zu kennen, am wenigſten ſchien es ihr in den Sinn zu wollen, daß andere Länder andere Pfundarten haben könnten. Dieſe Anſicht ſchien ſie wirklich zu verwirren. Als meine Frau ſich hatte wägen laſſen und von ihr erfahren wollte, in welchem Verhältniß das engliſche Pfund zum deutſchen ſtehe, gab ſie ihr die lakoniſche Antwort: a pound is a pound and a stone is a stone.

Eine zweite Promenade befindet ſich unterhalb der Strandallee, unmittelbar am Meer. Man könnte dieſe die untere Strandpromenade nennen. Die obere Promenade iſt durch eine hohe, aus Kieſel und weißem Sandſtein gebaute, Mauer geſchützt, unmittelbar an dieſer, auf gleichem Niveau mit dem Meere befindlich — die Mauer mag circa eine Höhe von 20—25 Fuß haben — verläuft die untere Promenade. Dieſelbe iſt aber nur für Fußgänger und hat den Vortheil, daß ſie vor Nord- und Nordoſtwinden gänzlich geſchützt iſt.

Sie ſehen aus Allem, wie ſehr hier für den Comfort und die Bequemlichkeit der Patienten Sorge getragen iſt. Dieſe Mauer iſt mit einem Koſtenaufwand von 100,000 £ Strl. hergeſtellt.

Brighton hat in Deutſchland auch durch das jetzt freiwillige Exil des großen Philoſophen und Denkers Arnold Ruge eine po-

puläre Berühmtheit erlangt. Daß Ruge gern hier weilt, wird Jedem klar werden, der ſich ſelbſt von Brightons mildem Klima, herrlicher Lage und geſunder Luft überzeugt hat.

XLIII.

London.

Auf einem slow stopping train, bei uns würde man es einen Bummelzug nennen, kehrten wir heute Mittag nach London zurück. Den Nachmittag verwandte ich dazu, die Weſtminſter-, Waterloo- und London bridge zu beſehen. Wenn man die geringe Entfernung Orfords von London in Betracht zieht und den jungfräulichen Charakter der Themſe dort in Augenſchein genommen hat, ſo traut man kaum ſeinen Augen, wenn man ſieht, wie dieſelbe hier bei London ſo raſch ſich verändert hat. Da in handelspolitiſcher Hinſicht London das Herz Europas genannt worden iſt, ſo könnte man die Themſe die Aorta des Verkehrs nennen. Sehr charakteriſtiſch nennen die Engländer ſelbſt ſie den silent highway.

London bridge theilt die Themſe, ſo weit ſie London durchſtrömt, in zwei ganz getrennte, verſchiedenartige Theile. Der oberhalb dieſer Brücke fließende Theil hat gewiſſermaßen nur die Beſtimmung, durch Brücken die Verbindung zwiſchen dem rechten und linken Themſeufer herzuſtellen. Denn der Verkehr für alle Seeſchiffe geht nur bis London bridge. Oberhalb derſelben befahren nur ſolche Schiffe den Strom, die die Größe haben, daß ſie mit ihren Maſten die Bogen der Brücken paſſiren können. Von London bridge fahren unaufhörlich Dampfböte nach Chelſea. Ein Blick mitten von der London bridge, deren mittelſter Bogen mit einer Spannung von 152 Fuß der großartigſte und ſchönſte aller Brücken der Welt ſein ſoll, verſchafft Jedem ein klares und deutliches Bild

von dem Gewühl und Getreibe dieſer Weltſtadt. Der Bau dieſer Brücke koſtete 2 Millionen £ Strl. Benutzt man das Dampfſchiff, ſo paſſirt man der Reihenfolge nach die Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Hungerford-, Weſtminſter-, Vaurhall-, Victoria-, Chelſea- und Batterſea-Brücke. Von dieſen hat die Weſtminſter-Brücke einen entſchieden ariſtokratiſchen Charakter. Sie liegt unmittelbar dem Parlamentsgebäude gegenüber.

Als gewiſſerhafter Reporter muß ich Ihnen melden, daß ich, meiner Frau zu Liebe, auch die prächtigen Londoner Läden einer Ocularinſpection unterwerfe; to go a shopping iſt den Damen Londons ein geiſtiges Bedürfniß. So knapp meine Zeit hier iſt, da ich Alles, was zu beſehen iſt, mitnehme und täglich verſchiedene Hospitäler hier beſuche, ſo konnte ich ihrer Bitte nicht widerſtehen, ſie nach einem der großartigſten Etabliſſements dieſer Art in der regent street zu begleiten.

Dieſer Familienladen übertrifft in der That Alles, was ich bisher in dieſer Art geſehen hatte. Man konnte ſich hier von der Wiege an bis zum Grabe mit allen für das Leben, für die Nothdurft und den Luxus nothwendigen Gegenſtänden ausrüſten. Nur eins fehlte: der Sarg. Großartig war die zu dieſem Etabliſſement gehörende Werkſtätte, wo die Nähmaſchinen arbeiteten und die Gardinen zu den Fenſtern und Bettvorhängen hergerichtet wurden. Man ſieht nämlich hier in England ſelten Betten ohne Vorhänge. Dieſelben beſtehen aus Seide und Halbſeide und wird großer Luxus in dieſem Artikel getrieben. Vom mediciniſchen Standpunkte fielen mir ſtets die dünnen Decken auf; führte ich auf Reiſen meine wollenen Decken und Plaids nicht ſtets bei mir, ſo würde mich öfters gefroren haben. Die Engländer müſſen wirklich mehr Kälte vertragen können; oder es iſt eine Wirkung des eigenthümlichen Klimas hier, das ſich mit kurzen Worten dahin charakteriſiren läßt, daß man neun Monate keinen Winter und drei Monate keinen Sommer hat.

Erwähnen muß ich noch die prachtvolle side board, die in

den oberen Sälen dieſes, durch mehrere Straßen hin ſich erſtreckenden, Magazins ſich befindet. Sie wurde für die erſte Londoner Induſtrieausſtellung angefertigt, gewann dort den Preis, fand aber keinen Käufer, weil ſie 2000 £ Strl. koſtet.

Die Großartigkeit dieſes Magazins können Sie daraus abnehmen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Eigenthümer zur Anfertigung der verſchiedenen Deſſins zwei Künſtler beſoldet, deren jeder jährlich 500 £ Gehalt bezieht; alſo ſo viel, wie bei uns die Miniſter der, Gott ſei Dank jetzt weniger gewordenen, Raubſtaaten.

Der Eigenthümer führte uns mit der größten Liebenswürdigkeit durch alle Räume und es ſchien ihm wirklich Vergnügen zu machen, uns Ausländern Alles erpliciren zu können.

XLIV.

London.

Heute will ich Ihnen von meiner Bekanntſchaft mit Dr. Savory erzählen. Wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb, hatte Dr. Waters in Cheſter die Freundlichkeit gehabt, mir einen Empfehlungsbrief an ihn mitzugeben. Die engliſchen Aerzte ſollen im Allgemeinen für die fremden Aerzte ſchwer zugänglich ſein. Wie durch Tradition hat ſich dieſe Anſicht unter den deutſchen Aerzten fortgepflanzt, und ſehr oft hatten Freunde und Bekannte von mir, die in früheren Jahren London beſuchten, die Richtigkeit dieſer Anſicht beſtätigt.

Ich ſelbſt habe nun gerade das Gegentheil gefunden. Ich glaube nicht, daß wir deutſchen Aerzte mit größerer Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Theilnahme fremden Aerzten entgegenkommen können, als ſie mir überall von ärztlicher Seite in England zu Theil wurde. Zu meinen angenehmſten Bekanntſchaften gehört

Dr. Savory. Wenn in dieſem Augenblicke Lawrence und Ferguſon im Auslande die berühmteſten Chirurgen Londons ſind und auch hier noch als Leaders angeſehen werden, wenn auch Keiner von ihnen den Ruf genießt, den Benjamin Brodie genoß, ſo könnte man Profeſſor Savory als die aufgehende chirurgiſche Sonne Englands bezeichnen. Er wohnt in der broad street, nicht weit von Oxford street, in einer Gegend, die früher zu einer der faſhionableſten Londons gehörte und nur von Lords und engliſchen Grundbeſitzern bewohnt wurde. Dieſelben ziehen ſich aber immer mehr nach dem Weſtende der Stadt, und in den Straßen, wo früher kein einziger Laden geſehen wurde, ſieht man jetzt ſchon Laden an Laden. Die ſchönſten dieſer ehemaligen Lordsſitze werden jetzt von Aerzten bewohnt, die ja nun einmal in allen Gegenden der Stadt wohnen müſſen. Dieſer Theil Londons erinnerte mich lebhaft an die Langenſtraße Bremens. Man ſieht dort jetzt nur noch einige ſchöne gothiſche Giebelhäuſer; vor fünfzig Jahren wohnte hier die Ariſtokratie Bremens; jetzt befinden ſich daſelbſt kaum etwas Anderes als Comptoire; die alten prächtigen Häuſer läßt man verfallen oder erſetzt ſie durch neue, in gar keinem Stile aufgeführte, und die Reichen, die früher dieſen Stadttheil bewohnten, haben im Oſten der Stadt ſich ein neues Weſtend gebaut.

Auch Savorys Haus gehörte wahrſcheinlich früher einem reichen Lord. Sein Entréezimmer war mit prachtvoll getäfelten Wänden und Decken geziert. Die ſchönſten Kupferſtiche dienten dazu, den wartenden Patienten die Langeweile zu vertreiben. Uebrigens fehlte auch nicht die unvermeidliche „times“. Jeder Arzt hält eines der geleſenſten Blätter für ſeine Patienten, und die auf den verſchiedenen Tiſchen ausgebreiteten Bücher ſind auch zur Lecture beſtimmt. Unaufgefordert macht jeder Patient davon Gebrauch, ſich ſo die Zeit zu vertreiben. Savory ſteht zu Anfang der Vierziger. Er iſt ein großer ſchlanker Mann, hat ſcharf markirte Geſichtszüge, etwas ſehr Ruhiges und Beſonnenes in ſeinem ganzen Weſen. Seine ſchönen blauen Augen ſcheinen ihren Blick nach

einwärts zu richten; ſie verrathen den tiefen Denker. Dabei iſt Wohlwollen und Milde ſeinem ganzen Weſen aufgedrückt. Ich kann mir lebhaft denken, wie wohlthuend den Patienten eine Erſcheinung wie Savory ſein muß, und kann mir bei ſeinem gründlichen Wiſſen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſeine große Praxis, die er hat, ſehr gut erklären. Er ſoll jetzt zu den beſchäftigtſten Praktikern gehören. Sehr charakteriſtiſch für die Engländer iſt, daß man nie von der Praxis im Allgemeinen ſpricht, ſondern von dem, was ſie einbringt.

Der Werth des Menſchen wird hier allein nach ſeinen Erfolgen beurtheilt. Bloß gelehrte, allein ſchriftſtellernde Aerzte würden hier als eine Utopie angeſehen werden. Kein Volk trägt ſo den vollendeten Thatſachen Rechnung, als das engliſche. Wenn man von einem Arzte ſagt: how moch is he worth, ſo meint man daher hiermit nicht ſeinen ethiſchen oder wiſſenſchaftlichen Werth zu eruiren; dieſe Frage bedeutet nichts anderes als: wie hoch belaufen ſich die Einnahmen deſſelben.

Auch ein Profeſſor der Phyſiologie würde hier nichts vorſtellen, wenn er nicht zugleich durch ſeine praktiſchen Leiſtungen als Arzt oder Wundarzt ſich auszeichnete. Von den meiſten Profeſſoren an den mediciniſchen Schulen Londons ſind ſelbſt die, welche über theoretiſche Fächer leſen, entweder als physician oder surgeon an einem der erſten Hospitäler angeſtellt. So iſt Savory Profeſſor der Phyſiologie an der Schule des St. Bartholomäushospitals und zugleich Wundarzt an demſelben. Nun denken Sie ſich einmal einen deutſchen Profeſſor der Phyſiologie als Wundarzt. Selbſt Albrecht von Haller, der der vielſeitigſte Arzt war, den Deutſchland je hervorgebracht hat, war unfähig auch nur die kleinſte chirurgiſche Operation an einem Lebenden zu verrichten.

Heute holte ich Profeſſor Savory aus ſeiner Wohnung ab. Wie alle engliſchen Aerzte fährt er einſpännig. Wäre das Londoner Pflaſter nicht ſo ausgezeichnet, näherte es ſich dem Bremer Pflaſter,

ſo würden auch die hieſigen Aerzte wohl genöthigt ſein, zweiſpännig zu fahren, wie wir beſchäftigten Aerzte Bremens leider es müſſen. Fremde haben uns dies oft als Luxus ausgelegt, was es aber in Wahrheit nicht iſt. Wäre es Luxus, ſo würden die Droſchkenkutſcher wohl nicht auch alle zweiſpännig fahren; in ganz Bremen treffen Sie aber keine einſpännige Droſchke. Der Arzt ſoll aber doch wohl nicht unter dem Droſchkenkutſcher ſtehen! Savory verdanke ich die genaueſten Nachrichten über die engliſchen Medicinalverhältniſſe. Er iſt nicht Mitglied des college of physicians, ſondern reiner surgeon, auch hat er nicht den Doctortitel ſich erworben. Als Schriftſteller hat er ſich durch manche werthvolle Eſſays in der „Lancet“ über phyſiologiſche Gegenſtände und vergleichende Anatomie einen Namen gemacht. Er erzählte mir, daß er einen Aufſatz über Pyämie unter der Feder habe, der nächſtens in der „Lancet“ erſcheinen würde. Für jeden Beſuch nimmt er eine Guinee. Da ich ſo viele widerſprechende Anſichten über das Honorar der engliſchen Aerzte vernommen hatte, ſo bat ich eine in dieſen Verhältniſſen ſehr genau unterrichtete Dame, die ich in London hatte kennen lernen, mir ihre Erfahrungen darüber mitzutheilen. Dieſelbe ſchrieb mir geſtern wörtlich Folgendes, das ich nicht unterlaſſen kann, Ihnen auch zu ſchreiben, da es ſicherlich der Wahrheit am nächſten kommt:

„Physicians rank before surgeons, when they become members of the college of physicians and they then take guinea fees. Of late years since it has not been the fashion to take such quantities of physic the general practitioners are paid by the visit; some give 3 some 4 vitits for a guinea, then they are not paid at the time, which I am sure is a bad plan, but they send in a bill, which no one likes at the end of the year.

Dr. Hensley is I think 5 shill. a visit and he sends medicine for which he charges the same as a chemist. Dr. Lavies has 5 shill. a visit but he has nothing to do with

sending medicine, he writes a prescription and his patient get it made up.

Now this class of Drs. are very angry with the physicians, as they say the latter ought to take a guinea ever visit, if not they interfere with them.

A confinement is from 5—25 £. Dr. Farre and We expect the latter, but in London there are different peop for differents things. In the country one does all. Th country practitioner would attend a fever, a confineme or a broken leg. A Sir Thomas Watson would not vi it in the country, he would not attend a regular illness, he is only a consulting physician. This latter class, who are the oldest men in the profession, receive two guineas every time a consultation takes place. Any man, who calls himself a physician and is a fellow of the college has no right to say his fee is less than one guinea though he may decline taking one. I saw Dr. Lavies a fews days ago, he says, all I have told you on the subject of fees is correct; he spoke strongly against those who are M. D. (of the college of physicians) taking the same fees as a general practitioner, he does not think there are many country places where a physician would get on, unless he had a private fortune and he says a man must attend ladies if they are general practitioners in the country; in fact ladies are the most profitable.

Savory zeigte eine Vertrautheit mit den Fortſchritten der deutſchen Phyſiologie, daß ich ihm meine Verwunderung darüber ausdrückte. Was für einen Engländer ſehr viel iſt, er gab ſelbſt zu, daß Deutſchland durch ſeine Leiſtungen in der Phyſiologie den erſten Rang mit einnehme. Brück, Budge, Henle, Baer u. ſ. w. hatte er alle auf's Genaueſte ſtudirt. Er erzählte mir ferner, daß bis vor wenigen Jahren die Ueberſetzung von Johannes Müller beinahe das einzige Handbuch geweſen ſei, nach dem an den verſchie-

denen Hospitälern die Physiologie vorgetragen sei. Virchow steht auch hier in hohem Ansehn, und es ist in diesem Augenblick wohl kein Mann unter den englischen Aerzten so populär als er. Bis 11 Uhr Vormittags bleibt Savory gewöhnlich zu Hause; er theilt bis zu dieser Stunde Consultationen aus. Es ist hier Sitte, daß die Aerzte weit häufiger als bei uns in ihrer Wohnung von ihren Patienten aufgesucht werden; nur die schlimm Kranken werden von dem Arzte besucht. Nachdem Savory dann seine Abtheilung auf dem Hospital besucht, absolvirt er bis 5 Uhr Nachmittags seine Privatpraxis. Wenn nicht besondere Fälle eintreten, so bleibt er dann zu Hause. Als ich ihn nach der Durchschnittszahl der Besuche fragte, die die beschäftigtsten Praktiker täglich machten, nannte er mir die Zahl 15—25. Ein gut beschäftigter Arzt verdiene täglich seine 10 £ Strl. Aerzte mit Einkommen von 5—6000 £ Strl. gebe es sehr viele in London. Sie sehen, verehrtester Freund, um wie viel bequemer die Aerzte Londons im Vergleich zu uns in Bremen es haben. Er wollte daher kaum glauben, als ich ihm erzählte, daß ich durchschnittlich 60 Besuche, sehr oft auch 80—90, ja über 100 Besuche mache.

Die geringen Ansprüche, die das Publicum an die Aerzte macht, ist nun auch die Ursache, daß die meisten von ihnen Zeit, Muße und Lust genug übrig behalten, um sich wissenschaftlich auszubilden und den Fortschritten der Kunst auf's Genaueste zu folgen. Alle hervorragenden Aerzte, seien es nun physicians oder surgeons, bekleiden entweder eine Professur an einer der zahlreichen medicinischen Schulen Londons oder irgend eine Stelle als dirigirender oder consultirender Arzt an einem Hospitale; viele, wie z. B. Savory, verbinden beides miteinander. Hierdurch kommt die praktische Richtung, die wie ein rother Faden seit Alters her durch die englische Medicin und Wissenschaft sich hinzieht. Solche speculative Neuerungen und theoretische Systeme, wovon die Geschichte der deutschen Medicin uns so viele Beispiele zeigt, sind in England etwas Unbekanntes. Auch Brown war eigentlich kein Systematiker in deutschem Sinne; er verkörperte, symbolisirte eigentlich nur

den damaligen Charakter der engliſchen Medicin; allein er fehlte darin, daß er bloß die Quantität der Reizmittel accentuirte und die Qualität ganz außer Auge ſetzte. Die reizende Behandlung der Krankheiten iſt aber nichts Neues in ſeinem Syſtem; auch die heutigen Engländer erblicken in den meiſten Krankheiten einen aſtheniſchen Charakter, und Sie würden ſich wundern, mit welchen Reizmitteln hier ſelbſt die fieberhaften Krankheiten behandelt werden, wie die Kranken ſich hier bei ihrem Brandy gut befinden und raſch geneſen, wo ihnen auf dem Continente Haferſchleim und eine solutio nitrosa verordnet würde. Es iſt mir dieſer Tage ſo recht klar geworden, welch einen großen Einfluß die ſociale Stellung der Aerzte auf die ganze Wiſſenſchaft ausübt; nur dieſer Stellung der Aerzte verdankt die engliſche Medicin die innige Verſchmelzung und Verwachſung von Theorie und Praxis. Eben weil die Aerzte nicht ſo ganz in der Praxis untergehen, behalten ſie auch Sinn für die Theorie und rein wiſſenſchaftliche Unterſuchungen. In Deutſchland iſt es bei dem beſten Willen den Praktikern oft unmöglich ſich weiter zu bilden, eben weil es ihnen an Zeit mangelt. Die engliſchen Aerzte haben plenty of Time, weil das Publicum ſie beſſer bezahlt.

Dabei ſind die engliſchen Aerzte aber durchaus nicht unempfindlich gegen äußere Ehren. Dies können Sie daraus abnehmen, daß die Stellen an den Hospitälern als eine reine Ehrenſache aufgefaßt werden. Nur die house surgeons und die dressers werden bezahlt und zwar ſehr gut; die leitenden Aerzte der Abtheilungen, ſo wie die conſultirenden Aerzte verſehen ihre Stelle gratis. Es iſt eben ein bloßer Ehrenpoſten. Und doch findet eine ſo große Bewerbung um dieſe Stellung Statt, daß man in Deutſchland ſo etwas kaum für möglich halten würde. Das Publicum ſtellt aber ſeit Alters diejenigen Aerzte am höchſten, die eine Stelle an irgend einem berühmten Hospitale bekleiden. Die Ehre wird alſo indirect dadurch belohnt, daß ſolche Aerzte immer größeres Vertrauen genießen, als die, welche keine Stelle an einem Hospitale haben.

Doch ich muß abbrechen. Meine kleine Frau drängt mich, das ſchöne Wetter zu benutzen und einen Spaziergang im Regent Park mit ihr zu machen. Leben Sie wohl.

XLV.

London.

In meinem vorigen Brief ſchrieb ich Ihnen, daß jeder bedeutende Arzt darnach ſtrebt, eine Stelle an einem Hospital zu bekommen. Man darf dreiſt behaupten, daß in der Regel nur die tüchtigſten und würdigſten die Hospitalſtellen bekleiden. In Deutſchland iſt dies bekanntlich nicht immer der Fall. Während dort die Hospitäler entweder Staatsanſtalten ſind oder auf Koſten einer Gemeinde hergeſtellt, unter der Aufſicht des Staats verwaltet werden, ſo ſind hier beinahe alle Hospitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten Privatinſtitute. In keinem Lande der Welt iſt der Wohlthätigkeitsſinn ſo ausgebildet, als in Großbritannien. Nirgends möchte man daher auch wohl mehr und beſſere Hospitäler antreffen. Während in Paris ſämmtliche Hospitäler auf Staatskoſten erbaut ſind und unterhalten werden, giebt es meines Wiſſens in London kein einziges Staatshospital. Welch ein Unterſchied beſteht aber zwiſchen einem Pariſer und Londoner Hospital! Es iſt noch nicht lange her, daß im Hotel Dieu die Kranken zu je vier in einem Bette lagen, und daß die Sterblichkeit in demſelben ſo groß war, daß dieſelben nicht als Wohlthätigkeitsanſtalten von Rechtswegen aufgefaßt werden dürften. Je kleiner ein Hospital iſt, deſto eher wird es ſeinem Zwecke entſprechen; die Hospitäler mit ein paar tauſend Betten, wie die Pariſer, werden am wenigſten ihren Zweck erfüllen. Ich glaube, daß in London kein Hospital gefunden werden kann, das über 800 Betten hat.

Wenn dies ſchon ein Hauptgrund iſt, daß das Mortalitätsverhältniß in den Londoner Hospitälern ein weit günſtigeres iſt als in den Pariſern, ſo kommt noch hinzu, daß die ganze Verwaltung eine beſſere iſt. Eine ſtaatliche Verwaltung iſt immer eine abſolute, wo dem Nepotismus und der Coterie Thür und Thor geöffnet iſt. Die Verwaltung von Privatleuten dagegen wird nach demokratiſchen Principien gehandhabt. Wenn in England einige ihren Wohlthätigkeitsſinn bekunden wollen, ſo erlaſſen ſie einen Aufruf zur Gründung einer milden Stiftung oder eines Hospitals. Jeder, der ſich verpflichtet, einen jährlichen Beitrag von 1—2 Guineen zu geben, hat nicht bloß das Recht, dafür einen Kranken hinzuſchicken, ſondern hat auch ein Votum in der Generalverſammlung. Alle dieſe Subſcribenten nennt man trustees. Sie wählen aus ihrer Mitte die governors, die die Verwaltung des Hospitals übernehmen und der Generalverſammlung jährlich oder halbjährlich Rechnung ablegen müſſen. Die Wahl der Aerzte folgt nach Stimmenmehrheit von den trustees. Die Bewerbung um ſolche Stellen iſt in der Regel eine ſehr hitzige. Die Candidaten treten öffentlich als ſolche in den Blättern auf. Jeder Candidat hat natürlich auch ſeine Partei. Dieſelben halten vor der Wahl Vorverſammlungen, in den alle Eigenſchaften der Candidaten öffentlich einer Kritik unterworfen werden. Daß hierbei weit weniger ein Irrthum möglich iſt als in Deutſchland, wo die meiſten Hospitalärzte direct von der Regierung angeſtellt werden, liegt auf der Hand. Die öffentliche Meinung über einen Arzt iſt eine viel unparteiiſchere Richterin. Ich habe nie gefunden, daß im Publicum hier irgend ein Mißtrauen gegen ein Hospital exiſtirt, während in mehreren Gegenden Deutſchlands die Hospitäler mit den Gefängniſſen in eine Kategorie geſtellt werden. Dies kommt aber oft bloß daher, daß an ihnen abſolut unfähige Menſchen als Aerzte fungiren.

Augenblicklich iſt die Stelle eines Arztes an dem Mancheſter Krankenhauſe vacant. Es wird Sie gewiß intereſſiren, wenn ich Ihnen die von den beiden Candidaten in der Mancheſter-Zeitung

veröffentlichte Bewerbung citire. Der Aufruf des einen Candidaten Dr. Morgan lautet wörtlich folgendermaßen:

To the trustees of the Manchester Royal Infirmary.

My Lords, Ladies and Gentlemen, — In offering myself as a candidate for the vacant appointment of physician to the Manchester Royal Infirmary, I beg leave respectfully to submit to your kind consideration the grounds upon which I venture to solicit the favour of your vote and interest.

After graduating in classical honours at the University of Oxford, I enjoyed the privilege of becoming acquainted with several of the more famous European schools of medicine during a continental tour. On my return to England I prosecuted my professional studies at the hospitals of Middlesex and St. Mary's in London; and at the close of my career was duly elected a member of the Royal college of physicians in London, obtaining at a later period the degree of Doctor of Medicine from the University of Oxford. Soon after my arrival in Manchester, upwards of five years ago, I was elected Honorary physician to the Royal Salford Hospital, and since then have earnestly endeavoured to promote the interests of that Institution, both in labouring among the poor of that district and also in assisting to bring about the enlargement and complete reorganisation of the building destined to receive them. In the early part of the year 1862, I was elected Honorary Secretary to the Manchester and Salford Sanitary Association, and during the intervening years have devoted much time and thought to the compiling of those reports, which periodically appear under the auspices of that Society. The Manchester Nurse Training Institution is another public charity it has been my privilege to assist in organising and as Honorary Secretary I am still

engaged in furthering its objects. For three successive years I have lectured upon pathology to the students of the Manchester Royal shool of Medicine. So soon as permitted by the rules of the infirmary I shall take the liberty of laying before you a copy of my testimonials. In the sincere hope that you will honour me with your confidence and that that confidence may not be misplaced, I remain, my lords, ladies and gentlemen your most obedient servant. Unter dieſer Bewerbung befindet ſich der Aufruf zu einer Verſammlung der Morgan'ſchen Partei.

Um dem Publicum das Vergleichen leicht zu machen, läßt in derſelben Rubrik der Gegencandidat ſich folgendermaßen vernehmen:

To the trustees of the Manchester Royal Infirmary.

My Lords, Ladies and Gentlemen, — I had the honour of requesting your votes some days ago as a candidate for the office of physician to the Manchester Royal Infirmary, and it is necessary for me to present myself before you again, in order to state more fully some of the claims, on which I rely in seeking to obtain your support. After a prolonged course of study in the provinces and at University College, London, and after holding in succession the offices obtained by competitive examination, of house surgeon and physician's assistant to the hospital attached thereto, and passing in the first division two of the examinations for the degree of bachelor of medicine of the University of London, I commenced my professional career fourteen years ago. While actively engaged in public and private practice, I passed the final examination for the bachelor of medicine degree in 1859 also in the first division and two years subsequently the examination for the degree of doctor of medicine of London, which, as is well known to my profession, is the severest test of close study and medical knowledge in the

three kingdoms. The confidence of a large member of my own profession is shown by my being elected one of the Honorary Secretaries of the British Medical Association, a society of more then 2,500 medical men and I am also editor of the „Transactions of the Manchester Medical Society", the only local society for scientific medical purposes.

As a member of the Committee of the Manchester Sanitary Association, I have endeavoured to urge on the community measures for the prevention of epidemic disease and bear my share of the responsibility for the useful reports on the public health, which appear from time to time in the local papers. I may lay claim to having almost alone founded the Manchester Southern Hospital, to which I am physician and which promises to become one of our most valuable institutions in aid of the sick poor of the southern districts of thiscity. Having thus briefly laid before you some of thegrounds, which, I trust, justify me in hoping for your assistance, I have the honour to be, mylords, ladies and gentlemen your very obedient servant. Henry Simpson.

Bei allen größeren Hospitälern ſind conſultirende Aerzte und Wundärzte, Aerzte und Wundärzte für die einzelnen Abtheilungen und Aſſiſtenzärzte und Aſſiſtenzwundärzte angeſtellt.

Alle größeren Hospitäler ſind mit einer mediciniſchen Schule, wir würden ſagen, einer mediciniſchen Facultät, verbunden; ein Beſuch derſelben genügt, um vor irgend einer der geſellſchaftlichen Corporationen zum Examen zugelaſſen zu werden. Seitdem Joſeph Frank, Horn und Mühry ihre Berichte über die engliſchen mediciniſchen Verhältniſſe veröffentlichten, hat ſich Manches darin verändert. Ich kann deshalb nicht unterlaſſen, Ihnen über den gegenwärtigen Zuſtand derſelben folgende Notizen zukommen zu laſſen. Dabei bemerke ich, daß die größten und wichtigſten Hospitäler von mir ſelbſt beſucht worden ſind. Auf einige werde ich ſpäter noch

zurückkommen. Um Ihnen eine Ueberſicht zu geben, möge vorläufig Folgendes dienen.

1) Das St. Bartholomäus-Hospital. Daſſelbe iſt eines der älteſten, indem es ſchon im Jahre 1102 durch Rahere gegründet wurde. Als conſultirender Wundarzt fungirt an demſelben Dr. Stanley; als Aerzte die Drs. Burrows, Farre, Jeaffreſon und Black; als Wundärzte Lawrence, Skey, Wormald, Paget und Savory; als Aſſiſtenzärzte Drs. Kirkes, Martin, Edwards und Harris; als Aſſiſtenzwundärzte die Herren Coote und Holden. Dieſes Hospital verpflegt jährlich 6000 Patienten in ſeinen Wards; outpatients (ſolche, die in demſelben Arzneien und Rath empfangen) dagegen jährlich 89,000. Es enthält 650 Betten; 420 ſind für chirurgiſche Fälle und Augenkrankheiten beſtimmt. Verbunden mit demſelben iſt eine kliniſche Schule. Das Sommerſemeſter beginnt am 1. Mai und endet Anfangs Auguſt; das Winterſemeſter beginnt am 1. October und endigt am 31. März. Im Winter leſen über innere Medicin Drs. Black und Kirkes. Dieſes Colleg wird drei Mal wöchentlich geleſen und koſtet 5 £ Strl. 5 Shill.; über Chirurgie lieſt Lawrence; über Chemie Frankland; über vergleichende und chirurgiſche Anatomie die Herren Skey und Holden; über allgemeine Anatomie und Phyſiologie Savory. Die Aufſicht über die Sectionsübungen leiten Drs. Callender und Smith. Das Honorar aller dieſer Collegien ſchwankt zwiſchen 5—10 £ Strl.

Während des Sommerſemeſters lieſt Dr. Farré über Materia medica und Therapie; Drs. Greenhalgh, in den weiteſten Kreiſen durch ſeinen Uterotom bekannt, über Geburtshülfe und Krankheiten der Frauen und Kinder; Dr. Harris über Botanik; Dr. Martin über gerichtliche Medicin; Drs. Frankland und Attfield über praktiſche Chemie; Dr. Holmes Coote über vergleichende Anatomie; Drs. Callender und Smith über chirurgiſche Operationen; Dr. Andrew über pathologiſche Anatomie. Wenn man für alle Vorleſungen, die das College of physicians, of surgeons und die society für die Examina vorlegt, abonniren will, ſo betragen die

Koſten 50 Guineen und in Verbindung mit den praktiſchen Curſen im Hospital 90 Guineen. Uebrigens kann man auch einzelne Curſe in der Hospitalpraxis bekommen.

2) Charing-Croß-Hospital. Conſultirender Arzt iſt Dr. Shearman; innere Aerzte Drs. Golding und Chowne; Aſſiſtenzärzte Drs. Willſhire und Salter; Wundärzte Hancock und Canton; Aſſiſtenzwundärzte die Herren Hird und Barwell. Auch mit dieſem Hospital iſt eine Schule verbunden. Im Winter leſen über die Principien und Praxis der Medicin Drs. Chowne und Willſhire; über Phyſiologie und Pathologie Dr. Salter; über Anatomie Herr Canton; über Zergliederungskunſt Dr. Goldsbro; über Chirurgie Herr Hancock; über Chemie Herr Tuſon. Im Sommer: Ueber Geburtshülfe und Frauen- und Kinderkrankheiten Dr. Chowne; über Materia medica und Therapie Dr. Steggall; über gerichtliche Medicin Dr. Birkett und Herr Hird; über Botanik Herr Syme; über praktiſche Chemie Herr Tuſon; über vergleichende Anatomie Herr Barwell. Ueber die Hospitalpraxis exiſtiren ähnliche Statuten wie bei dem St. Bartholomäus-Hospital.

3) St. George's Hospital, an der Ecke des Hydeparks gelegen. Aerzte ſind: Drs. Page, Jones, Pitman und Fuller; Geburtshelfer Dr. Lee; Aſſiſtenzärzte Drs. Braclay und Ogle; conſultirende Wundärzte: Hawkins und Cutler; Wundärzte: die Herren Tatum, Johnſon, Hewett und Pollock; Aſſiſtenzwundärzte die Herren Lee und Holmes; Zahnarzt Herr Vaſey. Dies Hospital enthält 350 Betten, von denen 200 für chirurgiſche und 150 für mediciniſche Zwecke beſtimmt ſind.

Im Winter leſen vergleichende und chirurgiſche Anatomie die Herren Pollock und Holmes; allgemeine Phyſiologie und vergleichende Anatomie Herr Johnſon; praktiſche Anatomie Dr. Haſtings und Herr Rouſe; Pathologie Dr. Ogle; Theorie und Praxis der Medicin Dr. Pitman; Theorie und Praxis der Chirurgie Herr Tatum; Chemie Herr Noad. Im Sommer lieſt: Geburtshülfe und Krankheiten der Wöchnerinnen und Kinder Dr. Lee;

Materia medica Dr. Barclay; gerichtliche Medicin Dr. Fuller; Botanik Herr Masters.

Mit jedem Hospital ſind eine Menge von Preiſen verbunden, die natürlich nur von den Zöglingen des Hospitals und nicht von denen, die eine andere Schule beſuchen, gewonnen werden können. Die Preiſe führen gewöhnlich den Namen deſſen, der dieſelben ausſetzte. Die Thompſon'ſche Medaille, der Clarke'ſche, der Benjamin Brodie'ſche Preis in der Chirurgie, der Lewis Powell'ſche Preis in der innern Medicin werden von dieſem Hospital ausgetheilt. Dieſelben betragen 100—200 £ Strl. Außerdem ſind aber noch eine ſolche Menge von kleinen Preiſen ausgeſetzt, daß jeder wirklich fleißige Student durch Gewinnung von Preiſen ungefähr ſeine Studien beſtreiten kann.

Die Bedingungen ſind meiſtens ſehr leicht. Geringer Fleiß iſt ſchon genügend. Doch ich will hier abbrechen. Wollte ich noch weiter ſchreiben, ſo müßte ich befürchten, daß Sie meinen heutigen Brief nicht zu Ende leſen würden.

XLVI.

London.

Ich will heute den abgebrochenen Faden meines Berichts wieder aufnehmen und Ihnen über die übrigen Krankenanſtalten Londons einen kurzen Bericht abſtatten. Wenn Sie denſelben in Ihrer deutſchen Klinik abdrucken, ſo iſt manchem Collegen, der die Abſicht hat, einen Abſtecher nach London zu machen, vielleicht damit gedient. Denn es fehlt uns in der Literatur ein Buch wie das von Otterburg über Paris, das den Fremden über alles Mediciniſche au fait ſetzt und ihm gleichſam als Wegweiſer dient. Vielleicht veranlaſſen meine Briefe noch einige junge Aerzte, anſtatt nach Paris, nach London zu gehen und dort ihre mediciniſchen Studien fortzu-

ſetzen. Nach Frankreich geht nun einmal ſeit Jahren der Zug der jungen deutſchen Aerzte; es wäre wirklich als ein Fortſchritt zu bezeichnen, wenn der dahin gehende Strom nach England abgeleitet würde. Um wie viel an Gehalt und Nährwerth die engliſche Küche die franzöſiſche, bloß für Auge und Geſchmack berechnete, überragt, um ebenſo viel ſteht die engliſche Medicin höher als die franzöſiſche. Bei der leichten Communication durch die Lloydſteamer von Bremen und Hamburg kommt übrigens eine Tour nach London nicht viel theurer als eine Reiſe nach Paris.

4) Grosvenorplatz-Schule für Anatomie und Medicin, an der Ecke des Hydeparks. Dieſe Schule wurde im Jahre 1830 errichtet, um den Studenten, die im St. George's Hospital ihre Studien machten, Gelegenheit zu geben, ſich in der Anatomie auszubilden. Später bildete ſich hier eine vollſtändige, vom Staate anerkannte, mediciniſche Schule. Im Winter lieſt über Anatomie und Phyſiologie Dr. Richardſon; über vergleichende und chirurgiſche Anatomie Dr. Halford; über praktiſche Anatomie Dr. Arlidge und Herr Soelberg Wells; über die Principien und Praxis der Medicin Dr. Leared; über die Principien und Praxis der Medicin Spencer Wells und Adams; über Chemie Bloram; über Militärchirurgie, incluſive der Natur und Behandlung der Schußwunden Herr Blenkins. Im Sommer: Botanik Dr. Bainbridge; praktiſche Chemie Herr Bloram; Materia medica und Therapie die Drs. Bainbridge und Hawksley; Geburtshülfe und Krankheiten der Frauen und Kinder Dr. Bloram und Herr Bloram; mediciniſche Jurisprudenz Dr. Francis Webb; vergleichende Anatomie und Zoologie Herr Hulme.

5) Guy's Hospital in der St. Thomasſtraße. Aerzte: Drs. Barlow, O. Rees und W. Gull. Aſſiſtenzärzte: Drs. Haberſhon, Wilks und W. Pavy. Wundärzte: die Herren Cock, Hilton, Birkett und Poland. Aſſiſtenzwundärzte: die Herren Forſter, Bryant und Durham. Geburtshelfer: Dr. Oldham. Conſultirender Augenarzt: Francke; Augenarzt: Poland. — Die-

ſes Hospital beſitzt eine beſondere Abtheilung für Augenkranke. Das Hospital enthält 550 Betten; zugleich iſt eine geburtshülfliche Klinik damit verbunden, die ſich bis auf die eine Meile vom Hospitale entfernten Stadttheile erſtreckt; 1800 Entbindungen werden jährlich vom Hospitale aus beſorgt. Im Winter leſen über Medicin die Drs. Rees und Gull; über kliniſche Medicin die Drs. Barlow, Rees und Gull; über Chirurgie die Herren Hilton und Birkett; über kliniſche Chirurgie die Herren Cock, Hilton, Birkett und Durham; über vergleichende und chirurgiſche Anatomie die Herren Poland und Forſter; über Phyſiologie und mikroſkopiſche Anatomie Dr. Pavy; Demonſtrationen über Anatomie die Herren Durham und Moron; kliniſche Vorleſungen über Geburtshülfe und Krankheiten der Frauen die Drs. Oldham und Hicks; über Chemie Dr. Taylor; über Zahnheilkunde Herr Salter. Im Sommer leſen: über Hautkrankheiten Dr. Gull; über Materia medica Drs. Habershon, Wilks und Pavy; über kliniſche Chirurgie die Herren Forſter, Bryant und Durham; über Geburtshülfe Dr. Oldham; über gerichtliche Medicin Dr. Taylor; über Augenheilkunde Herr Poland; über Pathologie Dr. Wilks; über Zahnheilkunde Herr Salter; über Impfen Dr. Hicks; vergleichende Anatomie Drs. Pavy und Moron; Botanik Herr Johnſon; praktiſche Chemie Herr Odling.

6) King's College am Strand. Conſultirende Aerzte ſind: Drs. Watſon und Ferguſſon; Aerzte für Hauspatienten: die Drs. Budd, Johnſon und Beale; für poliklinische Kranke: Dr. Guy; Geburtshelfer: Dr. Farre; Aſſiſtenzärzte: Drs. Evans, Duffin, Thompſon, Liveing, Tannar und Meadows; Wundärzte: die Herren Ferguſſon, Partridge und Bowman; Aſſiſtenzwundärzte: die Herren Wood, Hulke, Smith und Price. Im Winter leſen: beſchreibende und chirurgiſche Anatomie Profeſſor Partridge; Phyſiologie, allgemeine und pathologiſche Anatomie Dr. Beale; Chemie Dr. Miller; über die Principien und Praxis der Medicin Dr. Budd; über die Principien und Praxis der Chirurgie Profeſſor Ferguſſon.

Im Sommer: Botanik Professor Bentley; Materia medica und Therapie Dr. Johnson; Geburtshülfe Dr. Farre; gerichtliche Medicin Dr. Guy; praktische Chemie Professor Bloram; vergleichende Anatomie Professor Jones; Zahnheilkunde Herr Cartwright.

Dieses Hospital zeichnet sich dadurch aus, daß der berühmteste Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer Londons: Watson, Fergusson und Farre an demselben als Lehrer wirken.

7) London Hospital, Whitachapel. Consultirender Wundarzt: Herr Luke; Aerzte: Drs. Little, Fraser und Davies; Assistenzärzte: Drs. Parker, Clark, Ramskill und Down; Wundärzte: Adams, Curling und Critchett; Assistenzwundärzte: die Herren Gowland, Hutchinson, Maunder und Cooper; Geburtshelfer; Dr. Ramsbotham.

Dieses Hospital enthält 445 Betten, von denen 135 für innere, 310 für chirurgische Kranke bestimmt sind. Im Winter lesen: Medicin Dr. Parker; Chirurgie die Herren Curling und Hutchinson; vergleichende und chirurgische Anatomie Herr Adams; Physiologie, allgemeine und pathologische Anatomie Dr. Clark; praktische Anatomie Herr John Cooper; Chemie Herr Letheby; Zahnheilkunde Herr Barrett. Im Sommer: Geburtshülfe und Frauenkrankheiten Dr. Ramsbotham; gerichtliche Medicin Drs. Ramsbotham und Letheby; Materia medica und allgemeine Therapie Dr. Davies; Augenheilkunde Dr. Critchett; praktische Chemie Dr. Letheby; Botanik Dr. Dresser; praktische Histologie Dr. Clark; vergleichende Anatomie Dr. Langdon Down; über medicinische Classiker Dr. Buchheim.

8) Die Londoner Schule für Zahnheilkunde. Dieselbe wurde im Jahre 1859 gegründet, weil man eingesehen hatte, daß der an den Hospitälern ertheilte Unterricht über Zahnheilkunde wohl ausreichend sei für das Bedürfniß von Aerzten und Wundärzten, aber nicht ausreichend sei, um gute Zahnärzte zu bilden. Ueber Anatomie und Physiologie der Zähne lesen Herr Ibbetson;

über den mechaniſchen Theil der Zahnheilkunde Dr. Robert Hey-
burn; über Metallurgie in ihrer Anwendung auf die Zahnheilkunde
Herr Makins.

9) St. Mary's-Hospital, Cambridgeplatz, Paddington. Aerzte: Drs. Alderſon, Chambers, Sibſon, Jones, Sieveking und Markham. Wundärzte: die Herren Coulſon, Lane, Ure, Spencer Smith, Haynes, Walton und Jas. Lane. Augenarzt: Whit Cooper. Im Winter leſen; allgemeine und vergleichende Anatomi die Herren Lane und Broadbent; beſchreibende und chirurgiſch Anatomie die Herren Lane und Gascoyen; praktiſche Anatomie un Zergliederungskunſt die Herren Gascoyen und Norton; Chem Herr Field; über die Principien und Praxis der Medicin die Drs. Chambers und Sibſon; über die Principien und Praxis der Chirurgie die Drs. Lane und Spencer Smith; kliniſche Medicin die Drs. Alderſon, Chambers und Sibſon; kliniſche Chirurgie die Herren Coulſon, Lane und Ure. Im Sommer: Botanik Dr. Dreſſer; Materia medica und Therapie Dr. Sieveking; praktiſche Chemie Herr Field; Geburtshülfe Drs. Smith und Hewitt; gerichtliche Medicin Dr. Sanderſon; Augenheilkunde White Cooper; vergleichende Anatomie und Zoologie Dr. Broadbent; Naturphiloſophie Herr Smalley.

10) Middleſſex-Hospital. Bernersſtreet. Aerzte: Drs. Stewart, Goodfellow und Thompſon. Aſſiſtenzärzte: Drs. Weber, Murchiſon und Greenhow. Wundärzte: die Herren Shaw, de Morgan, Moore und Henry. Aſſiſtenzwundärzte: die Herren Nunn und Flower. Im Winter leſen: über die Principien und Praxis der Medicin die Doctoren Stewart und Goodfellow; über die Principien und Praxis der Chirurgie Herr Shaw; über Phyſiologie und vergleichende Anatomie Herr de Morgan; über beſchreibende und chirurgiſche Anatomie Herr Moore; praktiſche Anatomie die Herren Nunn und Flower; pathologiſche Anatomie Herr Sibley und Dr. Murchiſon; Chemie die Herren Taylor und Heiſch; öffentliche Hygiene Dr. Greenhow. Im Sommer: Geburtshülfe

Dr. Prieſtley; Materia medica und Therapie Dr. Thompſon; gerichtliche Medicin die Herren Henry und Dr. Greenhow; Botanik Dr. Cobbold; vergleichende Anatomie Dr. Cobbold, praktiſche Chemie die Herren Taylor und Heiſch; Hiſtologie Dr. Webb.

11) St. Thomas-Hospital. St. Thomasſtreet. Eines der älteſten Hospitäler, wurde ſchon im Jahre 1213 gegründet. Conſultirender Wundarzt: Herr Green. Aerzte: Drs. Barker, Bennett, Goolden, Peacock, Briſtowe und Brinton. Wundärzte: die Herren South, Mackmurdo, Solly, Le Gros Clark und Simon. Aſſiſtenzarzt: Dr. Clapton. Aſſiſtenzwundarzt: Sydney Jones. Geburtshelfer: Dr. Waller und Herr Gervis. Das Hospital enthält 590 Betten. Es werden 5000 Patienten jährlich darin verpflegt, wöchentlich außerdem 1500 poliklinische Kranke. Im Winter leſen: vergleichende und chirurgiſche Anatomie Herr Sydney Jones; Chemie und Naturphiloſophie Dr. Bernays; Phyſiologie und vergleichende Anatomie Dr. Brinton; allgemeine Pathologie Herr Simon; Chirurgie Le Gros Clark; mikroſkopiſche Anatomie Herr Rainay; kliniſche Medicin Drs. Bennett, Goolden und Briſtowe; Theorie und Praxis der Medicin Dr. Peacock; kliniſche Medicin Dr. Barker. Im Sommer leſen: Materia medica Dr. Briſtowe; gerichtliche Medicin Dr. Stone; Geburtshülfe Dr. Waller; Botanik Dr. Clapton; praktiſche Chemie Dr. Bernays; vergleichende Anatomie und Naturgeſchichte Herr Ord; kliniſche Medicin Dr. Peacock und Brinton.

12) University College Hospital, Gowerſtreet. Aerzte: Drs. Walſhe, Garrod, Jenner und Hare. Geburtshelfer: Dr. Murphy. Aſſiſtenzarzt: Dr. Reynolds. Wundärzte: die Herren Quain, Erichſen und Marſhall. Augenarzt: Jones. Im Winter leſen: Anatomie Herr Ellis; Anatomie und Phyſiologie Herr Sharpey; Chemie Herr Dr. Williamſon; vergleichende Anatomie und Zoologie Dr. Grant; Principien und Praxis der Chirurgie Herr Erichſen; Principien und Praxis der Medicin Dr. Walſhe; praktiſche Phyſiologie und Hiſtologie Dr. Harley. Im

Sommer leſen: Zahnheilkunde Herr Ibbetſon; Materia medica und Therapie Dr. Garrod; gerichtliche Medicin Dr. Harley; praktiſche Chemie Dr. Williamſon; Geburtshülfe Dr. Murphy; Paläo-Zoologie Dr. Grant; Augenheilkunde und Chirurgie Herr Wharton Jones; Botanik Herr Oliver; chirurgiſcher Operationscurſus John Marſhall.

13) Weſtminſter-Hospital, Broad Sanctuary, wurde im Jahre 1713 gegründet; 175 Betten; nimmt jährlich 2000 Patienten auf, poliklinisch werden 20,000 behandelt.

Aerzte: die Drs. Basham, Fincham und Radcliffe. Aſſiſtenzärzte: Drs. Marcet und Anſtie. Wundärzte: die Herren Holt, Brooke und Holthouſe; Aſſiſtenzwundärzte: die Herren Hillman und Power. Zahnarzt: Clendon. Im Winter leſen: Chemie Dr. Marcet und Duprè; beſchreibende und chirurgiſche Anatomie Herr Holthouſe; Sectionsübungen Chriſtopher Heath und John Gray; Phyſiologie und allgemeine Anatomie Herr Power; Principien und Praxis der Chirurgie die Herren Holt und Brook; Principien und Praxis der Medicin Dr. Basham; Zahnheilkunde Herr Chendon. Im Sommer leſen: Botanik Herr Syme; vergleichende Anatomie und Zoologie Herr Power; gerichtliche Medicin Drs. Fincham und Auſtie; Materia medica und Therapie Herr Dr. Radcliffe; Naturphiloſophie Herr Brooke; Geburtshülfe Dr. Bird; praktiſche Chemie Herr Marcet und Herr Duprè.

XLVII.

London.

Wenn man hier über die große Armuth und den ungeheuren Reichthum erſtaunen muß, obgleich erſtere mir nie in der erſchreckenden Weiſe wie in Deutſchland entgegen getreten iſt, und London in dieſer Weiſe Bremen gleicht, wo, wenn auch Arme genug dort

existiren, der Fremde glauben sollte, es gebe dort nur Wohlhabende und Reiche, weil man nirgends Bettler und zerlumpte Menschen sieht, so muß man ebenso sehr die Mildthätigkeit und den Wohlthätigkeitssinn der ganzen englischen Nation bewundern. In keinem Lande der Welt wird so viel für die Armen und Unbemittelten gethan, als in England. Nicht genug, daß alle die in meinem vorigen Briefe erwähnten Hospitäler der Privatwohlthätigkeit ihren Ursprung verdanken, es existiren außer diesen eine Menge von Anstalten, die denselben Zweck verfolgen, nur aus Privatmitteln gegründet und aus eben denselben erhalten werden. Als ganz specifisch englische Institute dieser Art muß ich die sogenannten Dispensaries anführen. Sie haben nicht bloß den Zweck, arme Patienten zu bestimmten Tageszeiten mit ärztlichem Rath und Arznei zu versehen, sondern auch solche Patienten, die nicht gehen können und durch ihre Krankheit an's Bett gefesselt sind, ärztlich zu behandeln. Diese Anstalten sind durch die ganze Stadt verbreitet. Sie treten also da hauptsächlich in Wirksamkeit, wo der Zustand der outpatients, die bisher Hülfe bei einem Hospital gesucht haben, sich verschlimmert hat. Nicht zu verwechseln mit diesen sind die workhouses, die unseren deutschen Armen- und Siechenhäusern entsprechen; unter infirmary versteht man bald ein kleines Hospital, bald ein Siechenhaus. Diese Begriffe gehen in einander über. Die Dispensaries finden ihr Analogon in den, an einigen Universitäten Deutschlands bestehenden Polikliniken. So wünschenswerth es auf den ersten Augenblick scheinen könnte, daß man den Engländern auch in dieser Hinsicht folgen und auch in Deutschland mehr sich der Leidenden und Kranken annehmen sollte, so sehr muß ich mich hiergegen aus rein principiellen Gründen erklären. Will man wirklich mehr leisten, als bisher geleistet worden ist, so sollte man die Ursachen der Armuth zu heben suchen; die Krankheiten unter den ärmeren Ständen würden sich dann von selbst vermindern. Armuth und Unwissenheit bedingen die größere Mortalität und Kränklichkeit in den unteren Ständen. In England ist man gewohnt,

ſeit Jahrhunderten Millionen zu verſchwenden, um die Wirkunge[illegible] die Symptome der Armuth zu heben und zu verbeſſern. W[illegible] würde man mit derſelben Summe haben leiſten können, wenn m[illegible] dieſelbe zu prophylaktiſchen Zwecken verwendet hätte! Statt Ho[illegible] pitäler zu bauen, ſollten ſich Aſſociationen bilden, die den Arm[illegible] billigere und geſündere Wohnungen verſchafften, die Caſſen erri[illegible] teten, um Lebensmittel zu billigeren Preiſen einzukaufen, damit [illegible] Arme, der von der Hand in den Mund lebt, für ſein Fleiſch, B[illegible] und ſeine Feuerung nicht mehr bezahlt, als der Reiche; es ſ[illegible]ll ten populäre Vorleſungen über Diätetik und Hygiene gehalten u[illegible]nd öffentliche Bäder, wie in Griechenland und Rom, errichtet w[illegible]er- den, um die Wohlthat der Bäder, deren ſich jetzt nur die Reichen b[illegible]e- dienen können, allen Claſſen des Volkes theilhaftig werden zu laſſen. Mit einem Worte, das Geld, das jetzt dazu angewandt wird, um die Krankheiten der Armen zu heben, ſollte dazu gebraucht werden, um denſelben eine ſolche Geſundheit zu verſchaffen, daß Krankheiten vorgebeugt würde und durch gleichzeitiges Befördern ihrer intellectuellen Kräfte, durch Vernichtung des Aberglaubens und Beſeitigung der Dummheit und Ignoranz, die materiellen Verhältniſſe gebeſſert werden. Ferner kommt noch das ungünſtige Mortalitätsverhältniß der Hospitäler in Betracht. Schon Dieffenbach ſagt: die Chancen jeder Operation ſind ungünſtigere auf dem Parquetboden eines palaſtartigen Hospitals als in der armſeligſten Hütte. Dieſer Ausſpruch gilt aber noch mehr für innere Kranke. Man ſollte daher in ernſte Erwägung ziehen, ob man für das enorme Geld, das man für den Bau von Hospitälern verausgabt, nicht beſſer thäte, die Kranken in ihren Häuſern zu verpflegen. Die von den Dispenſarien hier angeſtellten Verſuche ſprechen ſehr zu Gunſten dieſer internen Behandlung; die Mortalität iſt bedeutend geringer und ebenſo die Koſten. Erwägt man endlich, daß die Entſtehung der Hospitäler, die den alten Griechen und Römern unbekannt waren, mit dem Auftreten des Ausſatzes und der anſteckenden Krankheiten überhaupt zuſammenfällt, und um

der Verbreitung letzterer vorzubeugen, die ersten „Siechenhäuser“ errichtet wurden, so sollte man genaue statistische Untersuchungen darüber anstellen, ob das Verhältniß der in ihren Häusern behandelten Kranken sich so viel günstiger gestalte, als der in den Hospitälern Verpflegten, daß es sich verlohnte, die Krankenhäuser wieder ihrem ursprünglichen Zwecke und Bestimmung zurück zu geben.

Ich kann mir denken, daß Sie bei dieser Stelle meines Briefes Ihre Stirn in Falten legen und mich für einen Freund von Paradoxen erklären.

Die Zahl sämmtlicher Dispensarien und Hospitäler, mit denen keine Schule verbunden ist, beträgt in diesem Augenblicke gerade hundert. Mehrere davon habe ich besucht. Es giebt beinahe keine Krankheit, für die hier in London nicht ein besonderes Hospital existirte. Man muß es aber dem Londoner Specialismus nachrühmen, daß er im Allgemeinen streng wissenschaftlich ist, und daß die Specialisten nicht, wie bei uns, den Specialismus als Aushängeschild benutzen, um sich gleichsam in die Praxis hineinzuschmuggeln. Ich sage schmuggeln, da die Wissenschaft dieser Leute, mit denen Bremen auch dienen kann, weiter nichts als Contrebande ist, und der gemeinste Trödeljude in der Regel keine schlechteren Mittel gebraucht, um ein Geschäft zu machen, als Leute dieses Gelichters. Nein, die Engländer halten noch etwas auf medicinische Etiquette; deshalb sind die hiesigen Specialisten auch wirkliche Specialisten, werden auch von den übrigen Aerzten consultirt, während die deutschen Specialisten, die ich kennen gelernt habe, insgesammt Charlatane sind, die vermöge ihres Specialismus sich eine allgemeine Praxis erwerben wollen. Vor allen zeichnen sich die Oculisten aus; ob diese etwa noch ein Ueberbleibsel von ihren Vorfahren aus dem letzten Jahrhundert sind? Bekanntlich zogen dieselben noch im Anfang dieses Jahrhunderts von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; wo ein Bruchschneider eine Gegend verlassen hatte, da konnte man sicher sein, daß ein Oculist ihm sofort folgte. In England haben dieselben nie so florirt als in Deutschland. Ob es da-

her kommt, daß die engliſchen Specialiſten ſchon in ihrem Aeußeren einen weit günſtigeren Eindruck machen?

Mit einem Worte, der wiſſenſchaftliche Sinn und das wiſſenſchaftliche Streben der Londoner Aerzte iſt ſo rege, wie man es in einer Handelsſtadt nicht erwarten ſollte. Wie würde derſelbe aber ſein, wenn die mediciniſchen Schulen und die Univerſität nicht exiſtirten! London kann mit jeder Univerſitätsſtadt in Bezug auf wiſſenſchaftliche Inſtitute und wiſſenſchaftlichen Geiſt concurriren. Können Bremen und Hamburg daſſelbe von ſich ſagen?

XLVIII.

London.

Das wiſſenſchaftliche Leben Londons concentrirt ſich nicht bloß in ſeinen Hospitälern und ſeinen mediciniſchen Schulen, ſondern es ſpiegelt ſich ab in ſeinen wiſſenſchaftlichen Vereinen und Geſellſchaften. Die bedeutendſten ſind folgende:

1) Die Abernethian society, St. Bartholomew's Hospital. Dieſelbe wurde im Jahre 1796 gegründet.

2) Army medical and surgical society. Dieſelbe bezweckt die Förderung der Standesintereſſen der Officiere der Armee, und beſteht aus ordentlichen, außerordentlichen, Ehren- und correſpondirenden Mitgliedern. Jedes Mitglied bezahlt einen jährlichen Beitrag von 10 Schillingen; halbjährlich wird ein Journal, das die Verhandlungen der Geſellſchaft enthält, herausgegeben.

3) Charing-Cross hospital medical society. Dieſelbe wurde im Jahre 1859 geſtiftet und verfolgt wiſſenſchaftliche Zwecke durch Vorträge und Discuſſionen darüber.

4) Chemical Society-Piccadilly.

5) Christian medical association. Dieſe wurde 1854 gegründet. Die hochkirchlich geſinnten Aerzte ſtehen an der Spitze dieſer Geſellſchaft; ſie hat die Tendenz religiöſe Geſinnungen unter den Studenten der Medicin zu verbreiten. Tres medici duo athei.

6) Entomological society.

7) Epidemiological society for the investigation of epidemic diseases, 1850 gegründet. Den verſchiedenen Mitgliedern ſind beſondere Leiden zum Gegenſtand ihrer Unterſuchung zugetheilt.

8) Ethnological society, 1843 gegründet. Der Zweck dieſer Geſellſchaft iſt, feſtzuſtellen die unterſcheidenden Charakteriſtiken, ſowohl die phyſiſchen als die moraliſchen der Species des Menſchengeſchlechts, welche jetzt die Erde bewohnen und ſie früher bewohnt haben die Urſachen dieſer Verſchiedenheiten zu ergründen und die Verwandtſchaft der verſchiedenen Arten zu einander feſtzuſtellen. Die Mitglieder werden durch Ballotement aufgenommen; jährlicher Beitrag beträgt 2 £ Strl.

9) Geological society of London; wurde 1807 gegründet.

10) Harveian society; 1831 errichtet. Der deutſche Arzt Dr. Sieveking, ein geborener Hamburger, iſt Präſident derſelben.

11) Hunterian society; 1819 gegründet.

12) Junior medical society of London; 1861 gegründet. Jede mediciniſche Schule vereinigt ihre Studenten zu einer Societät ſchon ſeit alten Zeiten; obige Geſellſchaft beſteht aus der Vereinigung aller dieſer verſchiedenen Geſellſchaften zu einer gemeinſchaftlichen; ſie hat die Tendenz, alle Mitglieder mit den an den verſchiedenen Hospitälern vorgetragenen Doctrinen und untereinander bekannt zu machen. Es werden wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten mit darauf folgenden Debatten und Discuſſionen.

13) Linnean society of London; 1788 gegründet.

14) National medical registration association. Dieſelbe befolgt den Zweck für eine correcte Immatriculation der Aerzte Sorge zu tragen, illegale Praxis zu verhindern und die neue „Medical

act" zu überwachen. Mitglieder können nur „practitioners of orthodox medicine" werden.

15) Medical society. 1833 gegründet. Alle Studenten des King's college können sich als Mitglieder aufnehmen lassen. Budd, Fergusson, Bentley, Beale, Watson, Farre und Bowman sind Ehrenpräsidenten.

16) Medical society, Middlesex Hospital.

17) Medical society of London.

18) Medical society, St. Thomas's Hospital.

19) Metropolitan Association of medical officers of health. Diese wurde im Jahre 1856 gegründet von den medical officers of health, die in Folge des „metropolis local management act" angestellt wurden. Sie befolgt Förderung der Hygiene und besteht aus ordentlichen und Ehrenmitgliedern. Alle officers of health können gegen eine Guinee Beitrag Mitglieder werden.

20) Metropolitan counties branch of the british medical Association.

21) Microscopical society of London.

22) New Sydenham society. Wurde 1858 gegründet. Dr. Thomas Watson ist Präsident derselben. Dieselbe verfolgt den Zweck 1) werthvolle fremde Werke oder wichtige Aufsätze, welche in fremden Journalen erschienen sind, zu übersetzen und herauszugeben; 2) britische Werke, die sehr selten geworden sind, aber einen großen praktischen Werth haben, mit Ausnahme der Bücher von lebenden Schriftstellern, wieder drucken zu lassen; 3) einen jährlichen Bericht über die Fortschritte der verschiedenen Disciplinen der Medicin abzufassen; 4) wenn der Fond es erlaubt, die medicinische Bibliographie und Biographie zu bearbeiten. In dem ersten Jahre erschienen 5, im zweiten 3 Bände und ein Atlas mit Abbildungen der Hautkrankheiten. Die Gesellschaft zählt jetzt schon 3500 Mitglieder.

23) North London medical Society.

24) Obstetrical society of London.

25) Odontological society of London.

26) Pathological society of London.

27) Pharmaceutical society of great Britain.

28) Pupils physical society.

29) Royal astronomical society.

30) Royal institution of great Britain. Im Jahre 1800 gegründet. Durch eine Parlamentsacte als juriſtiſche Perſon anerkannt. Die berühmten Namen Bence Jones, Faraday und Tyndall ſtehen an der Spitze derſelben. Sie befolgt den Zweck 1) wiſſenſchaftliche und literariſche Unterſuchungen zu fördern, die Principien der inductiven und experimentellen Wiſſenſchaft zu lehren; 2) dieſelben auf die verſchiedenen Künſte des Lebens anzuwenden und Gelegenheit zum Studium zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke werden öffentliche Vorleſungen gehalten; jede Woche findet eine Verſammlung Statt; jedes Mitglied kann zwei Freunde einführen; ein Laboratorium ſorgt für die nöthigen chemiſchen und phyſikaliſchen Experimente; die Bibliothek enthält 30,000 Bände, iſt mit einem Leſezimmer verbunden, in dem die beſten engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Journale aufgelegt ſind. Das Muſeum enthält alle für die Vorleſungen nöthigen Gegenſtände. Die Mitglieder bezahlen jährlich 10 Guineen; diejenigen, die bloß den drei Mal wöchentlich Statt findenden Vorleſungen beiwohnen wollen, zwei.

31) Royal medical and chirurgical society; 1805 gegründet; die Mitglieder verſammeln ſich zwei Mal in jedem Monat; jährlicher Beitrag $3^1/_2$ £ Strl. Die über ſieben Meilen von London wohnenden Aerzte bezahlen keinen Beitrag. Die jährlich von der Geſellſchaft veröffentlichten „Transactions“ werden unentgeldlich den Mitgliedern ausgetheilt.

32) Royal society. — Burlington house.

33) Statistical society of London.

34) University college medical society

35) Western medical and surgical society.

36) Zoological society of London.

37) The London and provincial medical protection society. Das Beſtreben dieſer Geſellſchaft iſt, ein wirkſames und ſicheres Mittel zu finden, durch das der ärztliche Beruf beſtimmt und regelmäßig für ſeine Bemühungen bezahlt wird; diejenigen Patienten, welche den Willen, aber nicht das Vermögen haben, den Arzt zu bezahlen, werden mit der äußerſten Rückſicht behandelt; mit der äußerſten Strenge dagegen wird gegen diejenigen vorgegangen, die bloß darauf ausgehen, den Arzt zu betrügen. Dieſer Zweck ſoll erreicht werden, ohne die koſtbare Zeit der Mitglieder in Anſpruch zu nehmen. Sodann ſoll ſie Aerzten im Verkauf und Ankauf von Clientſchaften mit Rath beiſtehen, einen Fond aus dem Gewinnſt der Geſellſchaft gründen. Jedes Mitglied bezahlt eine Guinee Beitrag. Da hier ſehr oft zwei oder drei Aerzte nach Art der Kaufleute zu einer Firma vereinigt ſind, ſo bezahlt eine aus zwei Mitgliedern beſtehende Geſellſchaft nur $1^1/_2$, eine aus drei nur 2 Guineen.

38) Medical benevolent Fund; gegründet 1836. Eine der wohlthätigſten aller mediciniſchen Geſellſchaften; ſie thut viel, verſpricht wenig. Prompte und freigebige Hülfe wird allen den Aerzten, deren Wittwen und Waiſen geleiſtet, die der Hülfe bedürfen; namentlich werden alle, durch Krankheit zur Praxis unfähig gemachte Aerzte, unterſtützt.

39) Royal medical benevolent college. Dieſe Geſellſchaft bezweckt: 1) Einen Zufluchtsort für 100 Penſionäre zu gewähren, die zur Claſſe der ſtaatſeitig anerkannten Aerzte gehören (die Wittwen derſelben ſind nicht ausgeſchloſſen), nicht unter fünfzig Jahre alt ſind, und kein Einkommen unter 15 und nicht über 60 £ Strl. haben. Jeder Penſionär erhält drei möblirte, mit allen möglichen Bequemlichkeiten verſehene Zimmer. 2) Eine Schule zu unterhalten, in der 200 Söhne von Aerzten eine wiſſenſchaftliche Erziehung erhalten; 40 werden ganz umſonſt auf Koſten der Geſellſchaft gekleidet, erzogen u. ſ. w.; die übrigen bezahlen ein ſehr

niedriges Koſtgeld. 3) Eine jährliche oder gelegentliche Geldhülfe allen den Collegen zu gewähren, die einer ſolchen durch unglückliche Verhältniſſe bedürftig ſind. Wer 10 Guineen beiſteuert, iſt lebenslänglicher governor; der jährliche Beitrag iſt eine Guinee und gewährt die Governſchaft für ein Jahr.

40) Society for the relief of widows and orphans of medical men in London and its vicinity. Dieſe Geſellſchaft wurde ſchon im Jahre 1788 gegründet und befolgt die Tendenz, die Wittwen und Waiſen verſtorbener Aerzte zu unterſtützen. In den Jahren ſeit ihrer Exiſtenz wurden 117 Wittwen und 187 Kinder durch eine Summe von 57,000 £ Strl. unterſtützt. Im Jahre 1860 wurden unter 39 Wittwen und 24 Waiſen 1828 £ Strl. ausgetheilt.

Sie ſehen, verehrteſter Herr College, wie mannigfaltig die Tendenzen aller dieſer verſchiedenen Geſellſchaften ſind; von der Thätigkeit und Rührigkeit der engliſchen Collegen können wir noch mancherlei lernen.

Von der engliſchen Journaliſtik habe ich ſchon in einem meiner früheren Briefe geſprochen. Wenn man bedenkt, daß in Großbritannien ungefähr 20,000 approbirte Aerzte wohnen, dann muß man ſich über die geringe Zahl der Journale im Vergleich zu Deutſchland wirklich wundern. Vielleicht unterhält es Sie, wenn ich Ihnen eine Ueberſicht über die geſammte mediciniſche Journaliſtik Großbritanniens gebe. Wöchentlich erſcheinen: British medical journal, chemical news, Dublin medical press, Lancet, medical circular, medical times and gazette; alle 14 Tage: Dublin Hospital gazette. Monatlich: British journal of dental science, dental review, Edinburgh medical journal, London medical review, pharmaceutical journal. Vierteljährlich: Archives of medicine, Asylum journal of mental science, British and foreign medico-chirurgical review, Dublin quarterly journal of medical science, Glasgow medical journal, medical critic and psychological journal,

ophthalmic Hospital reports, quarterly journal of microscopical science. Halbjährlich: Braithwaite's Retrospect of medicine, surgery, halfyearly Abstract of the progress of medical science. Jährlich: Guy's Hospital Reports, medico-chirurgical transactions.

XLIX.

London.

Ueber die Medicinalverhältniſſe Englands macht man ſich in Deutſchland oft noch ſehr falſche Vorſtellungen. Es exiſtiren hier weder amerikaniſche noch deutſche Verhältniſſe. Man könnte ſagen, England ſtehe zwiſchen beiden Ländern in der Mitte, vermittle gleichſam den Uebergang. An Amerika tadeln wir, daß eine eigentliche Staatsarzneikunde bis jetzt dort gar nicht exiſtirt; in England tritt die Zunft, der ärztliche Stand und die Gemeinde an Stelle des Staats, und erſt in neuerer Zeit hat man angefangen, den Grund zu einer rationellen Staatsarzneikunde zu legen. In Deutſchland, könnte man ſagen, iſt die ganze Medicin in der Staatsarzneikunde untergegangen; wir haben bis jetzt nur Staatsärzte, da in allen Ländern Deutſchlands die Aerzte, obſchon ſie freie Künſtler ſind, vom Staate angeſtellt werden. Am ſchlechteſten ſind meinem Urtheil nach die Verhältniſſe in Deutſchland. Es iſt ſelbſtredend, daß die aus meiner „Emancipation der Medicin" Ihnen erinnerlichen, aufgeſtellten ſieben Theſen daher für Amerika und England nicht zutreffen, da dieſe Länder im Beſitze vieler Poſtulate bereits ſind, anderntheils ihnen aber noch Manches fehlt, was wir in Deutſchland bereits beſitzen. In Deutſchland glaubt man gewöhnlich, in England ſei die Medicin ganz frei. Dies iſt aber factiſch nicht der

Fall; da die Geſetze gegen Quackſalberei, die in Amerika aufgehoben ſind, hier noch exiſtiren. Die Reform aller Medicinalverfaſſungen aller Länder müßte zunächſt darauf gerichtet ſein, eine Trennung der Staatsmedicin von der Privatmedicin herbeizuführen. Iſt dieſes Princip erſt adoptirt, ſo ergiebt ſich Vieles ganz von ſelbſt. Hier in England iſt in den letzten Jahren ein erfreulicher Anlauf gemacht worden, um die Grenzen der hier bisher ſo kümmerlich exiſtirenden Staatsarzneikunde zu erweitern. Wenn über das ganze Land vom Staate angeſtellte Phyſici verbreitet, wenn die Geſetze gegen Quackſalberei aufgehoben wären und die Staatsuniverſitäten ihre Verfaſſung dahin geändert hätten, daß Jeder, ohne Rückſicht auf ſeine Confeſſion, auf ihnen ſtudiren kann, ſo würden die hauptſächlichſten Reformpunkte der engliſchen Medicin erledigt ſein. Tadeln will ich durchaus nicht, daß hier ſo viele verſchiedene Claſſen von Aerzten exiſtiren, und verlangen, daß, wie einige engliſche Aerzte es erſtreben, auf eine Conformität aller zur Praxis berechtigenden Examina hingearbeitet werde. Eine Uniformität der ärztlichen Bildung läßt ſich ſchon deshalb nicht erſtreben, weil die geiſtigen Fähigkeiten aller Aerzte verſchieden ſind. Ein jeder lernt nur, was er lernen kann. Von jedem praktiſchen Arzte wird verlangt, daß er das praktiſche Staatsexamen beſtanden habe; ſind deshalb Alle, die es gemacht haben, gleich tüchtig? Nein, gerade dieſe Mannigfaltigkeit der engliſchen Claſſenärzte möchte ich als eine muſterhafte Einrichtung hervorheben. Es wird ja kein Arzt gezwungen, ſich einer beſtimmten Corporation anzuſchließen; auch die hier noch beſtehende Trennung in innere Medicin und Chirurgie möchte ich nicht unbedingt tadeln; ſie verdient nur inſofern Rüge, als meiner Anſicht nach das Studium auf das geſammte Feld der Medicin ſich erſtrecken, ebenſo der Candidat ſowohl über die innere als äußere Medicin examinirt werden müßte. Ob der Candidat dann nachher reiner physician, reiner surgeon oder general practitioner werden will, hängt von ſeinem eigenen Willen ab. In der Theorie ſei die geſammte Medicin vereint, in der Praxis aber getrennt,

wie die Zeit und die Umstände es selbst mit sich gebracht haben. Das Institut der general practitioners löst in England die in Deutschland seit Jahrhunderten von den Regierungen vergeblich angestellten Versuche, auch das platte Land und armselige Gegenden mit Aerzten zu versehen. Weder die von Reil angestrebten Pepinieren, noch die von Rust eingeführten Wundärzte erster und zweiter Classe konnten diesen Zweck erreichen; die deutschen Regierungen stehen rathlos jetzt da, da letzteres Institut im Aussterben begriffen ist, und die eigentliche Noth erst dann sich einstellen wird, wenn die Wundärzte erster und zweiter Classe nicht mehr existiren. Alle künstlichen Experimente nützen hier nichts. Hier thut nur Eins noth. Die Emancipation der Medicin muß eine Thatsache, meine von den hochkirchlich gesinnten Medicinern als ketzerisch und utopisch verschrieenen Thesen müssen, weil sie weder durch theoretische noch durch praktische Gründe bekämpft werden können, realisirt werden. Dann brauchen die Regierungen nicht mehr zu experimentiren. Alles macht sich dann von selbst.

Wundern muß ich mich darüber, daß man den Reformbewegungen der englischen Medicin auf dem Festlande so wenig Theilnahme schenkt. Dieselben unterscheiden sich wesentlich von den deutschen und erweisen sich dadurch als segensreich, daß auch die Laien sich an ihnen betheiligen. Wenn wir die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft verfolgen, so werden wir stets finden, daß nur dann ein nennenswerther Fortschritt in derselben gemacht wurde, wenn auch die Laien ein Interesse daran nahmen. Was wäre wohl aus der Reformation geworden? Luther, Calvin, Zwingli, sie gaben nur den im Volke schlummernden Ideen einen Ausdruck; sie fanden ihre Hauptgegner unter ihren Collegen, dagegen ihre eifrigsten Anhänger unter den Laien. Wenn man der englischen Medicin es zum Vorwurfe machen konnte, daß sie bis vor wenigen Jahren ebenso in den Fesseln der Zunft darnieder lag, als die deutsche Medicin in den Ketten des Staats, so ist ein wichtiger Umschwung hier eingetreten, seitdem die Laien auch an den Reformbewegungen sich betheiligten und zur

Einſicht gelangten, daß, ſo lange der Staat ſelbſt die hygieniſchen Fragen nicht in die Hand nehme, es Sache der Gemeinden ſei, reformatoriſch vorzugehen. Ein glücklicher Inſtinct hat die Engländer das Richtige treffen laſſen. Man hat eingeſehen, daß man bei der Hygiene anfangen müſſe. Was man auf dem Wege der Aſſociation in dieſer Beziehung erreichen kann, davon giebt England uns ein redendes Beiſpiel. Hygieniſche Fragen, deren Entſcheidung man in Deutſchland vom Staate verlangt, z. B. die Anlegung von Waſſerleitung und Bädern, werden hier auf dem Wege der Aſſociation erledigt; Staatsphyſici giebt es bis auf dieſen Augenblick hier nicht; jede größere Stadt hat aber ihren officer of health, der auf Gemeindekoſten beſoldet wird und in einigen Gegenden ſo gut geſtellt iſt, daß er keine Privatpraxis zu treiben nöthig hat.

Das Ideal einer Medicinalverfaſſung — auch dieſe muß, wie die Religion, dem jedesmaligen Culturzuſtande eines Landes angemeſſen ſein — ließe ſich am leichteſten in England durchführen, weil dort die Vorbedingungen am meiſten dazu vorhanden ſind. England iſt in dieſer Beziehung glücklich vor Deutſchland, daß es nicht nöthig hat, ſich ſo vieler ſchlechten, obſoleten, aus früheren Jahrhunderten ſtammenden Medicinalgeſetze zu entledigen. Wir würden in Deutſchland ſehr weit fortgeſchritten ſein, wenn wir die Medicin bloß vom Staate emancipirt hätten. Eine Abſchaffung ſchlechter Geſetze würde bei uns ſchon identiſch mit einem Fortſchritte ſein. In England braucht man, um das Ideal zu erreichen, den beſtehenden Inſtitutionen nur eine dem Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts entſprechende Form zu geben und einige nothwendige Ergänzungen hinzuzufügen. Ich habe ſchon auf die nothwendige Reform der Univerſitäten angeſpielt; würde man 1) an den mediciniſchen Schulen von den Zöglingen bei der Aufnahme eine claſſiſche Bildung verlangen, 2) neben den Medicinalbeamten der Gemeinden, beſondere mediciniſche Medicinalbeamte in's Leben zu rufen, die die Ueberwachung derjenigen hygieniſchen Fragen in die Hände nehmen, die auf dem Wege der Aſſociation nicht ausgeführt werden

können, alſo eine beſondere Staatsarzneikunde ſchaffen, ſo weit dieſelbe berechtigt iſt, 3) die Geſetze gegen Quackſalberei aufheben, 4) aus allen den verſchiedenen mediciniſchen Corporationen eine ärztliche Kammer oder ein mediciniſches Parlament bilden, das ſich mit allen hygieniſchen Fragen zu befaſſen hätte, ſo würde England die beſte und vollkommenſte Medicinalverfaſſung auf der Welt beſitzen.

L.

London.

Ich habe dieſer Tage die wichtigſten auf die Hygiene Englands bezüglichen Schriften einem Studium unterworfen. Southwood Smith iſt für die Medicinalreform der Engländer daſſelbe, was Richard Cobden auf nationalökonomiſchem und Bright auf ſocialem Gebiete. Man könnte ihn den Luther der engliſchen Medicinalreform nennen. Wie ganz anders haben aber die Engländer ihren Gegenſtand angegriffen als die Deutſchen. Ein glücklicher Inſtinct ſagte ihnen, daß das Alpha und Omega aller Medicinalreform in der öffentlichen Hygiene liege! Seit funfzig Jahren experimentiren die Deutſchen mit Medicinalreformen; jeder Duodezſtaat hat ſich damit abgegeben, Medicinalordnungen in's Leben zu rufen. Als wenn hiervon das Wohl und Wehe der Staatsbürger abhinge! Da hat man ſich Jahre lang in Deputationen und Commiſſionen herumgeſtritten, ob der Arzt verpflichtet ſei, jeden Kranken, der ſeine Hülfe bedürfe und in Anſpruch nehme, zu beſuchen, hat ſcharfe Geſetze gegen Quackſalberei entworfen, hat zum Schutze der Unterthanen eine minutiöſe Taxe für die Apotheker feſtgeſtellt; Alles um das öffentliche Wohl zu fördern. Mit einem Worte, man ſuchte das Ei zu wahren, aber die Henne ließ man fliegen. Wich-

tige hygieniſche Geſetze wurden nicht in's Leben gerufen; die Gemeinden erwarteten Alles vom Staate, der Staat aber hatte kein Geld.

Anders hier in England. Die Medicinalreform hat deshalb hier ſo erfreuliche Reſultate gehabt, weil die Männer, die in dieſer Sache die Initiative ergriffen, ſich an die Laien wandten, unter ihnen eine Agitation zu Wege brachten und dann erſt an die oberſte Inſtanz des Landes, an das Parlament appellirten. Die Schwierigkeiten waren inſofern hier viel größere, weil hier der Staat in Privatverhältniſſe eingreifen mußte, was mit dem Principe der Selbſtregierung nicht in Einklang zu ſetzen war. Dennoch hat die Reform hier durchgeſchlagen; auf hygieniſchem Gebiete iſt der Kampf bereits ſiegreich ausgekämpft, und dieſer Sieg bürgt dafür, daß auch auf dem pathologiſchen Gebiete die gewünſchten und nothwendigen Deſiderate erreicht werden.

Southwood Smith ſtellte es als ein Dogma, als ein Axiom hin, daß alle Krankheiten die Folgen der äußeren und inneren Lebensverhältniſſe ſind, und daß ihre Urſachen nur in der fehlerhaften und mangelhaften Erfüllung derſelben geſucht werden können, daß aber einmal entſtandene Krankheiten nach beſtimmten Geſetzen und innerer Nothwendigkeit verlaufen. Der Beweis hierfür war leicht zu führen. Das ſchwere Geſchütz der Statiſtik, das er für ſeine Theorie in den Kampf führte, brachte bald alle ſeine Gegner zum Schweigen.

Auf keinem Gebiete hat die Statiſtik wohl größere Triumphe gefeiert, als auf dem Gebiete der Hygiene. Die Cholera gab den erſten Anſtoß, nach den Gründen der Sterblichkeit unter den verſchiedenen Ständen zu forſchen. Das Verhältniß war wirklich ein trauriges für die unteren Stände; die ärmeren Claſſen lieferten allein 80 Proc. Todesfälle, die Krämer, Schenkwirthe, mit einem Worte der gedrückte Mittelſtand 75 Proc., während die Sterblichkeit unter der gentry noch nicht einmal drei Proc. betrug.

Southwood Smith ſtellte jetzt ſeine claſſiſchen Unterſuchungen

durch ganz England an über die Sanitätsverhältniſſe der verſchiedenen Städte. Nachdem er ſchon durch ſeinen „treatise of fever“, ſeine „animal physiology“, ſein „use of the dead to the living“, ſeine philosophy of health“, ſeine eminente Befähigung, über hygieniſche Fragen zu discutiren, an den Tag gelegt hatte, erſchienen im Jahre 1839 ſeine wirklich claſſiſchen „reports on physical causes of sickness and mortality“, dann ſeine „reports on sanitary improvement“, ſein „report on quarantaine“, 1850 ſein „report on epidemic cholera“ und 1854 ſeine „results of sanitary improvement“. Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen war, daß der Grad der epidemiſchen Krankheiten, ebenſo wie der Grad der Sterblichkeit, von gewiſſen örtlichen oder perſönlichen Uebelſtänden abhängt, daß Unrath in den Wohnungen, verdorbenes Waſſer, ſchlechte Luft, Unreinlichkeit, ſchlechte Nahrung die Hauptfactoren waren, an und für ſich nicht gefährliche Epidemien in höchſt gefährliche zu verwandeln. In keiner Stadt Englands war das Cloakenſyſtem befriedigend gefunden worden, in einigen Straßen fehlten die Dohlen gänzlich, in anderen Straßen war der Abzugskanal zugleich die Röhre für das Regenwaſſer. Die Hausdrains fehlten beinahe ganz. Ebenſo mangelhaft war die Waſſerzufuhr; nur die Reicheren konnten ſich dieſen nothwendigen Artikel verſchaffen, die Armen mußten verunreinigtes Waſſer trinken. Die Ortsvorſtände ſetzten Verbeſſerungsvorſchlägen ſtets den hartnäckigſten Widerſtand entgegen.

Was nun die Wohnungen ſelbſt betraf, ſo waren in allen großen Städten die Menſchen auf einen möglichſt kleinen Raum zuſammengedrängt; in vielen Gegenden kamen auf einen Acre 500 bis 800 Menſchen. Auch hier bewies die Statiſtik, welch einen Nachtheil die Uebervölkerung auf den Geſundheitszuſtand ausübte. In den Theilen Londons, wo auf einem Acre Fläche 20 Menſchen lebten, ſtarben von 10,000 nur 10, wo dagegen auf demſelben Raum 400 Menſchen lebten, 200. In vielen Städten, wie z. B. in Birmingham, wurde die Luft der dicht bevölkertſten Gegenden

noch durch eine Unmaſſe von Schweineſtällen verpeſtet; ja in vielen traf man, wie in einigen Gegenden des deutſchen Vaterlandes, Schweine und Menſchen in einem Zimmer.

Am ſchlimmſten war es mit den ſogenannten Lodging-Houſes beſtellt; dort befanden ſich, während die Latrinen überfloſſen, oft 30 Menſchen in einem Zimmer. Die Statiſtik kam zu dem traurigen Schluſſe, daß England jährlich 160,000 Menſchen weniger durch den Tod verlieren würde, wenn zweckmäßige Sanitätsgeſetze an die Stelle der Geſetzloſigkeit getreten wären.

Solche Thatſachen mußten allen Gebildeten die Augen öffnen; in einem abſolut regierten Lande, das ſich keiner Preßfreiheit erfreute, würde die Statiſtik dennoch auf Flugſand gefallen ſein; die Regierung würde dort, wie man es in Frankreich ſieht, alle Anſtrengungen gemacht haben, die Thatſachen zu verheimlichen und Alles in ein günſtiges Licht zu ſetzen. Nicht ſo in dem freien England. Wenn der Statiſtik der erſte Preis gebührt, ſo hat die freie unbeſchränkte Preſſe das weitere große Verdienſt, das Intereſſe für dieſe Fragen unter allen Ständen angeregt und ſo die einzige Möglichkeit auf Erfolg geſchaffen zu haben, daß die eſoteriſche Frage der Hygiene in eine exoteriſche umgewandelt wurde. War die öffentliche Meinung hier einmal für Reform gewonnen, ſo konnte keine Macht dieſelbe zurückhalten. Und ſo verkündete denn die Preſſe als eine Naturnothwendigkeit, daß, wenn England ſeinen Rang unter den Nationen Europas behaupten wollte, die bisherige Paſſivität der regierenden Organe aufgegeben, und die öffentliche Hygiene, die bisher als kümmerliche Waiſe ihr Daſein friſtete, zur ebenbürtigen Tochter des Staats erhoben werden müßte.

So war man endlich ſo weit gekommen, daß das Parlament ſich dieſer Sache annahm und dem Geſchrei der bedrohten Intereſſen von Privatleuten ſein Ohr verſchloß.

Im Jahre 1845 wurde dieſe neue Phaſe der Geſchichte Englands durch die „nuisances removal Act“ eingeleitet. Durch dieſes vom Parlament angenommene Geſetz erhielten Ortsbehörden das

Recht, alle verdächtigen oder für die Gesundheit der Einwohner gefährlichen Localitäten und Gebäude, als Abzugscanäle, Latrinen, Schlachtereien zu besichtigen und den Eigenthümer vor Gericht zu ziehen und ihn zu bestrafen. Es folgte dann im Jahre 1848 die „public health Act“. Nur der Cholera verdanken wir es, daß das Parlament, das zu sehr unter dem Einflusse von Sonderinteressen stand, diesem radicalen Gesetze seine Zustimmung gab.

Die wichtigsten Einzelheiten obigen Gesetzes sind folgende. Es wurde eine oberste Gesundheitsbehörde (general board of health) errichtet und dem Ministerium des Innern beigeordnet. Wenn $^1/_{10}$ der Steuerzahler eines Orts darum petitioniren, so ist dieselbe befugt, die Gesundheitsverhältnisse des Orts prüfen zu lassen. Ueberdies wird in jedem Bezirke ein localer board of health gewählt; $^1/_3$ der Mitglieder tritt jährlich aus. Alle auf die öffentliche Gesundheit sich beziehende Gegenstände stehen unter der Aufsicht dieses localen board, als Dohlen, Drains der Häuser, Latrinen, Straßen, Logirhäuser, Bade- und Waschanstalten u. s. w. Der board besteht aus verschiedenen Ständen, stets aber muß ein Arzt, officer of health, Mitglied sein. Diese Behörde hat das Recht, für gesundheitliche Zwecke örtliche Steuern auszuschreiben, Anlehen zu machen u. s. w. Sehr wichtig waren die Vorschriften dieses Gesetzes, die sich auf die Baupolizei bezogen; so bestimmt dasselbe, daß für alle neu zu bauenden Häuser gut angelegte Abzugscanäle, Wassercloſets oder Latrinen herzustellen sind; für Logirhäuser wurde die Zahl der Bewohner bestimmt, neue Kellerwohnungen wurden verboten; für eine beständige Wasserzufuhr nach den Häusern soll Sorge getragen werden.

Freilich erhob sich ein Schrei des Entsetzens in der Presse über die Bedrohung der Privatinteressen. Dieselbe Presse bekämpfte aber diese letzten Anstrengungen des, aus seinem Schlendrian sich nicht frei machen könnenden, Egoismus.

Die Patrioten ließen sich nicht beirren, die Statistik war nicht zum Schweigen zu bringen, und so folgten denn 1846 und

1847 die baths and wash houses Acts, 1851 und 1853 die common lodginghouses Acts, 1851 die labouring classes lodginghouses and dwelling Acts, 1852 die burial Acts, 1853 die smoke nuisance abatement, 1855 die nuisances removal Acts, 1848 und 1855 die diseases prevention Act und zuletzt 1858 die local government Act und public health Act.

Letzteres Gesetz setzte die public health Act von 1848 außer Kraft, hob den general board of health auf und übertrug dessen Befugnisse theils der Regierung, home office, theils den Ortsbehörden.

Obige Daten werden genügen, Ihnen zu zeigen, daß der Hauptunterschied der öffentlichen Hygiene Englands von der Deutschlands darin besteht, daß letztere bloß als eine Sache der Polizei und des ihm untergeordneten Physikus betrachtet wird, während die Engländer auch in Bezug auf die Ausführung der öffentlichen Gesundheitsgesetze sich selbst regieren.

Man kann deshalb dreist behaupten, daß dieses so jugendliche System in den wenigen Jahren seines Bestehens, bessere Früchte getragen hat, als in den, in Bezug auf die Hygiene absolut regierten, Ländern des Continents. In Bezug auf die Wasserzufuhr in die Städte sind die Erfolge wirklich überraschend. Während vor diesen Gesetzen den Armen die Wohlthat des frischen Wassers gar nicht zu Theil werden konnte, hat in den meisten Städten jetzt der kleine Mann keinen Mangel mehr daran. In Nottingham wird ein ganzes Haus für 2 Pence die Woche mit Wasser versorgt, in London kostet ein Faß mit 36 Gallonen Wasser 4—8 Pence. Daß sich das Drainagesystem, wonach man den Inhalt der Latrinen aus den Häusern in die Dohlen der Stadt leitete, nicht bewährt hat, habe ich schon oben erwähnt. Auf keinen Fall sind aber die Resultate schlechter, als bei dem alten System, nach dem jedes Haus seine Latrinen hatte, wodurch zu Typhus und anderen ansteckenden Krankheiten fortwährend Veranlassung gegeben wurde. Der Gesundheitszustand hat sich daher in allen Städten, die energisch die

Verbesserungen durchgeführt haben, sehr gehoben. Die allgemeine Sterblichkeit nun ist um 3,7 Proc. gesunken.

Sie sehen selbst, verehrtester Freund, wodurch die englische öffentliche Hygiene von der deutschen sich unterscheidet und so rasch in allen Schichten der Bevölkerung Anklang gefunden hat. Die Regierung erkannte den Geist des englischen Volkes, sie sah ein, wenn die Gesetze nicht, wie in Deutschland, auf dem Papiere bleiben, sondern von Thaten begleitet sein sollten, sie das im Jahre 1848 aufgenommene Princip der Centralisation fallen lassen und zur Decentralisation übergehen mußte. So wurde denn der 1848 in's Leben gerufene board of health wieder aufgelöst und dessen Befugnisse jeder einzelnen Gemeinde übertragen. Hygienische Verhältnisse lassen sich eben nur in der Nähe studiren und richtig erkennen; jede Gemeinde wird ihre eigenen Bedürfnisse richtiger erkennen und zu verbessern wissen, als wenn ein Regierungsbeamter aus der Hauptstadt, vom bureaukratischem Standpunkte aus, eine Untersuchung vornehmen soll. Wählt jede Gemeinde sich selbst einen officer of health, der unserem deutschen Physicus entspricht, so hat sie auf jeden Fall bessere Garantien, einen tüchtigen Beamten zu bekommen, als wenn die Regierung ihr einen Beamten octroyirt.

So hat England denn von allen Völkern Europas zuerst ein lebendes Beispiel gegeben, daß es die Hygiene als ebenbürtige Schwester der Medicin zur Seite stellt, und daß alle Medicinalreform mit der Hygiene beginnen müsse. In Deutschland sind wir noch nicht einmal so weit, daß Hygiene an den Universitäten einen Gegenstand des Fachunterrichts bildet. Machen wir es darum wie in England. Suchen wir eine Agitation unter den Laien herzustellen, so wird sich auch die Sache bei uns arrangiren.

LI.

London.

Die Reform, die Englands Medicin auf pathologiſchem Gebiete erlitten hat, iſt nicht minder hoch anzuſchlagen, als die auf hygieniſchem Gebiete durchgeſetzte. Bis zum Jahre 1858 ſtanden die verſchiedenen engliſchen Corporationen ohne Verbindung da; factiſch exiſtirte mediciniſche Erwerbfreiheit, da die Geſetze gegen Quackſalberei, wenn auch nicht aufgehoben, doch ſehr lar gehandhabt wurden. Ein großer Fortſchritt war es, daß durch die Medicinalreform dem Publicum Gelegenheit gegeben wurde, den wiſſenſchaftlichen, von dem Staate anerkannten, Arzt von dem Quackſalber zu unterſcheiden. Dieſelben hatten bis dahin eine hervorragende Rolle geſpielt; Murchiſon iſt ja durch ſeine Pillen weltberühmt und ſteinreich geworden. Weil die Volksbildung hier gegen Deutſchland in den unteren Ständen ſo zurück iſt, ſo mußten die Quackſalber hier eine ganz andere Rolle ſpielen. Arzt und Publicum ſtehen in einem ganz beſtimmten Verhältniſſe. Lerne ich die Aerzte in einer großen Stadt kennen, ſo werde ich Ihnen die ſicherſte Auskunft über den Bildungszuſtand der Einwohner geben. Der Einzelne wendet von den Aerzten ſtets dem ſein Vertrauen zu, den er durch eine gewiſſe geiſtige Wahlverwandtſchaft ſich verbunden hält. Läßt er ſich von einem anderen behandeln, der eine von der ſeinigen ganz verſchiedene Geiſtesrichtung hat, ſo fehlt das rechte Vertrauen. Deshalb finden Sie, daß von den Aerzten die ſogenannten Durchſchnittsmenſchen, die durch einen gewiſſen common sense ſich auszeichnen, ſtets die größte Praxis haben. Der intelligente und wiſſenſchaftliche Arzt wird vorzugsweiſe ſein Contingent unter den Patienten der intelligenten Stände haben, der mediciniſche bonvivant wird vorzugsweiſe die Gourmands und Friands ſeine Patienten nennen, der bloß nach Reichthum ſtrebende die Reichen, der auf äußere Formen wenig Gewicht legende und durch eine Nonchalance in ſeinem

Weſen ſich hervorthuende Arzt, wird hauptſächlich in den unteren Ständen ſeine Praxis finden, der bei dem ſchönen Geſchlechte beliebte, wird ſich als Frauenarzt hervorthun. In ſofern iſt der bekannte Frank'ſche Ausſpruch, als ihn Jemand fragte, an welchen Eigenſchaften man den dümmſten Arzt erkennen könnte: „erkundigt euch nach dem, welcher am meiſten Zulauf hat", durchaus kein Paradoxon. Da England nun aber einmal das Land der Gegenſätze iſt, ſo mußte das Heer der Quackſalber, das von der Unwiſſenheit und Dummheit der unteren Stände lebte, hier größer als anderswo ſein. Durch die Medicinalreform hat die Quackſalberei einen argen Stoß erlitten; einmal durch die jetzt in allen Ständen ſich entwickelnde Aufklärung über mediciniſche und hygieniſche Fragen, anderntheils dadurch, daß auch der kleinſte Mann jeden wiſſenſchaftlichen Arzt von einem Quackſalber dadurch unterſcheiden kann, daß erſtere in den Adreßbüchern als vom Staate anerkannte Aerzte eingetragen ſind, was dem Quackſalber bei hoher Strafe verboten iſt.

Die dreifache Eintheilung der Aerzte in physicians, surgeons und apothecaries hat ſich ſpontan aus den Bedürfniſſen des Landes entwickelt; ſie iſt deshalb durch die neueſte Medicinalreform auch durchaus nicht beſeitigt, wird ſich auch wohl nie beſeitigen laſſen, weil ſie mit den Inſtitutionen des Landes zu innig verwachſen iſt.

Ich würde es als einen großen Segen für Deutſchland betrachten, wenn es dieſes natürliche Syſtem adoptirte, anſtatt, wie jetzt nur eine Claſſe von Aerzten anzuerkennen, wodurch weiter nichts erreicht wird, als daß die deutſche Medicin entweder in lauter Specialismus ſich auflöſen wird, oder die Aerzte von Jahr zu Jahr ſchlechter werden müſſen, da es über die Kräfte eines Mannes geht, zugleich ein guter Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer ſein zu können. Ueberdies iſt es von vornherein auch Unſinn, anzunehmen, daß ein und dieſelbe Perſon zu dieſen verſchiedenen Disciplinen gleiches Geſchick, gleiches Talent und Anlagen mit auf die Welt gebracht hat. In England fängt mancher unbemittelte Arzt als general practitio-

ner an, um dann ſpäter reiner physician oder surgeon zu werden. Zu ſeiner Zeit wurde in Deutſchland von der engliſchen Medicinalreform wenig Notiz genommen. Die bisherigen Privilegien des college of physicians, surgeons und der Apotheker Hall wurden weſentlich durch „the medical Act“ beſchränkt. Am 2. Auguſt 1858 erhielt dieſe Bill die Sanction des Parlaments. Die weſentlichen Beſtimmungen derſelben ſind folgende: 1) Das Publicum ſoll durch dieſelbe in den Stand geſetzt werden, wiſſenſchaftliche Aerzte von den unwiſſenſchaftlichen zu unterſcheiden; 2) ein Geſundheitsrath ſoll erwählt werden, der den Namen „the general council of medical Education and Registration of the united Kingdom führt, mit Unterabtheilungen für Schottland, England und Irland; 3) derſelbe beſteht aus 10 Mitgliedern, die gewählt werden: von the Royal College of Physicians, the Royal College of Surgeons, the Apothecaries Society, the University of Oxford, the University of Cambridge, the University of Durham, the University of London, the College of Physicians of Edinburgh, the College of Surgeons of Edinburgh, the faculty of Physicians and Surgeons of Glasgow; zu dieſen 10 Mitgliedern kommen 1 von der Univerſität von Edinburgh und den zwei Univerſitäten von Aberdeen gemeinſchaftlich gewählten, 1 von der Univerſität von Glasgow und St. Andrews gemeinſchaftlich gewählten; außerdem wählt noch je 1 Mitglied: the King and Queens college of Physicians in Ireland, the Royal College of Surgeons in Ireland, the University of Dublin, the Queens University of Ireland. Außerdem wählt die Königin 6 Mitglieder, die ihr „Privy council“ bilden, 4 für England, 1 für Schottland und 1 für Irland. — Der Präſident dieſes Geſundheitsraths wird von den Mitgliedern ſelbſt gewählt. 4) Das general council ſoll ſeine Sitzungen halten, ſobald es von einem der principal Secretaries of State einberufen wird; Stimmenmehrheit entſcheidet in demſelben; bei Stimmengleichheit giebt der Präſident den Ausſchlag. 5) Das general council ſtellt einen

Regiſtrator und ſo viele secretaries, treasurers, clerks an, als es nothwendig erachtet, ebenſo Nebengeſundheitsräthe für Schottland und Irland. 6) Das Amt des Regiſtrator beſteht darin, für ein vollſtändiges Regiſter aller anerkannten Aerzte Sorge zu tragen; die Verſtorbenen müſſen aus der Liſte entfernt werden u. ſ. w. 7) Alle Mitglieder werden für ihre Bemühungen und Reiſekoſten aus der Staatskaſſe entſchädigt. 8) Zu den qualified persons, die das Recht haben „to be registered", gehören nun folgende *A*) Fellow, Licentiate or Extra Licentiate of the Royal College of Physicians of London, *B*) of Edinburgh, *C*) of the King and Queen's college of Physicians of Ireland, *D*) of the Royal College of Surgeons of England, *E*) of the Royal College of Surgeons of Edinburgh, *F*) of the Faculty of Physicians and Surgeons of Glasgow, *G*) of the Royal College of Surgeons in Ireland, *H*) Licentiate of the Society Apothecaries, London *I*) Licentiate of the Apothecaries Hall, Dublin, *K*) Doctor, or Bachelor, or Licentiate of Medicine, or Master in Surgery of any University of the United Kingdom; or Doctor of Medicine by Doctorate granted prior to passing of this Act by the Archbishop of Canterbury, *L*) alle die Doctoren, die auswärts promovirt und vor 1858 ſchon in England prakticirt haben. 9) Dieſe verſchiedenen Körperſchaften und Geſellſchaften ſollen von Zeit zu Zeit dem general council Schemata über ihre Studiengeſetze und Examensbedingungen einſenden. 10) Wenn eine von dieſen Corporationen von den Candidaten verlangen ſollte, die Medicin nach einer beſtimmten Theorie auszuüben, ſo ſoll das „privy council" dieſelbe daran verhindern. 11) Jedes Jahr ſoll vom general council ein „medical Register", das die Namen aller zur Praxis licenſirten Aerzte enthält, veröffentlichen. 12) Wenn irgend ein Arzt ſich ein Verbrechen zu Schulden kommen läßt (felony or misdemeanour) oder einer infamous conduct in any professional respect ſich ſchuldig gemacht hat, ſo ſoll er vom general council aus dem Regiſter geſtrichen werden. 13) Nur einregiſtrirte Aerzte

ſollen das Recht haben, ihre ausſtehenden Forderungen bei Gericht einklagen zu können. 14) Nur einregiſtrirte Aerzte ſollen als Armenärzte oder medical officers angeſtellt werden können. 15) Dieſelben brauchen keine Geſchworenen zu werden. 16) Es gelten nur ſolche Atteſte, die von einregiſtrirten Aerzten verfaßt ſind. 17) Todtenſcheine können ebenfalls nur von dieſen ausgeſtellt werden.

Dies ſind die weſentlichſten Beſtimmungen dieſes wichtigen Medicinalgeſetzes, das zuerſt Einheit in die buntſcheckigen Corporationen brachte.

Wie Sie ſehen, hat man allen verſchiedenen Geſellſchaften ihre Rechte gelaſſen, nur hat man ſich bemüht, auch eine gewiſſe Einheit in den Studiengang zu bringen.

Dennoch ließ ſich dieſes Geſetz einen großen Rückſchritt zu Schulden kommen. Alle Engländer und Ausländer, die bisher auf einer auswärtigen Univerſität promovirt hatten, konnten frei in England practiciren; nach dieſem neuen Geſetze iſt dies nicht mehr möglich; ſie müſſen ſich vielmehr irgend einer der Geſellſchaften anſchließen und die Licenz zur Praxis durch ein neues Examen erwerben; außerdem ſind die fees ziemlich bedeutend, die eine beträchliche Einnahme der Examinatoren bilden. Wenn Sie die Reden leſen würden, die bei dieſer Gelegenheit im general council über die deutſchen Univerſitäten gehalten worden ſind, ſo würden Sie ſich ebenſo ſchämen, wie ich mich als Deutſcher geſchämt habe, daß man über deutſche Wiſſenſchaft in den leitenden Regionen Englands jetzt ſo gering denkt.

Die vielen Inconvenienzen, die obiges Geſetz mit ſich führte, brachte ſchon im Jahre 1859 eine Medical Amendment Act zu Stande, deren wichtiger Paragraph der war, daß es allen auswärtigen Aerzten, wenn ſie ihr Examen in ihrem Vaterlande beſtanden hätten, geſtattet ſein ſollte, als „resident physician or medical officer of any Hospital, established exclusively for the relief of foreigners in sickness zu fungiren.

Wahrſcheinlich hatte man für die Fremden-Hospitäler keine auswärtigen Aerzte mehr bekommen können.

Das gegenwärtige „general council of medical Education and Registration“, das alſo dem preußiſchen Miniſterium der Medicinalangelegenheiten mit ſeinen vortragenden techniſchen Räthen und ſeiner wiſſenſchaftlichen Deputation entſpricht, beſteht augenblicklich aus folgenden Mitgliedern:

President: Joſeph Henry Green, Esq.

The royal college of physicians of London	Dr. George Burrows.
The royal college of surgeons of England	James Moncrieff Arnott, Esq.
The apothecaries' society of London	John Ruſſey, Esq.
The university of Oxford	Dr. H. W. Acland.
The university of Cambridge	Dr. H. J. H. Bond.
The university of Durham.	Dr. Dennis Embleton.
The university of London	Dr. John Storrar.
The royal college of physicians, Edinburgh	Dr. Alex. Wood.
The royal college of surgeons, Edinburgh	Dr. Andrew Wood.
The faculty of physicians and surgeons, Glasgow	George Watt, Esq.
The universities of Aberdeen and Edinburgh	James Syme, Esq.
The universities of Glasgow and St. Andrew's	Dr. Allen Thomſon.
The King and Queen's college of physicians in Ireland	Dr. Aquilla Smith.
The royal college of surgeons of Ireland	Dr. William Hargrave.
The apothecaries' hall of Ireland	Dr. Charles H Leet.
The university of Dublin	Dr. James Apjohn.
The Queen's university of Ireland	Dr. John D. Corrigan.

Sir Charles Haſtings,
Dr. William Sharpey,
William Lawrence, Esq.,
Thomas Pridgin Teale, Esq.,
Dr. Robert Chriſtiſon,
Dr. William Stokes,

} Nominated by Her Majesty, with the advice of her Privy council.

Treasurers of the general council	Joſeph Henry Green, Esq. Dr. Burrows.
Registrar of the general council	Dr. Francis Hawkins.
Registrar of the branch council for Scotland	Dr. William Robertſon.
Registrar of the branch council for Ireland	Dr. William Edward Steele.

Die wichtigſten Veränderungen, welche die „Medical Acts Amendment Bill“ vorſchlägt ſind folgende: Every person, who has resided in the United Kingdom for a period of not less than twelve months immediately previous to making his application, and who legally possesses a colonial or foreign diploma from a University, College or other body qualifying him to practise medicine or surgery in the colony or foreign country, where such diploma was obtained, shall be entitled to be registered under the Medical Act. Provided such diploma shall have been granted by a University, College, or other body recognised in a list to be annually prepared by the General Medical Council, which list shall be submitted to her Majesty in Council for approval and shall thereupon be published in the London Gazette. — Ferner: If any person practising medicine or surgery or engaged in the cure or treatment of diseases or injuries, not being registered under the Medical Acts, takes or uses any of the designations enumerated in schedule (A) to the medical Act or the designation of physician, surgeon, doctor or apothecary or any other designation used by or used to distinguish duly qualified practitioners of medicine or surgery or any class there of, or the designation of Professor of Medicine or Professor of Surgery, he shall for every such offence be liable on summary conviction to a penalty not exceeding twenty pounds.

Wie Prohibitivmaßregeln ſich rächen, beweiſt dieſe Bill. Wir zweifeln nicht, daß das Parlament den Amendements ſeine Zuſtimmung geben wird, wenn dieſelben auch im general council möglicher Weiſe auf ernſten Widerſtand ſtoßen werden. Die Engländer gehen uns durch obiges Amendement mit einem guten Beiſpiel voran und geben das erſte Beiſpiel, einer geſetzlichen internationalen mediciniſchen Freizügigkeit. Wären wir in Deutſchland nur erſt ſo weit, mediciniſche Freizügigkeit im deutſchen Bundesgebiete zu beſitzen! Die zweite Verbeſſerung bezweckt, der Quack-

ſalberei einen größeren Damm entgegen zu ſetzen. Dadurch, daß nur ein approbirter Arzt einen Todtenſchein ausſtellen, vor Gericht als Sachverſtändiger fungiren und Rechnungen einklagen kann, ſind, mit dieſer Verbeſſerung, daß Keiner einen ihm nicht zukommenden Titel führen darf, eigentlich alle Geſetze gegen Quackſalber überflüſſig. Wenigſtens iſt es nicht möglich, bei lebensgefährlichen Krankheiten ſich vom Quackſalber behandeln zu laſſen. Sie ſehen, wie praktiſch die Engländer ſind und durch wie wenige Geſetze ſie das erreichen, was bei uns eine Syſiphusarbeit der Medicinalpolizei ſein würde.

LII.

London.

Heute habe ich einmal wieder das Bartholomäus-Hospital beſucht. Profeſſor Savory hatte die Freundlichkeit, von oben bis unten mir alle Theile deſſelben zu zeigen. Es beſteht aus vier getrennten Pavillons, von denen der eine die Anatomie, das phyſiologiſche und chemiſche Laboratorium enthält. Die Bibliothek iſt vorzüglich; die Studenten haben es ſehr bequem, da 80 auch hier wohnen können. Die zu dem Hospital gehörende Kirche iſt eine der ſchönſten Londons. Die Bildniſſe der bedeutendſten Aerzte des Hospitals, des Dr. Radcliffe, von Parcevell Pott, von Abernelſy und Harvey fehlen natürlich nicht. Savory erzählte mir, daß von allen Hospitälern dies das reichſte ſei, indem die jährlichen Einkünfte deſſelben 50,000 £ Strl. betragen. In dem Dispenſarium, wo die outpatients behandelt werden, hatte ſich eine große Zahl Leidender eingefunden. Alle Krankenſäle waren ſehr gut ventilirt; kein einziger war überfüllt. In dem einen Saale lag eine Frau, an der mit Glück die Ovariotomie vollzogen war; Savory

zeigte mir einen durch Digitalcompreſſion geheilten Fall eines Aneurysma der poplitaea; nicht weit davon lag ein Patient mit einem großen Aneurysma der subclavia, das nächſtens operirt werden ſollte. Aneurysmen kommen in England weit häufiger als bei uns vor. Nachher wurde einem Manne ein großes Lipom auf dem Rücken operirt. Sämmtliche Aerzte des Hospitals waren zugegen, und obgleich Ferienzeit, waren beinahe alle Sitze des Amphitheaters gefüllt. Ich traf dort mehrere Studenten aus Oſtindien. Intereſſant war es mir, auch Lawrence zu treffen. Er und Ferguſſon ſind noch immer die anerkannteſten und berühmteſten Chirurgen Englands. Lawrence erinnerte in mancher Beziehung an Langenbeck den Vater; er repräſentirt die neuere Geſchichte der engliſchen Chirurgie. Obgleich pure surgeon iſt er doch ein Mann von ſo vielſeitigen Talenten, wie man es bei jedem wahrhaft großen Manne vorausſetzen darf. Wenn Langenbeck, der Vater, in neuerer Zeit in Deutſchland gar zu ſehr vergeſſen iſt, während es doch etwas Großes an ihm war, daß er ebenſo als Anatom, wie als Chirurg und Operateur ſich auszeichnete, und kein Menſch ihm das Recht abſprechen wird, daß er der Begründer der chirurgiſchen Anatomie in Deutſchland genannt werde, ſo glänzt Lawrence dadurch, daß er in der vergleichenden Anatomie ſich ebenſo hervor that, als in der Chirurgie. Lawrence begann ſeine mediciniſche Carriere, nachdem er ſeine claſſiſche Erziehung beendet hatte, in dem Hauſe des großen Abernethy als Lehrling. Auch dieſes iſt eine Eigenthümlichkeit der engliſchen Medicin, daß die jungen Studenten, ehe ſie bei einer Hospitalſchule ſich immatrikuliren laſſen, als pupil bei einem praktiſchen Arzt in die Lehre gehen. In dieſer ſeiner Stellung zeichnete er ſich ſo aus, daß Abernethy ihn zum Demonſtrator der Anatomie erwählte, nachdem er ſeine Lehrzeit beendigt hatte. Nachdem Abernethy ſeine Stelle als Wundarzt am Bartholomäus-Hospital niedergelegt hatte, folgte ihm Lawrence. Seine dann herausgegebenen Vorleſungen über Naturgeſchichte und Anthropologie erregten, wegen des darin ausgeſprochenen Materialis-

mus, einen ſolchen Unwillen, daß man ihn wegen Ketzerei und Unglaubens abſetzen wollte; es entſpann ſich ein weitläufiger Proceß, aus dem Lawrence als Sieger hervorging. Sein claſſiſches Werk über Brüche iſt in beinahe alle Sprachen überſetzt worden.

Von da wandte ich mich zur Börſe. Wenn man die Umſichtigkeit der engliſchen Polizei bewundern will, ſo muß man zu der Zeit dieſelbe aufſuchen, wo gerade die Börſenzeit iſt. In der Nähe derſelben münden fünf enge Straßen; an der Ecke einer jeden ſtand ein Policiſt, der jedem Wagen ſeine Direction gab, wie er fahren ſollte, damit kein Block entſtehe. Dieſe Anweiſungen werden ſchon den von der Ferne kommenden ertheilt. Von dem Gewühl von Menſchen und Wagen wird man beinahe überwältigt.

Den Nachmittag beſuchte ich das britiſche Muſeum; auch dieſes iſt urſprünglich von einem Privatverein begründet worden. Ich enthalte mich, Ihnen eine Beſchreibung zu liefern. Nur England kann ſolche Schätze zuſammen häufen. Alles iſt in ſeiner Weiſe unübertroffen. Nur die ornithologiſche Sammlung hat, glaube ich, einen Concurrenten an unſerm Bremer Muſeum. Zu bedauern iſt, daß die Ornithologie bis jetzt noch keine Wiſſenſchaft genannt werden kann. Denn die Beſtimmung der Vögel erfolgt allein nach den äußeren Merkmalen, ohne daß auf den anatomiſchen Bau die geringſte Rückſicht genommen wird. Den ſeichteſten und unwiſſenſchaftlichſten Köpfen war dadurch Gelegenheit gegeben, berühmte Ornithologen zu werden. Es erinnert mich in mancher Beziehung an einen Zweig der mediciniſchen Literatur, an deſſen Bearbeitung ſich ſo viele Aerzte wagen, die nicht das Zeug haben, irgend etwas Anderes zu ſchreiben, aber doch gern als Schriftſteller glänzen wollen. Die ſpätere Geſchichte der Medicin wird dieſen Zug unſeres Jahrhunderts brandmarken. Es ſind dies die über ſubcutane Injectionen und irgend ein beliebiges Arzneimittel, als Curare, Bromkalium u. ſ. w. ſchriftſtellernden Aerzte; den Schriften wird der bombaſtiſche Titel „kliniſche Erfahrungen“ gegeben; dieſe Literatur iſt meiſtens ſehr ſeicht und hat nur Maculaturwerth. Gerade

So iſt es bis jetzt mit der Ornithologie beſtellt. Man kann ein großer Ornithologe werden und kann rudis ſein, in den Elementen der Anatomie.

LIII.

London.

Heute Nachmittag beſuchten wir das Parlamentsgebäude; wir mußten hierzu eine beſondere Erlaubniß uns einholen. Am meiſten intereſſirte mich der vor dem Throne liegende „Woolsack“. In der Paulskirche haben wir uns circa zwei Stunden aufgehalten; Aſtley Cooper und dem engliſchen Leſſing, Johnſon, ſind hier Denkmäler errichtet. Das Mansion house zu beſuchen, trieb uns ſchon die bloße Neugier, weil der Urgroßvater meiner Frau dort als Lordmayor gewohnt hatte. Prachtvoll iſt die Egyptian hall, in der jährlich das große Bankett Statt findet.

Von da fuhren wir nach der Weſtminſter Brücke; die Ausſicht von ihr auf die Themſe iſt ſo ſchön, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, meine Frau dahin zu führen. Ich ſuchte dann den Inſtrumentenmacher Weiß auf. Derſelbe, ein geborener Deutſcher, iſt von allen Inſtrumentenmachern Londons der renommirteſte. Ich nahm ſein reichhaltig aſſortirtes Lager in Augenſchein und kaufte mir ein Aliſon'ſches Doppelſtethoskop. Die Preiſe ſind übrigens enorm hoch. Denken Sie, ich mußte 28 Schillinge für daſſelbe bezahlen! Dann die engliſche Bank und Börſe inſpicirt. Beides coloſſale Gebäude, für den Kaufmann von größerem Intereſſe als für den Arzt. Ich trennte mich dann von meiner Frau und ſuchte Dr. Sutro auf; derſelbe gehört zu den beſchäftigtſten deutſchen Aerzten Londons. Er ſtammt aus Frankfurt und iſt ſchon ſeit vielen Jahren in London anſäſſig. Er iſt als conſultirender Arzt am deutſchen Hospital an-

geſtellt. Obgleich Jude von Geburt, konnte man ſehr wenig Jüdiſches an ihm bemerken; im Allgemeinen können ſonſt gerade die Aerzte, wenn ſie auch getauft ſind, ihre jüdiſchen Manieren nicht ablegen.

Als ich von ſeinem Hauſe nach London bridge mich begab, gerieth ich in einen Block; wenn ein ſolches Hinderniß von Menſchen und Wagen entſteht, daß man weder vor noch rückwärts kann, ſo wird dies mit obigem Terminus belegt. Auf dem Börſenplatz münden acht Straßen. Da der Platz an und für ſich gar nicht groß iſt, ſo können Sie ſich denken, wie leicht hier die Communication in's Stocken geräth; hat ſich am Eingang einer Straße ein Menſchenthrombus gebildet, ſo wirkt dies gleich auf alle übrigen zurück. Den Fremden kann man immer daran erkennen, daß er ſich am Ungeſchickteſten in einem ſolchen Block benimmt. Uebrigens befinden ſich auf allen freien Plätzen Erhöhungen mit Säulen, wohin man ſich flüchten und ſo lange warten kann, bis die freie Paſſage wieder hergeſtellt iſt. Bei dieſer Gelegenheit habe ich bemerkt, daß die Engländer im Grunde höfliche Leute ſind. Es kam ein Herr auf mich zu und erſuchte mich, ihm zu folgen. Dies that ich. Mit großer Kunſt brachte er uns, mich am Arme nehmend, durch all die Wagen, die vor und rückwärts fuhren, durch; es ſchien ihm wirklich Vergnügen zu machen, mir dieſen Liebesdienſt erwieſen zu haben.

Schon des Sonnabends Nachmittags beginnen hier die Zurüſtungen zum Sonntag. Alle Läden werden dann geſchloſſen. Wer es nicht thut, iſt ſicherlich ein Deutſcher. In den Diſtricten, wo vorzugsweiſe die Deutſchen wohnen, bleiben alle Läden offen.

Am Abend waren wir im Haymarkettheater. Sie würden ſich auch wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß es faſt ſchon 1 Uhr Nachts iſt. Um 12 Uhr kamen wir erſt aus dem Theater. Es wurde de „stranger“ von Kotzebue gegeben, ein Senſationsſtück, das m bis dahin unbekannt war, hier aber ſtets ein volles Haus hab ſoll. Miß Haller, die die entflohene Frau ſpielte und die Hau rolle hatte, war ſehr gut. Die übrigen Schauſpieler waren mi

mäßig. Uebrigens ſind die Engländer ein ſehr dankbares Publicum; wer von den Schauſpielern nur gut ſchrie oder tüchtig die Thränenpumpen in Bewegung ſetzte, wurde applaudirt. Die Muſik war herzlich ſchlecht. Die Hervorgerufenen erſchienen vor dem Vorhange, indem letzterer nicht aufgezogen wurde. Nach dieſem Stücke trat eine junge Actrice auf, die einen engliſchen Advocaten im Gericht darſtellte. Sie ſpielte meiſterhaft. — Schließlich wurde noch „der luſtige Barbier" gegeben. Man bekommt hier ſehr viel für's Geld und wenn man das bedenkt, ſind die Preiſe auch gar nicht zu hoch.

Daß ich heute ſehr müde bin, und das Londoner Leben ſtrapazirt, werden Sie mir gern glauben. Leben Sie wohl!

LIV.

London.

Heute Morgen habe ich den Beſuch der Hospitäler geſchwänzt. Ich hatte die Abſicht nach St. Thomas Hospital zu gehen; doch der Himmel war ſo wolkenlos, und die Herbſtſonne ſtrahlte ſo wonniglich, daß wir uns einen Wagen nahmen und nach dem Hydepark fuhren. Von allen Parks Londons iſt er der beſuchteſte und ariſtokratiſchſte; er iſt rings von einem eiſernen Geländer umſchloſſen; hier entfaltet ſich der eigentliche Corſo Londons. Wenn der Thiergarten Berlins, der engliſche Garten Münchens, die elyſäiſchen Felder Paris' alle an den Endpunkten der Städte liegen, ſo hat London durch ſeine Parks vor allen dieſen den Vorzug, daß dieſelben mitten in der Stadt gelegen ſind und viel mehr allen Einwohnern zu Gute kommen. Die verſchiedenen Parks, 6 an der Zahl, liegen an den verſchiedenſten Stadttheilen. Hydepark iſt bei

em der größte und ſchönſte; der Oſten Londons hat den Vic-
apark. Wenn man in der Mitte dieſes 400—500 Morgen
ßen Parks ſich befindet, ſo kann man ſich einbilden, man befände
h mitten auf dem Lande. Der die Mitte des Hydepark durch-
hneidende Serpentin River bringt in die mannigfaltigſten Partieen
ine Abwechſelung und ein Leben, daß man die Kunſt ganz vergißt.

An den Hydepark grenzt unmittelbar Kenſington Gardens, ur-
ſprünglich nur für die königliche Familie beſtimmt, die dort mehrere
Jahre reſidirt hat. Der Zutritt iſt jetzt Jedem geſtattet. Eine große
Brücke führt über den Fluß. Obſchon es Morgen iſt, ſo treiben
ſich doch ſchon Tauſende in dieſen idylliſchen Gefilden umher. Die
Parks könnte man die Lungen Londons nennen; denn ſie fabriciren
fortwährend den reinſten Sauerſtoff und paralyſiren gleichſam die
ſchädlichen Wirkungen, die durch die Fabriken der Luft fortwährend
zugefügt werden. Jeder, der reine Luft einathmen will, der ſucht
einen der Parks auf. Die Menſchenmenge iſt oft ſo bedeutend, und
die Zahl der Equipagen ſo enorm, daß die Polizei zuweilen ein-
ſchreitet, daß die Wagen einige Minuten halten müſſen, damit die
Fußgänger von der einen Seite nach der andern paſſiren können.
Wir machten dann zuſammen einen Beſuch bei den Damen S., —
deren Bekanntſchaft wir neulich in einer Geſellſchaft gemacht hatten.
Dieſe beiden Damen, obgleich Blauſtrümpfe, ſind doch ſo intereſſant
und ſo beſcheiden, daß man ſie allen zukünftigen Blauſtrümpfen als
Muſter aufſtellen könnte. Von den beiden Schweſtern war die ält-
tere 23 Jahre Secretärin bei der Königin Victoria. Letztere, wie
Prinz Albert, haben ſehr viel von ihr gehalten; in literariſcher Be-
ziehung hat die Königin ſich ganz auf ihr Urtheil verlaſſen; ſie hat
von den neueſten Producten der Preſſe nur die Bücher geleſen, die
Miß S. ihr empfahl. Natürlich brachte eine ſolche Stellung es mit
ſich, daß ſie in alle Myſterien der königlichen Familie eingeweiht
wurde. Ueber ihrem Sopha hing ein kleines Bild von der Kön
gin Victoria gezeichnet, den Prinzen von Wales und die Prin
ſin Alice darſtellend, ferner von dem berühmten Maler Philipp,

Hochzeit der Königin in Oel gemalt. Ein anderes ſehr werthvolles Gemälde von demſelben Maler: der Herzog von Wellington beſucht nach der erſten Induſtrieausſtellung die Königin, die ihm den Prinzen Arthur präſentirt. Sehr intereſſant war mir, hier abermals meine Anſicht beſtätigt zu finden, die ich Ihnen in einem meiner früheren Briefe über die politiſche Stimmung der engliſchen Damen und Herren ſchrieb. Bismarck wurde von ihnen ungefähr in eine Kategorie mit Tiberius geſetzt. Die Stimmung am engliſchen Hofe wird am beſten durch folgende allgemein erzählte Anekdote illuſtrirt: eine, ich weiß nicht welche Tochter der Königin Victoria, dieſelbe iſt ja bekanntlich ſo reich mit Kindern geſegnet, daß ich als Ausländer zwiſchen den Namen der verſchiedenen Prinzeſſinnen mich nicht zurecht finden kann, ſoll bei Gelegenheit der Vermählung ihrer Schweſter mit dem Herzog von Auguſtenburg den Ausſpruch gethan haben, ſie wollte, es ſtünde in ihrer Macht, den Kopf des Grafen Bismarck ihrer Schweſter zum Hochzeitsgeſchenk zu machen. —

In der That, Bismarck ſpielt den engliſchen Prinzeſſinnen einen üblen Streich. Wie weiland auf dem Wiener Congreſſe Rußland für die Erhaltung der deutſchen Duodezſtaaten eingetreten ſein ſoll, bloß damit ſeine Großfürſten Gelegenheit hätten, ebenbürtige deutſche Prinzeſſinnen heirathen zu können, ſo hat gegenwärtig England ein ähnliches Intereſſe an der Erhaltung der deutſchen Kleinſtaaterei. Wo ſonſt die Heirathscandidaten finden?

Von hier fuhren wir nach dem zoologiſchen Garten; derſelbe iſt kein Staatseigenthum, ſondern auf Actien angelegt. Er hat ſchwerlich ſeines Gleichen. Wir haben wohl 3—4 Stunden in ihm promenirt. Nirgends muß man ſich mehr als hier vor den pickpockets hüten. Aeußerſt zahm waren drei Bären am Eingange des Gartens; ausgezeichnet die Löwen, Tiger und Leoparden. Das Affenhaus hat ja gleichſam eine populäre Berühmtheit erlangt; der Orangutang arbeitete wie ein Menſch, er bemühte ſich einen Nagel durch eine Planke zu treiben. In der That, mancher Menſch ſieht affenartiger aus; dieſer Affe hatte wirklich menſchliche Züge.

Unwillkürlich mußte ich an Darwin denken, und ſeine Theorie ſchien mir in dieſem Augenblicke gar nicht ſo unplauſible. Intereſſant waren auch die von den Bibern aufgebauten Wohnungen. Von den Elephanten waren vier ſo zahm, daß ſie jedem Zuſchauer das Brod aus der Hand nahmen. Wirklich rührend war die Zärtlichkeit zweier junger Chimpanſen; ſie waren beide in wollene Decken eingewickelt. Als der Wärter ſie uns zeigte und die Decken aufrollte, umklammerten ſie ſich beide gegenſeitig mit ihren „Händen“ und Beinen mit einem ſo rührenden Ausdruck im Geſichte, daß man ſie wirklich hätte für Menſchen halten können. Ein junges Zebra wurde uns gezeigt, das erſt zwei Tage alt war. Das Papageienhaus und der Behälter, der die beiden Flußpferde enthielt, waren ſtets von einer großen Menge von Menſchen umgeben.

LV.

London.

Geſtern waren wir den ganzen Tag in Windſor und Richmond. Letzteres liegt reizend auf dem hohen Ufer der Themſe und hat Aehnlichkeit mit Blankeneſe. Das Hotel erſten Ranges hat eine prachtvolle Lage. Reiche Londoner geben hier viele Geſellſchaften, namentlich des Sommers. Der prachtvolle, 11 Meilen lange Park beginnt unmittelbar hinter der Stadt; wir fuhren eine Stunde in ihm umher. In Windſor nahm die Beſichtigung des Schloſſes mehrere Stunden in Anſpruch. Daſſelbe macht von Außen ganz den Eindruck einer Feſtung; elf große Thürme mit einer hohen Mauer ſchließen daſſelbe nach Außen ab. So intereſſant es iſt, alle dieſe prachtvollen Gemächer vom Audienzzimmer bis zum Bankettſaale zu durchwandern, die vorzüglichen Gemälde und Koſtbar-

keiten in Augenſchein zu nehmen, ſo langweilig muß es ſein, Beſchreibungen davon zu leſen. Deshalb verſchone ich Sie damit. Ich will Ihnen nur ſagen, daß die Größe Englands hier Einem recht plaſtiſch vor die Augen tritt. Was ſind die Schlöſſer der deutſchen Fürſten gegen die hier entfaltete Pracht und Luxus? Die zum Schloſſe gehörende Georgskapelle iſt eine der ſchönſten gothiſchen Kirchen Englands. Ich glaube kein Land der Welt hat ſo viele in rein gothiſchem Stile aufgeführte Kirchen, als Großbritannien. Die Beſichtigung des Schloſſes und Alles was zu ihm gehört, ich bin lange nicht ſo gründlich zu Werke gegangen, hatte mich ſo abgeſpannt, daß es ordentlich eine Erholung für mich war, als wir am Nachmittage den ganzen Windſorpark durchfuhren. Die berühmte große Allee in demſelben iſt drei Meilen lang. Am Ende derſelben ſteht das Denkmal Georg IV. Der ſchönſte Punkt iſt der auf einer Halbinſel gelegene Fiſchertempel. Bei Virginie-Waſſer ſtiegen wir aus, um die in ihrer Art einzigen Anlagen in Augenſchein zu nehmen. Des Prinzen Albert Muſterfarm wurde auf dem Rückwege von uns in Augenſchein genommen. Die Bäume des Parks beſtehen aus Lärchen, Eichen und Ulmen; die große Allee bloß aus letzteren. Dieſelbe war von einer Menge von Reitern und Reiterinnen belebt. Die Raſen ſind über alles Lob erhaben; Hirſche, Faſanen und Rehe treten uns überall entgegen; die meiſten ſcheinen ſehr zahm zu ſein.

Windſor ſelbſt iſt eine ſehr freundliche Stadt. Trotzdem, daß ſie Reſidenzſtadt iſt, leidet ſie nicht an Servilismus und Geſinnungsloſigkeit. Seit alten Zeiten behauptet ſie den Ruhm, in's Parlament ſtets liberale, auf Seiten der Wighs ſtehende Candidaten zu ſenden.

Heute haben wir die Weſtminſterkirche beſehen. Für Byron hat bis jetzt noch nicht die Erlaubniß zu einem Platz im Dichterwinkel ausgewirkt werden können; dann wurde ein Beſuch in Lincolns Inn und dem Hunter'ſchen Muſeum gemacht. Um ſieben Uhr gingen wir in's Princeßtheater. Dies liegt an der Oxfordſtreet-

und ist weit kleiner als Haymarket. Es wurde ein ganz neues Schauspiel gegeben. Die Schauspieler spielten übrigens besser.

Von dem Charakter der Apothecaries habe ich heute eine recht anschauliche Probe bekommen. Seit Jahren stand ich in Correspondenz mit einem Apothekary, der mich in seinen Briefen immer per Herr College anredete. Derselbe bezog von mir recht viele Exemplare meiner „Schiffsheilkunde". Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, diesen „Geschäftsfreund" aufzusuchen. Ich mußte mehrere Züge benutzen, um die ganz im südlichen Theil von Southwark gelegene Russelstreet zu erreichen. Es ist dies die Gegend, die sich um die Victoriadocks concentrirt. Die Straßen sind alle noch neu, die Häuser klein und einstöckig. Nach vielem Suchen gelang es mir, den Herrn zu finden. Ich fand in ihm einen höchst verschlagenen, listig aussehenden kleinen Mann, der sich mir von Geburt als Serbe vorstellte. Die Apotheke hatte mehr Aehnlichkeit mit einem Kramladen, als mit einer Apotheke. In dem Nebenzimmer befand sich eine kaum zählbare Menge von Schiffsapotheken aus aller Herren Länder; auch mein Handbuch befand sich unter dieser saubern Gesellschaft. Ich kann sie wohl so nennen; denn ich versäumte die Gelegenheit nicht, einen Ueberblick über die Literatur dieser Disciplin mir zu verschaffen. Die meisten Bücher der englischen Schiffsapotheken waren unter aller Kritik. „Ihr Buch ist von allen das theuerste," sagte er; „wenn Sie nur nicht so theuer wären, so würden Sie alle übrigen Bücher aus den Schiffsapotheken verdrängen." Ich antwortete, ich dankte für diese Ehre; ich gehöre auch nicht zu den billigen Aerzten und glaube nicht, daß Geistesproducte und wissenschaftliche Leistungen unter die Gesetze der Nationalökonomie gestellt werden müßten. Ich habe noch nie gefunden, daß ein Arzt, der seine Collegen in billigen Rechnungen übertreffen wollte, geistig irgendwie bedeutend gewesen sei, sondern vielmehr, daß seine vermeintliche Billigkeit ihre Ursache gewöhnlich in Geiz und Habsucht hat, während ein theuerer und humaner Arzt sich sehr gut in einer Person vereinigen lassen. Die hohe gesellschaftliche Stellung, die der

engliſche physician und der pure surgeon einnehmen, reſultiren vorzugsweiſe aus ihren Guineefees, was mein apothecary, wie ich meinte, doch am beſten beurtheilen könne. Der liſtige Aſiate gab mir Recht, ſagte aber, er tauſche ſo leicht mit keinem Londoner Phyſician. In der That, es war ein fortwährendes Gehen und Kommen von allen nur möglichen Nationalitäten, die alle dem Schifferſtande angehörten. Mr. N. war wirklich ein ſpecifiſcher Schifferapotheker; als ich ihm dieſe Bemerkung hinwarf, ſchien er ſich in ſeiner Ehre etwas gekränkt zu fühlen und meinte, er habe eine ſehr feine Kundſchaft. Und richtig, gleich darauf fuhr eine elegante Equipage vor, aus der ein junger blonder Mann ſprang. Er drang ſofort in's Allerheiligſte, und wurde mir als norwegiſcher Dr. S. vorgeſtellt. Derſelbe hatte auch in Wien und Prag ſtudirt, ſprach die deutſche Sprache durchaus rein und ohne Dialect. Sein Vater war geſtorben; er hatte ſich deshalb genöthigt geſehen, nach London zu gehen, um dort, wo das Glück ſo vielen Fremden lächelt, ein Unterkommen zu ſuchen; er fungirte hier bei dem apothecary als Aſſiſtenzarzt. Als ich ihn fragte, ob er ſich einer der Geſellſchaften angeſchloſſen habe, verneinte er es, weil er dann ein Examen machen müſſe und auch nicht die hohen „Fees" bezahlen könne; er machte übrigens den Eindruck eines ſehr gebildeten, wiſſenſchaftlichen Arztes. Nachdem er dann einige Beſtellungen entgegen genommen hatte, fuhr er wieder fort. Des apothecary höchſte Kunſt ſchien mir übrigens darin zu beſtehen, ein Recept richtig anzufertigen; behandeln möchte ich mich wenigſtens von ihm nicht laſſen. Er erzählte mir, daß er außer dieſem Aſſiſtenten auch noch einen ältlichen surgeon habe, daß er ſelbſt aber nur im Hauſe ordinire. Mit beiden habe er aber ſolche Contracte gemacht, daß ſie ihm ſeine Patienten nicht wegkapern könnten, wenn ſie ſich einmal ſelbſtſtändig etabliren wollten. Er geſtand es offen ein, daß er nur nach London gekommen ſei, um Geld zu verdienen. Das wäre ihm in Serbien nicht möglich geweſen. Das Gelungenſte bei der Sache war, daß ſeine Frau im Weſtende als Hebamme wirkt; er gab mir ihre Viſitenkarte

und bat mich recht dringend, dieſelbe auch zu beſuchen. Ein zweites Etabliſſement wie das in Ruſſelſtreet, hatte er am nördlichen Ufer der Themſe in der Nähe von den Catharinendocks. — Da habe ich Ihnen ein Bild der reinen mediciniſchen Induſtrie gegeben, ein lebendes Paradigma vorgeführt, wie die hohe Medicin ihre Metamorphoſe in's ſchmutzige Handwerk durchmacht. Es war mir trotzdem ſehr intereſſant, dieſen Herrn kennen gelernt zu haben. Denken Sie ſich, als ich mich gegen Abend bei der Paulskirche umhertrieb, wer redet mich da plötzlich in dem Menſchenknäuel an, derſelbe apothecary. Er ruhte nicht eher, als bis ich ſeine Einladung, mit ihm in eine Reſtauration zu gehen, angenommen hatte. So kann man ſich unter 4 Millionen Menſchen wiederfinden!

LVI.

London.

Den ganzen Tag geſtern habe ich im Kryſtallpalaſte zu Sydenham zugebracht. Mit dem erſten Zuge fuhren wir hier ab, benutzten das ſchöne Wetter, um den herrlichen Park, der den Palaſt umſchließt, nach allen Richtungen zu durchkreuzen. Es iſt dies ſchon ein ziemliches Stück Arbeit, da derſelbe ſich über eine Fläche von dreißig Morgen erſtreckt. Erlaſſen Sie es mir, Ihnen eine Schilderung des Kryſtallpalaſtes ſelbſt zu geben. So etwas läßt ſich nicht ſchildern, es muß eben ſelbſt geſehen werden. Man könnte den Inhalt deſſelben den erſten Verſuch einer plaſtiſchen Culturgeſchichte des Univerſums nennen. In der That, die Weltgeſchichte wird Einem hier viel klarer, als wenn man ſich dieſelbe von einem deutſchen Gymnaſial- oder Univerſitätsprofeſſor in morphiumgleicher

Weiſe vorleſen läßt. Religiöſen Schwärmern, pietiſtiſchen Supernaturaliſten, fanatiſchen Glaubenseiferern, und hirnverbrannten Dogmaſeligen könnte zur Radicalcur von ihrer Krankheit ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Sydenhams Glaspalaſt empfohlen werden; glauben Sie nicht, daß ich ſo unchriſtlich bin, dieſelben dort etwa hungern und durſten laſſen zu wollen; nein, ſie mögen ſich allen Freuden der Tafel, die ihnen hier geboten werden, hingeben, ſie ſollen weiter nichts als ihre Sinne gebrauchen lernen, weiter nichts als ihr leibliches Auge an richtiges Sehen gewöhnen, ich bin überzeugt, nach einer vierwöchentlichen Cur werden ſie entweder radical geheilt oder bedeutend gebeſſert, den Kryſtallpalaſt verlaſſen, und die Milch der frommen Denkweiſe wird mit dem Kryſtall der reinen Logik ihrer Anſchauungsweiſe einen anderen Typus verleihen. Die Worte des Dichters: „Im engen Kreis verenget ſich der Sinn, es wächſt der Menſch mit ſeinen größeren Zwecken" ſind mir nie klarer geworden als geſtern, wo ich gleichſam einen Ueberblick über die Cultur aller Völker und aller Zeiten empfangen habe. Ich kann Ihnen verſichern, der Geſammteindruck, den ich empfing, war der Art, daß ich mich vom Geiſte des Univerſums angehaucht fühlte. Der Patriotismus iſt ein ſchönes Ding, das Chriſtenthum iſt eine ehrwürdige Religion; der politiſche und religiöſe Kosmopolitismus, der Jedem hier die Seele beſchleichen muß, ſteht aber über beiden erhaben. Man fühlt ſich hier nicht als Deutſcher, nicht als Chriſt, ſondern als Weltbürger, als reiner Menſch. Wir haben eine jüdiſche, eine mohammedaniſche, eine chriſtliche Religion. Daß wir dereinſt, wenn alle dieſe Religionen ihre Miſſion erfüllt, eine rein menſchliche Religion haben werden, durch die die Identität der ethiſchen und Naturgeſetze, und die Congruenz der Syntheſe der Offenbarung mit der Analyſis der Natur- und Gotteserkenntniß feſtgeſtellt werden wird, die Morgenröthe dieſer Idee ging geſtern meinem Geiſte auf. Es war das Geſammtfacit, das die Anſchauung dieſer Exhibition des Univerſums in mir hervorgerufen hatte. Erſt ſeit einigen Wochen hatte das „dwarf ship"

oder „the wee craft“ Red, White and Blue seine Aufnahme hier gefunden. Es war ein besonderes Zimmer für dasselbe hergerichtet worden, für dessen Besichtigung ein separates Entrée erhoben wurde. Ein kühner Amerikaner, Namens Hudson, hatte den paradoxen Einfall bekommen, mittelst eines kleinen, nur zwei Tonnen großen, nach Art eines life boat construirten Schiffes, den atlantischen Ocean von Amerika nach England zu durchkreuzen. Von einem Gefährten und einem Hunde begleitet, führte er sein Wagstück auf dem nur 26 Fuß langen, jetzt hier aufgestellten Schiffe glücklich aus; in der kurzen Zeit von 37 Tagen segelte er, obschon er mit vielen Stürmen zu kämpfen hatte, von Newyork nach Margate. Unter großem Jubel der Bevölkerung wurde er dort aufgenommen. Er segelte von da nach London und ließ dann sein Schiff hier aufstellen. Wenn man das winzige Fahrzeug sieht, so begreift man nicht, wie es möglich gewesen ist, die weite und gefährliche Reise auf demselben zurückzulegen. Der Capitän hatte wohl solche Zweifel vorausgesehen, deshalb wurde für die Ungläubigen das Tagebuch des Schiffes verkauft, in dem die ganze abenteuerliche Reise auf's Genaueste erzählt wird.

Nachdem ich diesen Morgen St. Thomas Hospital besucht hatte, ließ ich mich heute Nachmittag nach Dalston fahren. Hier, ganz im Osten Londons, liegt das 1845 gegründete deutsche Hospital. Es war wirklich ein Bedürfniß, ein solches hier zu gründen; denn nach einer ungefähren Schätzung soll die Zahl der in London lebenden Deutschen 300,000 betragen. Wenn Viele derselben auch zerstreut durch die ganze Stadt wohnen, so giebt es doch wieder ganze Gegenden und Districte, die vorzugsweise nur von Deutschen bewohnt werden. Die beiden deutschen Aerzte, Drs. Sutro und Weber, sind an demselben als physicians angestellt. Ersterer hatte die Freundlichkeit gehabt, mir einen Brief an den Hausarzt Dr. Burger mitzugeben. Derselbe führte mich mit der größten Liebenswürdigkeit durch alle Räume. Das Hospital enthält freilich nur 54 Betten, verpflegt jährlich 760 Patienten, poliklinisch werden

14,000 behandelt. Alle Zimmer waren voll, da die Cholera in dieſem Stadttheile ſehr wüthete. Auch mehrere Wärter und Wärterinnen des Hospitals waren derſelben ſchon erlegen. Dr. Burger erzählte mir, daß man die verſchiedenſten Behandlungsmethoden verſucht habe, ohne von irgend einer günſtige Reſultate zu erzielen. Sehr ſchlimme Fälle von Syphilis, für die als beſonderes Hospital das ſogenannte Lockhospital beſtimmt iſt, ſah ich hier. Ein anderer junger Arzt, Dr. Lichtenberg, ein Abkömmling des berühmten Satirikers, hatte ſich in das college of surgeon aufnehmen laſſen und als praktiſcher Arzt etablirt. Er ſtand auch in Beziehung zu dem Hospitale. Beide ſchienen tüchtige Aerzte zu ſein. Auch der Leibarzt der Königin, Dr. Sieweking, iſt ein geborener Deutſcher.

Die „Times“ brachte heute eine ſehr intereſſante Geburtsſtatiſtik über England und Schottland. Nicht ohne Bedeutung iſt es, daß die Zahl der unehelichen Kinder in dem hyperreligiöſen Schottland weit größer iſt als in England. Hier betrug dieſelbe nur unter 100 4, 6, in Schottland dagegen 8, 9; mit anderen Worten, unter 1000 ſchottiſchen Geburten waren 25 uneheliche Kinder mehr als in England. Finden wir etwas Analoges nicht in Altbaiern und Mecklenburg? Je niedriger ein Volk in der Cultur iſt, deſto größer iſt die Zahl der unehelichen Kinder. Wenn England in religiöſer Beziehung gegen Deutſchland bigott erſcheint, ſo kommt man wirklich in Verlegenheit mit welchen Ausdrücken man Schottland belegen ſoll. Der competente Beurtheiler engliſcher und ſchottiſcher Verhältniſſe, Thomas Buckle, ſagt deshalb, daß in keinem anderen proteſtantiſchen Lande, ja nicht einmal in einem katholiſchen, außer Spanien, ein Mann von bekanntem Unglauben ein ſo unbehagliches Leben führen kann als in Schottland. Selbſt in der Hauptſtadt Schottlands, die ſich rühmt ein modernes Athen zu ſein, vermeidet man die, von denen es heißt, ſie ſeien Freidenker. Freies Denken wird mit Verbrechen dort noch in eine Kategorie geſetzt. Daher wird in keinem Lande die Duldung ſo wenig verſtanden, und in keinem iſt der Geiſt der Bigotterie und der Verfolgungs-

ſucht ſo weit verbreitet. Als die Cholera 1853 Schottland heimſuchte, waren die Verwüſtungen, die ſie dort anrichtete, wahrhaft Grauſen erregend; denn es gab dort zu viele Menſchen, die ſchlecht ernährt waren, in ſchmutzigen und ſchlechtgelüfteten Häuſern ohne Abzugscanäle wohnten. Obgleich es nun bekannt iſt, daß phyſiſche Erſchöpfung und geiſtige Niedergeſchlagenheit den Körper für Krankheiten nur empfänglicher macht, beſtand die ſchottiſche Geiſtlichkeit im Namen der Religion darauf, ein öffentliches Faſten anzuordnen, das von einem öffentlichen Bußtage begleitet ſein ſollte. Dadurch hoffte man die Gottheit zu beſänftigen und dann der Sache Einhalt zu thun. Das Edinburger Presbyterium erließ daher eine Bittſchrift an den Miniſter des Innern, Lord Palmerſton, durch königliche Ordre das allgemeine Faſten zu decretiren. Palmerſton wußte, daß er ſich auf die öffentliche Meinung Englands ſtützen konnte und erließ daher eine Antwort, in der dem Presbyterium auseinander geſetzt wurde, daß die Cholera nicht eine Folge des göttlichen Zorns ſei, ſondern daß die Angelegenheiten dieſer Welt unter natürlichen Geſetzen ſtünden, von deren Beobachtung das Wohl und Wehe der Menſchheit abhinge, der Menſch könne mit einiger Anſtrengung die ſchädlichen Einflüſſe, die Krankheiten erzeugten, vertreiben oder unſchädlich machen. Die Wurzel des Uebels läge darin, daß die Städte nicht gereinigt werden, deshalb ertheile er dem Presbyterium den Rath, daß es beſſer ſei, die Reinigung vorzunehmen als das Faſten; da die Cholera über ſie komme, ſei Thatkraft beſſer als Buße. Es ſei jetzt Herbſt und ehe die Hitze wiederkehre, werde eine ziemliche Friſt verſtreichen. Dieſe ſollte zur Ausrottung der Urſachen der Krankheit verwendet werden, durch Verbeſſerung der Wohnungen der Armen. Würde dies gethan, ſo würde Alles gut gehen. Sonſt würde die Peſt ſie unfehlbar wieder heimſuchen, trotz alles Betens einer vereinigten aber unthätigen Nation.

Ob die ſchottiſche Geiſtlichkeit jetzt, wo die Cholera wieder ſo heimtückiſch auftritt, zum zweiten Male petitioniren wird? So etwas wäre doch in dem katholiſchen Baiern und Oeſterreich kaum

möglich? Daß wir Deutſchen den Schotten und Engländern in religiöſer Beziehung um ein paar Jahrhunderte voraus ſind, darauf können wir doch ſtolz ſein.

LVII.

London.

Ich ſchreibe Ihnen heute zum letzten Male. Denken Sie ſich, ich habe ſo viele engliſche Bücher eingekauft, daß ich heute beim Einpacken gewahr werde, daß mein Koffer nicht ausreicht, dieſelben aufzunehmen. Ich habe mir deshalb eine eigene hölzerne Kiſte angeſchafft. Meine kleine Frau iſt ganz unglücklich. Sie befürchtet, es würde in meinem Studirzimmer bald keinen Stuhl mehr geben, der nicht mit Büchern belegt wäre.

Der Abſchied von London wird mir ordentlich ſchwer. Ich habe Alles, was beſonders ſehenswürdig war, die letzten Tage mir angeſehen. Auch das College of surgeon mit der ausgezeichneten Hunter'ſchen Sammlung habe ich noch beſucht. Zuweilen kommt es mir vor, als wenn ich ſchon ein ganzes Jahr aus meiner Praxis wäre. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich von Sehnſucht nach der Heimath geplagt werde. Es gehört gerade nicht zu den Annehmlichkeiten, in Bremen Arzt zu ſein. Wenn man aber das Unglück hat, in einem kleinen Staate geboren zu ſein, ſo iſt man unter dem jetzigen chineſiſchen Abſperrungsſyſteme, das die verſchiedenen deutſchen Staaten unter einander beobachten, dazu gezwungen, an die Scholle gebunden zu ſein. Das iſt aber, was mir an London und England ſo gefällt, daß die materiellen Intereſſen durch die Hegemonie der Wiſſenſchaft in den Schranken gehalten werden. Wenn man alle reinen und ſpecifiſchen Handelsſtaaten betrachtet, ſo findet man, daß ſowohl Tyrus und Sidon, als auch Carthago, Genua

und Venedig, Nischneinowgorod, Amsterdam, Bremen und Hamburg sich dadurch auszeichneten, daß die Wissenschaft bei ihnen verkümmerte. Das ganze Interesse beschränkte sich höchstens auf Liebhaberei für Musik und Malerei, diejenigen Künste, die man die rein sinnlichen nennen könnte. Es ist dies eine nicht wegzuleugnende Thatsache, und das Alterthum, wie das Mittelalter und die Neuzeit sind darin stets gleich geblieben. Wenn ich auch das harte Urtheil, welches Alexander von Soltwedel und Beuermann über Bremen und Hamburg gefällt haben, nicht unterschreiben will, so muß ich doch das zugeben, daß den Bewohnern im Allgemeinen jedes wissenschaftliche Verständniß abgeht. Bezeichnend für Bremen in dieser Beziehung ist eine Anekdote, se non e vero, e bene trovato. Ein Kaufmann wird von einem Freunde gefragt, warum er seinen dritten Sohn nicht auch Kaufmann werden lasse; „dazu ist er zu dumm," antwortete derselbe, „er soll deshalb Medicin studiren." Daher ist nicht bloß die Stellung der Wissenschaft, sondern auch der Männer der Wissenschaft in allen Handelsstädten, wo Alles nur nach Geld taxirt wird, eine höchst traurige und isolirte, und mancher charaktervolle Gelehrte zieht es vor, in einer Universitätsstadt eben sein Auskommen zu haben, als in einer Handelsstadt an lukullischen und sybaritischen geistigen und körperlichen Genüssen zu Grunde zu gehen.

London macht unter den Handelsstädten eine rühmliche Ausnahme. Die Medicin hatte von Alters her hier an den verschiedenen Schulen immer geblüht. In der neuesten Zeit gab es das Beispiel, daß auch die Wissenschaft unter dem Schutze Merkurs ebenso gut blühen kann, als unter dem Apollos, wenn nur die richtigen Mittel zur Pflege derselben ergriffen werden. Die im Jahre 1826 gegründete Universität ist ein sprechender Beweis meiner Behauptung. Der um England hoch verdiente Lord Brougham faßte zuerst die Idee, in London eine Universität zu gründen. Das Studium in Oxford und Cambridge ist mit gar zu großen Opfern verknüpft; überdies konnten Dissenter dort ja gar

nicht immatrikulirt werden. Um allen Religionsparteien eine claſſiſche Univerſitätsbildung zu Theil werden zu laſſen, wurde nun die Londoner Univerſität, die natürlich der Geiſtlichkeit und den Tories ein Dorn im Auge war, gegründet. Die meiſten Actionäre, rühmend ſei es hervorgehoben, waren Kaufleute, und es war die Beſtimmung getroffen, daß die Inhaber jeder Actie nur 4 Procent Zinſen empfangen, der Ueberſchuß dagegen zum Nutzen der Univerſität verwandt werden ſolle. Ein Lehrſtuhl für dogmatiſche Theologie wurde nicht errichtet, weil jede Secte ihr beſonderes Dogma hat. Die erſten Jahre ihres Beſtehens hatte die Univerſität mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie hatte nicht bloß einen erbitterten Kampf mit den Tories, ſondern auch mit der anglikaniſchen Kirche zu beſtehen. Denn die Tories und die engliſche Orthodoxie befinden ſich hier ebenſo im Bunde, als bei uns die Junker und die Pietiſten. Siegreich aber wurde der Kampf beſtanden. Die Londoner Univerſität erhielt ſpäter einen königlichen Charter, wodurch ſie als corporate body anerkannt wurde und das Recht erhielt, Grade auszutheilen. In dieſem Augenblicke hat ſie die beiden älteren Schweſtern gänzlich überflügelt: ein Londoner Doctor ſteht über dem Oxforder und Edinburger. Ueberdies machen die Actionäre gute Geſchäfte.

Sollte es bei uns in Deutſchland je dazu kommen, daß Privatleute eine Univerſität gründeten? Welch ein Segen würde dies für die deutſche Wiſſenſchaft ſein! Welchen Verfolgungen waren freiſinnige Leute an deutſchen Univerſitäten bisher ausgeſetzt! Ich will nur an die ſieben Göttinger, die ſieben Kieler Profeſſoren, an Hoffmann von Fallersleben, Prutz und ſelbſt Virchow und Schönlein erinnern.

Die Londoner Univerſität iſt ein impoſantes Gebäude. Von den an ihr wirkenden Lehrern hat Tyndall ſich einen Weltruf erworben.

Mit Abſicht habe ich Ihnen wenig von den Bekanntſchaften erzählt, die ich in London gemacht habe. Da Sie vielleicht

meine Briefe zum Druck bringen werden, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht eine Indiscretion begangen hätte, wenn ich zu viele Perſönlichkeiten Ihnen vorgeführt hätte. Ich folge aber dem Drang meines Herzens, wenn ich Ihnen kurz noch von drei Männern erzähle, deren Bekanntſchaft mir ſtets eine der liebſten Erinnerungen an England ſein wird. Der erſte, mit dem ich am meiſten verkehrte, der mir die größten Gefälligkeiten erzeigte, iſt einer der beſchäftigſten Advocaten Londons. Bekanntlich zerfallen dieſelben in zwei Claſſen, in attorneys und sollicitors; wie die Aerzte ſind ſie auch zu Compagnieen vereinigt und halten, wie jene ihre Aſſiſtenzärzte, ihre clerks. Mr. N. hatte den berühmteſten Proceß zu führen, der kürzlich in London vorgekommen iſt, den des Biſchofs Colenſo von Natal gegen die anglikaniſche Kirche. Derſelbe fungirte als Biſchof in Natal, einer Beſitzung Englands, die zur Capcolonie gehört. Weil er ſich nicht ſtreng an die Satzungen der anglikaniſchen Kirche hielt, wurde er abgeſetzt. Er leitete nun eine Klage ein, um Anſpruch auf ſein Gehalt, das man ihm genommen, zu machen. Kein Proceß hat wohl ſo die Gemüther in Aufregung verſetzt. Es erſchienen eine Fluth von Brochuren für und wider ihn. Seine eigene Vertheidigungsſchrift gegen den Erzbiſchof von Canterbury iſt ein Meiſterſtück von Polemik und erinnert in ihrem ganzen Tone an Leſſings Antigötziana. Da das Proceſſiren in England mit ungeheuren Koſten verbunden iſt und die Kräfte des unbemittelten Einzelnen meiſtens überſteigt, ſo bildete ſich ſofort ein Verein, durch freiwillige Beiträge die Koſten zu decken. Mr. Nr. zeigte mir die gedruckten Liſten der Beiſteurer. Bei vielen war der Name weggelaſſen; ſelbſt angeſehene Aerzte hatten 4—5 £ Strl. beigetragen, aber darum gebeten, ihre Namen nicht zu veröffentlichen, damit es ihnen in ihrer Praxis nicht ſchade. So mächtig iſt hier noch der Einfluß der Geiſtlichkeit, daß ſelbſt Aerzte, die, wenn auch die gebundenſten, doch die unabhängigſten Menſchen ſind oder wenigſtens ſein ſollten, ſich vor derſelben fürchten. Der Biſchof von Colenſo hätte übrigens keinen geeigneteren

Advocaten für seine Sache finden können, weil Mr. R. für alle religiösen Fragen nicht bloß das größte Interesse hegte, sondern als Unitarier der freisinnigsten Richtung angehörte, so daß er im deutschen Protestantentage ohne Frage die äußerste Linke gebildet haben würde. Unsere Gespräche bezogen sich eigenthümlicher Weise meistens nur auf religiöse Fragen, und mit einer mich in Erstaunen setzenden Offenheit legte er mir gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft sein Glaubensbekenntniß dar.

Die zweite interessante Bekanntschaft ist der, auch in Deutschland bekannte, Lehrer William Ellis. Kein Engländer hat für die Verbreitung richtiger nationalökonomischer Principien und freisinniger religiöser Anschauungen so wie er, durch Schrift und Lehre gewirkt. Unter den Pädagogen Londons nimmt er durch sein Erziehungsinstitut den ersten Rang ein. Ellis ist von mittlerer Größe, sehr mager und verräth auf den ersten Blick durch sein Gesicht den tiefen Denker und geistreichen Philosophen. Man kann dreist behaupten, was Stuart Mill für die Gelehrten ist, das ist Ellis für das Volk.

England oder vielmehr Schottland ist ja bekanntlich das Vaterland der Nationalökonomie; dieselbe aber populär gemacht zu haben, ist das Werk von Ellis. Er strebte dahin, sie als Unterrichtszweig in allen Schulen aufzunehmen, und es werden in diesem Augenblick wenige höhere Unterrichtsanstalten gefunden werden, in denen nicht Nationalökonomie gelehrt wird. Der große Reichthum Englands, im Vergleich mit Deutschland, erklärt sich viel daher, daß die Principien der Nationalökonomie gleichsam bei allen Ständen in succum et sanguinem vertirt sind. Ellis hat durch zahlreiche Schriften, die nach Form und Inhalt classisch zu nennen sind, sich einen berühmten Namen gemacht. Ueber seine „Outlines of social Economy“ äußerte sich das „Athenäum“, das, was Robert Paul für die Politiker, Richard Cobden für die Mittelclassen, Adam Smith für die Civilisation that, „this gentleman is doing for the coming generation. Außerdem schrieb er: „Education as

a Means of Preventing Destitution, Questions and Answers, Suggested by a Consideration of Some of the Arrangements of Social Life, Progressive Lessons in Social Science, Introduction to the Study of the Social Sciences, Outlines of the History and Formation of the Understanding, a Layman's contributions to the Knowledge and Practice of Religion in Common Life" und endlich sein größtes Werk, sein „Philon Socrates". Bei seiner großen Gelehrsamkeit zeichnet Ellis sich durch die liebenswürdigste Bescheidenheit aus.

Nicht minder interessant war mir die Bekanntschaft von Sommerville Scott Alison. Obgleich er an keiner medicinischen Schule als Lehrer fungirt, so darf ich dreist behaupten, daß Alison unter den Aerzten Londons und Englands dieselbe Stellung einnimmt als Skoda in Wien. Im Jahre 1841 wurde in London ein besonderes Hospital „consumtion and diseases of the chest" errichtet; unter den an denselben wirkenden Aerzten sind Forbes, Williams, Walshe and Alison die bekanntesten. Letzterer hatte schon durch eine Menge von kleinen Aufsätzen, wie durch seinen „Report on the Sanitary Condition of East Lothian", „Account of the Diseases of the Colliers", „Inquiry into the Propagation of Disease and the Means of Promoting Public Health", „Observations of the Treatment of Organic Diseases of the Heart" sich als scharfer Beobachter und denkender Arzt in die Literatur eingeführt, bis er durch sein großes Werk: „the Physical Examination of the Chest in Pulmonary Consumtion and its Intercurrent Diseases" seine große Befähigung, die Lehre der Auscultation und Percussion, unabhängig von den Dogmen Laennecs, weiter zu bilden, in hohem Grade bekundete. Auch Alison ist die Bescheidenheit selbst. Einen ganzen Nachmittag verwandte er dazu, mir sämmtliche interessanten Fälle seines weitläufigen, überfüllten Hospitals vorzuführen. Nicht in allen Fällen waren wir einerlei Meinung. Man rechnet mit Unrecht die Auscultation und Percussion zu den physikalischen Disciplinen; kein Sinn ist wohl so sehr Täuschungen

ausgeſetzt, als das Ohr. Alles läuft darauf hinaus, was man hört und wie man hört. Es iſt mir unbegreiflich, wie die Auscultation und Percuſſion, deren Wichtigkeit für die Diagnoſtik Keiner wohl mehr anerkennt, als ich, zu der Ehre gelangt ſind, zu phyſikaliſchen Unterſuchungsmethoden geſtempelt worden zu ſein. Dieſelben ſind in ihren Reſultaten ebenſo unſicher, als die rein deductiven Methoden der Alten. Rein phyſikaliſche Unterſuchungsmethoden ſind für mich nur die Thermometrie und Sphymographie. Wo man meſſen und wägen kann, kann kein Irrthum ſich einſchleichen; wo aber durch das unzuverläſſige Studium des Gehörs phyſikaliſche Reſultate gewonnen werden ſollen, da bleiben dieſelben ſtets ſubjectiv, wenn ſie auch für objectiv ausgegeben werden. In England hat nie ein ſolcher Laenneccultus geherrſcht, als in Deutſchland. Sowohl Williams als auch Stokes ſuchten ſich von Anfang an von Frankreich zu emancipiren und eine wirklich phyſikaliſche Acuſtik einzuführen. Walſhe ging noch weiter; als nüchterner, ruhiger Beobachter, der ſich ſtreng der von Baco in der engliſchen Wiſſenſchaft eingebürgerten Begriffe der Analyſis und Syntheſis klar bewußt war und deshalb nicht in den Irrthum verfiel, wie die Deutſchen und Franzoſen es gethan haben, ſynthetiſch-analytiſche Disciplinen zu rein analytiſchen ſtempeln zu wollen, ſtellt er ganz richtig die Palpation und Inſpection über die Auscultation und Percuſſion. Aliſon nimmt zwiſchen dieſen eine vermittelnde Stellung ein; er kann ſich nicht ganz von den Laennec'ſchen Dogmen, namentlich in Bezug auf ihre pathognomiſche Interpretation frei machen, in anderen Beziehungen folgt er ganz Skoda und wiederum iſt er ganz ſelbſtſtändig. Aliſon genießt als Specialität für Bruſtkrankheiten in London ein hohes Anſehen und wird ſehr viel zu Conſultationen berufen. Praktiſch iſt das von ihm in der Praxis eingeführte Differential-Sthetoſkop. Wie man ſo oft es findet, daß die Aerzte gerade von der Krankheit heimgeſucht werden, die ſie zu ihrer Specialität erkoren haben, ſo kam es mir vor, als ſei Aliſon leider auch nicht frei von der Anlage zu dieſer ſchrecklichen Krank-

heit. Da in der neueſten Zeit die Anſteckung durch die Luft, obgleich die alten Aerzte dieſe Theorie nie aufgegeben haben, wieder en vogue kommt, ſo könnte man es ſich bei den Aerzten, die täglich eine ſo große Menge von Schwindſüchtigen behandeln, ſehr gut erklären, daß ſie zuletzt ſelbſt angeſteckt werden.

Wenn ich am Schluſſe meines Briefes Ihnen noch einige Bemerkungen über die engliſche Medicin zukommen laſſen ſoll, ſo möchte ich dieſelben darin zuſammenfaſſen, daß ich ſage, die engliſche Medicin iſt wie der Nationalcharakter des Volks. Wodurch zeichnen ſich die Engländer vor allen Völkern aus, wodurch war es ihnen möglich, ſich eine Weltherrſchaft zu erobern und ihre Sprache zu einer Weltſprache zu erheben? Kühnheit, Unternehmungsgeiſt, Stolz und Beharrlichkeit ſind die Grundtypen des engliſchen Volkscharakters. Dieſelben Eigenſchaften zieren die engliſche Medicin. In Bezug auf innere Medicin liebt der Engländer die großen Doſen; in Deutſchland würde man es nicht wagen dürfen, die einzelnen Arzneien in ſolchen Gaben zu verabfolgen, wie es in England geſchieht; die Medicinflaſchen verwandeln ſich daher auch hier in Medicinbouteillen; da der Engländer von Haus aus ganz anders ernährt iſt und eine ganz andere Diät gewohnt iſt, ſo verträgt er auch ganz andere Quantitäten von Arzneien; das Klima kommt natürlich auch ſehr in Betracht. Daß die engliſche Chirurgie an Kühnheit die aller anderen Völker übertrifft, wird Jeder zugeben. Als Cooper die Aorta unterband, da ſtaunte die ganze mediciniſche Welt Europas; der größte Fortſchritt in der Medicin iſt ſtets von England ausgegangen; wir haben keine Entdeckungen, die wir denen Harveys und Bells an die Seite ſetzen könnten; Sydenham, John Hunter und Jenner möchten unter anderen Nationen kaum einen Aequivalenten finden. Wie der Engländer nach Außen hin ein ſtolzes, zugeknöpftes Weſen zur Schau trägt, und darin das gerade Gegentheil von dem beweglichen Franzoſen iſt, ſo hat ſich auch ihre Medicin gleichſam autochthon entwickelt. Von den, die deutſche Medicin durchwühlenden und beherrſchenden Syſtemen hat ſie ſich

daher ganz frei erhalten; das Brown'ſche Syſtem hat in therapeutiſcher Beziehung noch nicht ſeinen Abſchluß gefunden; modificirt wird es noch immer angewandt, es wird ſtets die Baſis einer rationellen Therapie bilden müſſen. Die Zeit kann nicht mehr fern ſein, wo eine Rehabilitation dieſes Syſtems auf phyſiologiſcher Baſis in Scene gehen wird. Die innere Medicin der Engländer unterſcheidet ſich, trotz der hier beſtehenden Trennung der Chirurgie von der Medicin, weſentlich dadurch, daß erſtere gleichſam einen chirurgiſchen Charakter hat. Das Suchen nach Specificis, das in dem Rademacherthum in Deutſchland zu ſeiner höchſten Blüthe gelangte, hat in England nie Wurzel faſſen können. Wenn die ganze Reformation der inneren Therapie davon ausgehen muß, die Krankheiten als innere chirurgiſche Proceſſe aufzufaſſen und dieſelben Principien der Therapie hierbei in Anwendung zu bringen, ſo hat die engliſche Medicin gleichſam inſtinctiv dieſem Principe gehuldigt. Nur die ſtricte Anwendung der chemiſchen und phyſikaliſchen Principien auf die Krankheitsproceſſe wird der Therapie der innern Medicin einen exacten Charakter verleihen. Bei chroniſcher Heiſerkeit, wo man früher sulph. aur. und Calomel anwendete, hilft in vielen Fällen jetzt das Meſſer. Der autochthone Charakter der engliſchen Medicin ſpiegelt ſich am klarſten in ſeinem Medicinalweſen; doch iſt das leitende Moment ſtets das des self-government, der alten angelſächſiſchen Erbtugend. Endlich charakteriſirt ſich die engliſche Medicin durch Beharrlichkeit und Fleiß. Wie gründlich und claſſiſch ſind die meiſten Schriften ihrer Koryphäen im Vergleich zu denen der Franzoſen!

Ueber die Mängel der engliſchen Medicin zu ſprechen, werden Sie mir hoffentlich erlaſſen. Ich will nur bemerken, daß die Fehler derſelben ſo mit den Vorzügen und Tugenden verwachſen ſind, daß man erſtere als unſchuldige Paraſiten auffaſſen kann, die höchſtens dem Auge ſtörend ſind, dem Kern und Weſen aber keinen Eintrag thun.

Doch obgleich ich noch gern plauderte, ich muß hier abbrechen. Ich habe noch ſo mancherlei zu beſorgen. Morgen ſtechen wir in See.

Leben Sie recht wohl, gebrauchen Sie Ihre Cenſorſcheere ſo viel als Sie wollen; wenn ich noch lebe, werde ich im nächſten Jahre meine Plaudereien von Holland aus wieder aufnehmen.

LVIII.

Zwiſchenahn. Juli 1867.

Durch die Luxemburger Frage iſt uns in jüngſter Zeit Holland, das ſeit dem Jahre 1848 gleichſam die Rolle eines europäiſchen China ſpielte, wieder in Erinnerung gebracht, und da ſein Regent es nicht verſchmähte, das Beiſpiel der Fürſten von Heſſen aus dem 18. Jahrhunderte im 19. Jahrhunderte nachzuahmen, und dadurch beinahe einen europäiſchen Krieg heraufbeſchworen hätte, ſo erwachte bei ſehr vielen Deutſchen die Luſt, von den ſocialen Verhältniſſen dieſes, einſt ſo mächtig daſtehenden Landes, etwas Näheres zu erfahren. Kein Wunder daher, daß die Tagesliteratur und die Touriſten ſich dieſes Themas augenblicklich bemächtigt haben, um von Land und Leuten ein photographiſches Bild zu entwerfen. Da Holland in politiſcher Beziehung für uns gegenwärtig beinahe daſſelbe Intereſſe in Anſpruch nimmt, als Schleswig-Holſtein in den vierziger Jahren, ſo dürfte es als durchaus gerechtfertigt erſcheinen, auch die mediciniſchen Verhältniſſe, die für die meiſten Aerzte Deutſchlands eine terra incognita ſind, aber doch ſtets einen Spiegel der Cultur des ganzen Volkes bilden und die größte ſociale und national ökonomiſche Bedeutung haben, einem Studium zu unterwerfen.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis — ſo können wir mit Cicero ausrufen, wenn wir aus der Vogelſchau der Culturgeſchichte uns Holland betrachten. Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Holland, deſſen Flotten die ſpaniſchen und engliſchen

beſiegten und bis unter die Mauern Londons vordrangen, in deſſen republikaniſchen Inſtitutionen der Abſolutismus, im Bunde mit der Inquiſition Schiffbruch litt, deſſen Univerſitäten die Wiſſensdurſtigen aus ganz Europa an ſich zogen, deſſen Boerhave ein zweiter Hippokrates genannt wurde und die Hauptuniverſitäten der civiliſirten Welt mit ſeinen Schülern als Lehrern verſorgte — und zwiſchen dem Holland von heute, das nur noch von dem Ruhme ſeiner Väter und dem Schweiße ſeiner oſtindiſchen Parias ſich nährt, das bei der, mit geſchichtlicher Nothwendigkeit erſtarkenden Kraft ſeines Nachbars, in politiſche Beklemmungen verfällt und es mit Ruhe anſieht, wie ſein Fürſt, um ſeiner Maitreſſenwirthſchaft zu fröhnen, ſeine Unterthanen an eine fremde Nation verſchachern will. — Wie nach Rom, ſo führen auch mehrere Wege von Deutſchland nach Holland; der eine gewöhnliche führt über Cöln und Arnheim, die andere Route über Osnabrück nach Rheina und die dritte über Oldenburg und Leer. Letzterer Weg iſt der jetzt am wenigſten beſuchte, weil die Eiſenbahn von Bremen nach Oldenburg erſt vor einigen Wochen dem Betriebe übergeben iſt, die Bahn von Oldenburg bis Leer und von da nach Gröningen, aber noch der Vollendung harrt. Ich zog es vor, letztere Route einzuſchlagen, um das berühmte Ammerland vorher einer Inſpection zu unterwerfen, das in mehr denn einer Hinſicht als ein, für den Arzt und Naturforſcher intereſſantes Ländchen bezeichnet werden muß. Von Lübeck an bis zum Dollart kann man an der ganzen Seeküſte die Beobachtung machen, wie der frieſiſche Stamm nur noch an der Küſte, daher der Name, denn Frieſe bedeutet Rand, ſich erhalten hat, während der ſächſiſche immer mehr ſich vorgeſchoben und an einigen Stellen theils ihn ganz verdrängt, theils mit ihm ſich veramalgamirt hat. Wenn die plattdeutſche Sprache bis auf dieſen Augenblick auch noch Verſchiedenheit dieſer beiden Stämme nachweiſt, ſo würde dieſelbe doch nur dem gewandten Linguiſten bemerkbar werden. Der Hauptunterſchied jedoch offenbart ſich durch die Bauart der Wohnungen. Hierin zeigen alle Stämme am längſten ihre conſervativen Geſinnungen,

viel mehr als in ihren nationalen Trachten, die ſie weit eher preisgeben und gegen die Modetracht vertauſchen. So iſt z. B. in dem, durch ſeinen Freiheitskampf gegen die Erzbiſchöfe von Bremen berühmten Stedingerlande eine ſolche Vermiſchung des ſächſiſchen und frieſiſchen Elements eingetreten, und die Wohnhäuſer haben weder ihre altfrieſiſche noch ihre ſächſiſche Eigenthümlichkeit bewahrt, ſondern zeigen eine Vermengung des Bauſtils von beiden. Das Ammerland nun zeichnet ſich dadurch aus, daß es, obgleich es nach Norden und Weſten an den, am meiſten ſeine frieſiſche Eigenthümlichkeit bewahrt habenden Stamm ſtößt, doch in ſeinen Wohnhäuſern und in den Sitten ſeiner Einwohner den rein ſächſiſchen Charakter ſich erhalten hat und hier nicht, wie wohl in anderen Gegenden, der ſogenannte Uebergangsſtil zu finden iſt.

Das Ammerland beſteht aus den 5 Kirchſpielen: Zwiſchenahn, Apen, Edewecht, Weſterſtede und Wieſelſtädt. Letzteres Dorf iſt das älteſte; die hier ſtehende Kirche wurde bald darauf erbaut, nachdem Karl der Große, nach der blutigen Hinrichtung von 6000 Sachſen bei Verden, dem ſächſiſchen Volke mit Gewalt das Chriſtenthum aufgedrungen hatte, und vor einigen Jahren wurde das 1000jährige Jubiläum hier gefeiert. Das Großherzogthum Oldenburg iſt ein Deutſchland im Kleinen; wie unſer Deutſchland geographiſch jetzt eine fünffach zerriſſene Ländergruppe darſtellt, ſo beſteht das Großherzogthum aus drei, politiſch und geographiſch gänzlich getrennten Landestheilen, aus dem eigentlichen Herzogthum Oldenburg, dem nahe der franzöſiſchen Grenze liegenden Fürſtenthum Birkenfeld und dem Fürſtenthum Eutin. Das Großherzogthum Oldenburg ſtellt abermals ſo eine kleine Muſterkarte von verſchiedenen Stämmen und Ländern dar. Die urſprüngliche Grafſchaft Oldenburg, mit der Hauptſtadt gleichen Namens, ſpielt im Lauf der Geſchichte, gegenüber dem jetzigen Großherzogthum, dieſelbe Rolle, wie die ehemaligen Burggrafen von Nürnberg gegenüber dem geſammten Deutſchland ſpielten. Durch Glück, Liſt, Erbſchaft, Krieg, diplomatiſche und undiplomatiſche Künſte gelang es den thatkräf-

tigen Grafen von Oldenburg, die Grafſchaft Delmenhorſt, die Grafſchaft Wildeshauſen, das Ammerland, Stedinger- und Butjadingerland, das reiche Jeverland, das Saterland und Münſterland zu annectiren und allen dieſen Landſchaften den gemeinſchaftſchaftlichen Namen Oldenburg zu geben. Es iſt gewiß kein Theil Deutſchlands aus ſo verſchiedenartigen Stämmen und in ihrer Natur unterſchiedenen Diſtricten zuſammengeſetzt. Für den Ethnologen iſt es von höchſtem Intereſſe, die Eigenthümlichkeiten dieſer verſchiedenen Landestheile zu ſtudiren und darzuthun, worin ſie ſich ähnlich ſind und in welchen Dingen ſie ſich unterſcheiden. Für uns kommt hier zunächſt das Ammerland in Betracht, das, was Naturſchönheiten anbetrifft, vor allen den erſten Rang in Anſpruch nehmen darf. Die Alterthumsforſcher ſtreiten ſich bis jetzt noch über den Urſprung des Namens. Während Einige ihn von dem plattdeutſchen Worte „Ammer" (Eimer) ableiten, indem die Milchwirthſchaft ſich hier einer hohen Cultur erfreut, wollen Andere den Urſprung des Namens daher datiren, daß ſie alles „am Meere" gelegene Land zunächſt zum Ammerlande machten, was denn ſpäter auch auf weitere Gegenden übertragen wurde. Der im Ammerlande gelegene See führt nämlich nicht bloß hier, ſondern auch auf den Karten, nicht den Namen eines Sees, ſondern heißt das „Zwiſchenahner Meer". Es finden ſich im ganzen nordweſtlichen Deutſchland nur 3 Seen, die nach ihrem Umfang dieſen Namen verdienen; es iſt dies der noch umfangreichere Dümmer See und das Steinhuder Meer, das auch nicht See genannt wird. Das Ammerland iſt ungefähr 4 Meilen lang und 3 Meilen breit; im Norden ſtößt es an die preußiſche Provinz Oſtfriesland, im Südoſten iſt es theilweiſe durch große, mehrere Meilen breite Moore begrenzt, theils reicht es mit einem ſchmalen Streifen an das ſogenannte Münſterland, dem ſüdlichen, ehemals zum Bisthum Münſter gehörigen Landestheile. Das ganze Ammerland iſt einer der waldreichſten Diſtricte des Großherzogthums. Es hat einen zum Roggenbau ſehr geeigneten Boden, aus Sand, mit Lehm verſetzt, beſtehend, iſt von einer Menge von

kleinen Flüſſen und Bächen durchſchnitten, die meiſtens ihren Abfluß in die Ems, nur wenige in das Weſergebiet nehmen. Man kann ſich daſſelbe daher als zwei zuſammenſtoßende ſchiefe Ebenen denken, von denen die eine nach der Ems, die andere nach der Weſer geneigt iſt, von denen erſtere aber an Länge vielleicht drei Viertel des ganzen Landes ausmacht, und letztere nur ein Viertel. Nirgends, vielleicht mit Ausnahme der im öſtlichen Theile von Schleswig gelegenen Landſchaft Angeln, iſt der ſächſiſche Charakter dem ganzen Lande ſo aufgeprägt, als dem Ammerlande. Bekanntlich ſind alle größeren Wieſen und Felder von einem hohen Wall eingefaßt, auf dem ſich eine Hecke befindet. Die Angelſachſen haben dieſe Sitte auch nach England verpflanzt, und dieſelbe iſt dort bis auf den heutigen Tag beibehalten worden, ſo daß man hieran noch jetzt erkennen kann, welche Partieen vorzugsweiſe von den Angeln cultivirt wurden. Kommt man dagegen nach Wales, ſo ſieht man nichts hiervon und ebenſo wenig in den Theilen Englands, in denen römiſche Sitten und römiſche Cultur ſich erhalten hatten. Während in vielen Gegenden Norddeutſchlands dieſe angelſächſiſche Einrichtung den neuen Fortſchritten der Agricultur hat weichen müſſen, hat ſie ſich im Ammerland unverändert bewahrt. Fragte ich nach dem Grunde, ſo wurde mir ſtets die Antwort ertheilt: es geſchehe, um die, wegen der Nähe des Meeres, hier mehr als im Innern von Deutſchland herrſchenden Winde abzuhalten und den ſo heftigen Nachtfröſten entgegen zu wirken. Daß dieſe Einrichtung natürlich viel Wärme und Schutz erzeugt, liegt auf der Hand. Auch hörte ich verſchiedentlich, daß ſchon zu wiederholten Malen, um Land zu erſparen (denn die Wälle haben unten meiſtens die Breite von 6 Fuß), der Verſuch gemacht worden wäre, ſie zu beſeitigen, daß der Ertrag der Felder aber ſo viel niedriger ausgefallen ſei, daß man zu der alten Einrichtung habe zurückkehren müſſen. Der Landſchaft ſelbſt verleiht es einen eigenthümlichen Zauber. Man glaubt ſtets, man befinde ſich in einem großen Garten. Holzungen von Eichen und Buchen unterbrechen die üppigen Wieſen, die ſich

durch ein prachtvoll saftiges Grün auszeichnen. Findet man im Ammerlande auch nicht die vielen 800—1000jährigen Eichen, wie in dem, durch Kohl's treffliche Schilderung bekannt gewordenen Oldenburger Walde Hasbruch, unfern des alten Cistercienser Klosters Hude, so ist der Waldbestand doch ein bedeutender, und das Ammerland liefert jährlich eine Menge von Eichen, aus deren Stämmen Bremens stolze Handelsflotte an der Weser mit neuen Schiffen sich recrutirt. Das Eichenholz Ammerlands steht überdies in dem Rufe, fester und härter zu sein, als das aus den oberländischen Gebirgen importirte. — Wie die Felder, so haben auch, wie schon oben erwähnt, die Wohnhäuser ihren angelsächsischen Charakter sich rein bewahrt. Nur der Pferdekopf fehlt an den meisten Giebeln. Noch vor wenigen Jahren wurden auch die Häuser der größten Bauern aus hölzernem Fachwerk erbaut, das mit Lehm ausgefüllt wurde. Die älteren Wohnhäuser und die der Köther, oder wie sie hier heißen, der Heuerleute, sind noch sämmtlich in dieser Weise hergestellt. Das Charakteristische eines alten sächsischen Bauernhauses läßt sich dahin zusammenfassen, daß es keinen Schornstein hat, sondern daß der Rauch von dem in der Mitte des Hauses sich befindenden, mit dem Erdboden fast gleichen Feuerherde, über den das Getreide und Stroh enthaltenden Hausboden, durch ein vorn im Giebel angebrachtes Loch abzieht, daß Küche und Stall nicht von einander getrennt sind. Vom Heerde aus hat man einen Ueberblick über das ganze Innere. Durch die große, oben gerundete Thür, die die Höhe hat, daß ein beladener Erntewagen bequem in sie hineinfahren kann, gelangt man entweder sogleich oder durch eine 12—15 Fuß von ihr entfernte, ebenso große Thür auf die Diele. In den Häusern, die diese zwei Thüren enthalten, stehen in dem zwischen beiden seitlich sich befindenden Raum zuweilen die Schweine, und rechts und links davon die Pferde. Besitzt das Haus nur eine Thür, so nehmen diese Ställe gleich bei derselben ihren Anfang, die meisten haben dann aber besondere Schweineställe. An die beiden Abtheilungen für Pferde schließen

ſich die Ställe für die Kühe an, die ebenfalls zu beiden Seiten der Diele ſich befinden, in der Weiſe, daß die Kühe mit ihren Köpfen der Diele zugekehrt ſind. Am Ende derſelben, und zwar in der Mitte, befindet ſich der Herd. Eine Querwand läuft von hier durch die ganze Breite des Hauſes und trennt die Wohn- und Schlafzimmer von der, mit den Viehſtällen einen Raum bildenden Küche. Gewöhnlich ſind aber in dieſen Zimmern Fenſter nach der Küche zu angebracht, ſo daß man nicht bloß von dieſer, wenn man am Herde ſitzt, wo ſich des Abends gewöhnlich die ganze Familie verſammelt, ſondern auch von den Stuben aus mit einem Blicke das ganze Hausweſen überſchaut. Hierin ſoll der Hauptvorzug der ſächſiſchen Einrichtung beſtehen, daß der Bauer ſtets wiſſen kann, ob ſeine Knechte fleißig ſind, wenn ſie auf der Diele Getreide dreſchen, ob das Vieh Futter hat und ſich wohl befindet oder ob ihm etwas abgeht. Die Hühner niſten in der Regel in oberhalb der Kuhſtälle angebrachten Neſtern. An melodiſchen Tönen fehlt es in dieſen, ſo vielſeitig benutzten Räumen natürlich nicht. Die Laute der grunzenden Schweine, brüllenden Kühe, wiehernden Pferde, der gackernden Hühner, krähenden Hähne und der, die Diele als Privilegium einnehmenden, ſchnatternden Gänſe, welches akuſtiſche Enſemble der Landmann, deſſen Ställe von ſeinem Wohnhauſe getrennt ſind, nur gedämpft aus der Ferne vernimmt, ſind hier alle zu einem wunderſamen Concert vereinigt, das auf ein poetiſches Gemüth gewiß ganz andere Eindrücke hervorbringt, als der Geſang der Loreley. Rechnet man noch hinzu die wehmüthigen Töne neugeborner Kinder, ſo braucht man keine ſtarke Phantaſie, um ſich die Wirkung zu vergegenwärtigen, die ſolch' eine auch mitten im Sommer ganz in Torfrauch gehüllte, ſächſiſche Diele auf den ſie Betretenden (falls er nicht das Glück hatte, in ſo idylliſchen Zuſtänden aufzuwachſen), ausübt. Die Wehmuth ſchleicht ſich von ſelbſt in's Herz hinein! Wenige Augenblicke reichen hin, auch dem gefühlloſeſten Proſaiker die Thränen in die Augen zu treiben und — ihn zum Nieſen zu bringen. Daß dieſes nahe Zuſammenwohnen des

Viehes mit den Menſchen nicht ohne gegenſeitigen Einfluß bleiben konnte, braucht wohl nicht erörtert zu werden. Wenn es einerſeits ein Zeichen einer ſehr conſervativen Geſinnung iſt, daß der Ammerländer bei ſeiner uralten Einrichtung der Wohnhäuſer bis jetzt treu beharrte, ſo muß man in anderer Beziehung zugeben, daß es auch nicht bloß ein Zeichen von Toleranz iſt, ſich ſo eng an's liebe Vieh anzuſchließen, ſondern daß es hinwieder Toleranz erzeugt. Gutmüthigkeit, Biederkeit, Humanität in der vollſten Bedeutung des Worts, iſt daher ein Grundzug des Ammerländers. Die in den Städten jeden gefühlvollen Menſchen ſo empörende Quälerei und Grauſamkeit gegen das Vieh, ſind daher hier etwas Unbekanntes.

Wenn man einen Vergleich anſtellen wollte, zwiſchen dem Ammerländer und dem Altbaier, dann würde es ſich bald herausſtellen, wie ſehr in criminaliſtiſcher Beziehung ſich die Wagſchale zu Ungunſten des letzteren neigen würde, und wie ſelten der Ammerländer, im Gegenſatz zum Altbaier, mit der Criminaliſtik in Colliſion geräth. Ein Criminalrichter findet hier kein Material zu Studien, und im neuen Pitaval hat bisher noch kein Ammerländer als dramatiſche Perſon figurirt. Dieſe große Gutmüthigkeit iſt vom Menſchen gewiſſermaßen auf das Ammerländiſche Vieh übergegangen. Die Kühe, die in anderen Gegenden ſo oft durch die rothen und grellen Farben der Kleidung der Damen, durch die Federn und Blumen auf ihren Hüten mehr erſchreckt werden, als durch den ſie zur Schlachtbank führenden Metzger, und die mit ihren Hörnern gegen den unbekannten Feind ſich zu wehren ſuchen, ſo daß viele Städterinnen ſich hüten, eine mit Kühen bedeckte Wieſe zu betreten, haben hier nichts von dieſen provocirenden Eigenſchaften. Sie erinnern vielmehr an die Sanftmuth der Schafe, laſſen ſich nicht in ihrem Weiden und Wiederkäuen ſtören, und keine der ſchönen Oldenburgerinnen, die alljährlich das Ammerland mit ihrem Beſuche ſchmücken, iſt je durch eine Kuh erſchreckt und in die Flucht gejagt worden. Im Gegentheil ſelbſt die Kühe ſcheinen etwas Menſchliches angenommen zu haben. Mehrere Male habe ich ſo eine wei-

bende Kuh mit Schwarzkopf, Trompeter, Maitag (die hier gebräuchlichen Namen) angeredet und immer ſah ſie mich ganz melancholiſch an, als wollte ſie ſagen: ja, iſt es nicht traurig, daß ich nur eine Kuh bin! Ebenſo ſcheinen die Hunde, der Schrecken aller Touriſten, trotzdem, daß nach ſächſiſcher Sitte alle Bauerhöfe einzeln und zerſtreut liegen, etwas vom Geiſte der Humanität durchdrungen zu ſein; ſie bellen wohl, aber ſie beißen nicht, und nirgends fand ich, daß ſie, wie in anderen Gegenden, jenen hintertückiſchen Charakter zeigten, den Wanderer plötzlich anzufallen, wie ein Räuber aus einem Hinterhalte. Ebenſo fromm ſind die Ammerländiſchen Pferde, die der Bauer wie Menſchen hegt und pflegt. Ueberhaupt ſind es die Producte der Viehzucht, durch welche das Ammerland ſich auch im Auslande einen Namen erworben hat. Obenan ſteht die Schweinezucht, die hier in wirklich großartigem Maßſtabe betrieben wird. Selbſt der kleinſte Heuerling macht mehrere Schweine fett, einige zum eigenen Gebrauche und die andern, um doch ſo viel zu erwerben, um ſeinen Zins, denn er wohnt in Häuſern, die den Bauern gehören, bezahlen zu können. Heuerling heißt daher eigentlich Miethling, das Wort iſt auch in die engliſche Sprache in dem Ausdruck hire, übergegangen und hat ſich in der Matroſenſprache als „verheuern“, von Memel bis zum Dollart, erhalten. Heuerleute kommt daher durchaus nicht, wie früher ein Gelehrter glaubte, davon, daß dieſe Leute ihren Bauern beim Heuen helfen müßten. Wenn in allem Uebrigen der Ammerländer durchaus conſervativ iſt, ſo hat er in der Schweinezucht doch dem Fortſchritt ſich angeſchloſſen, und ſchon ſeit vielen Jahren iſt die hieſige Race durch das engliſche Schwein veredelt worden. Daß die Eichelmäſtung ſehr mit zur Güte des, in der That über dem weſtphäliſchen ſtehenden, ammerländiſchen Schinkens beiträgt, unterliegt wohl keinem Zweifel; viel liegt aber auch an der wirklich rührenden Pflege und Sorgfalt, die der Ammerländer den Schweinen, ſeit ihrer erſten Kindheit, angedeihen läßt. Eine Geſchichte, die mir dieſer Tage als wirklich paſſirt von einem geborenen Ammerländer mitgetheilt wurde,

illuſtrirt mehr als alles Andere meine Behauptung. Eine erſt kürzlich verheirathete Ammerländerin erfreute ſich der Geburt ihres erſten Sohnes; daß bei einem ſo naturwüchſigen Menſchenſchlage die Sitte des neuntägigen Bettliegens eine unbekannte iſt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Wie aber ſo häufig mit dem Glück ein Unglück ſich verbindet, ſo erkrankte am nächſten Tage eines der jüngſt geworfenen Ferkel und zwar ſo heftig, daß die junge Ammerländerin, in ihrer Herzensangſt und von Mitleid getrieben, ſofort ihr Wochenbett verläßt und das junge Ferkel, das ſchon ganz kalt war, in die Wiege ihres Erſtgeborenen legt und letzteren mit ſich in's Bett nimmt. Im ganzen Ammerlande iſt es gebräuchlich, daß gleich den erſten Tag nach der Entbindung ſämmtliche Nachbarn herbei ſtrömen, der Wöchnerin Glück zu wünſchen. So kam denn auch, unmittelbar nachdem das Ferkel die Stelle des Säuglings eingenommen hatte, eine junge Nachbarfrau in's Zimmer, ſieht die Wiege vorm Bette ſtehen, beſchaut ſich mit Andacht und Wohlgefallen das ganz mit Kiſſen bedeckte, und nur mit ſeiner roſigen Schnauze in die Welt hinausſehende Ferkel, um dann zur Mutter gewendet, den Ausſpruch zu thun: „Nu, bi Gott, doch de like Ohle!“ — (Nun, bei Gott, doch ganz wie der Vater).

LIX.

Zwiſchenahn.

Es exiſtiren hier mehrere Großhändler, die Speckſeiten und Schinken von den kleinen Leuten aufkaufen. Per Achſe werden ſie von hier nach Oldenburg und von dort in ganzen Schiffsladungen, nach Hamburg, Danzig und Königsberg verſandt. Soll ich mein eigenes Urtheil über den hieſigen Schinken abgeben, ſo muß ich be-

kennen, daß ich ihn nie ſchöner gegeſſen habe; er verdient das Prädicat deliciös. Die allmälige Räucherung, da die Diele ja den ganzen Tag in Rauch gehüllt iſt, und hier außer Torf auch viel Holz gebrannt wird, mag außer der Mäſtung auch viel zur Güte der hieſigen Schinken beitragen.

Der Ammerländer iſt im Allgemeinen gläubig, ein guter Chriſt und wagt nicht an den religiöſen Traditionen zu zweifeln; die Prediger ſind daher überall geachtet, wenn ſie auch ganz ohne Einfluß ſind, da der Ammerländer ſich nicht gern bevormunden läßt. Total ungläubig iſt er dagegen in Bezug auf die Trichinen. An deren Exiſtenz glaubt der Ammerländer bis jetzt nicht und meint, die Gelehrten hätten dieſe unſichtbaren Unholde erfunden. Man kennt daher hier nirgends die, in anderen Gegenden ſo hervortretende Furcht vor dem Genuſſe ungekochten Schweinefleiſches. Alt und Jung, Reich und Arm ißt hier ungekochten Schinken, und der Ammerländiſche hat trotz der Trichinoſe ſich immer gleich hoch im Preiſe erhalten. Es ſollen, wie mir mein Gewährsmann verſicherte, ungefähr 100,000 Thlr. jährlich durch die Schweinezucht in's Land kommen. Nächſt dieſer nimmt der Hopfenbau eine hervorragende Stelle ein. Man findet keinen Garten ohne Hopfenfeld. Der Preis variirt natürlich nach dem Ausfall der Ernte und ſchwankt zwiſchen 10—15 Silbergroſchen pro Pfd. Auch dieſer erfreut ſich eines großen Renommées und wird von Kennern über den böhmiſchen und bairiſchen geſchätzt. Wenn in der Reſidenzſtadt Oldenburg das wohlgerathene Bier beſſer, als in irgend einer anderen norddeutſchen Stadt, anzutreffen iſt, ſo verdankt man dies wohl hauptſächlich dem Ammerländiſchen Hopfen. Er ſoll 40—60,000 Thlr. jährlich abwerfen.

Sehr berühmt, wenngleich am wenigſten einträglich, iſt die Bienenzucht. Dieſelbe wird nicht eigentlich im Ammerlande ſelbſt betrieben, ſondern in den daſſelbe umgebenden großen Mooren, die alle mit Haide bedeckt ſind und oft eine Ausdehnung von vielen Meilen haben. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich die Behauptung aufſtelle, daß der ſiebente Theil des ganzen Großher-

zogthums aus noch uncultivirten Mooren besteht. Man bringt die Bienenkörbe nun auf diese Moore und läßt sie den ganzen Sommer bis zum Herbste dort stehen. Den Ertrag des verkauften Honigs veranschlagt man auf 20,000 Thlr. Weniger bekannt, aber ohne diese geringe Berühmtheit zu verdienen, ist der Ammerländer Handkäse, der sich durch einen ganz eigenthümlichen pikanten Geschmack auszeichnet, und dem ich vor dem von Chester und Rochefort entschieden den Vorzug ertheile. Er soll seinen pikanten Geschmack hauptsächlich dadurch erhalten, daß man ihn mehrere Monate, nachdem er bereitet, in Hopfen liegen läßt. Am schönsten wird er von der Frau des Gastwirths Busch in Westerstede angefertigt, und ein gutes Wort bei ihm kann auch Fremden die Gelegenheit verschaffen, ihren zurückgebliebenen Freunden in der Heimath den Genuß dieses, in der That ausgezeichneten Käses, zu gewähren. Spötter wollen behaupten, der Käse sei deshalb hier so vortrefflich, weil er ein ganz specifisches Mittel gegen den Katzenjammer sei, und es zu der berechtigten Eigenthümlichkeit der Ammerländer gehöre, öfters einen Katzenjammer zu haben, dessen Symptome ja den Meisten bekannt sind. Seinen Verläumdern entgeht Keiner! Es mag sein, daß die Trunksucht hier früher mehr verbreitet gewesen ist; die Bewohner des Kirchspiels Edewecht werden derselben noch heute beschuldigt. Ja, es sollen früher große Bauern ihre schönen Stellen ganz vertrunken haben. Ich müßte die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß ich Trunksucht als einen hervorstechenden Charakterzug der Ammerländer kennen gelernt hätte. Daß dieselbe früher aber vorhanden gewesen und allmälig der zunehmenden Cultur gewichen ist, will ich gern zugeben. Ob deshalb die Ansicht der Spötter Berechtigung hat, wage ich nicht zu entscheiden. Der Ammerländer ist durchgehends wohlhabend. Es giebt hier sehr reiche Bauern, die allein an Forsten einen Capitalwerth von 60—70,000 Thlr. haben; eigentliche Armuth ist unbekannt oder selbstverschuldet. Entsprechend den Naturproducten ist der Gesundheitszustand ein sehr befriedigender und günstiger, und die Aerzte können hier keine

Galeniſchen Schätze ſich erwerben. Armuth iſt die Haupturſache der Krankheiten.

Petechialtyphus z. B. iſt allein durch Armuth und Hunger bedingt. Da hier ein im Allgemeinen über alle Claſſen verbreiteter Wohlſtand herrſcht, ſo fehlen natürlich auch alle die Krankheiten, die ihren nächſten Grund in ſchlechter Nahrung und mangelhafter Koſt haben. Der Ueberſchuß der Geborenen über die Geſtorbenen iſt daher jedes Jahr ein bedeutender, während in den reichen oldenburgiſchen Marſchgegenden ſeit Jahrhunderten die Sterblichkeit ſo groß iſt, daß um die Zahl der Einwohner nur auf derſelben Höhe zu erhalten, eine jährliche Einwanderung aus der Geeſtgegend Statt finden muß; dadurch wird der entſtandene Verluſt gedeckt. Epidemiſche Krankheiten kommen im Ammerlande nie vor, ſo wenig wie Cholera und andere verheerende Seuchen. Auch die Diphteritis hat ſich hier nur in ſeltenen Fällen gezeigt, dagegen tritt die gewöhnliche Bräune zur Zeit der Ernte und bei hohen Temperatursprüngen ſehr häufig auf und macht dann gewöhnlich ihren Ausgang in Eiterung. Ich beobachtete in der kurzen Zeit meines hieſigen Aufenthalts drei hochgradige Anginen, die alle in Eiterung übergingen; ſämmtliche Patienten waren ſehr krank, fieberten ſtark, litten an den heftigſten Schlingbeſchwerden, ſo daß kaum das Trinken von Waſſer noch möglich war. Gaſtriſche Fieber und Nervenfieber kommen nicht ſelten vor, erſtere hauptſächlich auch zur Zeit der Ernte und, wie überall im nördlichen Deutſchland, zu Zeiten der hohen chriſtlichen Feſte, ſo daß man ein Weihnachts-, Oſtern- und Pfingſtfieber unterſcheiden könnte. Die an dieſen Feſten übermäßig genoſſenen Backwerke, und der vor allen Dingen nationale norddeutſche Kloben oder Klaben, ein Gebäck aus Mehl, Milch, Butter, Korinthen und Roſinen, nebſt verſchiedenen Gewürzen, ſind die Haupturſache, daß acute Magencatarrhe erzeugt werden. Die einzeln und auch unter den beſſeren Ständen vorkommenden Nervenfieber verdanken wohl hauptſächlich ihren Urſprung dem, durch Fäcal- oder andere in Zerſetzung begriffene animaliſche Stoffe,

verdorbenen Brunnenwaſſer. Das Grundwaſſer ſteht hier ſehr hoch; deshalb ſind die Brunnen nicht tief. Nicht allzu ſelten findet man nun die großen Düngerhaufen, in deren Größe jeder richtige Bauer ſeinen Stolz ſetzt, in unmittelbarer Nähe der Brunnen angelegt. Daß unter begünſtigenden atmoſphäriſchen und klimatiſchen Verhältniſſen das Brunnenwaſſer vergiftet werden muß, begreift ſich, und zu verwundern iſt nur, daß die Fälle von Abdominaltyphus nicht noch häufiger vorkommen, als es wirklich geſchieht. Eine gleiche Sorgloſigkeit, wie in Betreff der Düngerhaufen, beobachtete ich in Bezug auf die Anlage der Aborte. Trotzdem, daß kein Hauseigenthümer, wie der Städter, über Mangel an Platz ſich zu beklagen hat, fand ich häufig die Aborte in unmittelbarer Nähe oder in nicht weiter Entfernung von den Brunnen angelegt. Dieſe Uebelſtände, die einen ſo nachtheiligen Einfluß in hygieniſcher Beziehung ausüben, könnten ſo leicht beſeitigt werden, wenn die Aerzte ſich die Mühe geben wollten, das Publicum über dieſe Punkte aufzuklären. Wiſſenſchaft und Aufklärung, nicht Polizeizwang, ſind die einzigen Mittel, mediciniſchen Aberglauben und Unglauben zu bekämpfen, und ich kann deshalb durchaus nicht den Anſichten Derer beiſtimmen, die durch eine ſtrenge mediciniſche Polizei die Privathygiene verbeſſern wollen. Nach meiner an anderer Stelle, z. B. in der „Deutſchen Klinik“ und den „Kritiſchen Blättern“ hierüber ausgeſprochenen Ueberzeugung, ſollte die Staatshygiene nur da in Kraft treten, wo die Privathygiene ſich als ohnmächtig erweiſt. Um Alles aber, was durch die Kraft des Einzelnen und auf dem Wege der Aſſociation erreicht werden könnte, ſollte der Staat als ſolcher ſich nicht bekümmern. Unbeſchränkte Entwicklung der perſönlichen Freiheit, und Schutz derſelben vor polizeilichen Uebergriffen und bureaukratiſchen Maßregelungen, müſſen das Fundament eines jeden Rechtszuſtandes ſein. Lieber gar keine mediciniſche Polizei als eine ſolche, wie ſie in Oeſterreich und Baiern exiſtirt, die dazu führt, daß man jeden Menſchen als einen Betrüger betrachtet und dadurch gerade Betrug erzeugt. Ueberlaſſe man

es z. B. in Baiern dem eigenen Geſchmacke und Urtheile des Volks, zu entſcheiden, ob ein Brau geſund oder ungeſund iſt; jetzt, wo vor jeder Brau regierungsſeitig chemiſch und phyſikaliſch unterſucht wird, ehe das durſtige Volk trinken darf, ſind Bierkrawalle an der Tagesordnung, während man ſie in anderen, freieren Staaten Deutſchlands, wo dieſe Unſitte der Medicinalpolizei nicht exiſtirt, nicht kennt. Und trotzdem, daß dieſe Unterſuchung von Seiten des Staats dort exiſtirt, hört man nirgends mehr Klagen über ſchlechtes Bier, als gerade in Baiern. Wenn der Staat, in ſeiner vormundſchaftlichen Weisheit, ſeine Unterthanen ſtets als Wickelkinder behandelt, denen auch die Saugflaſche von der Wartefrau jedes Mal zurecht gemacht und probirt werden muß, ſo iſt es unmöglich, daß ein Volk in hygieniſcher und diätetiſcher Beziehung je mündig werden kann. Durch einen Cyclus von populären Vorleſungen über Hygiene und Diätetik getraue ich mir, dem bairiſchen Volke beſſere Grundſätze dieſer Disciplinen beizubringen, als alle medicinisch-polizeilichen Geſetze und Maßregelungen von der Bierſchau bis zur Baupolizei ſeit 50 Jahren es vermochten.

Die Privatärzte aber trifft in den meiſten Gegenden die Schuld, daß ſie es verſäumen, das Publicum über ſolche Punkte aufzuklären, wodurch einer Menge von Krankheiten vorgebeugt werden könnte. Krankheiten zu verhüten, iſt wichtiger als Krankheiten zu heilen. Schon Baco von Verulam machte vor 200 Jahren auf dieſes, vielen Aerzten abhanden gekommene Princip aufmerkſam. Zwar haben die Regierungen in ihren vormundſchaftlichen Beſtrebungen, in denen ſie ſich ſtets vermeſſen, zum oberſten Richter der Intereſſen des Volkes ſich aufzuwerfen, für alle nur möglichen Disciplinen an den mediciniſchen Facultäten Lehrſtühle errichtet, und wäre gar nicht zu verwundern, wenn in den nächſten Jahren für jedes beſondere Organ des menſchlichen Körpers ein Lehrſtuhl der Medicin geſchaffen werden ſollte, namentlich wenn das chriſtlich-germaniſche Judenthum ferner, wie ſeit dem letzten Jahrzehnt, die Medicin inficirt. Für zwei der wichtigſten Doctrinen der Medicin jedoch, von

denen die eine dem Arzte ſtets die große Lehre vor Augen hält, ſich ſelbſt überflüſſig machen zu müſſen, nämlich die Hygiene, und von denen die andere, die Geſchichte, ihn vor Ueberſchätzung der Neuzeit und Verachtung des Alterthums bewahrt und allein ihn befähigt, ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt genetiſch aufzufaſſen — für dieſe zwei ſind bis jetzt aus nahe liegenden Gründen keine Lehrſtühle errichtet, und werden es auch wohl nicht eher, als bis die Periode des Säbelregiments und des Scheinconſtitutionalismus abgelaufen iſt.

Seit Alters her graſſirt im Ammerlande die Schwindſucht endemiſch. Iſt es doch, als ob ſie ihre Beute hier nachholen wollte, die ihr in den oldenburgiſchen Marſchen entgeht; denn es iſt eine ſchon von Schönlein beleuchtete Thatſache, die ſich auch hier beſtätigt, daß alle die Marſchen, namentlich die am Meere gelegenen, ein Ausſchließungsverhältniß gegen Schwindſucht beſitzen, während dort die kalten und Gallenfieber endemiſch herrſchen. So ſelten daher ein Fall von Schwindſucht in den oldenburgiſchen Marſchen vorkommt — meiſtens ſind dies von der Geeſt eingeſchleppte Fälle — ſo ſtark herrſcht ſie in allen Geeſtdiſtricten, und im Ammerlande iſt die Mehrzahl der Todesfälle auf dieſe Krankheit zurückzuführen. Daß die Einrichtung der Wohnungen, die meiſtens aus Lehm gebaut, ſehr feucht ſind, die ſtets mit Rauch und Torfſtaub angefüllten Dielen, das Schlafen in den ſogenannten Kojen, unter deren in die Wand gemauerten Bettſtellen häufig Kartoffeln und Rüben aufbewahrt werden, die niedrigen Zimmer, deren Fenſter oft ſo eingerichtet ſind, daß ſie gar nicht geöffnet werden können, alſo allen Anforderungen der Ventilation Hohn ſprechen; überdies ſelten die Größe haben, daß auf jedes Familienmitglied die nöthigen Cubikfuß Luft kommen, ferner die Nichtbeachtung der gehörigen Vorſicht im Gebrauche von Betten und Kleidungsſtücken von an der Schwindſucht Geſtorbenen, als die Haupturſache dieſer, hier ſo viele Opfer fordernden Krankheit zu betrachten ſind, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Entſprechende Belehrung würde auch in die-

ſer Hinſicht ihre guten Früchte tragen. Im Sommer giebt es hier faſt keine Kranke, weil die meiſten Menſchen faſt den ganzen Tag im Freien leben und ſich den, in ihren eigenen Häuſern auf ſie lauernden Krankheitsurſachen nur des Nachts über ausſetzen. Im Winter dagegen, wo die Familienmitglieder, eingepfercht in ihren ſchlecht ventilirten Stuben, die gegenſeitig mit Kohlenſäuregas vergiftete Luft einathmen, ſollen die Bruſtkrankheiten in einer ſolchen Ausdehnung herrſchen, daß die Aerzte des Ammerlandes, die im Sommer faſt ohne Beſchäftigung ſind, kaum den an ſie gemachten Anforderungen zu entſprechen vermögen. Doch wenden wir unſere Blicke von dieſer Kehrſeite der menſchlichen Geſellſchaft, um ſie auf angenehmern Bildern haften zu laſſen. Danach brauchen wir nicht lange zu ſuchen.

LX.

Zwiſchenahn.

Wer im nordweſtlichen Deutſchland kennt nicht, wenigſtens dem Namen nach, das liebliche Zwiſchenahner Meer! Schon der rothe Bädeker bezeichnet Zwiſchenahn als die freundliche Villegiatur der Oldenburger und Bremer. Der Fremde, der von Hannover über Bremen nach Oldenburg gereiſt iſt, wird in der That überraſcht, ſobald er ſich Zwiſchenahn nähert und traut ſeinen Augen kaum, wenn er daſelbſt angelangt, und von dem reizend angelegten Garten des Poſtmeiſters Röben, zu ſeinen Füßen einen See ſich ausbreiten ſieht, der von duftenden Wieſen und prachtvollen Wäldern auf ſanft anſteigenden Höhen in ſeinem ganzen Umfange eingefaßt, unwillkürlich den Gedanken erweckt, man befinde ſich in Thüringen oder am Unterharz. Ich wurde lebhaft an den Staremberger

See erinnert. Da in einigen Jahren Zwiſchenahn durch eine Eiſenbahn mit Bremen verbunden ſein, und eine Menge von anmuthigen Villen der reichen Kaufherren den See wahrſcheinlich zieren werden, ſo wird die Aehnlichkeit eine noch größere. Wenn man das ganze Ammerland eine Oaſe in der Wüſte nennen kann, da es in ſeinem ganzen Umfang von, an einigen Stellen 6—8 Meilen breiten, Hochmooren umſchloſſen iſt, dann iſt Zwiſchenahn mit ſeinem wunderlieblichen See ohne Frage der hübſcheſte Punkt dieſer Oaſe. Der See iſt über eine Stunde lang und ebenſo breit. Das friedliche Dorf liegt unmittelbar an ſeinem ſüdweſtlichen Theile, und gehen die Gärten deſſelben bis an den See. Das wellenförmige Terrain erhebt ſich in Nordoſten zu ſanften Hügeln, die alle mit den ſchönſten Eichen und Buchen bewachſen ſind. Der See iſt ſehr fiſchreich und wird von zwei kleinen Flüſſen durchzogen, die natürlich von Oſten nach Weſten fließen. Der eine Fluß führt den Namen „Beke“, der andere „Aue“, über beide führen, auf der von Oldenburg nach Leer führenden Chauſſee, Brücken, und Zwiſchenahn hat ſeinen Namen davon, daß es gerade zwiſchen dieſen beiden Flüſſen gelegen iſt (zwiſchen Auen). Einige jenſeits dieſer Flüſſe gelegenen Häuſer heißen ſchon nicht mehr Zwiſchenahn, ſondern Brockhof. Ungefähr eine halbe Stunde unterhalb Zwiſchenahn mündet die Beke in die Aue, dieſe ergießt ſich in die Vehne, welche ſich mit der Soeſte vereinigt, um ſich ſpäter in die Leda zu ergießen. Dieſe iſt der Hauptnebenfluß der Ems und mündet bei Leer in dieſelbe. Man kann den ganzen Zwiſchenahner See bequem zu Fuß umgehen. Ein Spaziergang um denſelben iſt ſehr lohnend; überall befinden ſich in den Holzungen, die mit den prächtigſten Wieſen abwechſeln, ſehr gute, in Schlangenlinien verlaufende Wege, an den ſchönſten Punkten bieten dem Wanderer Bänke Gelegenheit, ſich auszuruhen. Wegweiſer ſorgen dafür, daß man ſich nicht verirrt. Der Ammerländer iſt ſehr dienſtfertig und höflich; es exiſtirt hier noch die ſchöne Sitte, daß Einer den Andern, ohne ihn zu kennen, mit einem „Guten Tag“ begrüßt. Alle ſind der hochdeutſchen Sprache mächtig. Die älteren Einwoh-

ner beantworten die an ſie geſtellten Fragen meiſtens im Ammerländiſchen Plattdeutſch, das von den Oldenburger Mundarten das Feinſte und Anmuthigſte iſt, Kinder dagegen ſchon in der hochdeutſchen Sprache.

Wendet man ſich aus dem Garten des Poſtmeiſters Röben, aus dem man einen Blick über den ganzen See hat, rechts, ſo gelangt man ſogleich in einen unmittelbar daranſtoßenden Eichenhain, von da nach dem reizend gelegenen Dorfe Keihauſen, dann nach Aſchhauſen, Moorhauſen und zuletzt nach Dreibergen. Die Tour macht ein mäßiger Fußgänger in 2, ein rüſtiger in $1^1/_2$ Stunden. In Dreibergen, der Oldenburgiſchen Schweiz, findet man an dem Hauſe der Wittwe Wilken ein leidlich eingerichtetes Wirthshaus, in dem man zur Noth übernachten kann, wenn man keine hohen Anſprüche macht. Delicate Hechte und Aale, die die Wirthin in ihrem, mit dem See in Verbindung ſtehenden Teiche, ſtets vorräthig hat, dürften ſelbſt den verwöhnteſten Friand zufrieden ſtellen. Dreibergen iſt im eigentlichen Sinne eine Idylle. Es hieß in früheren Zeiten Altenkirchen. Da die hier befindliche Kirche aber nicht beſtehen konnte, ſo wurde ſie abgebrochen, die Bauſteine nach Zwiſchenahn transportirt, und die dortige Kirche damit erweitert. Dieſelbe iſt ſehr alt; deutlich ſieht man noch die Spuren dieſes Anbaues. Auch zeigt man in Dreibergen die Stelle, wo früher die Kirche geſtanden hat. Seinen jetzigen Namen hat es von den drei, unmittelbar am See gelegenen Bergen oder vielmehr Hügeln; ſie ſind durch tiefe Thäler von einander getrennt und von parkähnlichen Anlagen durchſchnitten. Der höchſte von ihnen mag vielleicht 100 Fuß über dem Meeresſpiegel liegen. Da ſie ſteil über das Niveau des Sees emporſteigen und zudem von den ſchönſten, mehrere Jahrhunderte alten Eichen und Buchen bekrönt ſind, ſo erſcheinen ſie viel höher als ſie es in Wirklichkeit ſind. Die Sage erzählt, daß auf dem mittleren, dem höchſten von ihnen, eine feſte Burg der Ritter von Elmendorf geſtanden habe. Auf der unten am Fuße gelegenen Wieſe, wo jetzt das Wirthshaus ſteht, ſoll einſt ein Streit zwiſchen

den beiden ritterlichen Brüdern ausgebrochen sein, der so blutig und heftig wurde, daß der ältere den jüngeren erschlug. Ersterer mußte nun, um nicht den Gerichten in die Hände zu fallen, fliehen und seine schöne Burg meiden. Er wandte sich nach dem Münsterlande, wo seine Nachkommen als Herren von Elmendorf noch jetzt existiren. Sein ganzes Besitzthum aber wurde von dem damaligen Grafen von Oldenburg als Lehn eingezogen, und die Burg geschleift. Bis auf diesen Augenblick ist Alles noch herrschaftlich. Der Großherzog von Oldenburg läßt die Parkanlagen durch seinen, in Elmendorf wohnenden Förster im Stande halten und unterläßt es nicht, jedes Jahr diesen schönsten Punkt des ganzen Großherzogthums mit seinem Besuche zu beehren. Auf dem dritten, dem nach Nordosten gelegenen niedrigsten Hügel steht eine prachtvolle, auf 800 Jahre geschätzte Eiche, die einen ungeheuren Umfang hat, innen hohl ist und vielen wilden Kaninchen zur Behausung dient. Auf allen Bergen sind Bänke und Tische angebracht. Gerade vor dem Wirthshause befindet sich die im ganzen Oldenburger Lande bekannte Dreiberger tausendjährige Linde. Sie hat einen colossalen Umfang, ist mit einer prachtvollen Krone geschmückt, obgleich sie so hohl ist, daß man in ihrem Innern eine junge Linde gepflanzt hat, was einen wunderbaren Anblick gewährt, indem letztere wenigstens um 6 Fuß die alte Linde überragt. Die Abbildung derselben trifft man in vielen Wohnzimmern des Ammerlandes, neben denen des allgemein geliebten und verehrten Landesvaters und der Landesmutter, die in der That diese Gefühle verdienen. Unweit der berühmten Linde befindet sich die Wohnung des Försters. Sein Garten birgt den sogenannten Dreiberger Gesundbrunnen. In alten Zeiten sollen Tausende von Menschen hierher gewallfahrtet sein, und noch bis vor wenigen Jahren sind eine Menge von Krücken an dem benachbarten Hause aufgehängt zu sehen gewesen; die dankbaren Patienten sollen sie als ein sichtbares Zeichen ihrer Genesung zurückgelassen haben. Der Förster, in seinem ganzen Aeußeren das Bild der fortgeschrittensten Schwindsucht zeigend, offerirte mir mit

der größten Bereitwilligkeit Waſſer aus dieſem Brunnen; früher ſoll es ſehr ſtark ſchwefel- und eiſenhaltig geweſen ſein, bis plötzlich die Quellen verſiegten; jetzt konnte man an dem Waſſer kaum irgend einen fremden Beigeſchmack wahrnehmen. Das hier anfangende, bis auf dieſen Augenblick den Namen des unglücklichen Ritters Elmendorf tragende Dorf, iſt aus 11 kleinen Dörfern zuſammengeſetzt und ſoll daher den Namen haben. Es erſtreckt ſich in einem großen Halbkreis um den nordweſtlichen Theil des Sees. Die Fahrt von Zwiſchenahn nach Dreibergen wird bei günſtigem Wetter gewöhnlich in einem Segelboot gemacht, deren der Poſtmeiſter Röben zwei, ein größeres und ein kleineres beſitzt. Erſteres faßt mit Bequemlichkeit 20 Menſchen und legt die Stunde Entfernung in der Regel in 20 Minuten zurück. Man hat natürlich nur ſelten das Glück hin und zurückſegeln zu können. Dann muß man entweder zurückgehen oder ſich zurückrudern laſſen. Von Dreibergen über Elmendorf und das daran ſtoßende Dorf Rosſtrup legt man die Entfernung, je nachdem man gut zu Fuße iſt, in 1—1½ Stunden zurück. Dieſer Weg wird von Einigen für noch ſchöner erklärt, als der von Zwiſchenahn durch den Süden verlaufende. Auf einer in den See hineinragenden Landzunge iſt ein Pavillon errichtet, aus dem man eine herrliche Ausſicht auf Zwiſchenahn genießt. Die dicht am See erbaute Kirche, die ganz im Grünen verſteckten freundlichen Wohnhäuſer mit ihren rothen Dächern, die nach Weſterſtede abführende ſchöne Pappelallee, gewähren in der That einen höchſt maleriſchen Anblick. Alle Grundeigenthümer, deren Land an den See grenzt, haben Fiſchereigerechtſame. Deshalb beſitzen die meiſten von ihnen auch kleine Boote. Sehr ergiebig iſt der Aalfang. Die im Handel unter dem Namen Elsflether Speckaale weitberühmten Fiſche werden meiſtens hier gefangen, per Achſe nach Elsfleth gebracht, dort geräuchert und dann weiter verſandt. Ebenſo zahlreich ſind die Hechte, die Habichte des Waſſers, vertreten. Ein Fiſcher ſoll im vorigen Winter durch in das Eis geſchlagene Waken und in ihnen ausgeſtellten Netzen in einer Nacht

circa 800 Pfd. gefangen haben. Dieſelben werden meiſtens in Oldenburg und Bremen conſumirt. Die Angelliebhaberei iſt bei uns in Deutſchland eine wenig ausgebildete Leidenſchaft, wenigſtens keine Nationalliebhaberei wie in England, das Zwiſchenahner Meer würde ſonſt nicht verfehlen, auf die Angler eine große Anziehungskraft auszuüben, da kein Ort mehr dazu geſchaffen iſt, dieſer Liebhaberei nachzugehen. Von allen Leidenſchaften iſt wohl keine unſchuldiger und dem Menſchen weniger nachtheilig, als gerade dieſe. Seit meinem 14. Jahre hatte ich dieſelbe unterdrückt, meinem Vater zu Liebe, der mir immer das Sprichwort vorhielt, Fiſche fangen, Vogel ſtellen, verderben manchen Junggeſellen. Da an mir jetzt nichts mehr zu verderben iſt, ich auch glücklicherweiſe kein Junggeſell mehr bin, ſo wagte ich nach 26 Jahren hier zum erſten Male wieder meiner Jugendliebhaberei zu huldigen. Und ich muß geſtehen, daß das Fiſchen auf mich immer noch dieſelbe Anziehungskraft ausübte, wie in meinen Knabenjahren, auch die Vergeudung der mir ſonſt ſo knapp zugemeſſenen Zeit verdroß mich nicht im Geringſten, da ich nur zur Erholung und Stärkung meiner Geſundheit reiſte. Wurde ich doch durch dieſe alte Liebe, die bei mir in der That nicht geroſtet, ganz in meine Kindheit wieder zurückverſetzt und dadurch meinem ganzen Weſen gewiſſermaßen hier ein kindlicher Zug aufgeprägt. Wie ſind ſie doch ſo ſchön, die Tage der Kindheit, und ihre Reize kehren nimmer wieder! Glücklich der Menſch, der an dies verlorene Paradies mit Freuden und in Frieden zurückdenken kann. — Hierbei kann ich übrigens es nicht unterlaſſen, das Angeln ein phyſiſches Erziehungsmittel für leidenſchaftliche, ungeſtüme und heftige Menſchen zu nennen. Nichts erzieht mehr zur Geduld und äußeren Ruhe als das Angeln, und was etwa an mir von Langmuth und Ausdauer zu finden ſein mag, verdanke ich ganz gewiß zum großen Theile dem in meiner Kindheit leidenſchaftlich getriebenen Angeln. Ich kann daher dieſe Beſchäftigung namentlich Aerzten, die ja ihren Patienten gegenüber nie genug Geduld haben können, aus eigener Erfahrung empfehlen.

Daß ich das langentbehrte Vergnügen hier umſomehr genoſſen habe, brauche ich wohl kaum zu ſagen. Zuweilen war das ſehr lohnend; ſo fing ich an einem Morgen bei ruhigem See und ſchwüler Gewitterluft 25 Rothaugen, die wir uns des Abends gebraten auf's Beſte ſchmecken ließen. Eine naturhiſtoriſche große Merkwürdigkeit, an die ich nicht hätte glauben können, wenn ſie mir nicht ſtets von zu vielen authentiſchen Zeugen beſtätigt worden wäre, und ich nicht ſchließlich ſogar Gelegenheit gefunden hätte, mich durch eigene Anſchauung zu überzeugen, iſt das zeitweilige Vorhandenſein von Stinten im See, die ſich noch dazu durch eine beſondere Feinheit und Zartheit des Fleiſches vor den gewöhnlichen Weſerſtinten auszeichnen. Stets wurde mir erzählt, die Stinte hielten ſich während des ganzen Jahres im Grunde des Meeres auf und kämen nur im März und April an die Oberfläche. Dieſer Interpretation konnte ich mich unmöglich anſchließen, da der Stint ja ein Seefiſch iſt, der im Frühjahr nur zur Laichzeit in die großen Flüſſe hinaufzieht, um dann in die See zurückzukehren. Der Stint gehört bekanntlich zum Geſchlecht der Lachſe. Wenn erſterer in der Weſer nur bis zur Gegend von Blumenthal hinaufſteigt, da er wegen ſeiner Kleinheit nie gut den immer ſtärker werdenden Fall des Stromes zu überwinden vermag, und die Fluth nicht weit über jenen Punkt hinaufdringt, ſo iſt es doch vom Lachſe bekannt, daß er viel weiter geht, als Ebbe und Fluth ſich erſtrecken, und daß z. B. in der Weſer ſein Hauptfang bei Hameln geſchieht. Durch die Verbindung des Zwiſchenahner Meeres mit der Ems, wird auch die mit der Nordſee auf einem gar nicht ſehr langen Wege hergeſtellt. Ueberdies findet außer der eben erwähnten Verbindung noch eine andere Statt, indem ein Arm der Aue in das Apener Tief mündet. Wenn man nun bedenkt, daß nach dem 2 Meilen von hier entfernten Apen die Fluth hindringt, ſo kann man es ſich ſehr gut erklären, daß die Stinte auf dieſe Weiſe jedes Frühjahr in den See gelangen und denſelben vorzugsweiſe gern zum Laichen aufſuchen. Zu dieſer Hypotheſe bin ich nur auf dem Wege der

Deduction gelangt, da ich mir nicht denken konnte, daß erstere, hier angenommene, die richtige sein, und der Stint, der ein Seefisch ist, ganz seine Natur verändern könnte. Es ist noch gar nicht lange her, daß man es für eine Unmöglichkeit erklärte, auf dem Zwischenahner Meer zu segeln. Diese Meinung datirte von einem holländischen Admiral Kolk, der in Zwischenahn seine Pension verzehrte und wegen der, durch die verschiedenen Holzungen und Höhen entstehenden Stoßwinde, das Segeln für unmöglich oder doch höchst gefährlich erklärte. Als die Einwohner Zwischenahns seinen Ausspruch für den Ausfluß von seemännischer Untüchtigkeit hinnahmen, da bekanntlich die Führer von großen Seeschiffen sich auf das Segeln in Booten noch schlechter verstehen sollen, als die Professoren der Medicin auf das Heilen der Krankheiten, so ließ er sich eigens ein Schiff bauen, um zu prüfen, ob seine Meinung auf Theorie oder Praxis beruhe. An einem schönen, heitern Tage, als nur eine mäßige Brise wehte, wurde denn in Gemeinschaft mit dem Prediger und dem Amtmann des Orts, eine Probefahrt unternommen. Das Unglück aber wollte, daß, als man auf der Mitte des Sees angelangt war, ein Unwetter sich erhob, gegen das der Admiral vergeblich ankämpfte. Das Schiff kenterte, um in der Seemannssprache zu reden, d. h. schlug um, und alle Insassen erhielten die Wassertaufe. Der Admiral und der Amtmann waren ein paar tüchtige Schwimmer, sie gelangten alsbald glücklich an's Land; dort erst vermißten sie ihren Pastoren. Da soll der Admiral ausgerufen haben: „Wi heft den domine vergäten, wi möt den doch ok mitbringen.“ Er soll dann wieder umgeschwommen und denselben, wie Espenlaub zitternd und fortwährend Gebete zum Himmel sendend, an das gekenterte Schiff angeklammert, gefunden haben. Mit seiner geistlichen Last ist der Admiral dann, beglückwünscht von den Einwohnern, zum zweiten Male wohlbehalten an's Land gekommen. Seitdem sollen aber 30 Jahre verflossen sein, ehe man wagte, die Segelversuche wieder aufzunehmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Segeln hier mehr Gefahr bietet, als auf offenem Meere oder

offenem Fluſſe. Wenn man aber nur die zwei Vorſichtsmaß[redacted]
regeln beherzigt, ziemlich viel Ballaſt einzunehmen und die Seg[redacted]
nicht feſtzubinden, ſo daß man bei einem plötzlichen Stoßwinde ſ[redacted]
loslaſſen kann, ſo hat man ſo leicht das Umſchlagen nicht zu b[redacted]
fürchten. Wir haben ſehr oft die Tour gemacht, bei günſtigem u[redacted]
ungünſtigem Winde. Der junge Herr Röben, ebenſo der Kell[redacted]
Reins, verſtehen ſich ausgezeichnet auf das Segeln, beſſer als manch[redacted]
Admiral und Capitain. Des Sonntags übernimmt der Fiſcher Fe[redacted]
huſen dies Amt. Dieſen Dreien kann man ſich bei jedem Wett[redacted]
ohne ſein Leben zu riskiren, dreiſt anvertrauen. Letzterer iſt zugleich
ein ausgezeichneter Schwimmer, ſo daß er im ungünſtigen Falle
Einige wenigſtens retten kann. Im vorigen Sommer iſt er einmal
durch den ganzen See geſchwommen, und eine in den benachbar-
ten Wäldern zu einem Picknick verſammelte Geſellſchaft iſt ſehr er-
ſchrocken, als ſie am Strande in den Wellen plötzlich einen menſch-
lichen Kopf hat auftauchen geſehen. Feldhuſen iſt gewiß der ge-
wandteſte und routinirſte Fiſcher im ganzen Ammerlande. Er er-
zählte mir, daß er eine Zeitlang, als er mit ſeinem Vater auf ge-
ſpanntem Fuße geſtanden, ſich bloß von Fiſcherei und Jagd ernährt
habe. Die Fiſcherei iſt übrigens hier recht einträglich. Hechte
werden pro Pfd. à 2½—3 Silbergroſchen nach Oldenburg und
Bremen verkauft. An Wild giebt es hier viele Enten. Die eine
Art legt ihre Eier im Schilf, am Ufer des Sees, die andere am
Lande. Sie ſind hier fortwährend, und nur bei ganz ſtrengen Win-
tern ziehen ſie fort nach Süden. Wilde Gänſe paſſiren hier nur im
Herbſt. Die Jagd auf Haſen und Rebhühner liefert ganz ergiebige
Ausbeute. Rehe und Hirſche ſind ſehr ſelten geworden, und wilde
Schweine ganz ausgerottet. — Feldhuſen iſt jetzt ein Mann in der
Mitte der vierziger Jahre, wegen ſeiner enormen Körperkraft im
ganzen Ammerlande berühmt und gefürchtet; mit 5 Männern von
gewöhnlicher Kraft nimmt er es auf. In ſeiner Jugend war es
ſein Ideal, einen Reiſenden in ferne, unbekannte Gegenden zu be-
gleiten und ſich auf der Löwen- und Tigerjagd zu verſuchen. Leider

hat ihm dies nie glücken wollen. Für meinen Bruder, den Afrikareisenden, hatte er deshalb ein ungewöhnliches Intereſſe. Die Fiſcherei betreibt er nicht bloß praktiſch, ſondern auch theoretiſch, indem er eine Menge darauf bezügliche Bücher geleſen hat und noch lieſt. Er meinte indeſſen aus den Büchern könne man wenig lernen, denn was man brauchte, ſtände nicht darin, mit den angeprieſenen Witterungen ſei es eitel Lug und Trug. Er meinte, Viele ſchrieben die Bücher, um die Laien anzuführen und ihre eigenen Geheimniſſe für ſich zu behalten, indem ſie ihre Leſer vom Wahren und Natürlichen zu entfernen ſuchten. — Iſt ein ſolcher Skepticismus bei einem Ammerländiſchen Fiſcher nicht etwas Auffallendes? Ueber den Aufenthalt der Stinte hat er ſeine beſondere Theorie (ich habe übrigens mit ihm ſelbſt einige gefangen und mich von der Identität derſelben mit den unſeren an der Weſer, überzeugt). Feldhuſen meint, der See ſei durch das zurückbleibende Meer entſtanden. Nachgewieſen iſt, daß der See früher weit größer geweſen und allmälig an Umfang kleiner geworden ſei. An den, oft eine halbe Stunde vom See im Boden ſteckenden Fiſcherkörben, ließe ſich deutlich nachweiſen, daß der See nach und nach kleiner geworden ſei. Da wären die Stinte nun zurückgeblieben, ebenſo wie die Lachſe, die hier auch vorkommen und doch eigentlich ein Seefiſch ſeien, und hätten allgemach ſo ihre Natur verändert, daß ſie jetzt auch im ſüßen Waſſer ſich fortpflanzten. Ueber das Fiſchleben, behauptete er, curſirten noch ſehr viele Fabeln, und eine Menge Punkte ſeien noch gar nicht aufgeklärt. So leugnet er gänzlich, daß die Aale bei Nacht ſich an's Land begeben und die jungen Erbſen heimſuchen. Hier im See kommen zwei Aalſorten vor: der Silberaal und der gelbe Aal. Erſterer unterſcheidet ſich durch ſein Aeußeres weſentlich von letzterem, wird nur in Fiſchkörben gefangen, und ſehr ſelten gelingt es, einen an Setzangeln zu bringen. Ich habe zwei Male Feldhuſen auf ſeinen Expeditionen begleitet. Man glaubt nicht, welch' einen praktiſchen Verſtand er hat und welch' einen natürlichen Scharfſinn er entwickelt. Dabei ſitzt der Schalk ihm im Nacken,

und Keiner merkt ſeinem ernſten Geſichte an, daß er oft in l[illegible]
Weiſe den Fremden zum Beſten hat. So erzählte er mir, daß n[illegible]
lich Einer ihn gefragt habe, warum denn in der Kirche an [illegible]
Seeſeite keine Fenſter wären? Darauf hätte er geantwortet: „da[illegible]
das Waſſer im Winter, wenn der See durch den Regen anſchw[illegible]
nicht durch die Fenſter in die Kirche laufe.“ Der Fremde habe [illegible]
Auskunft ganz gläubig hingenommen. Vor nicht langer Zeit habe [illegible]
junger Adliger ihn auf ſeinem Fiſchfange begleitet, und er ſelbſt hätte
unter Andern einen gewiß 3 Pfd. ſchweren Aal gefangen. Als ſie
landeten, habe er zu dem jungen Herrn geſagt: er wolle ihm den
Aal ſchenken, wenn er ihn in bloßen Händen nach ſeiner kaum
Minuten entfernten Wohnung tragen würde, ließe er ihn aber fal-
len, ſo müſſe er ihm für jedes Mal, daß dies paſſire, das Doppelte
bezahlen, was der Aal werth ſei. Der Adlige, der ganz ohne natur-
hiſtoriſche Kenntniſſe geweſen, iſt mit Freuden darauf eingegangen.
Es iſt ihm aber ein ſehr theurer Aal geworden, da derſelbe mehr
denn ein Mal ſeinen Händen entglitten iſt. Es gehört ein eigener
Kunſtgriff dazu, einen Aal zu halten. Man braucht bloß mit
einem Finger unter die Kiemen nach den Ohren hinzureichen, ſo iſt
es ihm unmöglich zu entſchlüpfen. Der Silberaal iſt derſelbe, der
unter den Namen Speckaal, und geräuchert als Schmoortaal im
Handel vorkommt. Ganz neu für mich war die Mittheilung Feld-
huſens, daß der Aal, deſſen Begattung er mehrere Male ſelbſt ge-
ſehen, lebendige Junge hervorbringe. Dieſelben ſeien einen Zoll
lang, dünn wie eine Nähnadel und durchſichtig wie Glas. Dieſer
Aal gebiert die Jungen aber nicht hier, ſondern an den Ufern des
Meers und der ſchon Ebbe und Fluth unterworfenen Ems. Im
Frühjahr verlaſſen die großen Aale dieſen See, um dort zu gebären.
Die jungen Aale kommen dann nach einigen Monaten ſchaaren-
weiſe in den See eingezogen und in der Aue, durch die die Ver-
bindung mit der Nordſee hergeſtellt wird, könne man ſie dann korb-
weiſe fangen. Der gelbe Aal dagegen zieht nicht zum Meer hinab,
ſondern gebiert ſeine Jungen am See. Der ſchwerſte Hecht, den

Feldhusen je gefangen, hat 25 Pfd. gewogen. Auch Karpfen enthält der See sehr viele, doch sind diese in Netzen schwer zu fangen, sie müssen geschossen werden. — Im Ganzen haben 25 Familien des Ammerlandes die Gerechtsame, auf dem See zu fischen. Den Fremden erlauben sie es stets ohne Umschweife, einestheils aus Höflichkeit, anderntheils in der richtigen Voraussetzung, daß es meistens Sonntagsfischer sind, die den Fischen bekanntlich nicht viel Schaden thun. Zum Fischen bedient man sich eigenthümlicher Böte, die ihre Form seit uralten Zeiten beibehalten haben und die sich in dieser Construction, wie Feldhusen mir sagte, nur auf dem Teufelsmoore finden. Sie sind sehr lang, haben keinen Kiel, sondern einen Boden, der beinahe so breit ist, als der oberste Theil des Schiffes und sind dadurch so sicher, daß sie gar nicht umschlagen können. Bei dem stürmischesten Wetter kann man mit ihnen sich auf's Meer wagen. Man hat es versucht, dadurch, daß 6 Personen sich auf die eine Seite des Schiffes gelegt haben, dasselbe zum Umschlagen zu bringen. Das ist aber nicht gelungen. Statt der in den gewöhnlichen Schiffen gebräuchlichen Dollen, (eiserne oder hölzerne Stifte), zwischen denen man die Ruder bewegt, befinden sich an diesen Schiffen sogenannte „Wehen", das sind kreisrunde, in einem Loch in der Wandung der Schiffe angebrachte hölzerne Ringe. In diese werden die Ruder gelegt, und soll hierin das Rudern noch einmal so leicht und rasch gehen. Gewöhnlich wird nur von einem Mann gerudert. Der Hintermann im Schiff bedient sich statt des Ruders einer breiten Schaufel, womit er zugleich steuert. Da man mit dem Fischerboot, um die Netze zu werfen und die Körbe zu stellen, sehr oft still halten muß, durch einen Anker dies aber nicht in der Weise erreicht werden kann, daß das Schiff gerade auf einen Zoll genau da liegt, wo es liegen soll, so dienen die Wehen zugleich dazu, das Schiff gerade auf der Stelle zum Liegen zu bringen, wo man ein Netz oder einen Korb ausgestellt hat. Man schiebt nun ein Ruder durch die Wehen und stampft es etwas in den Boden, dann liegt das Schiff ganz still, und der Fischer kann alle seine Opera-

tionen auf's Genaueſte vollenden, ohne durch irgend eine ſchwankende Bewegung des Schiffes geſtört zu werden. Bemerkenswerth iſt die im Ammerlande übliche Methode Hechte zu fangen. Man bedient ſich dazu lebendiger Fiſche, die man vorher in Körben oder Netzen in der Aue fängt, wo die Rothaugen und andere kleine Fiſche ſich ſo zahlreich aufhalten, daß man ſie zu Dutzenden über das Waſſer emporſpringen ſehen kann. Das Verfahren iſt folgendes. Man nimmt eine Stange und ſenkt dieſelbe in den ſchlammigen Boden des Sees, befeſtigt daran auf dem Niveau des Waſſerſpiegels eine Querſtange, ſo daß ſie mit erſterer einen rechten Winkel bildet. Durch ein Senkblei ſucht man dann die Tiefe der Stelle zu erforſchen. Nun hängt man an dieſe Querſtange auf einen niedrigen gebogenen Haken, der keine Zacken hat, einen lebendigen Fiſch, ſo daß ſich derſelbe einen halben Fuß vom Grunde des Sees befindet. Die Schnur, an der der Haken ſitzt, muß ſehr lang ſein, weil der Hecht den Fiſch nicht gleich frißt, ſondern ihn nur erſt greift, dann mit ihm wegſchnellt. Da er ſtets beim Schwanz anfängt zu freſſen, muß die Angel zwiſchen den Kiemen ſich befinden. Da der Stand der Schnur aber nur einen halben Fuß über dem Grund des Sees ſein darf, ſo muß die Schnur, da wo ſie an der Querſtange ſitzt, umgewickelt ſein. Man befeſtigt deshalb ein kleines Stück Holz daran, kerbt dies ein und legt die Schnur hinein. Beißt der Hecht an und ſchießt mit dem kleinen Fiſche fort, ſo wird natürlich die Schnur immer länger. Mit dieſem Verfahren kann man die größten Hechte fangen. Glück gehört natürlich dazu, und bei aller Geſchicklichkeit des Fiſchers kann es nie entbehrt werden.

LXI.

Zwiſchenahn.

An die Entſtehung des Zwiſchenahner Sees knüpft ſich eine Sage, die, ſo zurückhaltend der Ammerländer im Uebrigen mit

ſeinen Sagen iſt, doch gern erzählt wird. Als man angefangen hatte, die Grundſteine zur erſten Kirche in Oldenburg zu legen, ſoll der Teufel hierüber ſo ergrimmt geworden ſein, daß er in ſeiner Wuth beſchloß, den ganzen Ort vom Erdboden zu vertilgen. Zu dieſem Zwecke ſoll er mit ſeiner Hand in die Erde gefahren und damit ſo viel Erde gefaßt haben, daß auf dieſer Stelle ſofort das Zwiſchenahner Meer entſtand. Auf dem Wege nach Oldenburg, durch das damalige unergründliche Moor, hörte er plötzlich den Hahn krähen. Wie Petrus hinausging und weinte bitterlich, ſo erſchrak auch der Teufel dergeſtalt, daß er die größere Hälfte des Gefaßten fallen ließ, und dadurch Veranlaſſung zur Entſtehung des mitten im Moore hochgelegenen Waldes, Wildeloh, gab. Bald darauf krähte der Hahn zum andern Male, worauf dem erſchreckten Teufel auch der Reſt aus der Hand entfiel, und es entſtand nun das von Groß-Wildeloh nicht weit entfernt liegende Klein-Wildeloh. So war des Teufels Vorhaben vereitelt. In ſeiner Wuth darüber, ſoll er von jetzt an das Großherzogthum Oldenburg für immer gemieden und im benachbarten Königreich Hannover, im jetzigen ſogenanten Teufelsmoore, ſeine Reſidenz aufgeſchlagen haben. Das unglückliche Schickſal, dem dieſes Land entgegenging, und die Exorcismusfrage ſollen hiermit in Verbindung ſtehen.

Der anmuthige, liebliche Charakter, der der ganzen Umgegend des Zwiſchenahner Meers aufgeprägt iſt, ſpiegelt ſich wieder in der Gemüthsart der Bewohner. Ein Hauch von Poeſie, der dem norddeutſchen kritiſchen Elemente ſonſt fremd iſt, ſcheint namentlich dem weiblichen Geſchlechte hier angeflogen zu ſein. Wer ſeine Augen an den Naturſchönheiten des Zwiſchenahner Sees berauſcht hat und zur Proſa des Lebens zurückkehren will, dem empfehlen wir als Uebergang eine Unterhaltung mit der Wirthin in Dreibergen. Ihr Mann ſtarb ſchon vor einigen Jahren an der „Landeskrankheit", der Schwindſucht. Die trauernde Wittwe hat ihren Schmerz durch den Zauber der Natur und die Allgewalt der Muſik beſiegt. Ohne ſich lange zu zieren, trägt ſie auf ihrem Cla-

viere, das leider nur einmal im Jahre durch einen fahrenden Künstler aus Oldenburg gestimmt wird, dem Fremden die schönsten Heine'schen Lieder vor und begleitet dieselben mit ihrer, auch vor dem Kunstkritiker Anerkennung findenden, melodischen Stimme. „Wie Einem das Herz so weit wird des Abends, wenn bald der Mond und die Sterne auf den See scheinen, bald düstere Wolken darüber hinziehen, wie das Gemüth voll Freude und Wehmuth überfließt", das weiß sie dem Fremden in halb Heine'scher, halb Geibel'scher Manier, in anspruchsloser Natürlichkeit auseinander zu setzen. Frau Wilken spielt auch die Guitarre. Leider waren gerade die Saiten gesprungen, und hatte ich daher nicht Gelegenheit, ihre Virtuosität auch auf diesem Instrumente bewundern zu können. Dagegen ist Fröhlichkeit und Heiterkeit der Grundzug der männlichen Bewohner des Ammerlandes. Jeden Morgen um 11 Uhr wird im Röben'schen Gasthause die Börse abgehalten. Man muß hier natürlich bei dem Worte Börse nicht an Bremen und Hamburg denken. Von Baumwollen-, Tabak-, Kaffee- und Zuckerpreisen ist nicht die Rede, ebensowenig von Hopfen, Schinken ꝛc., auch wird nicht in Effecten, Staatspapieren und Lloydactien gemacht. Gleichwohl sind alle Honoratioren der Umgegend hier versammelt. Bei gutem Wetter wird die Börse in dem schönen, am See gelegenen Garten in Scene gesetzt. Der Eine trinkt seinen Menschenfreund, der Andere seinen Daubitz, der Dritte sein Seidel Bier. Wie lucus von a non lucendo abgeleitet wird, so ist hier von Handel und Geschäften nicht im Entferntesten die Rede; was thut man denn? man lacht! Harmlose Spottsucht ist ein Charakterzug des Oldenburgers, am meisten des Ammerländers, auf der Börse gefällt sich ein Jeder darin, den Andern gemüthlich aufzuziehen; darüber wird dann gelacht, und der Aufgezogene ist stets so liebenswürdig, selbst am lautesten zu lachen. Man spricht so viel von der Fröhlichkeit des Süddeutschen; damit mag es immerhin seine Richtigkeit haben. In Heiterkeit, Witz und Gemüthlichkeit wird er aber jedenfalls von dem Ammerländer übertroffen. Nie-

mals habe ich irgend ein gereiztes Wort gehört; das sogenannte Uebelnehmen ist etwas ganz Unbekanntes; jeder Fremde fühlt sich deshalb hier auch gleich heimisch, und es dauert in der Regel nicht lange, bis er denselben Ton anschlägt. Die Tagespolitik, die Journale, wie „Kladderadatsch", „Gartenlaube" ꝛc., die auch hier gehalten werden, bieten natürlich stets neuen Stoff zur Unterhaltung. Der Eine oder Andere von der Gesellschaft versteht es dann gewöhnlich, dem Gespräche eine neckische, auf einen der Anwesenden sich beziehende Wendung zu geben. Kurz, mit Lachen beginnt die Börse, mit Lachen wird sie beschlossen, und Alles trennt sich in der heitersten Laune von der Welt, um in dieser Stimmung das Mittagsmahl einzunehmen.

Die Börse, „besuchen Sie nicht heute die Börse?" — ist die stereotyp an jeden Fremden gerichtete Frage — existirt hier erst seit einigen Jahren und zwar ohne Staatshülfe. Doch nein, ich muß mich verbessern. Der Staat gab vielmehr den ersten Anstoß zu ihrer Etablirung. Der hiesige Apotheker nämlich steht in dem Ruf, einen sogenannten Magenbittern bereiten zu können, gegen den Daubitz und der Menschenfreund Nichts sind. Es konnte nicht fehlen, daß der Ruf davon sich durch's ganze Ammerland verbreitete, und jeden Morgen eine Menge Menschen, namentlich solche, die ihren Magen durch das bekannte Modemittel des heißen Wassers gänzlich ruinirt hatten, herbeizogen. Das Großherzoglich Oldenburgische Medicinalcolleg hielt dies aber für unvereinbar mit der Würde eines Apothekers und untersagte ihm das Schenken seines berühmten Bittern. Dem Staate zum Trotz etablirte sich von dieser Zeit an die Börse im Röben'schen Gasthause und hat sich dort, ohne Staatshülfe, lebenskräftig entwickelt. Es giebt hier in Zwischenahn nicht das sonst in kleinen Orten die Geselligkeit oft so beeinträchtigende Cliquenwesen. Freilich hat der Ort dadurch, daß er bei der neuen Gerichtsordnung seinen Amtssitz verloren, sehr gelitten. Man tröstet sich indessen damit, daß sich demnächst die Eisenbahn bis hierher erstrecken wird, und daß ferner eine neue, weiter unten zu

beſprechende Fabrik hier angelegt iſt, die in Deutſchland ohne Rivalin daſteht und daher eine gute Zukunft verſpricht. Ich erwähnte vorher der Höflichkeit der Ammerländer. Vor allen Dingen muß man ſich aber hierunter keine Servilität und Byzantinerthum denken und ſich einbilden, der Ammerländer zeige ſich gegen einen Höher- oder Hochſtehenden in devoter Weiſe. Im Gegentheil, als geborener Republikaner der norddeutſchen Niederlande, behandelt er Jeden, er mag ſein, wer er will, als ſeines Gleichen. Als vor einigen Monaten der Großherzog von Oldenburg hier abſtieg, um ſeine alljährliche Tour über den See zu machen, hatte ſich eine große Volksmenge bei ſeiner Abfahrt vor dem Röben'ſchen Gaſthauſe verſammelt. Der Oberamtmann von Weſterſtede war auch zufällig da, hielt ſich aber retiré und vermied es, mit dem Großherzog in officielle Berührung zu kommen. Wenn in irgend einem andern Theile Deutſchlands der Landesherr ſich blicken läßt, ſo iſt es ſelbſtredend, daß entblößten Hauptes das Volk ihn empfängt. Die ſonſt ſo loyalen Zwiſchenahner machten mit ihrem Landesherrn aber weniger Umſtände, als vor 40 Jahren mit ihrem, damals beinahe fürſtliche Gewalt ausübenden Amtmann. Bedeckten Hauptes umſtanden ſie ſprachlos den Wagen, und als der Großherzog ihnen freundlich grüßend zunickte, thaten ſie eben auch nichts anderes, als wie ihrem Paſtoren gegenüber — bloß mit einem ſchnellen Griff an die Mütze fahren. Der Oberamtmann, der die ganze Scene unbeachtet mit angeſehen hatte, und ſelbſt nichts weniger als Fürſtendiener ſein ſoll, hat gleich nach der Abfahrt dazwiſchen gedonnert und ihnen, ein ſo ſchlechter Redner er auch ſein ſoll, eine heftige Philippika darüber gehalten, daß die Grundbegriffe von Alberti's Complimentirbuch ihnen nicht einmal geläufig ſeien, und ſie nicht die geringſte Höflichkeit und Lebensart beſäßen. —

Dies demokratiſche Gleichheitsgefühl, das die Franzoſen mit ihrer fraternité und égalité auf künſtlichem Wege vergeblich zu erſchleichen ſuchen, grenzt zuweilen an Naivität. In unmittelbarer Nähe von Zwiſchenahn liegt das große Gut des Herrn von Fahren-

dorf, der letzte seines Stammes. Dasselbe ist in alterthümlicher Weise in seinem ganzen Umfange von einem Graben umgeben, über den am Ein- und Ausgange eine Zugbrücke führt. Zwei prächtige, alte Linden von großen Dimensionen, schmücken die beiden Pfeiler derselben. Vor einigen Tagen kommt nun ein kleiner Köther zum Herrn von Fahrendorf und wünscht denselben, der so eben erst von einer schweren Krankheit genesen war, dringend zu sprechen. Menschenfreundlich, wie der Herr ist, ertheilt er sofort dem Bauern Audienz, indem er glaubt, daß derselbe ein sehr dringliches Anliegen habe, ist aber nicht wenig erstaunt, als derselbe zu ihm sagt: „Herr Baron, wüllt Se mi woll de beiden groten Linden verköpen?“ Als dieser ihm antwortet, daß er zuvor wissen möchte, warum er denn gerade die Linden ihm abkaufen und zu welchem Zwecke er dieselben verwenden wolle, erwiederte das Bäuerlein in aller Seelenruhe: „oh, ick hew so 'n paar nette söte Swine, de sind so moje, dat se beide en nöen Trog hebben schült; dato kann ick Ähre beiden Linden good bruken.“

LXII.

Zwischenahn.

Das Großherzogthum Oldenburg ist bekanntlich das einzige Land Deutschlands, das keinen erbgesessenen Adel besitzt. Alle Marschen, sowohl die an der See, wie an den Küsten gelegenen, bildeten in alten Zeiten entweder selbstständige Bauernrepubliken oder sie gehörten zur großen friesischen Republik, deren Abgeordnete sich alljährlich auf dem Upstallsboom bei Aurich versammelten. Der Besitz der Grafen von Oldenburg erstreckte sich anfänglich bloß auf die nächste Umgebung dieser Stadt, und die Bauern auf der Geest waren theils frei, theils standen sie zu den auf der Geest wohnenden Herren im Meierverhältniß. Wie die Grafen von Olden-

burg die Widerſpenſtigkeit des Adels, die in anderen Ländern oft zur Reichsunmittelbarkeit führte, oder es bewirkte, daß der Adel mächtiger war als der Landesfürſt, bändigten und ſich unterwarfen, iſt einestheils ſo charakteriſtiſch durch das Vermeiden von Gewaltmaßregeln, wodurch das älteſte deutſche Fürſtengeſchlecht ſich von jeher ausgezeichnet hat, andererſeits zeugt es von ſolcher Liſt und diplomatiſcher Schlauheit, daß ſelbſt die Diplomaten des 19. Jahrhunderts etwas davon lernen könnten. Wurde nämlich, ſo erzählt die Sage, ein Adliger gar zu mächtig, ſo thaten die Grafen von Oldenburg dagegen weiter nichts, als daß ſie ihn wiederholt an ihren Hof einluden, worauf der Geladene ſich natürlich revanchiren mußte. Dieſe Einladungen wurden aber ſo lange erneuert, bis die Feſte alle Habe des Barons verſchlungen hatten, und ſeine Güter ſo verſchuldet waren, daß der Graf ſie für ein Billiges erkaufen konnte. Probatum est. Auf dieſe Weiſe ſtarb allmälig faſt der ganze Adel aus. Der noch übrig gebliebene wurde durch Anton Günther, der ein Geſetz erließ, wonach nicht nur die Steuerfreiheit des Adels aufhören, ſondern dieſer ſogar noch höhere Steuern entrichten ſollte als die Bauern, veranlaßt, freiwillig auf ſo koſtſpielige Privilegien zu verzichten. Von den Nachkommen dieſes alten Adels exiſtiren noch ſehr viele, auch hier im Ammerlande. Die Herren von Specken werden als ſolche bezeichnet, die ſich durch ihre Gaſtfreundſchaft um Haus und Hof gebracht haben. Man zeigt hier noch jetzt die Stelle, wo ehedem ihre Burg geſtanden. Zu denen, die ihr „von“ freiwillig aufgaben, gehört das Geſchlecht der von Welau, deren Nachkomme jetzt ein gewöhnlicher Bauer, aber noch im Beſitz ſeiner ehemaligen Adelspapiere iſt. — So viel ich weiß, hat kein Geſchichtforſcher auf die culturhiſtoriſche Wichtigkeit aufmerkſam gemacht, daß in Oldenburg ſo früh der Adel einging. Dies muß als die Haupturſache angeſehen werden, daß Oldenburg von allen Ländern Deutſchlands, ſelbſt vor 1848, als es noch abſolut regiert wurde, und keine Landſtände exiſtirten, das am freieſten regierte war, das einzige Land, wo das Volk in der

That politisch und bürgerlich frei war. Faktisch besaß Oldenburg schon vor 1848 Preßfreiheit. Während in den übrigen deutschen Staaten die Parlamentsmitglieder, die sich an dem Stuttgarter Rumpfparlament betheiligt hatten, gerichtlich verfolgt wurden, bekümmerte sich die Oldenburgische Regierung nicht weiter um ihre beiden Abgeordneten, die sich desselben Verbrechens schuldig gemacht hatten. Oldenburgs Fürsten verstanden es von Alters her, ihre Zeit zu begreifen. Als ihr Ahnherr Wittekind einsah, daß der Kampf gegen Karl den Großen ein vergebliches Blutvergießen sei, ergab er sich und trat zum Christenthume über. Als der jetzt regierende Großherzog von Oldenburg erkannte, daß die letzte Stunde der unbeschränkten Souverainität der deutschen Fürsten geschlagen, und die Einheit Deutschlands nicht ohne persönliche und politische Opfer herbeigeführt werden könne, war er der Erste, der sich mit seinen Truppen der Krone Preußen zur Verfügung stellte. Ein merkwürdiger, geistiger, feiner Fühler für die wahren Interessen hat von jeher alle Fürsten aus Wittekinds Geschlechts ausgezeichnet. Die frühe Vernichtung des eingeborenen Adels hinderte auch das Aufkommen einer mächtigen Geistlichkeit. Beide sind gewöhnlich wie Pech und Schwefel mit einander verbunden, und bei allen Völkern der mächtigste Hemmschuh der Civilisation gewesen. Ihr ganzes Bestreben ging stets dahin, das Volk zu unterdrücken und zu bevormunden und hierin entweder die Regierung zu unterstützen, oder sogar nach oben wie nach unten dies Streben zu realisiren. Spanien und Schottland sind uns lebende Beweise davon, wie diese beiden Stände die Civilisation aufgehalten haben. Wenn daher der Oldenburger ohne Frage von allen deutschen Stämmen einer der intelligentesten und religiös und politisch freiesten ist, so verdankt er es dem glücklichen Umstande, daß die Tyrannei des Adels und der Geistlichkeit hier keinen Boden gewinnen konnte. Freilich hatten die Grafen von Oldenburg ein redendes Beispiel an dem tragischen Geschick der tapferen Stedinger gehabt. Hier erlag der ganze edle Stamm in rühmlichem Kampfe gegen den Erzbischof von

Bremen und die vom Papſte aufgebotenen Kreuzheere. Aus dem Blute der bei Alteneſch gefallenen Helden ſtieg aber, wie ein Phönix, der Geiſt der Freiheit und Toleranz hervor, der, ein charakteriſtiſches Merkmal von Oldenburgs Fürſten und Volk, wie ein heiliges Vermächtniß vom Vater auf den Sohn bis auf den heutigen Tag fortgeerbt iſt. Daß daher in keiner Reſidenz der verſchiedenen deutſchen Kleinſtaaten das geiſtige Leben eine ſo hohe Entwickelung erreichte als in Oldenburg, iſt allgemein anerkannt und braucht von mir nicht beſonders abgehandelt zu werden. Wer nennt nicht mit Auszeichnung die Theodor Kobbe, Starkloff, Stahr und Moſen, die Oldenburg den Namen des Hunte-Athen verliehen! Vorzügliche Schulen, ohne dem Damoklesſchwerte der Schulregulative unterworfen zu ſein, befördern im ganzen Lande die elementare Bildung. Wären die Zuſtände im übrigen Deutſchland auch erſt ſo wie in Oldenburg, ſo würde die politiſche Einigung nicht ſo viele Schwierigkeiten machen, wie zum Leidweſen aller wahren Patrioten jetzt noch der Fall iſt.

Ehe ich von Zwiſchenahn ſcheide, muß ich noch ausführlicher der Kirche gedenken. Sie iſt ein ſehr altes, aus dem 11. Jahrhundert ſtammendes Gebäude und hat, wie alle Kirchen im Ammerlande, noch einen 40—50 Fuß davon entfernt ſtehenden Glockenthurm. Derſelbe dient bloß zur Aufbewahrung der Glocken. Im übrigen Theile des Großherzogthums findet ſich dieſe Einrichtung nicht. Das Gewölbe der Kirche iſt in byzantiniſcher Rundbogenform aufgeführt, das Innere iſt ſehr alterthümlich. Am Altar befindet ſich eine den Dimenſionen nach ſehr bedeutende Holzſchnitzerei, die das ganze Leben Chriſti, bis zu ſeiner Kreuzigung, darſtellt. Dieſe Holzſchnitzerei hat wohl nur einen hiſtoriſchen und auch einen vergleichenden künſtleriſchen Werth; am ſchlechteſten iſt offenbar die Malerei an derſelben. In der Kirche hängen noch mehrere Fahnen der alten ammerländiſchen Barone; darunter auch eine des vor Roſtock um's Leben gekommenen Herrn von Pottendorf, deſſen Gut, da er kinderlos ſtarb, die nicht aus Oldenburg ſtammenden

Herren von Fahrendorf erbten. Nach dem Tode des letzten Stammhalters dieses Geschlechts, wird dasselbe in bürgerliche Hände fallen, und dann im ganzen Ammerlande sich kein adliger Gutsbesitzer mehr befinden. Die Klugheit der Geistlichkeit, der vormundschaftliche Geist, oder die sogenannte theologische Bureaukratie, um mich prägnanter auszudrücken, der dieselbe als Ausfluß des specifisch geistlichen Hochmuths von jeher ausgezeichnet hat, findet sich ausgeprägt in dem Bau der Kirche. Dieselbe steht wie alle Kirchen mit dem Altar nach Osten und dem Thurm nach Westen, so ziemlich parallel mit dem Breitendurchmesser des Sees, unmittelbar an seinem Ufer. Die ganze dem See zugekehrte Wand enthält nun kein einziges Fenster. Als ich nach der Ursache forschte, erhielt ich die Auskunft, die Prediger hätten die Besorgniß gehabt, die Aufmerksamkeit der Zuhörer würde durch die schöne Aussicht über den See nach Dreibergen zu sehr abgezogen werden. Daß das Schlafen aber während der Predigt hier noch sehr üblich ist, versteht sich von selbst; da das Kirchspiel ein sehr großes ist, und manche entfernt wohnende Kirchgänger stundenweite Wege zu machen haben, so ist dies auch zu entschuldigen, und gehört wohl die Beredtsamkeit eines Bossuet und Fléchier, oder eines Mallet und Sackmann dazu, um die Zuhörer vor der Narkose der Kirchenluft zu bewahren. Einige wollen übrigens behaupten, die Kirche habe ursprünglich an der Seeseite Fenster gehabt, die Prediger hätten sie jedoch zumauern lassen, da sie lieber schlafende als wachende Zuhörer haben wollten.

Wer in Zwischenahn einige Tage verweilen, oder seine Sommerfrische für längere Zeit abhalten will, dem kann ich das Haus des Postmeisters Röben auf's Beste empfehlen. Wenn die Wirthschaft des Postmeisters in Elze (zwischen Göttingen und Hannover) vor 20 Jahren eines europäischen Rufes sich erfreute, und jeder Reisende, der Elze passirte, sich moralisch verpflichtet fühlte, dort ein Mittagsmahl einzunehmen, so verdient die Wirthschaft des Herrn Röben ein solches Lob in demselben Maße. Nirgends habe ich eine

promptere Bedienung geſehen; jeder Kellner und jedes junges Mädchen hat ſeine Specialität. Verlangt man eine Zeitung, ſo erhält man ſie von dem für dieſe Branche angeſtellten Kellner; ein anderer beſorgt das Bier. Dabei greift Alles auf's Beſte in einander. Die Oberaufſicht über den auf's Geſchmackvollſte angelegten Garten, wie man ihn nicht ſchöner bei den Villen der reichen Bremer und Hamburger Kaufherren findet, wird von der Frau Poſtmeiſterin beſorgt. Ebenſo geſchmackvoll wie er angelegt, ebenſo ſorgfältig wird er unterhalten. Die Raſen ſind in Wahrheit Raſen und machen den berühmten engliſchen Concurrenz. Man möchte ſagen, jedes Blatt, jede Blume wird auf's Sorglichſte gepflegt. Das prächtige Levkojenbeet erregt die Aufmerkſamkeit und Bewunderung jedes Fremden. Dazu bietet der Garten eine Menge hübſcher Sitzplätze mit Ausſicht auf den See. Dem Ganzen entſprechend, ſind die Betten ausgezeichnet, die Zimmer comfortable, Küche und Keller vorzüglich, und Alles verſchönt durch eine wahrhaft holländiſche Reinlichkeit. Auch der verwöhnteſte Städter wird mit der Röben'ſchen table d'hôte zufrieden ſein müſſen. Die renommirteſten Weinhandlungen Bremens ſind auf der Weincharte vertreten. Der junge Röben iſt ein genauer Kenner der Umgegend und ſpielt auf die liebenswürdigſte Weiſe den maître de plaisir. Wer an dem geſunden Kegelſpiel Gefallen findet, hat hierzu täglich Gelegenheit. Jeden Nachmittag um 5 Uhr wird entweder im Röben'ſchen oder in dem andern Gaſthauſe, die ſeit Alters her in der gemüthlichſten Weiſe, um keine Zerſplitterung hervorzubringen, in dieſem Turnus ſich gefallen, unter Lachen und Scherzen gekegelt.

Zwei Badehäuſer mit der Einrichtung, von ihnen aus in den See zu ſteigen, ſorgen für die Bequemlichkeit des badeluſtigen Publicums. Gefahr iſt gar nicht vorhanden, weil der Grund ein ſchöner feſter Sand iſt, die Abdachung vom Lande ſehr allmälig vor ſich geht, und ein eigentlicher Strom im See nicht vorhanden iſt. Gerade für ſehr heiße Sommer bietet Zwiſchenahn die paſſendſte Villegiatur. Nach ein paar Schritten befindet man ſich ſofort in

den schönsten Holzungen, die alle mit sehr bequemen Fußwegen für die Spaziergänger gangbar gemacht sind und sich nicht minder durch Schönheit, als durch Abwechslung in ihrer Scenerie auszeichnen. Eine schöne Grandchaussée führt 1½ Meilen durch schattige Wälder, die nun einmal der Grundtypus des ganzen Ammerlandes sind, nach Westerstede, dem Sitze der Regierung und der Presse für das Ländchen. Der Oberamtmann wohnt hier in einem sehr hübschen geschmackvollen Hause. Westerstede ist der größte Ort und ganz städtisch gebaut. Sein Kirchspiel bildet den nördlichen Theil des Ammerlandes. „Der Ammerländer", das politische Wochenblatt, das durch eine entschieden national-liberale Richtung sich auszeichnet, erscheint hier wöchentlich zwei Mal. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die benachbarten deutschen Stämme es lieben, gegenseitig die schwachen Seiten, die ein jeder Stamm darbietet, zum Gegenstand des Spottes und des Witzes zu machen. Der Oldenburger hechelt hauptsächlich die Bremer und Hannoveraner durch. Es finden sich eine Menge Sprichwörter in ammerländischer Mundart, die sich hierauf beziehen und von denen manche sehr bezeichnend sind. Während das Thema in Bezug auf den Bremer fast immer dessen Handelsgeist, Gewinnsucht und Geldgier ist, muß der Hannoveraner wegen seiner Dummheit herhalten. Auch die Presse gefällt sich darin, ihren Lesern darauf bezügliche Geschichten aufzutischen. Der Ammerländer brachte neulich folgende Anekdote, die nach ihm aber keine bloße Anekdote, sondern wirklich passirt sein soll. Ein Hannoveraner aus dem Teufelsmoore leidet an einem hartnäckigen Magenübel, vergeblich hat er die berühmtesten Aerzte auf dem Lande schon „gebraucht", auch die Aerzte in der Residenz haben vergeblich ihre Kunst versucht. Da entschließt er sich, zu Langenbeck nach Berlin zu reisen. Der chloroformirt denn auch den Patienten, schneidet dessen Leib auf, nimmt den Magen heraus, befreit denselben von dem darauf sitzenden Krebse, und hängt, nachdem er rein gescheuert, ihn in seinem Garten zum Trocknen auf. Unglücklicherweise kommt die Bulldogge des Herrn Ge-

heimrath, entdeckt den frischen Magen und schluckt ihn herunter. Als nun Langenbeck kommt, um den Magen wieder zu holen, kann er ihn zu seinem Schrecken nicht mehr finden. Was nun machen? In aller Eile läßt er eines seiner schönen Pferde schlachten, nimmt den Magen heraus und setzt ihn dem noch immer in der Narkose liegenden Patienten ein. Als dieser nun eine halbe Stunde darauf erwacht, weiß er nichts von dem mit ihm Vorgegangenen; sein Erstes aber ist, auszurufen: „Bringt mir eine halbe Metze Hafer!" Patient ist seitdem ganz gesund, nur leidet er an Pferdegeschmack, und davon hat selbst Langenbeck ihn bisher nicht curiren können. Eine ähnliche Rivalität, doch stets in der gemüthlichsten Weise besteht zwischen den beiden Nachbarorten Westerstede und Zwischenahn. Als ich in Westerstede war, machte sich ein gewaltiger Antagonismus zwischen den beiden Metropolen geltend. Die Zwischenahner zürnen noch immer darüber, daß ihnen das Amt entrissen worden und nach Westerstede verlegt ist, die Westersteder dagegen verdrießt es, daß die Eisenbahn ihren Ort nicht berühren wird. Trotz der größten Anstrengungen und Sturmpetitionen haben sie dies nicht erreichen können. Als die Richtung schon fest bestimmt war, schickten sie doch noch eine Petition an den Großherzog, um ihn zu ersuchen, dann wenigstens die Eisenbahn eine kleine Krümmung machen zu lassen. Da diese „kleine Krümmung" dem Lande aber circa 200,000 Thlr. gekostet haben würde, so ist das Gesuch abgeschlagen worden. — Der zweite Oldenburger Wahlkreis hat im letzten Winter eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt, daß die Wahl zum Reichstag 3 Male hier vorgenommen werden mußte, weil keiner der Gewählten die erforderliche Anzahl Stimmen erhielt. Dies lag vorzugsweise an dem Ammerlande. Zwischenahn ist conservativ und Westerstede radical gesinnt. Wie sie damals sich nicht einigen konnten, so ist auch dies Mal die Kluft zwischen den Meinungen sehr groß. Als ich in Westerstede war, machte sich eine starke Agitation dort geltend. Die Westersteder hatten abermals ihren freisinnigen Candidaten, Dr. Böckel aus Frauenfeld in der

Schweiz, aufgestellt, der in dem vorigen Wahlkampfe unterlegen war. Eine interessante Persönlichkeit in Westerstede ist ohne Frage der Gastwirth Busch, der mich sofort in amitié nahm, als ich ihm erzählte, daß ich ein langjähriger, persönlicher Freund des Dr. Böckel sei. Man könnte Busch mit Worten nicht besser photographiren, als wenn man von ihm aussagte, er sähe Falstaff so ähnlich wie ein Ei dem andern, nur sei es ein idealischer Falstaff, indem ihn gerade die Eigenschaften zieren, welche dem ersten abgingen. Trotz seiner körperlichen, die Lachsucht provocirenden Fettleibigkeit entwickelt er eine Behendigkeit bei der Bedienung seiner Gäste, die in Erstaunen versetzt. Sobald die Rede auf Böckel kommt, belebt sich nicht bloß sein Auge, sondern jede Fiber seines Körpers geräth in Zucken, und mit einer ciceronischen Beredtsamkeit wirft er den Zwischenahnern ihr Piepmeierthum vor, nennt sie selbst „faule Fische", und wehe dem, der ihm dann zu nahe tritt, da verläßt ihn seine Berufstreue und wirthschaftlicher Speculationsgeist. Ein Fremder, der neulich in seiner Gaststube Böckel angriff, wurde von ihm, trotzdem daß derselbe eine Flasche Wein genoß, an die Luft gesetzt und durch sein Beispiel den Westerstedern gezeigt, daß Gesinnungstüchtigkeit ihm über das Verdienen gehe, daß er den Geist über die materiellen Interessen setze. Er selbst nennt sich die „letzte Ruine aus 48". Man muß sich für den Mann interessiren, wenn man den heiligen Feuereifer sieht, der ihn durchglüht, wenn die Rede auf's Parlament und die Wahl dazu kommt. Er vereinigt dann Leichtigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks mit Ernst und Würde. Dabei entfaltet er ein sehr chevalereskes Benehmen und ist namentlich gegen die Damen höchst galant. Meine Frau brauchte nur den berühmten, von seiner „Gebieterin" angefertigten Käse zu loben und den Wunsch auszusprechen, einen solchen zu besitzen, als er ihr mit ächter Ritterlichkeit sofort zwei offerirte, mit der Bemerkung: ihr könne er, wie allen Damen, nichts abschlagen, das sei nun einmal seine schwache Seite. Wenn Böckel diesmal im Ammerlande gewählt werden sollte (was geschehen ist,, so würde er es hauptsächlich

dem beredten Gastwirth Busch verdanken, der ganz das Zeug dazu besitzt „Abgeordnete fertig zu machen", um mich hierbei des in Norddeutschland gebräuchlichen terminus technicus zu bedienen.

LXIII.

Zwischenahn.

In Apen, einem 1 Meile von Westerstede gelegenen Kirchdorf, beginnt schon der Schiffbau, und ist von hier die Schifffahrt nach der Ems für den Transport der Hölzer sehr lebhaft. Von Westerstede nach Zwischenahn führt eine prachtvolle Klinkerchaussee, die bekanntlich aus hartgebrannten Ziegelsteinen besteht. In den Oldenburgischen Marschen sind alle Chausseen aus Klinkern erbaut. Die Anlage derselben ist sehr theuer, wird aber reichlich dadurch aufgewogen, daß die Unterhaltung so gut wie nichts kostet. In dieser Beziehung bilden sie den Gegensatz zu den Grandchausseen, die am billigsten anzulegen, aber am theuersten zu unterhalten sind. Gleich hinter Apen sieht man den von einem tiefen Graben umgebenen Grund, wo die Burg der Herren von Apen stand. Kornfelder nehmen jetzt die Stelle der ehemaligen Burg ein. Auf einer ganz eigenthümlichen, aus westphälischen Kohlenschlacken, nicht von der Regierung, sondern von dem Werkführer der in Augustfehn liegenden Fabrik, angelegten Chaussee, gelangt man nach dem von Apen eine kleine Stunde entfernten Augustfehn. Dieser Ort liegt an der Grenze des berühmten Saterlandes und des hohen, bis nach Aurich sich hinerstreckenden Moores. Man kann hier meilenweit die Umgegend übersehen, man erblickt nicht Baum noch Strauch, sondern nur Moor und Himmel. Noch vor 10 Jahren gab es hier kein Haus. Jetzt ist es ein blühender Fabrikort von schon 150 Häusern, der durch einen Canal mit der Ems in Verbindung

steht. Man hatte früher geglaubt, die enormen Moore, die sich von Aurich bis Meppen in ununterbrochener Folge erstrecken, enthielten eine Menge von sogenanntem Eisenstein. Darauf hin angestellte Untersuchungen constatirten auch das Vorhandensein von Eisen. Es bildete sich eine Actiengesellschaft, welche die nach dem verstorbenen Großherzog von Oldenburg benannte, großartige Fabrik gründete. Als man aber zur Verarbeitung des Eisens schreiten wollte, sah man ein, daß der Boden zu wenig lieferte. Man war daher genöthigt, das Eisen theils von England, theils von der Marienhütte bei Osnabrück kommen zu lassen. Es wird dann erst in Hochöfen hier verarbeitet und darauf zum Gießen verwendet. Die Hochöfen werden mit Torf geheizt, worin eben die Rentabilität des Unternehmens besteht, denn derselbe ist hier sehr billig; in jeder Woche werden 1,000,000 Torfsoden verbraucht. Die außerdem nöthigen Kohlen werden von England bezogen. Es lagen wohl 20—30 kleine Schiffe auf dem Canal, die Torf brachten und Eisenwaaren wegführten. Die Gußwaaren gehen meistens zu Schiff nach Leer. Ebbe und Fluth dringen in den Canal, an dem Augustfehn liegt, hinein. Die Fracht per Achse ist gar zu theuer. Der Transport der gleichen Quantität Gußwaaren von Leer nach Königsberg kostet nicht mehr, als die Fracht von Augustfehn nach Oldenburg per Achse. Täglich sind 350 Menschen in der Fabrik beschäftigt. Ein sehr großes Lager von allen nur möglichen Gußstahlarten findet sich vorräthig. Der Director der Fabrik, der Ingenieur und der Procurist sind alle höchst liebenswürdige Leute und führten uns mit der größten Bereitwilligkeit überall umher, zugleich alle wünschenswerthen Aufklärungen ertheilend. Augustfehn hat gewiß eine große Zukunft. Es kann mit der Zeit das Birmingham Deutschlands werden. Diese, und die von Herrn Brader in Zwischenahn errichtete Fabrik, sind die einzigen des Ammerlandes. Letztere hat auch eine große Bedeutung. Sie verfertigt die Rollen für die Baumwollenspinnereien und steht in Deutschland ohne Concurrenz da. Täglich finden 80 Menschen in ihr lohnende

Beſchäftigung, wodurch nicht bloß für die minder begüterte Bevölkerung des Ammerlandes geſorgt, ſondern zugleich den Holz beſitzenden Bauern eine neue Einnahmequelle eröffnet wird. Hierher können ſie es leicht und ohne Mühe an den Markt bringen, und ſind folglich die Holzpreiſe ſeitdem ſehr geſtiegen. Alle möglichen Holzarten ſind zu den Zwecken der Fabrik verwendbar, namentlich auch das hier noch häufig vorkommende Eſchenholz.

LXIV.

Emden.

An der Grenze von Ammerland und Oſtfriesland bemerkt man deutlich den Uebergang in die frieſiſche Bauart der Wohnungen. Während man im Ammerland noch große Scheunen neben den Häuſern und außerdem oft ſeparate Schweineſtälle hat, iſt in Oſtfriesland Alles in einem großen Gebäude vereinigt. Die Ställe ſind aber gänzlich von der Wohnung der Menſchen abgetrennt. An allen oſtfrieſiſchen Häuſern ſenkt ſich das Dach an beiden Seiten bis faſt auf einen Fuß von der Erde hinab, und ſind dieſe Seitenräume für das Vieh und das Getreide beſtimmt. Drei Viertel des Gebäudes mögen in dieſer Weiſe Verwendung finden. Unmittelbar daran erheben ſich die ein bis zwei Fuß hohen Mauern bis zu 15—18 Fuß, und es erſcheint dieſer Theil des Hauſes, der von dem andern inwendig durch eine Wand getrennt iſt, als ein modernes ein- oder zweiſtöckiges Wohnhaus. Hinter Weſterſtede nimmt die Gegend allmälig einen öden Charakter an. Bald gelangt man über das Hochmoor, das von Auguſtfehn ſich bis Aurich hinzieht. Der Reiſende, der zuerſt dieſe Gegend betritt und dem nur geſagt wird: er befinde ſich in Oſtfriesland, mag einen ſchönen Begriff

von dieſem Lande bekommen. Und doch war Oſtfriesland das Juwel in der Krone des ehemaligen Königreichs Hannover. Die Oſtfrieſen ſelbſt vergleichen ihr Land ſtets mit einem Pfannkuchen, an dem der ganze Rand ja für das Leckerſte gilt, ſo daß Gourmands bloß dieſen ſich abſchneiden. Bei Haſel iſt die ganze Traurigkeit und Oede einer Moorgegend in optima forma zu ſtudiren. Von Leer aus nimmt die Gegend wieder einen anſprechenden Charakter an. Leer ſelbſt iſt eine freundliche, aufblühende Stadt, liegt an der Leda, die ſich eine halbe Stunde weiter unterhalb in die Ems ergießt. Am Bahnhof traf ich großes Menſchengewühl, da der Zug eine anſehnliche Schaar Badegäſte für Borkum und Norderney brachte. In ¾ Stunden gelangt man von hier nach dem alten ehrwürdigen Emden. Während Leer die Neuzeit, den Fortſchritt repräſentirt, könnte man Emden als Prototypus des Mittelalters und des Stillſtandes hinſtellen. Nun, mit einem Schritte gelangt man doch auch nicht nach Holland! Es muß wohl ein Uebergang Statt finden und dieſen zu vermitteln, iſt Emden ganz geeignet. Es macht im Ganzen ſchon den Eindruck einer holländiſchen Stadt. Es lag früher unmittelbar am Dollart, einem Meerbuſen, der im 13. Jahrhundert durch eine große Sturmfluth entſtand. Auf einer alten Charte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ſieht man Emden noch auf einer Inſel liegen. Dieſe Inſel wurde allmälig mit dem Feſtlande verbunden, und Emden ganz in's Land zurückgedrängt, ſo daß es jetzt beinahe eine Stunde vom Meer entfernt liegt. Die von der hannoverſchen Regierung erbaute Schleuſe liefert ſo recht den ſprechendſten Beweis, welch' große Mißgriffe Techniker begehen, wenn ſie ſich bloß von der Theorie leiten laſſen und nicht der Praxis grünen Baum conſultiren. Anſtatt den Canal ſo in den Dollart münden zu laſſen, daß die Fluth direct in erſteren eindringt, hat man ihn ſo gelegt, daß dieſelbe gewiſſermaßen von hinten herum einfließen muß. Daher iſt der Canal für große Schiffe, ſelbſt mit Hülfe der Fluth, nicht zugänglich. Nur Schiffe bis zu 12 Fuß Tiefgang können nach Emden gelangen. Die Schiffe legen vor den

Häuſern und Packhäuſern an. Wenn man die ſtattlichen Giebel ſieht und das herrliche, im ſchönſten Renaiſſanceſtil erbaute Rathhaus, dann hat man ein deutliches Bild ſeiner dahingeſchiedenen Größe vor Augen. Weder der Canal noch die Eiſenbahn haben Emden wieder zu ſeiner früheren Blüthe bringen können. Als ehemalige freie Reichsſtadt florirte ſie noch mehr, als nachdem ſie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter preußiſche Herrſchaft kam. Emden vermittelte damals beinahe den ganzen Verkehr mit Oſtindien und zählte in ſeiner Glanzperiode 50,000 Einwohner. Jetzt beträgt die Zahl derſelben nur noch 12,000. Auffallend ſind die vielen Bettler, die an den, die Stadt durchſchneidenden Canälen und Grachten und an den Landungsplätzen ſich umhertreiben, manchmal in höchſt zerlumptem und armſeligen Zuſtande. Dergleichen trifft man ſonſt in Norddeutſchland höchſt ſelten. Emden zeigt ſo recht, wie eine Stadt zurückkommt, wenn ſie nicht fortwährend neue Elemente in ſich aufnimmt. Wenn Frankfurt unter den freien Städten ſich dadurch zu einer gewiſſen Blüthe entfaltete, daß es ſich nicht ſo feindſelig und gänzlich gegen die Juden abſperrte, und dieſe gleichſam als Ferment der ganzen Bevölkerung dienten, ſo daß ſelbſt der Frankfurter Dialect an die Sprache der Juden erinnert, wenn Hamburg und Bremen ſeit ihrem Beſtehen ſtets als neue Phönicier ſich entwickelten, dadurch daß ſie aus den benachbarten Ländern die jugendliche Intelligenz in ſich aufnahmen und ſyſtematiſch ihre eigenen Söhne über die ganze Erde ſchickten, um neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, ſo hat Emden ſich bloß auf ſich ſelbſt beſchränkt. Dadurch wurde der geiſtige Stoffwechſel unterdrückt, und eine Apathie hervorgerufen, die den Untergang einer Handelsſtadt als ſolchen, hervorbringen muß. In Emden ſteckt noch jetzt viel Reichthum aus früheren Jahrhunderten. Die alterthümlichen, ſchön erhaltenen Häuſer mit ihren ſtolzen Giebeln legen ein Zeugniß davon ab. Aber die Emdener wagen nichts. Der ganze Handel beſteht in der Ausfuhr von Holz, Käſe, Butter und Rappſaat. Unternehmungsgeiſt iſt hier total abhanden gekommen. Die gün-

stige Lage Emdens hätte die Auswanderung hierher lenken müssen, wenn einige thatkräftige Männer die Sache in die Hand genommen hätten. Denn Emden liegt günstiger als Bremen und Hamburg, als Rotterdam und Antwerpen. Hier zeigt sich aber recht, was Energie vermag. Bremen hat die ungünstigste Lage von allen, und doch geht der Strom der Auswanderung vorzugsweise über diese Stadt. Aber wie gesagt, der Emdener mag nichts riskiren. Er belegt daher seine Gelder in Ländereien, und der Werth derselben hat seit 30 Jahren so zugenommen, daß diese Speculation immerhin eine lucrative und sicherere ist, als die Betheiligung an Unternehmungen, die neben bedeutenderem Gewinn doch ein Risiko mit sich bringen. Was könnte aber aus dieser Stadt bei ihrer günstigen Lage gemacht werden, wenn einige thatkräftige Bremer Kaufleute sich dort an die Spitze stellten und der Emdener Kaufmannschaft neuen Lebens- und Handelsgeist einhauchten!

Emden wurde im letzten Kriege bekanntlich durch zwei preußische Kanonenböte erobert. Die Besatzung ergab sich unter ehrenvollen Bedingungen. Die Eroberung wäre wohl nicht so leicht gewesen, wenn die Einwohner Emdens, wie ganz Ostfrieslands nicht von vorherein, im Gegensatze zu den alten hannoverschen Provinzen, so ausgesprochene preußische Sympathien gezeigt hätten. Der Neid Englands, die Furcht vor einer preußischen Kriegsmarine war die Veranlassung, daß das seit 1757 mit Preußen verbundene Ostfriesland, auf dem Wiener Congresse ihm nicht wieder zurückgegeben, sondern Hannover zugetheilt wurde. Doch das Haus der Welfen wußte sich nie die Liebe der Ostfriesen zu erwerben. Unter Preußen besaß die Provinz viele Privilegien; als dieselbe durch Erbschaft an das Haus der Hohenzollern fiel, ließ dieses sich angelegen sein, ihnen alle hergebrachten republikanischen Institutionen zu lassen; so waren die Ostfriesen, während alle übrigen Preußen der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen waren, für eine Summe von 10,000 Thlr. militairfrei.

Hannover führte nun nicht bloß die Militairpflichtigkeit ein,

ſondern ließ ſich die erwähnte Summe auch noch obendrein bezahlen. Dies war bis in die neueſte Zeit eine Quelle der Erbitterung. Die Oſtfrieſen betrachteten ſich daher nie als Hannoveraner, ſie nannten ſich nach wie vor Oſtfrieſen. Ihr preußiſches Landrecht hatten ſie ſich bei ihrer Vereinigung gerettet, ebenſo wie die Rheinprovinzen ihren code Napoléon beibehalten hatten. Mit ſcheelen Augen wurden aber ſtets die hannover'ſchen Beamten in Oſtfriesland angeſehen, und es wurde ihnen ſchwer, ſich das Vertrauen der Einwohner zu erwerben. Auch in kirchlicher Hinſicht erfreuten ſich die Oſtfrieſen einer größeren Freiheit vor den alten Provinzen. Das eala freia Frisia bekundet ſich in allen Verhältniſſen. Während in den übrigen Provinzen des ehemaligen Königreichs Hannover die Prediger auf dem Lande von den einzelnen Conſiſtorien angeſtellt wurden, und den Gemeinden damit jeder Einfluß entzogen war, hatten in Oſtfriesland ſelbſt die kleinen Dorfgemeinden ihr republikaniſches Wahlrecht ſich zu behaupten verſtanden. Verhältnißmäßig, glaube ich, trifft man nirgends mehr Kirchen als in Oſtfriesland; denn jedes kleine Dorf hat ſeine eigene Kirche. Die großen Kirchſpiele, wie man ſie unter dem ſächſiſchen Stamme hat, Kirchſpiele von der Größe, daß 15—20 Dörfer einer Kirche eingepfarrt ſind und die Einwohnerzahl oft 5—6000 beträgt, ſind in Oſtfriesland, etwas Unbekanntes. Nirgends hat man daher mehr junge Prediger, als hier; denn die Oſtfrieſen haben einen ſo ſpeciſiſchen Patriotismus, daß ſie zu ihren Pfarrern nur geborene Oſtfrieſen wählen. Könnten ſie ſich ihre Beamten und Aerzte auch wählen, ſo würden ſie ebenfalls Inländern den Vorzug geben, vor den, aus den alten Provinzen Hannovers Stammenden, die ſchlechtweg als „Dütſche" bezeichnet werden.

Der oſtfrieſiſche Dialect unterſcheidet ſich von dem niederſächſiſchen Plattdeutſchen dadurch, daß viele frieſiſche Wörter und Idiome demſelben beigemiſcht ſind, und dadurch der eigentliche Uebergang zur holländiſchen Sprache gebildet wird. Gegen das Bremer Platt, das ohne Frage von allen plattdeutſchen Dialecten die feinſte

Mundart iſt, klingt das Oſtfrieſiſche grob und unartikulirt; indeſſen gewöhnt das Ohr ſich daran.

In Emden hatte ſich der anfängliche Enthuſiasmus für Preußen ſehr abgekühlt, ſeitdem das preußiſche Steuerſyſtem dort eingeführt war. Natürlich müſſen die Einwohner jetzt mehr als früher bezahlen. In einem baieriſchen Bierlocale, wo ich mich den Abend aufhielt, war die Steuererhebung das Thema des Tages. Einige waren aber vernünftig genug, dieſe nicht Preußen in die Schuhe zu ſchieben, ſondern ihren eigenen hannoverſchen Beamten, die die Einnahme des Einzelnen zu hoch angeſchlagen hatten; denn die Gewerbeſteuer war bei den Meiſten zu hoch gegriffen worden. So ſollte z. B. der Wirth des baieriſchen Bierlocals jährlich 40 Thlr. zahlen.

Als ich im Laufe der Discuſſion den Leuten auseinanderſetzte, daß ſie als Annectirte doch noch weniger bezahlten, als die nicht annectirten Staaten, und deshalb über die Politik des Welfenhauſes ſich freuen ſollten, gingen ihnen die Augen auf und ſie fingen an einzuſehen, daß ſie zu der „günſtig ſituirten Minorität" im norddeutſchen Bunde ſich zählen dürften. — Zahlen beweiſen hier allerdings mehr als die gelehrteſten Raiſonnements und die geiſtreichſten Aperçus. So kommen in den alten Provinzen Preußens auf den Kopf der Bevölkerung 8 Thlr. 23 Sgr. Steuer, in der Provinz Hannover 11 Thlr. 22 Sgr., dagegen auf das nicht annectirte Anhalt 20 Thlr., auf Hamburg 19 Thlr. 18 Sgr., auf Lübeck 14 Thlr. 2 Sgr. und auf Bremen 18 Thlr. 27 Sgr. Dagegen bezahlt der Lippe-Detmolder nur 1 Thlr. 26 Sgr. Steuer per Kopf.

LXV.

Groningen.

Es war mir geſagt worden, daß man in Holland immer auf preußiſches Geld ſehr viel verlöre; man denke ſich mein Erſtaunen,

als ich in Emden bei zwei Geldmäklern vergeblich preußiſches Geld umzuwechſeln mich bemühte. Dieſer kleine Umſtand beweiſt hinreichend, wie wenig Unternehmungsgeiſt hier iſt. Das Rathhaus Emdens iſt ein prachtvolles Gebäude, die Rüſtkammer iſt eine der ſchönſten und ſeltenſten und rangirt, in Mannigfaltigkeit und Seltenheit der Rüſtungen, mit der auf der Wartburg.

Unter den Einwohnern und dem Militär ſchien übrigens ein herzlicher Ton zu herrſchen. Im „weißen Hauſe“, wo ich logirte, erregte den Abend ein Engländer zugleich das Mitleid und das Lachen; er war denſelben Abend mit mir angekommen, und mit ihm zugleich viele Badegäſte für Norderney. Im Hôtel angelangt, bekümmert er ſich nicht um ſein Gepäck und nimmt nur ſeinen Reiſeſack mit auf ſein Zimmer. Als er nun am andern Morgen ſeine Koffer fordert, ſtellt ſich heraus, daß dieſe mit nach Norderney gegangen waren. Der Wirth ließ ſofort telegraphiren; doch fiel die Rückantwort nicht günſtig aus. Der Engländer war in halber Verzweiflung, da er ohne Koffer nicht reiſen konnte und nun zu einem unfreiwilligen Aufenthalt in Emden verurtheilt war. Ich traf ihn am andern Morgen fluchend und dabei ſein Frühſtück verzehrend. Aus Verzweiflung machte er es wie Peter in der Fremde, er ließ ſich immer neue Portionen anbringen, und je mehr er aß, deſto ſanfter und gelaſſener wurde er. Der deutſche Schinken ſchien auf ihn offenbar eine ſedative Wirkung auszuüben.

Im heftigſten Regen war ich Abends in Emden angekommen; in eben ſolchem Wetter verließ ich, in Begleitung eines holländiſchen Schullehrers und eines Kaufmanns aus Leer, Emden wieder. — Das Dampfſchiff fährt von der Schleuſe ab, die eine kleine Stunde von der Stadt liegt; der Weg dahin iſt nicht einmal gepflaſtert, und ich kann mir denken, wie derſelbe ſein muß, wenn es 3—4 Wochen lang regnet. Die Pferde mußten ganze Strecken durch Waſſer waten. Auf der Schleuſe war ein bewegtes Leben: eine Menge von kleinen Schiffen, die nach Emden wollten, hatten den Eingang ſo verſperrt, daß das Dampfſchiff nicht unmittelbar am Landungs-

platze lag. Auf einem kleinen Boote mußten wir uns heranrudern lassen. Der Dollart ist vollständig See; da er über 2 Stunden breit ist, so kann man die gegenüberliegende holländische Küste mit bloßen Augen nicht erkennen. — Der Dollart entstand am Ausgange des 13. Jahrhunderts durch eine Sturmfluth, die 33 Dörfer verschlang. Damals gehörte Holland noch zum deutschen Reiche, und der Dollart bildete daher noch nicht die natürliche Grenze. War diese Sturmfluth etwa eine Vorbedeutung des später erfolgten wirklichen Abfalls Hollands vom deutschen Reiche?! Elsaß, die Schweiz und Holland, dieses Kleeblatt, war die Frucht, mit der Deutschland die Hülfe des Auslandes, Frankreichs, bezahlen mußte. Während die schwedische Kriegsbeute, das Herzogthum Bremen, Verden und Pommern längst von Deutschland revindicirt ist, liegen die andern Folgen des schmachvollen dreißigjährigen Krieges, wie ein ewiger Schimpf noch immer auf der deutschen Geschichte. Obgleich die Bewohner dieser Länder, was sie sind, nur durch deutsche Cultur geworden sind, und ihre deutschen Sitten bis auf diesen Augenblick treu bewahrt haben, wollen sie doch von ihrer gemeinsamen deutschen Mutter nichts wissen. Wie die Adoptivkinder in der Regel mehr von ihren Adoptiveltern halten, als von ihren leiblichen, und wie die Ammen die fremden Kinder lieber haben, als ihre eigenen, so geht es diesen Ländern, in Bezug auf sich selbst und Deutschland. Die deutschen Elsässer sind augenblicklich die fanatischsten Franzosen, und Frankreich liebt das Elsaß mehr als seine rein französischen Provinzen. Frankreich würde eher den Verlust der Vendée oder der Bretagne verwinden, als den Verlust von Elsaß! Ebenso halten die Schweizer sich für eine eigene Nation, obgleich sie der deutschen Schweiz nach, ganz der allemannischen Raçe angehören. Den grimmigsten Haß auf Deutschland hat aber der Holländer; deutscher Muff ist ihm ein geläufiger Schimpfausdruck. — Die Luxemburger Affaire war weiter nichts, als die Manifestirung einer solchen deutschhassenden Gesinnung. — Wenn die Entstehung des Dollarts als ein Zeichen der Trennung

Hollands von Deutſchland hätte aufgefaßt werden können, ſo mögen wir in der alljährlich zunehmenden Verſchlammung und Verſandung deſſelben ein gutes Omen erblicken, Holland dereinſt wieder unſer nennen zu können. Emden, das früher unmittelbar am Dollart lag, liegt jetzt ſchon circa 1 Stunde davon entfernt. Alljährlich werden dem Meere die fruchtbarſten Strecken entriſſen, die ſo eingedeichten Stellen werden Polder genannt und liefern eine ſo reichliche Ernte, daß ſie in vielen Jahren gar nicht gedüngt zu werden brauchen. —

Wir hatten eine ſehr ſtürmiſche Fahrt, — die meiſten Paſſagiere waren ſeekrank, und die Cajüte lag ganz voll. Am ſchlimmſten hatte ein holländiſcher Landgeiſtlicher von der Wuth des Elementes zu leiden, er und ſeine dicke Ehehälfte hatten das ganze Sopha eingenommen, und Gott Neptun ſchien ſeine volle Wuth an dieſen Apoſtaten der Götter Griechenlands auslaſſen zu wollen. Selbſt die vielen Pfeffermünzſchnäpſe vermochten den Sturm des Magens nicht zu bewältigen. Der holländiſche Lehrer, der zu dem Geiſtlichen in einem natürlichen Gegenſatze ſich befand — alle holländiſchen Geiſtlichen ſind wie die engliſchen an ihrem weißen Halstuch leicht kenntlich — konnte ſich mancher ſpöttiſchen Bemerkung nicht enthalten. — Da die Luft in der Cajüte immer weniger meinen Geruchsnerven conform wurde, ging ich trotz des in Strömen niederfallenden Regens wieder auf's Deck; aber auch hier war es nicht angenehm, da der Schirm wegen des Sturmes nicht zu halten, und es ſo kalt war, daß man nur in der Nähe des Schornſteins einige behagliche Wärme verſpürte. —

In 1½ Stunden legten wir in Delfzyl an. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr klein und gilt nach holländiſchen Begriffen für eine Feſtung. Auf der Rhede lagen einige große Schiffe, wie ich ſie in Emden nicht geſehen hatte. Die Reviſion des Gepäcks wurde mit vieler Humanität vollzogen; ich brauchte nur eben meinen Koffer aufzuſchließen. Nach einem Paß, mit dem ich übrigens auch nicht hätte dienen können, wurde gar nicht gefragt. — Hier ſah ich die erſten

holländiſchen Soldaten, die in ihrer, der franzöſiſchen nachgeahmten Uniform und ihren unkleidſamen Mützen einen wunderbaren Contraſt gegen die ſtattlichen, ſchlanken, ächt ſoldatiſchen Krieger Emdens gewährten. — Bei den Mauern und Wällen Delfzyls, im Vergleich zu denen von Magdeburg, Minden und Cöln, fiel mir unwillkürlich die Eroberung Roms ein. Bekanntlich ſoll Remus über Mauern und Gräben geſprungen ſein und durch dieſe Verhöhnung ſeinen Bruder Romulus zum Brudermord gereizt haben. Eine preußiſche Compagnie von dem Alexanderregiment würde auch nicht viel Umſtände mit den Mauern und Gräben der Feſtung machen, und zwei gezogene Kanonen wären gewiß im Stande, die ganze Feſtung zu Grunde zu ſchießen.

In Delfzyl fand ich alle Inſchriften an den Häuſern ſchon in holländiſcher Sprache. Am Ende der Stadt harrte unſer ein anderes Dampfboot, das auf dem von hier nach Groningen führenden Canal täglich die Verbindung mit dieſer Stadt vermittelt. — Ich hoffte immer, das Wetter ſollte ſich klären, und die Sonne endlich einmal durchkommen, um unter freundlichen Auſpicien den holländiſchen Boden betreten zu können. Nein! es regnete in einem fort. — Beide Cajüten waren ganz vollgepfropft von Menſchen. Der Weg von Delfzyl führt durch eine Gegend, die ſtets denſelben Charakter zur Schau trägt; — üppige Wieſen, unzählige Windmühlen, z. B. zum Holzſägen, und theils auch zur Entwäſſerung dienend, — ferner zerſtreute Höfe, von einigen wenigen Bäumen umgeben, erzeugen eine Monotonie der Scenerie, daß die 5 Stunden auf dem Dampfſchiffe Einem wie ein paar Tage vorkommen. Unbegreiflich war es mir, wie die Geſellſchaft es in der kleinen niedrigen Cajüte aushalten konnte, wo noch dazu geraucht wurde. Als ich ein paar Mal verſuchte, die Cajütenthür offen ſtehen zu laſſen, ſtand ſofort Einer aus der Geſellſchaft auf, um dieſelbe wieder zu ſchließen. Hier machte ich zuerſt die Beobachtung, die ich nachher zu wiederholten Malen beſtätigt fand, daß der Holländer ungemein empfindlich gegen Zug, Wind und friſche Luft iſt und

ſich förmlich davor fürchtet. — Nach einigen Stunden war nun auch eine ſo ſchreckliche Luft in der Cajüte, daß ich befürchtete, ohnmächtig zu werden und es vorzog, oben auf dem Deck in Regen und Sturmwind zuzubringen. — Wir paſſirten eine Menge von kleinen Dörfern und Städten. Unter letzteren war Appingendam die bedeutendſte; überall wurde angelegt, Paſſagiere abgeſetzt und neue aufgenommen. Deutſche Zeitungen gab es auf dem Dampfſchiffe — nicht, dagegen verſchiedene holländiſche Localblätter, unter denen der „Groninger Current" das bedeutendſte. Auch der holländiſche Kladderadatſch war ausgelegt, die Holzſchnitte darin ſind ſehr gut — auch die übrige Ausſtattung vortrefflich, dagegen entſpricht der Inhalt nicht dem Aeußeren. Die Witze waren ſchaal und abgeſtanden, die Ausfälle auf Deutſchland bekundeten noch am meiſten Humor, der freilich ſehr mit Galle durchtränkt war. So wurde ein Paſſus aus der Münchener Zeitung citirt, in dem durch einen Armeebefehl den Officieren das Tragen von Brillen verboten wurde; dazu wurde die Bemerkung gemacht, noch zweckmäßiger würde es ſein, wenn den deutſchen Staatsmännern (Bismarck) auch die Kurzſichtigkeit verboten würde. — Nun, ich glaube, Bismarck kann mit ſeiner Kurzſichtigkeit zufrieden ſein, hat er es mit derſelben doch weiter gebracht, als 50 Staatsmänner vor ihm mit ihrer Weitſichtigkeit.

Wenn auf dieſer traurigen Fahrt die Küche eine einigermaßen leidliche geweſen wäre, ſo hätte man ſeinen Ueberdruß durch ſubſtantielle Genüſſe verſcheuchen können; aus den verſchiedenen Proben, die meine Reiſegefährten zu ſich nahmen, konnte ich aber ſchließen, daß die Küche in einem höchſt primitiven Zuſtande ſich befand. Hätte der Hunger und der homeriſche Spruch: *ουδεν κυντερον γαστερος κενου* (nichts iſt hündiſcher als ein leerer Magen), mich nicht veranlaßt, zuletzt mich an einige „broodjes" (Butterbrödte) zu wagen, ſo würde ich lieber darauf verzichtet haben, die Bekanntſchaft dieſer provincialen Küche zu machen. — Wirklich mein Herz ſchlug freudiger, als wir endlich die Thürme Groningens erblickten. Die Monotonie der holländiſchen Natur

ſpiegelt ſich auch in ſeinen Kirchen und Thürmen ab; die meiſten von letzteren haben eine glockenförmige Geſtalt, nehmen ſich daher in der Ferne beſſer als in der Nähe aus.

Groningen iſt wie Delfzyl eine Feſtung, aber alten Stils. Am Landungsplatze wurden wir von einer Menge zerlumpten Geſindels umringt. Unterwegs hatte ich die Bekanntſchaft eines Kaufmanns aus Leer und eines braunſchweigiſchen Lehrers gemacht. Letzterer kam mit ſeinen beiden Töchtern von Borkum, hatte die Abſicht Holland und Belgien zu bereiſen und dann mit einer Rheinreiſe ſeine Tour zu beſchließen. Der Leerer Kaufmann war ſchon oft in Groningen geweſen und dort ganz heimiſch. Er machte in Seltersbrunnen, d. h. in künſtlichem. Von ihm erfuhr ich, daß in Groningen die Fabrikthätigkeit gänzlich darnieder läge, und die große Stadt, die an 40,000 Einwohner zählte, keine einzige namhafte Fabrik aufzuweiſen habe. Daß Groningen von Leer aus mit Seltersbrunnen verſehen wird, iſt doch auch jedenfalls eine auffallende Erſcheinung, da ja ſonſt beinahe jede Apotheke ſich mit dieſem Induſtriezweig befaßt. Der Leerer Kaufmann war ſehr erſtaunt, am Landungsplatze Droſchken zu finden, denn früher hatte man dieſelben gar nicht gekannt. Sie hatten aber eine ſehr alterthümliche Form, wie wir ſie in Deutſchland nirgends kennen, wie man ſie aber wohl auf alten Bildern aus dem vorigen Jahrhundert abgebildet findet. — Wir zogen es vor, zu gehen, nachdem wir unſer Gepäck dem Kellner von Frigge's Hôtel überliefert hatten. Trotz unſerer Abweiſungen wurden wir von einer Menge Ciceronés begleitet, die fortwährend bettelten und ſich erboten, uns den Weg zu zeigen. Einer von ihnen verlangte, als wir den Gaſthof ſchon betreten hatten, noch ein Trinkgeld dafür, daß er uns verfolgt hatte. Niemals iſt mir eine größere Unverſchämtheit vorgekommen.

Die Stadt Groningen iſt von großen tiefen Canälen durchſchnitten, ſie liegt an zwei Flüſſen, an der Hunſe und an der Aa und ſteht vermittelſt eines Canals mit der Nordſee in directer Ver-

bindung, ſo daß die großen Schiffe bis mitten in die Stadt kommen können. An den Canälen ſtehen zu jeder Seite ſchöne große Linden oder Pappeln, was dem Ganzen einen freundlichen Anblick gewährt; überhaupt hat die Stadt etwas Impoſantes. Die Feſtungswerke ſind übrigens in einem ſchlechten Zuſtande. Frigge's Hôtel wird ausſchließlich von Deutſchen beſucht. Der Fremdenverkehr war ſehr bedeutend, weil es gerade die Zeit iſt, wo alle Geſchäftsreiſende ſich unterwegs befinden. Wir bekamen aber noch ein gutes Unterkommen. Wunderbarer Weiſe iſt der Eigenthümer dieſes Hôtels ein Advokat, der durch Henri Directeur das Hôtel verwalten läßt. Bekanntlich ſind die Möpſe ganz im Ausſterben begriffen, und ſoll es nur noch wenige wirkliche Möpſe geben. Daſſelbe gilt eben von den Originalmenſchen. Auch dieſe werden von Tage zu Tage ſeltener. Wenn ich an die Tage meiner Kindheit denke und die alten Junggeſellen und Tanten eine Revue paſſiren laſſe und ſie mit dem heutigen Menſchenſchlage vergleiche, dann möchte ich behaupten, die Originale unter den Menſchen ſind ausgeſtorben. An Henri kann der Menſchenkenner noch ein wirkliches Original kennen lernen. Er iſt Wirth, Unter- und Oberkellner, Hausknecht und Lohnbedienter, Alles in einer Perſon. Ich kann die Charakteriſtik deſſelben nicht kürzer faſſen. Wenn ein Fremder die Nacht um 2 Uhr nach Hauſe kommt, ſo empfängt ihn Henri Directeur, reiſt derſelbe Fremde um 5 Uhr ab, ſo giebt ihm wieder Henri das Geleite. Er iſt überall und nirgends.

LXVI.

Groningen.

Ohne Zweifel muß Groningen zu den ſchönſten Städten gezählt werden. Die Partie am Marktplatze kann ſich mit den Wun-

dern jeder Weltstadt messen. Nur darf man die Wallstraßen nicht betrachten, noch viel weniger durch eine solche gehen. Ich war erstaunt über das Elend, das in einer derselben mir gestern unter die Augen trat; halb nackte, zerlumpte Kinder lagen vor den Thüren, die kleinen Wohnungen verbreiteten aus ihrem Innern einen pestilenzialischen Geruch; mit einem Worte ein Bild der Armuth und des Elends präsentirte sich mir, wie ich in den verrufensten Stadttheilen Londons und Wiens es nicht gesehen habe. Welch einen Contrast gewähren diese Straßen gegen den in der That prächtigen „Breede markt“! Obgleich es ja die ganze Zeit geregnet hatte, so verbreiten dennoch die die ganze Stadt durchziehenden Canäle einen solchen Gestank, daß ich nicht begreifen kann, wie die Bewohner bei anhaltend heißen Tagen es hier aushalten können. Es scheint, als wenn niemals eine Reinigung dieser Canäle vorgenommen würde. Stagnirend ist bei aller Pracht der ganze Eindruck, den Groningen macht. Wenn auch neben den Grachten aus gelben Ziegelsteinen hergerichtete Trottoirs verlaufen, so sind die eigentlichen, an den Häusern befindlichen Trottoirs doch beständig von Kellerluken unterbrochen, wie wir es vor dreißig Jahren in Bremen hatten, wie es aber längst zur Bequemlichkeit der Fußgänger durch Senats- und Bürgerschaftsbeschluß beseitigt ist. Eines der schönsten Gebäude ist die Universität. Kein Fleck der Erde hat nach den Befreiungskriegen von Spanien wohl je ein so reges, wissenschaftliches Leben entfaltet, als das kleine Holland. Es gab damals sechs vollständige Universitäten, die Akademien und medicinisch-chirurgischen Schulen ausgeschlossen. Man darf dreist behaupten, die Hegemonie des holländischen Handels und der holländischen Wissenschaft und Kunst gingen Hand in Hand. Wenn auch die drei großen Handelsstädte der Niederlande Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam durch wissenschaftliche Institute sich nicht hervorthaten, so gab es eine Unzahl von kleinen Städten, die ihre Bedeutung nur dadurch erlangten, daß sie factisch als almae matres literarum dastanden. Mit dem Verfalle Hollands als

Großmacht geht der der Wiſſenſchaft Hand in Hand. Je mehr der Handel verfiel, deſto mehr ſank die Wiſſenſchaft und Kunſt. Für die Culturgeſchichte iſt es von höchſtem Intereſſe zu wiſſen, was die Größe Hollands bedingte, was dieſelbe zertrümmerte. Denn wunderbar muß es uns Epigonen doch immer erſcheinen, daß ein Land, das nicht einmal die Ausdehnung des ehemaligen Königreichs Hannover hatte, ſich zu einer Weltſtellung emporſchwingen konnte, wie ſie augenblicklich England und Preußen genießen. Was war aber die Urſache davon: die Armuth des Landes, die die Einwohner zu angeſtrengtem Fleiße zunächſt anſpornte, ſodann die damaligen Culturverhältniſſe. Die ganze katholiſche Chriſtenheit hielt jede Woche zwei Feſttage auf's Strengſte inne, und vor Oſtern durften ganze 40 Tage keine Fleiſchſpeiſen genoſſen werden. Was aß man denn? Nun konnte es kein beſſeres Surrogat geben, als den Maatjeshäring, an dem unſere Gourmands zur ſauern Gurkenzeit ſich freiwillig delectiren. Der Häringsfang, deſſen Nothwendigkeit in dem Dogma der damaligen religiöſen Anſchauung begründet war, befand ſich aber allein in den Händen Hollands. Man hat berechnet, daß damals jeder fünfte Menſch in Holland von der Häringsfiſcherei lebte. Die holländiſche Marine beſchäftigte damals allein im Häringsfang an 7000 Fahrzeuge mit 112,000 Seeleuten. Dies brachte ungeheuer viel Geld in's Land. Deshalb lautet ein heutiges Sprichwort noch: Amſterdams Grundmauer beſteht aus Häringsgräten. Dies würde allein nicht genügt haben, wenn nicht die liberale Regierung der holländiſchen Grafen, die das Selfgovernment auf alle mögliche Weiſe förderten, dem Handelsverkehr ſo großen Vorſchub geleiſtet hätte. Das größte Glück für Holland aber war die Eroberung Portugals durch Philipp II. Er verbot den Holländern, Gewürze aus portugieſiſchen Häfen auszuführen. Praktiſch waren die Holländer damals ebenſo ſehr als energiſch. Sie machten kurzen Proceß. Sie eroberten ſämmtliche portugieſiſche Beſitzungen in Oſtindien und ſtifteten im Jahre 1602 die oſtindiſche Compagnie. Factiſch gehörte Holland damals aber

noch zum deutschen Reiche. Erst im westphälischen Frieden wurde es aus dem Reichsverbande ausgeschieden. Am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte Holland den Gipfelpunkt seines Glanzes erklommen. Cromwell's Navigationsacte verdrängte den holländischen Handel, der sich über alle europäischen Staaten erstreckte, von England, durch den französischen Schutzzoll wurden demselben die französischen Häfen verschlossen. Ein anderer Grund war, daß die holländischen Capitalien in's Ausland wanderten, wo sie höhere Zinsen trugen. Die beiden Hauptmomente aber, an dem Hollands Großmachtsstellung zu Grunde ging, war einmal der Zunftsinn der holländischen Compagnie. Indem sie den Gewürzhandel zum Monopol machte, trieb sie die verkehrte Handelspolitik so weit, daß sie ganze Ladungen von Pfeffer in's Meer werfen ließ, um künstlich den Preis dieser Waare zu erhalten. Wo giebt es einen freien Staat, der sich im Laufe der Zeit von der Pest der Bureaukratie frei erhalten könnte? Als der holländische Staat es sich daher in den Sinn kommen ließ, Handelsgesetzgebungen zu erlassen und in Privatverhältnisse sich einmischte, da wurde dem Flore des holländischen Handels der letzte Stoß gegeben. Mit einer leichten Paraphrase ließe sich die Geschichte des holländischen Handels auf die Geschichte der holländischen Medicin anwenden. Doch davon in einem nächsten Briefe.

LXVII.

Groningen.

Ich will Ihnen heute einen kurzen Bericht über meine gestrigen Erlebnisse abstatten. Das Universitätsgebäude ist ungefähr von der Größe des Göttinger. Die Mitte desselben wird von sechs

doriſchen Säulen geziert; zu beiden Seiten befindet ſich eine Reihe von ſieben Fenſtern. Das naturhiſtoriſche Cabinet iſt ſehenswerth und macht einer ſo kleinen Univerſität alle Ehre. Vor allen Dingen iſt aber der Patriotismus nicht bloß der Einwohner Groningens, ſondern der ganzen Provinz und Weſtfrieslands zu erwähnen; als die Regierung in ihren Centraliſationsideen, durch franzöſiſches Miasma importirt, damit umging, die Univerſität von Groningen wegzunehmen, antworteten die Einwohner mit einer That. Binnen kurzer Zeit war eine große Summe zuſammengebracht, von der im Jahre 1853 das jetzige prachtvolle Gebäude aufgeführt wurde. Es werden hier beinahe alle Collegien geleſen, ſo daß die Studenten es ſehr bequem haben. Im Uebrigen ganz deutſche Einrichtung. Es fehlt nicht das ſchwarze Brett; die Collegien, die geleſen werden, ſind facultätweiſe angeſchlagen; auch die Namen der jüngſt promovirten Doctoren der verſchiedenen Facultäten ſtrahlen Einem in dem bekannten Lapidarſtile entgegen.

Im Uebrigen weht uns fortwährend hier deutſcher Geiſt an. Es kömmt mir ganz ſo vor, als befände ich mich in Emden oder Leer. Alle Einwohner ſprechen das vortrefflichſte Hochdeutſch, und wenn ich mein gutes Bremer Plattdeutſch ihnen anbiete, ſo werde ich für einen feinen Oſtfrieſen aus der Hauptſtadt Aurich gehalten, wo einem on dit zu Folge das beſte Oſtfrieſiſche geſprochen werden ſoll. Wenn ich nicht durch die Launen meiner Patienten ungefähr eine geiſtige Rhinoceroshaut mir erworben hätte und gar nicht mehr zu beleidigen wäre, ſo würde ich heute als guter Bremer mich gekränkt gefühlt haben, mit den Oſtfrieſen in eine Kategorie geſtellt worden zu ſein. Denn wir Bremer halten etwas auf unſer Plattdeutſch, das von Memel bis Emden wohl nirgends feiner und reiner geſprochen wird, als bei uns.

Die Börſe auf dem Fiſchmarkt iſt ein ſtattliches Gebäude und bekundet die merkantile Bedeutung Groningens. Nur die auf der Spitze des Dachs ſtehende Statue des Merkur iſt eine Ironie auf alle Sculptur; Merkur ſieht gerade aus wie ein wilder Indianer,

die Statue ist mehr als eine Carricatur. Nicht alle Tage findet hier eine Zusammenkunft auf der Börse Statt, sondern nur zweimal die Woche. Es werden vorzugsweise nur Getreidegeschäfte gemacht; deshalb führt sie auch den Namen einer Getreidebörse. Die Läden Groningens sind an den schönsten Stadttheilen von einer Größe und Pracht, wie man sie an den Boulevards von Paris und in Oxfordstreet vergeblich schöner suchen würde. Eigenthümlich sind die Thürme hier in Holland; es befindet sich, so zu sagen, Thurm auf Thurm; die oberen werden immer schmäler und laufen zuletzt in eine Spitze aus. Alle Thürme, die ich auf der Reise von Delfzyl bis Groningen sah, hatten dieselbe Architektonik. Eine sehr hübsche Einrichtung sind die alle Viertelstunde ertönenden Glockenspiele. Einige sind wirklich sehr schön, und es bringt einen eigenthümlichen Eindruck hervor, sobald eine Uhr schlägt, aus allen Theilen der Stadt die verschiedenen Melodien Einem entgegentönen zu hören. Erwähnen muß ich noch, daß die Thürme in der Regel unten viereckig, an ihren oberen Theilen dagegen eine runde Form haben; stets bemerkte ich an ihnen gothische Fenster. Mit vollem Recht könnte man von einem eigenen holländischen Kirchthurmsstile reden.

Das Brod hier bildet ein eigenthümliches Mittelding zwischen dem westphälischen Pumpernickel und unserem niedersächsischen Schwarzbrode. Einen eben solchen Uebergang möchten die Menschen selbst hier vorstellen. Geographisch machen die Provinzen Groningen und Friesland einen besonderen Theil Hollands aus, der von den eigentlichen Friesen bewohnt wird und sich durch seine Trachten und Sprache von dem eigentlichen Holland ebenso unterscheidet, wie der deutsche Sachse von dem deutschen Friesen. Der holländische und deutsche Friese ist derselbe Stamm, und die von den hiesigen Bewohnern, sowie von den Ostfriesen, Helgolandern, Syltern und Nordfriesen gesprochenen Dialecte haben die größte Verwandtschaft mit einander.

Die Anatomie steht am Westende der Stadt, ziemlich weit von

der Universität entfernt; sie ist klein aber niedlich und befriedigt vollkommen die Bedürfnisse, da die Anzahl aller Studenten nur 300 beträgt. Die anatomische Sammlung dürfte man kaum an einer so kleinen Universität besser erwarten.

Am Abend brachte ich bei Jäger zu, einem hannoverschen Refugié, der in dem Rufe steht, das beste Bier zu haben. Ich ging dort hin, weil mir gesagt wurde, hier concentrire sich vorzugsweise das Studentenleben. In der That waren die Musensöhne zahlreich vertreten. In ihrem Aeußeren unterschieden sie sich gar nicht von dem Philister; nur trugen die meisten runde Sammetmützen. An ihrer Nonchalance und ihrem Amerikanerthum, darin sich äußernd, daß sie ihre Beine auf die Tische legten, ihre Mützen nicht abnahmen u. s. w., konnte man sie von dem gewöhnlichen Mynheer unterscheiden. Auch ihr Durst schien größer zu sein. Herr Jäger versicherte mir, daß es seine besten „Kunden" seien. Als er in mir den Deutschen entdeckte, ließ er seinen Welfengesinnungen und Expectorationen freien Lauf. Ich habe nie einen so in politische Ekstase gerathenden Menschen gesehen. Mit großer Breite entwickelte er mir sein Märtyrerthum, das er wegen seiner Anhänglichkeit an das Welfenhaus ausgestanden habe. Zugleich rühmte er es als sein Verdienst, die Groninger zuerst den Genuß von gutem hannoverschen Bier kennen gelehrt zu haben. „In einem Jahr ist König Georg wieder in Hannover und ich bekomme dann einen Orden." Das war der Refrain seiner bombastischen Reden. Bei aller Lächerlichkeit hat die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus doch etwas Rührendes. Diese Eigenschaft gehört gewiß mit zu den edelsten des hannoverschen Volkes.

Mit meinen Besuchen habe ich Unglück gehabt. Ich besuchte Jansen, Professor der Chirurgie, Isaak van Deen, Rosenstein, den von Berlin hergerufenen Deutschen, Tjalling Halbertsma, den Professor der Geburtshülfe. Von allen aber hieß es, sie wären „ut de stadt", d. h. sie wären verreist. Die Collegien müssen hier eher geschlossen werden, als in Deutschland. Nur Professor Erme-

rins traf ich zu Hause. Er empfing mich mit ausgezeichneter Höflichkeit und hatte die Güte, sich mir als Cicerone anzubieten. Doch davon morgen.

LXVIII.

Groningen.

Schon um Professor Ermerins verlohnt es sich, eine Reise nach Holland zu machen. Er gehört zu dem Geschlechte der aussterbenden „gelehrten" Mediciner in die Reihe der Marx, Choulant und Thierfelder. In Opposition zu dieser Classe von Aerzten, deren Gelehrsamkeit oft an Pennalismus streifte, und die oft mehr Philologen als Heilkünstler waren, entwickelte sich das naturwissenschaftliche Titanenthum der heutigen Medicin, denen nur die Gegenwart etwas gilt, die selbst eine Zukunftsmedicin perhorresciren, von der Vergangenheit der Medicin keinen Begriff haben, die das Wesen, den Geist der Medicin erfaßt zu haben glauben, während ihnen der Buchstabe nicht einmal geläufig ist. Ermerins gehört zu den wenigen Medicinern des heutigen Tags, die der Form wie dem Wesen der Medicin ihre gleichen Rechte zuerkennen, die das einzige Heil der Medicin in ihrer praktischen, historischen Auffassung suchen, die aber ebenso weit entfernt sind, durch reine pathologische Anatomie oder Mikroskopie oder organische Chemie eine Reformation der Therapie herbeizuführen für möglich zu halten. Suum cuique ist der Wahlspruch der medicinischen Richtung von Ermerins. Weder der Analysis, wie es heut zu Tage Mode ist, und wie die Anhänger dieser Methode sich exclusiv die „Exacten" nennen, noch der reinen Synthesis, wie die Naturphilosophen und Naturhistoriker sie zu ihrem Feldgeschrei erheben, hängt er blindlings an, sondern huldigt einem rationellen analytisch-synthetischen Verfahren. Dabei ist die Geschichte

fortwährend die Leuchte, die ihn durch Labyrinthe bringt, wenn der Verſuch, das Experiment und der Schluß a priori ihn im Stiche laſſen. Ermerins iſt in Deutſchland ſehr wenig bekannt. Das liegt aber an der alleinigen inductiven Richtung, die augenblicklich die deutſche Medicin beherrſcht. Dieſe Richtung mußte eintreten, nachdem Naturphiloſophie und die naturhiſtoriſche Medicin ſeit mehreren Jahrzehnden wie ein Alp auf der deutſchen Medicin gelegen hatten. Wie Reil, Hufeland, Horn, und in der neueſten Zeit Felix von Niemeyer, hatte auch Ermerins viele Jahre als praktiſcher Arzt gewirkt, ehe er die theoretiſche Seite der Medicin, das Lehramt aufnahm. Hierauf lege ich das größte Gewicht, und die glückliche Combination von Analyſis und Syntheſis, die ſeiner ganzen medicíniſchen Richtung aufgeprägt iſt, verdankt er gewiß zumeiſt dem Umſtande, daß er nicht von vorn herein, wie es in Deutſchland gewöhnlich der Fall iſt, ſich der Theorie der Medicin widmete, ſondern an dem grünen Baum der Praxis zum Kritiker heranreifte. Middelburg, die Hauptſtadt der holländiſchen Provinz Seeland, hat die Ehre genoſſen, Jahre lang Profeſſor Ermerins als praktiſchen Arzt zu ihren Mitbürgern gezählt zu haben. Von Anfang ſeiner Carriere an beſchäftigte Ermerins, der mit den vortrefflichſten philologiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet war, wie dies ſeit Boerhaave's Zeiten nun einmal ein Prädicat aller holländiſchen Aerzte iſt, das lebhafteſte Intereſſe für die Geſchichte der Medicin. Seine Schrift: specimen histor. med. inaugural. de Hippocratis doctrina a prognostice oriunda, die, wenn ich nicht irre, Choulant eine copiosa et erudita disquisitio nennt, verſchaffte ihm den Stuhl der kliniſchen Medicin in Groningen. Seit dieſer Zeit hat er ſeine Privatpraxis ſehr eingeſchränkt, um einestheils ſeinem neuen Berufe, anderntheils ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen zu leben. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich die Behauptung aufſtelle, Ermerins iſt einer, vielleicht der gelehrteſte Arzt unſeres Jahrhunderts. Was aber ſeiner Gelehrſamkeit den ſchönſten Schmuck verleiht, gleichſam ihr ein goldenes Relief giebt, iſt ſeine wirklich

kindliche Beſcheidenheit. Sein europäiſcher Ruf als gründlichſter Kenner der griechiſchen Medicin und des Hippokrates insbeſondere, begründete Ermerins durch ſein klaſſiſches Werk *Ἱπποκρατους και αλλων ἰατρῶν λείψατα*; Verfaſſer widerfuhr die große Ehre, von der Amſterdamer Akademie gebeten zu werden, die Werke des Hippokrates neu herauszugeben. Alle Kritiker haben einſtimmig anerkannt, daß dieſe Ausgabe von den unzähligen Ausgaben des Hippokrates in jeder Beziehung die beſte ſei; ſelbſt die Leiſtungen Darenberg's und Lutter's blieben weit hinter Ermerins zurück. Die Höhe der philologiſchen Forſchungen hat er gänzlich in ſich aufgenommen; der Text iſt in ſeiner urſprünglichen Reinheit wieder hergeſtellt, und die joniſche Mundart, ſo weit es ging, ſtreng durchgeführt. Mit unwiderleglicher Kritik wies Ermerins nach, daß die Aphorismen wie auch das „Prognoſticon" Hippokrates nicht zu Verfaſſern haben könnten. Seine Anſichten haben von Niemandem bis jetzt widerlegt werden können.

Ermerins iſt mittlerer Größe, ſteht in der Mitte der Fünfziger, nimmt es an körperlicher und geiſtiger Friſche mit manchem Vierziger auf. Sein Kopf und ſeine ſehr gewölbte Stirne verkünden auf den erſten Anblick den tiefen, ſcharfſinnigen Denker; ſein Auge ſtrahlt eine Milde, Sanftmuth und Seelengüte aus, daß ich mir lebhaft denken kann, welch' eine wohlthuende Erſcheinung Ermerins am Krankenbette ſein muß.

Den ganzen Morgen des heutigen Tags hat Ermerins mir gewidmet. Aus ſeinem ſtattlichen Hauſe am Markte holte ich ihn um 9 Uhr ab. Wir gingen dann zum Hospital; daſſelbe iſt in Quadratform gebaut; die Krankenſäle liegen nach dem Garten. Es entſpricht allen Anforderungen der Neuzeit. Die Ventilation fand ich ganz vorzüglich. Jeder Saal enthielt nicht mehr als acht Betten. Die Zahl der Kranken war nicht groß. Der neuberufene Profeſſor Roſenſtein verfügt nur über 2 Säle. Im vorigen Jahre, erzählte er mir, ſeien in Groningen 1000 Menſchen an der Cholera geſtorben. Wenn man den Zuſtand der Grachten betrachtet, ſo

kann man sich dies sehr gut erklären und man muß sich wundern, daß nicht noch mehrere gestorben sind. Wir gingen dann zur Bibliothek, von da zum botanischen Garten, der vorzüglich ist und befanden uns oft in so eifrigem Gespräch, daß wir stehen blieben. Ich habe kürzlich keinen Collegen kennen gelernt, mit dessen Ansichten ich so merkwürdig übereinstimmte. Die Vernachlässigung der Geschichte der Medicin, das medicinische Judenthum, der Specialismus waren die Hauptthemata unseres peripatetischen Spaziergangs.

Sehr interessant für mich, und gewiß auch für Sie, waren die Aufschlüsse, die Professor Ermerins mir über die vor zwei Jahren durchgesetzte Medicinalreform Hollands gab. Dieselbe verdient diesen Namen aber durchaus nicht, da sie den größten Rückschritt bezeichnet. Bisher hatten die noch bestehenden Universitäten das Recht gehabt, durch die Promotion das Recht zu Ausübung der Praxis zu ertheilen. Umsonst liegt aber Holland nicht so nahe bei Frankreich und Deutschland. In seine von den Generalstaaten angenommene Medicinalordnung ist alles Schlechte, was Frankreich und Deutschland in dieser Beziehung bieten, aufgenommen worden; das wenige Gute ist dagegen nicht berücksichtigt. Eine öffentliche Staatshygiene existirte vor 1815 in Holland nicht; ein Physicus war etwas gänzlich Unbekanntes. Jetzt ist auf einmal wie bei uns die ganze Medicin in die Zwangsjacke des Staats gesteckt, den Universitäten sind ihre uralten Rechte genommen, die verschiedenen Classen von Aerzten, die Wundärzte, Geburtshelfer u. s. w., die sich naturwüchsig wie in England ausgebildet hatten, sind aufgehoben, und es werden in Zukunft nur solche Aerzte approbirt, die das neu eingeführte, bis dahin unbekannte Staatsexamen bestanden haben. Ein Groninger, Leydener und Utrechter Doctor ist seit 1865 ein inhaltsloser Titel geworden.

Als die Ursache dieser Reaction bezeichnete mir Ermerins ganz allein „persönliche und örtliche Motive“. Er selbst hat gegen die Schmälerung der Rechte der Universitäten protestirt, aber ohne

Erfolg. Die holländiſchen Univerſitäten ſtehen gänzlich ohne Einfluß da. Während bei uns doch noch viele Facultäten das Recht beſitzen, bei Beſetzung eines Lehrſtuhls, der Regierung Candidaten in Vorſchlag zu bringen, beſorgen hier in Holland alles die Curatoren der Univerſität. Der Gehalt der Profeſſoren iſt nicht bedeutend. Er beträgt 2200 Gulden. Das Inſtitut der außerordentlichen Profeſſoren und Privatdocenten exiſtirt hier nicht. Die Facultäten haben noch ganz den alten Zuſchnitt, und dies iſt auch wohl die Urſache, daß außer Ermerins kein einziger der Profeſſoren einen bekannten Namen hat. Die einzelnen Disciplinen der Medicin haben einen zu großen Umfang erlangt, als daß es möglich wäre, daß ein Profeſſor mehrere zugleich cultiviren und dociren könnte. Sie werden erſtaunen, wenn ich Ihnen die Mittheilung mache, daß die ganze mediciniſche Facultät aus fünf Männern beſteht. Von dieſer lieſt Ermerins: allgemeine Pathologie, Hiſtologie, pathologiſche Anatomie und hält die Klinik ab; Janſen lieſt Chirurgie, Operationslehre, Anatomie, leitet zugleich die chirurgiſche Klinik und anatomiſchen Uebungen; Iſaak van Deen lieſt Materia medica, Pharmacognoſie, Pharamcologie, allgemeine, ſpecielle und experimentelle Phyſiologie, Diätetik und Staatsarzneikunde; außerdem leitet er die phyſiologiſchen Uebungen; Roſenſtein hält die propädeutiſche Klinik und Poliklinik und lieſt über Diagnoſtik und medicina forensis; über Geburtshülfe lieſt und leitet die geburtshülfliche Klinik Tjalling Halbertsma. Letzterer iſt alſo der einzige Lehrer, der nur eine Disciplin zu lehren braucht. In dieſer Beziehung iſt man hier in Holland wie bei uns vor hundert Jahren, wo auch die mediciniſchen Facultäten aus vier Männern beſtanden.

Die übrigen Facultäten ſind gerade ſo beſetzt. Die mathematiſch-phyſikaliſche Facultät iſt durch Chriſtian von Hall, der die Elemente der Botanik vorträgt, durch Wilhelm Ermerins, der über Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie lieſt, durch Adrian Eſchede, der Stereometrie vorträgt, durch Johannes

Krockhoff, der die unorganiſche Chemie und durch Matheus Salverda, der die Elemente der Zoologie und vergleichende Anatomie lehrt, vertreten. Die ganze theologiſche Facultät beſteht aus nur drei Profeſſoren. Unter der dritten Facultät der theoretiſchen Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften wird Hacker, der römiſche Antiquitäten nach Weber's Weltgeſchichte mit Rückſicht auf Cultur und Literatur vorträgt, gelobt. Auch die juridiſche Facultät zählt nur fünf Profeſſoren.

LXIX.

Harlingen.

Geſtern Nachmittag habe ich Groningen verlaſſen. Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht mitgetheilt, daß ein vollſtändiges pharmaceutiſches Studium von den Aerzten jetzt verlangt wird. Auch dieſe Einrichtung tadelt Ermerins; er war überhaupt ſehr ungehalten über die ganze Reform. Eine Taxe für die Aerzte einzuführen, hat der Staat aber nicht gewagt. Wie ſind wir Deutſchen doch in ſo mancher Hinſicht gegen andere Völker zurück! Ein Sturm des Entſetzens würde die holländiſchen Aerzte ergreifen, wenn die Regierung mit ſolchen Maßregeln ihnen käme.

Obgleich factiſch keine Stüver mehr exiſtiren, ſo rechnet das Volk doch ſtets noch nach dieſer alten Münze. Ein Gulden hat nämlich 100 Cents oder zwanzig Stüver. Das Volk ſagt nun nie 5 Cent, ſondern ſtets einen Stüver, obgleich es ſolche Stücke gar nicht giebt. Ein Gulden gilt ſo viel als 17 Sgr. Noch wunderbarer iſt, daß bei uns in Bremen, wo die officielle Rechnung Thaler und Groten iſt, von denen 72 auf erſteren gehen, bei der Anwerbung der Seeleute zum Wallfiſchfang nur nach Stüvern gerechnet

wird. Hierdurch kennzeichnet ſich die uralte maritime Bedeutung Hollands. Denn nicht bloß der Häringsfang, ſondern auch der Wallfiſch- und Robbenfang wurde urſprünglich von den Holländern unternommen, und erſt ſpäter machten die Engländer und Hanſeaten ihnen hierin Concurrenz. Während auf der Handelsmarine jeder Seefahrer ſonſt ſeine beſtimmte Gage erhält, bekommt jeder, der ſich an dem Wallfiſchfang betheiligt, ſeinen beſtimmten Antheil an dem Gewinn. Die Gage ſowohl, als der Verdienſt, werden in Bremen bis auf dieſen Augenblick nach Stüvern berechnet.

Doch da bin ich, wie ich ſehe, von meinem urſprünglichen Thema weit abgeſchweift. Ermerins theilte mir mit, daß in Holland die Aerzte Rechnungen ſchreiben, daß es überall verſchieden ſei, wie viel ſie ſich für den Beſuch liquidirten. So nahmen die Aerzte in Groningen für einen Beſuch 12 Stüver, und er thue das der Collegialität halber auch, in Middelburg dagegen hat er ſtets einen Gulden genommen. Er hat den Aerzten Groningens es oft geſagt, daß ſie ihre Bemühungen zu gering ſich bezahlen ließen; es ſei nun aber einmal dort Uſance: die Unzahl von Aerzten mag übrigens dazu beitragen, daß die ärztlichen Koſten ſo niedrig ſind. Keiner von den Aerzten fährt, obgleich Groningen doch eine große Stadt iſt und über 36,000 Einwohner zählt. Ermerins ſchätzt die Einnahme des am meiſten beſchäftigten Arztes auf nicht über 3000 Gulden. Mir iſt es immer intereſſant, auch über ſolche Verhältniſſe Aufſchlüſſe zu bekommen.

Erwähnen muß ich noch das durch freiwillige Beiträge, wie das Haller Waiſenhaus, gegründete vorzügliche Taubſtummeninſtitut. Am Nachmittag wurde ich von einem Groninger Kaufmann, deſſen Bekanntſchaft ich bei Henry machte, in die Harmonie eingeführt. Es iſt dies ein Clubhaus für die erſten Stände, und legt Zeugniß ab von dem Reichthum dieſer Stadt; daſſelbe iſt zu geſelligen Zwecken beſtimmt; der Garten iſt ſehr ſchön angelegt. In dem Saale reichen die Fenſter bis in's zweite Stockwerk; derſelbe iſt ſo geräumig, daß er bequem 1000 Perſonen faßt.

Meine Groninger wollten mich durchaus veranlaſſen, noch ein paar Tage länger hier zu verweilen, um einem Concerte beizuwohnen, wo ich dann Gelegenheit hätte, die ganze Elite dieſer Stadt zu ſehen. Alle Holländer, die ich kennen lernte, haben einen furchtbaren Haß auf Preußen; dazu wurde Volk und Regierung fortwährend von ihnen verwechſelt. Sobald ſie aber hörten, ich ſei kein Preuße, ſondern ein Bremer, waren ſie die Liebenswürdigkeit ſelbſt.

Als ich von Groningen abreiſte, ſtanden mir zwei Wege zu Gebote, um nach Amſterdam zu gelangen, entweder über Zwolle per Eiſenbahn zu reiſen, oder über Harlingen und dann eine Meeresfahrt auf dem Zuiderſee zu nehmen. Ich entſchied mich für letztere Tour, weil ich nun Gelegenheit hatte, das eigentliche Friesland kennen zu lernen. In Leuwarden, der uralten Hauptſtadt Frieslands hielt ich mich nur einige Stunden auf. Intereſſant iſt das Muſeum mit ſeinen frieſiſchen Alterthümern, die ſehr ſchön arrangirt ſind. Berühmt ſind die hieſigen Märkte für Fettvieh, ſie nehmen denſelben Rang an, wie der Oldenburger Pferdemarkt von Medardi. Eines noch größeren Rufes erfreuen ſich aber die Frauen Leuwardens und der ganzen Provinz Friesland. Ich kann nun eigentlich nicht ſagen, daß ich hierin einen großen Unterſchied von Groningen gefunden habe. In keinem Theil, weder in Städten noch auf dem Lande, iſt mir aber ſowohl unter dem männlichen als weiblichen Geſchlecht ein ſo kerniger, blühender Menſchenſchlag entgegen getreten. Auch die unteren Stände, die man überall anderswo ſchlecht ernährt findet, zeichnen ſich hier durch eine blühende Geſichtsfarbe aus. Die meiſten Frauen haben goldgelbe Haare und ſchöne blaue Augen; viele tragen ihren Nationalkopfputz, der in der Provinz Groningen aus goldenen und ſilbernen Platten beſteht, die die Scheitel des Kopfs bis zur Stirn über einer weißen Haube bedecken. In dem eigentlichen Friesland erſtreckt ſich dieſer Kopfputz bis in's Geſicht; neben den Augen hängen eine Paar goldene, die Form einer kleinen Laterne habende,

Schlösser; das Ganze gleicht dem Kopftheil eines Pferdegeschirrs; trotzdem macht sich der „Staat" sehr gut; die rothen Wangen und blauen Augen werden um so mehr dadurch gehoben. In Franeker verweilte ich nur, um das berühmte Himmelsgebäude, auf dem die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Erde dargestellt sind, in Augenschein zu nehmen. Bis zum Jahre 1811 war diese Stadt der Sitz einer bedeutenden Universität, an der unter anderen Gelehrten auch der berühmte Hemsterhuis wirkte. Napoleon zog sie ein; dasselbe Schicksal theilte mit Franeker Deventer und Harderwyk. Auch Harlingen ist wie Groningen von lauter Canälen durchschossen, die alle mit kleinen Schiffen bedeckt sind. Beide Provinzen befinden sich in dem größten Theile des europäischen Zwischenhandels. Der Schiffsverkehr zwischen Holland und Bremen und Hamburg wird meistens von Schiffen besorgt, deren Heimath Friesland und Groningen ist. Es sind kleine schwerfällige, breitgebaute Schiffe, die die Namen Tjalken und Kuffen führen, schlecht segeln, aber gut See halten. Diese Schiffer unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß sie, wie die Chinesen, nie von ihren Schiffen herunterkommen und Frau und Kinder bei sich führen. Dieselben haben auch in ihrer Heimath in der Regel keine Wohnung. Ich habe mir eigens, sowohl hier als in Groningen den Adreßkalender geben lassen und daraus ersehen, wie viele Schifferfamilien nicht in ihren Häusern, sondern auf ihren Schiffen wohnen. Natürlich leben sie dadurch billiger, als wenn sie einen doppelten Haushalt führen müssen; überdies gehören ihnen die Schiffe meistens selbst zu. Dies ist wohl die Ursache, daß unsere deutschen Schiffer mit den Holländern bis jetzt nicht haben concurriren können, und daß letztere, weil sie die Fracht zu niederen Raten annehmen können, sich fast im alleinigen Besitz des Zwischenhandels befinden.

Ich logire hier in dem ersten Gasthofe, in den ich durch einen holländischen Kaufmann, der in Band macht, geführt wurde. Eine musterhafte Reinlichkeit herrscht in dem ganzen Hause. Die Schlaf-

zimmer, ich beſah mir mehrere, ſind aber ſo klein, wie Schiffscajüten. Die Betten befinden ſich in Cojen, wie man bei uns im Stedingerlande wie in allen urſprünglich frieſiſchen Diſtricten noch ſehr häufig antrifft. Ganz vorzüglich fand ich hier, wie in Groningen das Gebäck. Die Groninger Waffeln ſind ja weltberühmt, nicht minder aber das Brod und die verſchiedenen Kuchenſorten, die des Mittags präſentirt werden. Die Küche nähert ſich ganz der engliſchen. Das Fleiſch fand ich überall ausgezeichnet, die Gemüſe in Waſſer gekocht und halb gar. In Groningen erſchienen ſogar einmal Pferdebohnen auf der Tafel. Des Morgens iſt auch für alle Fremde gemeinſchaftlich gedeckt, und man wird von „Jan“, ſo heißt hier allgemein der Kellner, gefragt, ob man Thee oder Kaffee haben wolle. Man wundert ſich bei uns immer über die Vorzüglichkeit des holländiſchen Thees, während man in Deutſchland ſtatt deſſen bloß heißes Waſſer trinkt. Ich habe genau darauf geachtet, wie man denſelben macht; überall fand ich, daß man zu jeder kleinen Taſſe — dieſelben ſind einzig in ihrer Art, von weißem Porzellan mit blauen Guirlanden, ohne Henkel und nicht größer, als daß ein „Kluntje“ Stück feiner Zucker eben darin liegen kann — drei aufgehäufte Theelöffel Thee rechnet. Ueberall, wo ich war, nahm man dies Maß; dadurch muß natürlich der Thee beſſer werden, als bei uns, wo eine ſolche Quantität ausreicht, um eine ganze Damengeſellſchaft zu geiſtreichen Theegeſprächen zu animiren.

LXX.

Amſterdam.

Geſtern Morgen fuhr ich mit dem Dampfſchiffe um 6 Uhr von Harlingen, machte eine ſehr ſtürmiſche Fahrt über den Zuider-

und gelangte ungefähr um 2 Uhr hier an. Der Zuiderſee vermittelte urſprünglich den Verkehr Amſterdams mit der Welt, iſt aber jetzt ſo verſandet, daß nur Schiffe, die nicht tiefer als neun Fuß gehen, auf ihm fahren können. Der Handel Amſterdams wäre ruinirt geweſen, wenn die großen Schiffe — bekanntlich haben dieſelben in den letzten Jahren immer größere Dimenſionen angenommen — nicht unmittelbar bis zur Stadt hätten kommen können. Man entſchloß ſich daher raſch zur Anlegung des großartigen holländiſchen Canals, der bei Nieuvediep in die Nordſee mündet und es den größten Schiffen möglich macht, mit ihrer Ladung nach Amſterdam zu kommen. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck gewährt Zaardam mit ſeinen 400 Windmühlen; es erſtreckt ſich ganz bis Amſterdam; obgleich es 10,000 Einwohner hat, ſo iſt es noch jetzt wie zur Zeit Peter des Großen, der hier den Schiffsbau lernte, ein Dorf. Amſterdam, das bekanntlich, da wo die Amſtel ſich in das Y, einen Theil des Zuiderſees ergießt, auf Pfählen erbaut iſt, macht von Fern den Eindruck einer aus dem Meer emporgewachſenen Stadt. Hier hört es übrigens mit der ſogenannten holländiſchen Reinlichkeit auf. Ich habe mir ein genaues Bild von der ganzen Stadt verſchafft. Sie haben keinen Begriff von dem Geſtank, der hier überall herrſcht. Da ſind die Odeurs der Groninger Grachten geradezu noch Parfüms gegen die von Amſterdam. Die Canäle ſind gewiß in ein paar Jahrhunderten nicht gereinigt worden. Ein großer Reichthum herrſcht hier, aber eine ebenſo einſchneidende Armuth. Wenn man nun Jemanden auf der Straße um etwas fragt, ſo hat man ſofort 4—5 Lazzaronis, um ſich, die ſich als Führer anbieten und die man dann gar nicht wieder los werden kann. Der zoologiſche Garten gehört einer Geſellſchaft; als die größte Merkwürdigkeit, worauf man ſich nicht wenig einbildete, zeigte man mir den großen Salamander. Wer ſich für Gemälde und namentlich für die niederländiſche Schule intereſſirt, findet hier Gelegenheit, ſeiner Liebhaberei nachzuhängen. In dem Muſeum ſind allein an 500 Gemälde, die der niederlän-

diſchen Schule angehören. Damals gehörte Holland aber noch zum deutſchen Reiche, ebenſowohl wie Belgien, und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß der Verfall der Künſte eintrat, als es durch den weſtphäliſchen Frieden von Deutſchland losgeriſſen wurde. Auch das Muſeum van der Hoop und das Muſeum Fodor ſind ſehenswerth. Das alte Rathhaus, der Palaſt genannt, iſt namentlich dadurch ausgezeichnet, daß es am Markte, an dem es liegt, gar keinen Eingang hat. Die Börſe iſt ein großartiges Gebäude, hat ein ſchönes Portal von doriſchen Säulen. In demſelben iſt die Statue Merkurs aufgeſtellt. Wenn jetzt ſo ein alter Römer und Grieche wieder aufſtünde und käme direct nach Holland, ſo würde er glauben, Merkur werde jetzt noch ebenſo verehrt, als zu ſeiner Zeit. Denn ſchwerlich haben die alten Römer größeren Cultus mit dem Merkur getrieben. Da die Holländer aber vorzugsweiſe ein Handelsvolk ſind, ſo hat es gewiſſermaßen eine ſymboliſche Bedeutung, daß ſie trotz ihres Chriſtenthums, doch an ihrem alten Heidenthume feſthalten und dem Gott der Diebe Statuen errichten.

Das Krankenhaus iſt ein großes weitläufiges Gebäude, früher ein Kloſter geweſen; es entſpricht aber durchaus nicht den Anſprüchen der Neuzeit. Die Krankenſäle liegen theilweiſe bis unter den Dachſtuhl. Die Zimmer enthalten zu viele Betten; in einigen zählte ich deren 50; über der unteren Reihe von Betten befanden ſich in demſelben Saale eine zweite obere. Dazu jedes Bett von einem weißen Vorhange umgeben; ſo daß die Kranken ihre eigene verdorbene Luft wieder einathmen müſſen. Wie es im 19. Jahrhunderte noch ſolche Krankenhäuſer geben kann, iſt mir unbegreiflich. Daß die Luft in dieſen Sälen eine ſchreckliche war, werden Sie mir gern glauben. Von Ventilation kann natürlich gar keine Rede ſein. Ueberall fand ich Alles ſehr mal propre. Es iſt unbegreiflich, daß eine ſo reiche Stadt wie Amſterdam im 19. Jahrhunderte ſich mit einem ſolchen Hospital, das eher einem Zuchthauſe, als Krankenhauſe gleicht, begnügen kann. Es enthält 7—800 Betten; vier

Assistenzärzte wohnen darin. Ich kam grade zur rechten Zeit, um mit Professor Thilanus die Visite zu machen. Derselbe ist schon ein ältlicher Herr bereits ganz grau, hat scharfe, stechende Augen, ist sehr mager, aber noch rasch und behende in seinen Bewegungen. Die syphilitischen Kranken lagen unter den anderen Kranken durch alle Säle zerstreut; unter anderen befand sich eine Frau dort, die an tertiärer Syphilis litt und einen gräßlichen Anblick bot; nachdem sie alle nur möglichen syphilitischen Curen ohne Erfolg durchgemacht hat, behandelt man sie jetzt seit ein paar Jahren auf Lepra. In dem einen Saale lag ein Patient, der ein einen Kindskopf großes aneurysma arcus aortae hatte; dann eine Frau, die an einem hochgradigen aneurysma der aorta abdominalis litt. Thilanus machte den Eindruck eines sehr rationellen Chirurgen. Seine Maximen über den Gypsverband stimmten ganz mit den meinigen überein. Er wendet den Gypsverband nie anders an, als bis alle Geschwulst sich verloren hat, gewöhnlich erst nach 14 Tagen; niemals aber gleich nach Statt gehabter Verletzung; die antimercurielle Behandlung bei Syphilis verwirft er. Bei tertiärer Syphilis wird Jodkalium gereicht; bei Syphilis der Haut und Schleimhaut die Schmiercur in Anwendung gezogen.

Auf der geburtshülflichen Abtheilung, die eben so schlecht ventilirt war, machte ich die Bekanntschaft des Professor Lehmann. Wie alle großen Geburtshelfer hatte er etwas sehr Bestimmtes in seinem ganzen Auftreten; seine Figur erinnert an den verstorbenen Busch in Berlin und Trefurt in Göttingen, die auch beide solch' einen athletischen Bau hatten, während Nägele und Siebold durch eine kleine Statur sich auszeichneten. Professor Lehmann sprach ein so gutes Deutsch, daß ich der Vermuthung Raum gebe, er sei ein guter Deutscher. Es kommen hier ungefähr 500 Frauen jährlich nieder, „werden befallen", wie es im Holländischen heißt. Die Gebärende befindet sich in einem besonderen Zimmer. Die Säuglinge tragen übrigens alle kleine Hauben. Bekanntlich hat man in Deutschland angefangen, trotzdem daß dadurch allen Gesetzen der

Physiologie und Diätetik Hohn gesprochen wird, den Neugeborenen, ohne Unterschied, ob sie mit Haaren oder ohne Haare geboren werden, die bisher üblichen Hauben wegzulassen, weil man in Ostindien und Merico dies auch thut. Unbegreiflicher Weise machen die meisten Aerzte diese unglückliche Mode, die die Ursache so vieler Kinderkrankheiten ist, mit. Wenn man dieselben nach dem Grunde fragt, so bekommt man zur Antwort, die Kinder sollten dadurch abgehärtet werden. Warum, frage ich, denn die Kinder überhaupt noch anziehen, wenn man den Kopf, der das edelste Organ enthält, der überdies durch das Offenstehen der Fontanellen am wenigsten gegen die äußeren Einflüsse geschützt ist, selbst in der Periode, wo ihm seine natürliche Bedeckung, die Haare fehlen, unbedeckt lassen will? Wenn man in früheren Jahren und in einigen Gegenden darin zu weit ging, daß man neugeborenen Kindern wattirte oder gar Pelzmützen aufsetzte, so ist das heutige Extrem, den Kopf ganz unbedeckt zu lassen, eben so tadelnswerth, und man begreift die Aerzte nicht, wie sie sich bestimmen lassen können, solche alberne und unsinnige Moden mitzumachen. Ich habe schon manchen Strauß wegen dieser Albernheit mit Modemüttern, Hebammen und Sechswochenfrauen hier auskämpfen müssen. Gründe weiß Keiner für die Mode abzugeben. Der ewige Refrain ist: Ach Herr Doctor, lassen Sie uns die Mode doch mitmachen. Es hat mir ordentlich wohl gethan, daß ich hier in Amsterdam alle die kleinen Wesen mit Hauben antraf. Als ich Professor Lehmann meine Genugthuung hierüber ausdrückte, entgegnete er mit sichtbarer Selbstbefriedigung: wir Holländer sind zu vernünftig, um solche unphysiologischen Moden mitzumachen.

Die hier früher bestandene Akademie, an der noch außer Thilanus und Lehmann zwei Professoren angestellt sind, ist seit der Einführung der neuen Medicinalverfassung aufgehoben worden. Dieses Institut ist mit dem Athenäum vereinigt, einer Anstalt, die zwischen einem Gymnasium und einer Universität steht. Man geht noch fortwährend mit dem Gedanken um, Amsterdam zu einer

Universität zu erheben. Außerhalb der Stadt liegt auch noch ein Krankenhaus.

Das Gewühl des Abends hier in den Straßen ist außerordentlich. Eigenthümlich sind die Kaffeehäuser eingerichtet; sie sind mit Rücksicht auf Diejenigen, die sich an dem Leben auf den Straßen ergötzen wollen, in zwei Abtheilungen eingetheilt. In der ersten sitzt man ohne Licht und sieht auf die taghell erleuchtete Straße, ohne selbst gesehen werden zu können; an diese Abtheilung schließt sich die zweite für Diejenigen, die Zeitungen lesen wollen.

LXXI.

Leyden.

Holland ist nicht groß; es hat noch hundert Quadratmeilen weniger, als das ehemalige Königreich Hannover, aber ungefähr die doppelte Anzahl von Bewohnern, was offenbar dafür spricht, daß die nationalökonomischen Zustände hier gesünder sind. Man braucht nicht viel Zeit, um das ganze Königreich zu durchfliegen. Wundern Sie sich deshalb nicht, daß ich Ihnen jetzt schon von Leyden aus schreibe, wo ich mich seit heute vor Anker gelegt habe. In Haarlem verweilte ich nur einige Stunden; ich schwärme nicht so für Musik, um für 12 Gulden den Genuß zu erkaufen, die Töne der berühmten Orgel zu hören. Ob man allein oder in Gesellschaft dort hinkommt, es ist einerlei, der Küster bittet sich stets seine 12 Gulden aus. Nirgends habe ich übrigens ein schöneres Glockengeläute gefunden, als hier. Interessant war es für mich, einen holländischen Guttenberg zu entdecken, Namens Coster, dessen Standbild auf dem Markte steht, und für den die Holländer die Ehre in Anspruch nehmen, der eigentliche Erfinder

der Buchdruckerkunst zu sein. Die hier getriebene Blumenzucht ist wirklich großartig und verdient das ihr überall zuertheilte Lob. Einen sehr schönen Anblick gewährt auch der unmittelbar an die Stadt stoßende Buchenwald, besonders da man so wenig Laubholz zu sehen bekömmt, daß die Augen ordentlich sich freuen, in saftigem Grün sich einmal baden zu können. Von großem Interesse für jeden Deutschen ist das zwei Stunden von Haarlem gelegene Dorf Katwijk. Man liest noch jetzt in vielen Geographiebüchern, der Rhein verliere sich in's Meer, ohne daß man genau anzugeben wüßte, wo er münde. Dies ist nicht correct. Die Holländer haben immer sehr gut den Ausfluß des Rheins gekannt; durch eine entsetzliche Sturmfluth wurde aber die Mündung desselben so mit Sand verschüttet, daß auf vielen Meilen eine Wassermenge sich bildete, und man nun das eigentliche Flußbett nicht mehr unterscheiden konnte. Diese Strecke dem Meere zu entreißen und das Haarlemer Meer trocken zu legen, wurde von dem König Ludewig bei dem Dorfe Katwijk ein Canal angelegt, durch den der Rhein in's Meer geleitet, und eine große Strecke fruchtbarer Boden cultivirt wurde. Das ist wohl keine Frage, daß die Holländer auch jetzt noch in Wasserbauten Erstaunliches leisten und von keinem Volke der Erde übertroffen werden.

Hier in Leyden wird man von denselben Gefühlen als in Oxford ergriffen; doch macht Leyden einen melancholischen Eindruck; es fehlt ihm der heitere, fröhliche Anstrich, den Oxford trotz seines ehrwürdigen Alters gewährt. Seinem Umfange nach möchte Leyden ungefähr so groß wie Hamburg sein; Canäle durchziehen die ganze Stadt; die großen, palastartigen Häuser, die man an allen Straßen findet, namentlich auf der sogenannten Rapenburg erinnern an seine ehemalige Größe und Bedeutung. Jetzt ist es eine Stadt von kaum 30,000 Einwohnern, während es im Mittelalter über hunderttausend hatte. Eine kirchhofähnliche Stille herrscht auf seinen Straßen. Obgleich für holländische Mediciner noch immer die erste Universität, ist Leyden jetzt doch nur ein Schatten seiner ehemaligen Größe. Wer kennt in Deutschland die Namen

der hiesigen Professoren? Welch' ein Unterschied gegen damals, als Boerhaave das ganze medicinische Europa zu seinen Füßen versammelte und Leyden für den jungen Mediciner das war, was jetzt Wien und Berlin sind. Wie die ganze Stadt zurückgekommen ist, und eine förmliche geistige Stagnation hier ebenso wie in den stinkenden Grachten herrscht, so dasselbe ist mit der Universität der Fall. Ein paar strebsame, berühmte Mediciner würden den Glanz der Universität wieder neu auffrischen.

Dieser Gedanke entstand bei mir, als ich die Akademie besah, die grade restaurirt wurde. An der Wand im ersten Stock befand sich ein Carton, mit Kreide wahrscheinlich von einem Studenten gezeichnet, der einen jungen Studenten darstellte, der auf einem Fuchs seiner Mutter und Schwester entgegenritt, während die alten Studenten mit Peitschen hinter ihm herliefen und ihre Hunde auf die beiden Füchse hetzten. Das Bild machte einen höchst drastischen Eindruck und bekundet, daß hier ähnliche Sitten und Gebräuche existiren, wie auf den deutschen Universitäten.

Ich konnte es nicht unterlassen, den Professor Krieger, der hier die Chirurgie lehrt, zu besuchen. Er wohnt in einem der schönsten Stadttheile auf der Hojengracht. Ich traf in ihm einen alten Herrn mit schneeweißen Haaren; er klagte sehr über seine Gesundheit. Etwas Eckiges, Plumpes, Rustikanisches haben alle Holländer, die ich bisher näher kennen gelernt habe.... Die frische, gesunde Farbe der Einwohner habe ich nur bis Harlingen getroffen. In Amsterdam, sowie auch hier, haben die meisten Menschen ein höchst ungesundes, erdfahles Aussehen; alle erinnerten mich an jenes Individuum mit Knochensyphilis, das ich in dem Amsterdamer Krankenhause traf. Ebenso ist es mit der Reinlichkeit. So weit Friesland geht, hat die Sache ihre Richtigkeit; man sollte daher von der friesischen, aber nicht von der holländischen Reinlichkeit reden. In Amsterdam logirte ich in dem ersten deutschen Gasthofe, in der Stadt Elberfeld. Hätte ich als Arzt nicht überhaupt Resignation üben gelernt, so hätte mir die Lust vergehen kön-

nen, hier zu logiren. So sind bei uns die Auswandererhäuser beschaffen, vielleicht noch besser. Auch die Keller waren alle so schmierig, und die Creditlumpen, die sie trugen, verriethen gar zu sehr, daß die Seife hier überaus theuer sein muß. Möglicher Weise existirt in dieser Stadt auch eine Seifensteuer, wie eine Fenster- und Sophasteuer.

Professor Krieger klagte über das hiesige Hospital. Unter der Zahl der Einwohner seien wenigstens 20,000 notorisch Arme; die Skrophulose und Tuberkulose herrsche in erschreckender Weise. Verletzungen kommen wegen der vielen Fabriken hier sehr häufig vor. Die Leydener Tuche waren schon im Mittelalter berühmt; doch hat diese Industrie sehr abgenommen und erstreckt sich der heutige Gewerbfleiß hauptsächlich auf die Anfertigung von allen möglichen andern Wollwaaren. Außer der Tuberkulose ist die Steinkrankheit hier vorherrschend. Professor Krieger ist ein unbedingter Anhänger der Lithotomie; er sagte mir, seine Resultate seien so günstig, daß er keine Veranlassung gefunden habe, zur Lithotripsie überzugehen. Unter 60 Patienten, an denen er den Steinschnitt vollzogen habe, habe er nur drei Todesfälle zu beklagen. Das ist in der That ein Resultat, wie es Civiale nicht aufzuweisen hatte. Selbst ganz kleine Kinder seien schon mit diesem Leiden behaftet; er habe ein Kind von zwei Jahren operirt, das einen Stein gehabt, der beinahe die ganze Blase ausgefüllt hätte. Zu den häufigsten chirurgischen Leiden gehört hier auch der Wasserbruch. Krieger kannte nicht meine neue Operationsmethode dieses Leidens und es war ihm daher interessant, als ich ihm die Vortheile derselben vor der gewöhnlichen Incision auseinander setzte. Es ist im Allgemeinen schwer, daß alte Leute über Neues günstig urtheilen. Krieger machte zu meinem Erstaunen eine Ausnahme; die Vorzüge der Punctio-Excision vor der bloßen Incision schienen ihm auf's Klarste einzuleuchten. Ich hatte niemals von einem Professor Krieger gehört noch gelesen. Sie können denken, wie überraschend es für mich war, einen so ausgezeichneten und verständigen Chirur-

gen in ihm kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den Krieger macht, ist nicht günstig; sein nichtsweniger als anziehendes Aeußere tritt Einem störend entgegen; auch glaube ich, daß Krieger durchaus nicht zu den genialen, sehr talentvollen Menschen gehört. Auf jeden Fall ist er aber sehr ruhiger Beobachter, ein sehr fleißiger, gründlicher Arzt, und ein vorurtheilsfreier Mensch, durch diese Eigenschaften leistet er in der Chirurgie vielleicht mehr, als der geübteste Operateur, dem diese Eigenschaften abgehen. Sehr lehrreich waren die Resultate, die er über sein Operationsverfahren bei Wasserbrüchen mittheilte, erfreulich für mich, weil sie ganz mit meinen Erfahrungen übereinstimmten. Krieger gehört nämlich auch zu den Chirurgen, die die Injection, sowohl von Jod als Chloroform, aufgegeben haben. Wenn ich mich Velpeaus erinnere, mit welcher mathematischen Sicherheit er stets seine Erfolge von Jodeinspritzungen beim Wasserbruche anpries, während man in Wirklichkeit schon nach einigen Wochen Recidiven beobachten konnte und nun Krieger dagegen halte, der mit der natürlichsten Offenheit und Wahrhaftigkeit das Gegentheil erzählt, dann wird mir der Unterschied zwischen den Chirurgen so recht klar und ich sehe ein, daß man doch nur auf die Maximen des Wundarztes hören sollte, der, wie Krieger, von vornherein den Eindruck eines streng wahrheitsliebenden Mannes macht. Letzterer ist deshalb zur Incision zurückgekehrt. Wenn man von Radicaloperationen sprechen will, so sollte man die Injectionsmethode nicht zu diesen wie bisher in den chirurgischen Lehrbüchern zählen. Die meisten Wasserbrüche bei Kindern, versicherte Krieger mir, heile er mit Umschlägen von Salmiak mit Essig. Auch Krieger war nicht besonders erbaut von der neuen holländischen Medicinalreform; außer der Amsterdamer chirurgischen Schule sind auch die zu Rotterdam, Hoor und Haarlem aufgehoben, und wenn einmal die hier gebildeten „Plaatelands-Heel en Vroedmeesters" ausgestorben sein werden, wird man schon zur Einsicht gelangen, wie gerade das Platt-Land den größten Schaden davon ernten wird, daß die Regierung es sich in den Sinn kommen

ließ, nur eine Art von Heilkünſtlern von jetzt an im Königreich Holland dulden zu wollen. Der Gehalt der Profeſſoren beträgt 2800 Gulden; auch giebt es einen ordentlichen Profeſſor. Es ſtudiren hier jährlich 600 Studenten, während in Leyden zur Zeit ſeiner Blüthe tauſende aus aller Herren Ländern ihr Studium betrieben.

Der zweite Profeſſor, den ich aufſuchte, war Suringar. Er wohnt in einem Palaſte an der Rapenburg, iſt Director des Krankenhauſes und der Klinik. Ich traf in ihm eine vollſtändige Ruine; der Mann war gänzlich altersſchwach, senex in des Wortes engſter Bedeutung; er hing nur noch, ſo zu ſagen, in ſeinen Gräten. Es war ſchwer, eine Unterhaltung mit ihm zu führen. Als ich ihn um die Erlaubniß bat, ſein Hospital zu beſehen, ſchlug er es mir in der höflichſten Weiſe ab. Als ich von ihm hörte, daß Prys van der Hoeven, der ſich wie Suringar mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigte, der älteſte ſeiner Collegen ſei, verzichtete ich auf die Bekanntſchaft dieſes Herrn. Die übrigen Profeſſoren ſind Thomas, der über Geburtshülfe lieſt, Evers, Heinſius der Phyſiologie und Bogaard, der Anatom. Der alte Suringar erinnerte mich auf's Lebhafteſte an den alten Conradi in Göttingen, der auch, wenn er ſechs Wörter geſprochen hatte, einige Minuten ſich bedenken mußte, um das ſiebente zu finden, deſſen Gelehrſamkeit darin beſtand, bei jeder einzelnen Krankheit zu citiren, wie Galen, wie Hippokrates, wie Celſus und Baglivi darüber gedacht hatten, für den aber mit Peter Frank die Medicin wie ein codex justinianus zum Abſchluß gelangt war.

Ich konnte doch meiner Neugierde nicht widerſtehen, das Krankenhaus in Augenſchein zu nehmen. Es iſt ein winziges Gebäude, in der Form eines durchgeſchnittenen Vierecks gebaut, mit der offenen Seite nach Südoſten ſehend. Ja Suringar, ſowohl als Krieger hatten Recht gehabt (auch letzterer hatte mir von einem Beſuch des Hospitals abgerathen), das Hospital verdient kaum dieſen Namen. Von den 50 Betten — ſage 50 Betten für eine Univerſität

wie Leyden — waren 12 für die Gebäranſtalt beſtimmt. Das Merkwürdigſte war, daß ich auch nicht einen einzigen Kranken dort fand. Der Hausverwalter war übrigens ſehr freundlich, er führte mich durch alle Räume. Auch eine kleine Schädelſammlung war aufgeſtellt. Die Bettgeſtelle waren wenigſtens nicht von Holz, ſondern von Eiſen.

Deſto mehr war ich befriedigt von dem naturhiſtoriſchen Muſeum, das in ornithologiſcher Beziehung das britiſche Muſeum, ja wohl auch das bremiſche übertrifft; eine Sammlung von Gegenſtänden der vergleichenden Anatomie dürfte ſchwerlich irgend vollſtändiger gefunden werden; jedes Thier iſt circa durch zwanzig Exemplare vertreten. Eben ſo einzig in ihrer Art iſt die von der holländiſchen Regierung angekaufte Sammlung unſers Landsmanns des Arztes v. Siebold, die lauter Gegenſtände enthält, die ſich auf das japan'ſche Culturleben erſtrecken und Zeugniß davon ablegen, daß die japaneſiſche Cultur vor der europäiſchen ſich nicht zu ſchämen braucht. Auch das Alterthums-Muſeum befriedigte mich in hohem Grade.

LXXII.

Utrecht.

Der Mond der ſcheint ſo helle, die Todten reiten ſchnelle! Wundern Sie ſich nicht über mein ſchnelles Reiſen; die holländiſchen Städte mit ihren ſtinkenden Canälen können Einem ſchon das Reiſen verleiden. In Leyden war der Geſtank kaum zum Aushalten. Auch die vorigjährige Epidemie, die 75 Procent, über 4000 Menſchen, hinwegraffte, ſcheint vorübergegangen zu ſein, ohne eine Mahnung hinterlaſſen zu haben. In Haag war ich geſtern. Ich beſuchte den jungen Dr. Ermerins, der Arzt am dortigen Hospital iſt, traf ihn aber leider nicht zu Hauſe. Haag iſt

bisjetzt die einzige Stadt, die ich von den holländischen gesehen, wo man den Geruch der Canäle ertragen konnte; ob es daher kommt, daß es verhältnißmäßig die wenigsten hat, oder ob das neue Luftabführsystem des Ingenieur Lienur hiervon die Ursache ist, weiß ich nicht. Ich habe mit mehreren Einwohnern von Haag mich über diesen Punkt unterhalten. Keiner konnte mir aber sichere Nachrichten geben. Einige behaupten, dieses System sei bereits eingeführt und habe sich trefflich bewährt, Andere versicherten mir, es sollte erst eingeführt werden.

Da weile ich nun in der dritten Universitätsstadt. Rotterdam habe ich nur auf einige Stunden besucht, um mir die Stadt anzusehen. Krieger schilderte mir das Hospital als das beste; doch sei es gesackt und habe solche Risse bekommen, daß man die Hände dazwischen legen könnte. Wenn die Kosten nicht gar zu groß seien, so beabsichtige man es niederzureißen. Die armen holländischen Kranken! Wirklich, die Gefangenen der Strafanstalten sind besser daran, als die Insassen des holländischen Hospitals zu Amsterdam; und dies ist das Land, wo Boerhaave lebte, und als ein Kaiser die ganze Medicin beherrschte. Auch die chirurgische Schule dort ist aufgehoben. Utrecht ist ein friedlicher Ort mit 60,000 Einwohnern, und von den Universitäten wohl diejenige, wo am meisten geistiges Leben herrscht. Von meinem Wirthe, der sehr genau über die hiesigen Verhältnisse instruirt schien, erfuhr ich, daß sämmtliche Professoren verreist waren. Mulder und Donders haben selbst in der neuesten Zeit der Universität hohen Glanz verliehen. Die Zahl der Studenten beträgt einige über fünfhundert, unter denen im vorigen Semester 85 Mediciner sich befanden. Wie alle holländischen Universitäten, ist auch die hiesige schwach mit Lehrern besetzt. Loucq liest Materia medica und specielle Pathologie und Therapie, Donders Physiologie und Augenklinik, von Goudoever Chirurgie und Geburtshülfe, Koster Anatomie und gerichtliche Arzneikunde. Von den hiesigen Anstalten weiß ich Ihnen nichts Besonderes zu berichten. In Bezug auf Donders muß ich es

hervorheben, daß er seine enormen Verdienste um die Augenheilkunde dem Umstande verdankt, daß er kein Specialist, sondern ein großer Physiologe ist. Ehe ich Ihnen von Holland aus zum letzten Male schreibe, kann ich es nicht unterlassen, Ihnen einige Bemerkungen über Land und Leute und über die holländische Medicin zu machen. Holland hat das Unglück gehabt, zu seiner Blüthe-periode, die ein Ausfluß des deutschen Bürgerthums und des damaligen deutschen Geistes war, von dem deutschen Reiche losgerissen zu werden. Es ging ihm wie einer Rose, an deren Stamme eine kräftige, eine schöne Blume versprechende Knospe sich entwickelt; wird dieselbe abgeschnitten und in ein Glas voll Wasser gesteckt, so kann zwar diese Knospe zur Blume aufblühen; aber die Zeit der Blüthe ist dann auch vorbei; die verblühte Blume treibt keine neuen Knospen, sie verfault und verwelkt in dem künstlichen Treibmittel. So ging es Holland. Seine Blüthe dauerte nicht lange, weil es vom Mutterlande getrennt, und damit ihm die Lebensadern unterbunden wurden. Jetzt ist es vollständig in Stagnation begriffen; in allen Städten sind sowohl die großen Fabriken wie der Handel in dem Besitze der Deutschen; die Amsterdamer Börse wird ausschließlich von deutschen Kaufleuten beherrscht, und besäße Holland die Colonien nicht, so hätte es wahrscheinlich schon längst aufgehört, ein selbstständiges Reich zu bilden. Es war vielleicht der größte Fehler, den die europäische Diplomatie sich hat zu Schulden kommen lassen, daß sie Holland, das stets auf der Seite Frankreichs gekämpft und für seine eigene Unabhängigkeit kein Blut vergossen hatte, zur Belohnung dieses Betragens zu einem selbstständigen Königreich erhob; ein noch größerer Fehler war es, Belgien, das bis zum Ausbruche der französischen Revolution, unter dem Namen des burgundischen Kreises, einen integrirenden Theil des deutschen Reichs ausgemacht hatte, ohne Weiteres dem deutschen Reich bis auf Luxemburg zu entreißen und damit das indolente Holland, das es gar nicht verdiente, zu belehnen. Dieser Fehler rächte sich schon 1830 durch die belgische Revolution. Hol-

land ſteht augenblicklich an einem Wendepunkt ſeiner Geſchichte; wenn es auch noch einige hervorragende Gelehrte beſitzt, ſo iſt es doch auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo weit geſunken, daß es ſeine Gelehrten ſich aus Deutſchland importiren laſſen muß. Wunderbar kommt es mir vor, daß die Holländer für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, eine eigene Sprache zu ſprechen; ebenſo gut könnte man das mecklenburgiſche, das bremiſche, das oſtfrieſiſche Platt- oder Niederdeutſch eine eigene Sprache nennen. Von allen niederdeutſchen Dialecten iſt keiner ſo plump, ſo roh, rauh und ungebildet als der holländiſche. Wenn man einen Holländer ſprechen hört, ſo wird man unwillkürlich zum Lachen gereizt; Jan, een flaemtje (Fidibus) Jan, een sneeuwballetje (Glas Genever mit Zucker) ſind die ſtereotypen Ausdrücke, die Einem in den Gaſtzimmern entgegentönen. Das Oſtfrieſiſche klingt gegen das Holländiſche noch fein. Die übrigen niederdeutſchen Dialecte ſind durch die Berührung mit dem hochdeutſchen verfeinert worden, während das Holländiſche in ſeiner Abgeſchloſſenheit ſich wahrſcheinlich ſo erhalten hat, wie es zur Zeit der Römer geſprochen wurde. Alle Anmuth, alle Grazie, alles Liebliche, alle Geſchmeidigkeit geht dem holländiſchen Dialecte vollſtändig ab. Keine Sprache hat ſo etwas Thieriſches, Unartikulirtes als das Holländiſche. Wirklich, die Ohren thun Einem weh, wenn man ein paar Holländer mit einander „proten" hört. Das einzige Gute dabei iſt, daß unſer Zwerchfell fortwährend unwillkürlich ſich in Bewegung ſetzt.

Man kann dreiſt behaupten, eben ſo plump und unbehülflich wie die ganze Figur des Holländers im Allgemeinen iſt, eben ſo ungelenkig und unbehülflich iſt auch ſeine Sprache. In ganz Holland traf ich eine furchtbare Angſt, von Preußen annectirt zu werden. Wie die Schweizer, bilden ſie ſich ein, daß ſie eine beſondere Nation ausmachen. Ich habe mir mehrere Male das Vergnügen gemacht, Vergleiche zwiſchen dem Plattdeutſchen und Holländiſchen anzuſtellen und ihnen ad oculos zu demonſtriren. Dann waren ſie ganz verdutzt, wenn ſie einſahen, daß unſer Plattdeutſch wie ein Ei dem andern

ihrer holländiſchen Sprache gleicht, und ſich nur dadurch davon unterſcheidet, daß es feiner ausgeſprochen wird.

Wie alle niederdeutſchen Dialecte, ſo iſt auch der niederländiſche ein abſterbender und untergehender. Das Hochdeutſche macht auch hier dieſelben rapiden Fortſchritte, wie bei uns in Niederſachſen. Vor dreißig Jahren traf man bei uns unter 10 Menſchen wenigſtens 8, deren gewöhnliche Sprache das Plattdeutſche war. In meiner Kindheit, weiß ich, war mein elterliches Haus in Vegeſak das einzige, wo auch die gewöhnliche Umgangsſprache die hochdeutſche war. Jetzt hat ſich bei uns das Verhältniß umgekehrt. Man trifft in Bremen unter 10 Menſchen noch kaum zwei, die plattdeutſch ſprechen. Schon jetzt iſt jeder gebildete Holländer darauf angewieſen, deutſch zu lernen. Der holländiſche Dialect geht alſo demſelben Schickſale entgegen, als ſämmtliche niederdeutſche Dialecte: er muß ausſterben.

Politiſch und wiſſenſchaftlich giebt es nur ein Mittel, um Holland aus der Lethargie aufzuwecken, der es in der That verfallen iſt, es muß ſich unbedingt dem norddeutſchen Bunde anſchließen. Thut es dies nicht, ſo iſt es ſeinem Schickſale dennoch verfallen. Bei einem demnächſt ausbrechenden Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſowohl Holland als Belgien auf der Seite Frankreichs ſtehen. Wie bei Königgrätz die Wiſſenſchaft über das Concordat und die Ignoranz einen Sieg davon trug, ſo wird in einer der Gegenden, wo ſchon ſo viele Schlachten geſchlagen wurden, das Germanenthum das Romanenthum, die Intelligenz und der Patriotismus den Chauvinismus und die Aufgeblaſenheit beſiegen; deutſch Belgien, Holland, Elſaß und Lothringen werden dann wieder zum deutſchen Reiche geſchlagen, und ſomit die letzten Fehler des Wiener Congreſſes von 1815, die ſchon eine Correction und Remedur auf dem Prager Frieden 1866 erhielten, wieder gut gemacht werden.

Wie Holland politiſch ſich nicht zu halten vermag und nur dadurch gerettet werden kann, daß es als reuiger Sünder wieder in

die Arme seiner Mutter Deutschland zurückkehrt, ebenso wenig vermag es wissenschaftlich sein Scheinleben noch länger fortzuführen. Ueber die traurige Einrichtung der medicinischen Facultäten, die nach altem Stil alle aus 3 und 4 Professoren bestehen, welche über die heterogensten Disciplinen lesen müssen, habe ich schon oben gesprochen. Bei einer solchen Einrichtung ist es unmöglich, daß die Professoren, die doch die Träger der Wissenschaft sein sollen, dieselbe fördern können. Den meisten wird es schon schwer werden, sich in den verschiedenen Disciplinen, die sie lehren sollen, bloß au fait zu halten. Daß die außerordentlichen Professoren, bis auf einige wenige Ausnahmen, wo man sparen will, und gänzlich auch die Privatdocenten fehlen, ist ein anderer großer Mangel der holländischen Universitäten. Ueberdies sind sie jetzt gänzlich in den Händen der Regierung. Die fünf Curatoren der Universität, die stets aus Laien bestehen, wo natürlich Alles nach Connexionen und Nepotismus geht, schlagen die anzustellenden Professoren vor, der Minister des Innern oder richtiger der König erwählt sie. Daß bei diesem System in einem solch' kleinen Lande der Vetter- und Basenschaft Thür und Thor geöffnet ist, liegt auf der Hand. Sollen die Universitäten den Anforderungen und dem Geiste des Jahrhunderts entsprechen, so müssen alle Gesetze, die aus der Zopfperiode stammen, durch freisinnige Institution ersetzt werden. Dies gilt auch von den deutschen Universitäten. Vor allem sei der Student nicht mehr verpflichtet, bei dem ordentlichen Professor das Colleg hören zu müssen, und stehe ihm vielmehr frei, bei jedem Privatdocenten oder außerordentlichen Professor dasselbe zu belegen. Ueberdies sei auch den Studenten eine Stimme eingeräumt, bei der Besetzung der Professur. Wie in den Ländern, wo das kirchliche Leben sich frei vom Einflusse des Staats entwickelt hat, die Gemeinden das Recht besitzen, ihre Prediger selbst zu wählen, und diese stets die besten und tüchtigsten Redner haben, so erhalte auch der Student ein Votum bei der Besetzung der Professuren. Es scheint uns nicht mehr als billig, daß der Student, der mit zur

Erhaltung der Professoren beiträgt, auch bei der Ernennung derselben gefragt wird. Mit einem Worte, die Universitäten müssen zu Gelehrten-Republiken werden, wenn sie heut zu Tage, wo Graf Bismarck die Selbstregierung als die leitende Staatsmaxime proklamirt hat, ihr Ansehen erhalten und auffrischen wollen.

Dann werden auch an den deutschen Universitäten alle die Unzulänglichkeiten wegfallen, die man heut zu Tage an ihnen, wenn auch nicht in derselben Weise wie an den niederländischen, finden kann. Dann wird es nicht mehr vorkommen, daß bei dem ordentlichen Professor die Collegien belegt, aber nicht besucht werden, während der junge tüchtige Privatdocent ein volles Haus hat. Vor allen Dingen mögen die Privatdocenten, die die Ursache sind, daß die deutschen Universitäten nicht dem Schicksale der holländischen verfallen sind, auch Mitglieder der Facultät werden, sie mögen Rechte empfangen, während sie jetzt, obschon sie eigentlich am meisten wirken und nützen, beinahe rechtslos dasteben. Ist es doch den Privatdocenten in Berlin sogar verboten, klinische Curse zu ertheilen! Wirklich, wenn man einen Blick in das holländische Universitätsleben gethan hat, dann kann man Deutschland gratuliren, daß es das Institut der Privatdocenten besitzt. Sie waren das Ferment der deutschen Wissenschaft; sie waren die Ursache, daß die deutsche Wissenschaft fortschritt, während die holländische ihren Krebsgang antrat.

Ehe ich schließe, will ich Ihnen noch einige Mittheilungen über die neue holländische Medicinalordnung machen. Merkwürdiger Weise hat die deutsche medicinische Presse ihrer Zeit schrecklich wenig Notiz von ihr genommen. Die Kritik hätte die Verpflichtung gehabt, zu zeigen, daß die holländische Medicinalordnung ein Paradigma darstelle, wie man im 19. Jahrhunderte keine Medicinalordnung machen dürfe. Eine so große Mißgeburt die Bremer genannt werden darf, gegen die holländische gehalten, erscheint sie noch einiger Maßen harmonisch; wenn man letztere zu

der monstra deficienda rechnen könnte, ſo würde die holländiſche unter die monstra abundantia zu regiſtriren ſein.

Wie Profeſſor Ermerins mir erzählte, ſei dieſe Medicinalverfaſſung deshalb in's Leben gerufen, um einige gute Sinecuren für holländiſche Aerzte zu ſchaffen, die durch ihre eigene Tüchtigkeit nicht das Zeug beſaßen, ſich eine hervorragende Lebensſtellung zu erwerben. Wie ich ſchon oben erwähnte, gab es in Holland keine Phyſici, war überhaupt von einer Staatsarzneikunde gar keine Rede.

Der erſte Artikel der holländiſchen Medicinalverfaſſung beſtimmt nun, daß die Aufſicht über die Geſundheit des Volkes, die Mittel, dieſelbe zu verbeſſern, und die Handhabung der dahin einſchlagenden Geſetze dem Miniſter des Innern und dem Medicinalinſpector und Adjunctinſpector, ſo wie dem heilkundigen Rathe übertragen werden ſollen. Es werden dann die Amtsgeſchäfte dieſer Beamten entwickelt. Hervorzuheben iſt, daß die Medicinalinſpectoren und ihre Adjuncten die praktiſche Medicin nicht ausüben dürfen, dafür aber feſte Beſoldung aus der Staatskaſſe beziehen. Alle öffentlichen Gebäude, Caſernen, Schulen u. ſ. w. ſtehen unter der Aufſicht des Inſpectors, der für jede Provinz beſonders erwählt wird. Der Inſpector für je eine oder mehrere Provinzen iſt der Vorſitzende in dem heilkundigen Rathe dieſer Provinz. Derſelbe beſteht aus dem Inſpector und Adjunctinſpector, aus 6, höchſtens 10 Aerzten und zwei, höchſtens 6 Apothekern und einem Rechtsgelehrten. Der König hat das Recht, beliebige andere Perſonen dieſem Rathe beizufügen. Derſelbe verſammelt ſich mindeſtens zweimal des Jahres; die Verſammlungen deſſelben ſind öffentlich; wenn drei Mitglieder es verlangen, findet eine geheime Sitzung Statt. Die Mitglieder des Raths werden auf drei Jahre vom Könige erwählt; ſie erhalten keine feſte Beſoldung, ſondern nur Reiſekoſten u. ſ. w. vergütet.

Ein anderer Artikel beſtimmt, daß von jetzt an nur ſechs Aerzte angeſtellt werden ſollen, die die „Genees“ (innere Medicin), „Heel“

Chirurgie, en „Verloskunde“ in ihrem ganzen Umfange ausüben. Zu diesem Zwecke werden Staatsexamina eingeführt, die die bisherigen Rechte der Universitätsexamina, auf die Holland so lange stolz war, beseitigen. Jeder, der den „graad van genees-heel en verloskunde“ empfangen will, muß ein naturwissenschaftliches und medicinisches Examen bestehen; letzteres besteht aus einem theoretischen und praktischen. Aehnliche Bestimmungen gelten für die Lehrlinge der Apotheker, Hülfsapotheker, Apotheker und Hebammen. Ein ärztliches Diplom kostet 60, ein Apothekerlehrbrief 10, eines Hülfsapothekers 50 und ein Hebammen-Diplom 10 Franken. Die bisher hier bestandenen „Plattelands-Heel en vroedmesters (Landchirurgen und Landgeburtshelfer), Plattelands-Heelmesters (Landchirurgen), Nadelijke Heel-en vroedmesters (Stadtwund- und Geburtshelfer) und die übrigen Classen, die zwei Monate vor diesem Gesetze praktisirt haben, sind befugt, ihre Praxis auch ferner auszuüben.

Diese angeführten Bestimmungen mögen genügen, um die Carricatur zu kennzeichnen. Die Medicin ist hier zu einer reinen Staatssache gemacht worden. Die Privatmedicin ist ganz verschwunden; es giebt nur Staatsbeamte, einige mit, andere ohne Besoldung. Die Wissenschaft als solche hat gar keine Berücksichtigung gefunden. Die Universitäten sind zu neuen Staatsanstalten degradirt worden. Den Aerzten selbst ist als Corporation kein Recht ertheilt, an der öffentlichen Hygiene sich zu betheiligen. Von dem Minister des Innern wird die ganze Gesundheitsmaschine in Bewegung gesetzt; vom Selfgouvernment ist keine Rede. — Das sind die Maximen und Principien der Medicinalordnung des einst republikanischen Hollands. Dieses Gesetz wurde im Jahr 1865, ohne daß die Universitäten und die Aerzte Widerspruch erhoben, eingeführt. Wenn man damit die freisinnigen englischen Medicinalgesetze, die den ersten Anfang einer Staats- und Privathygiene in ihren Grundzügen enthalten, vergleicht,

dann muß ſich vollends Einem die Ueberzeugung aufdrängen, daß „etwas faul ſei im Staate Dänemark“.

So iſt's, die Holländer befinden ſich jetzt gerade auf dem Standpunkte, den wir Deutſchen zu Peter Franks Zeiten einnahmen, der auch damals unſeren Culturverhältniſſen entſprach. Was die neue Medicinalordnung, die den einzelnen Gemeinden jede Mitwirkung an der Handhabung der öffentlichen Geſundheitspflege verſagt, genützt hat, das haben die Choleraepidemieen in Groningen und Leyden bewieſen.

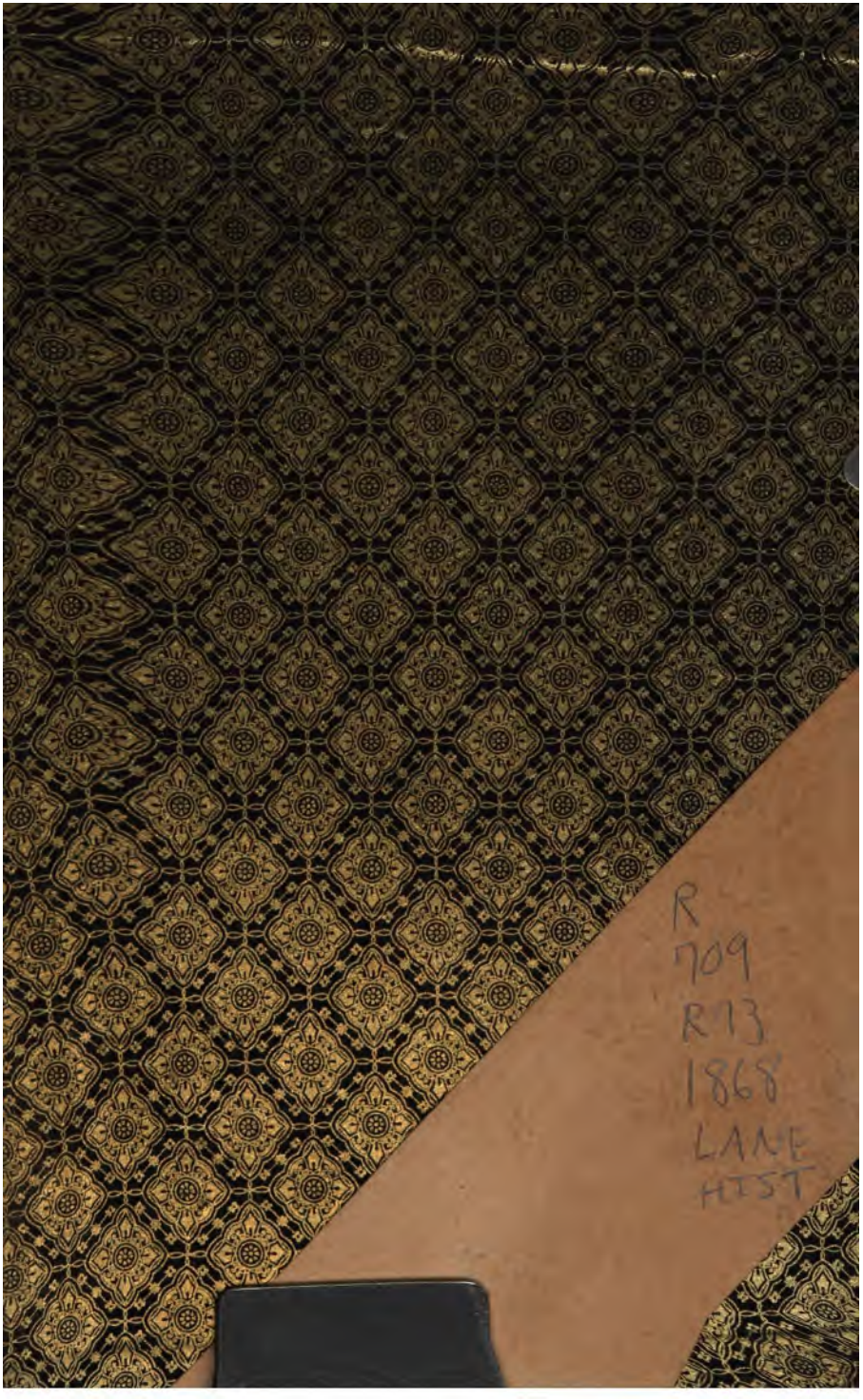
Wenn wir in Deutſchland ſo glücklich ſind, mit dem mediciniſchen Abſolutismus gänzlich gebrochen zu haben und nahe daran ſind, das mediciniſche Selfgovernment uns zu erwerben, die Wiſſenſchaft vom Staate zu emancipiren, den Unterſchied von Staats- und Privatmedicin, Staats- und Privathygiene praktiſch durchzuführen, ſo bekleiden ſich die Holländer jetzt mit unſeren abgethanen, in die Trödelbude bereits verwieſenen Lumpen. Holland hat zu lange bloß im geiſtigen Verkehr mit dem ſeit Jahrtauſenden ſtille ſtehenden China und Japan geſtanden. Kehre es jetzt um und laſſe ſich von Deutſchland annectiren, in deſſen Adern Lebensblut pulſirt. Wenn Holland nicht ganz verſumpfen und ſeinem urſprünglichen Schickſale geiſtig zurückverfallen will, ſo bedarf es einer Transfuſion des deutſchen Geiſtes und des deutſchen Lebens.

Leben Sie wohl. Morgen reiſe ich ab nach Bentheim, um mich von den geiſtigen Miasmen, die ich hier eingeſogen, zu desinficiren.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Berichtigungen:

Seite	62	Zeile	8	von	unten	lies statt die: den.
„	88	„	1	„	oben	„ statt dieſer: jener.
„	131	„	13	„	oben	„ statt Südweſt: Südoſt.
„	162	„	4	„	oben	„ statt erſterer: erſteres.
„	166	„	13	„	unten	„ hinter Menge: eine.
„	194	„	10	„	oben	„ statt weiter: vorwärts.
„	289	„	17	„	oben	„ statt braucht: brauchen.
„	290	„	1	„	oben	„ vor Angehöriger: nicht.
„	291	„	14	„	oben	„ statt welches: welcher.
„	294	„	12	„	oben	„ statt es: ſie.
„	304	„	11	„	oben	„ hinter und: der.
„	333	„	15	„	oben	„ statt dem u. ſ. w. der ariſtokratiſche u. ſ. w.
„	338	„	4	„	oben	„ statt gewordene: gewordener.
„	365	„	3	„	unten	„ statt ausreichend ſei: genüge.
„	487	„	9	„	oben	„ statt Lutters: Littré's.
„	502	„	2	„	oben	„ statt Keller: Kellner.


R
709
R13
1868
LANE
HIST